Der

dänische Avanturier.

Oder des

Herrn von R.

eines gebohrnen Dänen

und Verwandten des berühmten Engelländers,

Robinson Crusoe,

wunderbare

Begebenheiten

und

Reisen

nach Frankreich, Ost- und Westindien

und in die Südsee,

gröstentheils von ihm selbst in dänischer Sprache beschrieben,

nach seinem Tode aber

ins Deutsche übersetzet und herausgegeben

von

Oluf Friederich Jakob Jakobsen.

Erster Theil.

Frankfurt und Leipzig.

1751.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Vorrede des Herausgebers.

Als ich mich vor zwey Jahren, nämlich im 1749sten Jahre, in Jütland aufhielt, hatte ich die Ehre, die Bekanntschaft eines dasigen angesehenen Mannes zu erhalten. Ich will ihn Slegaard nennen. Er war schon bey Jahren und ein Wittwer. Er hatte einen einzigen Sohn, den er mit der einzigen Tochter eines sehr werthen Freundes, um dessen Absterben sie noch in Trauer waren, verheyrathet hatte. Die sehr beträchtlichen Güter dieses letztern waren theils durch Vermächtniß, theils durch die geschlossene Verbindung an den Sohn des ehrwürdigen Slegaards gefallen; und da dieser selbst sehr bemittelt war: so war sein Sohn dadurch einer der Ansehnlichsten in der Provinz geworden. Dieser Sohn war sehr wohl erzogen, von guten Sitten und scharfem Verstande. In seinem Betragen herrschte eine edle Anständigkeit; und er war des Adels würdig, den er durch seinen Schwiegervater kurz vor der Vermählung erhalten. Uebrigens liebte er seine Frau auf das zärtlichste, und der alte Vater hatte seine innigste Freude an ihnen. So sehr er aber auch seine Kinder liebte,

mit einer eben so zärtlichen Ehrfurcht ward ihm hingegen von ihnen wieder begegnet. Sie liebten sämmtlich das Landleben, und sie genossen auf ihren Gütern die Süßigkeiten einer angenehmen Ruhe, welche Vernunft, Geschmack und zuweilen ein wohlgewählter Umgang noch reizender machten.

Als ich eines Tages mit einem benachbarten Edelmann, dessen Sohn ich als Hofmeister vorstund, bey dieser liebenswürdigen Familie speisete, und wir über Tische von Reisen in fremde Länder gesprochen hatten: so nahm mich der alte Herr Slegaard nach Tische, als die Gesellschaft sich zerstreuet, und uns allein gelassen hatte, mit in sein Kabinet. Nachdem er daselbst aus einem verschlossenen Kästgen ein ziemlich starkes Manuscript gelanget und ich mich auf sein Verlangen neben ihn gesetzet hatte, sagte er zu mir: „Mein Herr! Ich habe „das Vertrauen zu ihrer Aufrichtigkeit und „Redlichkeit, daß sie dasjenige, was ich ihnen „anitzt eröffnen will, so lange geheim halten „werden, bis ich entweder nicht mehr am Le„ben bin, oder bis ich ihnen erlaube, öffentlich „davon zu sprechen. Sehen sie, hier ist ein „Manuscript. Dieses enthält sehr merk„würdige und zum Theil geheime Begeben„heiten, die meinem besten Freunde auf der

„Welt,

„Welt, nämlich dem Herrn von R. (hier „nennte er den Vater seiner Schwiegertoch„ter) und einestheils auch mir begegnet sind. „Sie werden darinn eine wunderbare und „weise Führung unsers Schöpfers erblicken, „und zugleich daraus ersehen, daß es nicht je„derzeit auf gute Geburth, Reichthum, gute „Erziehung und eigene Klugheit ankommt, „in der Welt glücklich zu seyn. Nehmen sie es „mit sich, und lesen sie es durch. Wir werden „einander aufs höchste in 14 Tagen wieder „sehen, und so lange können sie es behalten.„

Ich bedankte mich hierauf, daß er mich eines so besondern Vertrauens würdigte, mir so merkwürdige und geheime Sachen zu offenbaren, und versprach ihm zugleich meine Verschwiegenheit. Als wir nun nach Hause zurück kehrten, nahm ich es wohlverwahrt mit. Ich versäumte hiernächst keine Zeit, es ingeheim, und zwar mehrentheils des Nachts, durchzulesen. Vierzehn Tage darauf, als wir glaubten, den alten Herrn nebst seiner Familie bey uns zu sehen, erhielten wir die Nachricht, daß seine Schwiegertochter unpäslich geworden sey, und man ersuchte die Gemahlinn meines Patrons eiligst zu ihnen zu kommen. Sie fuhr daher alsbald fort, und den andern Tag bekamen wir durch ei-

nen Boten die Nachricht, daß die junge Dame mit einem wohlgestalten Sohne in die Wochen gekommen sey. Wir wurden zugleich auf das höflichste und feyerlichste gebeten, uns sämmtlich bey einem, den dritten Tag darauf angestellten, grossen Gastgebote einzufinden. Wir nahmen diese Einladung mit allem Danke an, und als wir uns in den Wagen setzten, um zu ihnen zu fahren, vergaß ich nicht, mein Manuscript vorsichtig mit zu nehmen.

Als wir ins Haus traten, erfuhren wir, mit nicht geringer Bestürzung, daß der alte Herr Slegaard plötzlich mit einer grossen Schwachheit befallen worden. Und nach den ersten Höflichkeiten, die wir dem jungen Herrn von R. und seiner Gemahlinn über die erste Pflanze ihrer Verbindung erzeiget hatten, liessen wir uns zu dem alten Herrn führen. Wir trafen ihn in sehr schlechtem Zustande an, und zu unserm gröβten Leidwesen starb dieser ehrwürdige Alte bereits den andern Tag.

Da ich von seinem Tode am Ende dieses Werks umständliche Nachricht zu geben verbunden bin: so werden sich meine Leser bis dahin gedulden. Allhier will ich nur so viel melden, daß ich noch vor seinem Tode von

ihm

ihm und seinem Sohne die Erlaubniß bekam, das Manuscript ins Deutsche zu übersetzen, und durch den Druck, doch nach einigen sehr geringen Einschränkungen, bekannt zu machen.

Dieses ist es also, was ich denen Lesern von der Art und Weise, wie ich zum Herausgeber dieser Begebenheiten geworden bin, zu berichten habe. Ich mache nunmehro mit diesem ersten Theile derselben den Anfang, und in kurzen wird das übrige folgen, welches unstreitig nicht nur lehrreicher, sondern auch wunderbarer, und folglich merkwürdiger, seyn wird.

Doch ich muß mich noch gegen meine Landesleute erklären, warum ich diese Geschichte nicht in eben der Sprache, in welcher sie aufgeschrieben war, sondern in einer deutschen Uebersetzung herausgebe. Einestheils bin ich im Dänischen nicht so wohl erfahren, (ob ich schon selbst ein gebohrner Däne bin; aber man hat mir meine Erziehung größtentheils in Deutschland gegeben,) daß ich ein hin und wieder sehr unleserliches Manuscript gehörig ausbessern können; und dieses war auch dem seel. Herrn Slegaard ganz wohl bewußt. Ueberdieses urtheilte er nebst mir, daß dieses Buch, wenn es in deutscher Sprache abgefasset wäre, allgemeiner, und mehrern Lesern bekannter werden könnte; weil doch die dänische Sprache sich lange nicht so weit, als die deutsche, ausgebreitet hat. Da ich auch endlich auf meinen Reisen, mit meinem Untergebenen, einen Verleger in einer angesehenen Stadt Deutschlandes fand, dem ohnedieß mit einem dänischen Buche nicht würde gedienet gewesen seyn: so bestärkte mich solches in meinem Vorsatze, und ich machte mich daher nach

und nach und bey müßigen Stunden an die Ueberſetzung und Ausbeſſerung meines Manuſcripts.

Daß endlich die eigentlichen Namen der in dieſer wahrhaften Geſchichte vorkommenden Perſonen nicht genennet ſind, und man ſtatt deren erdichtete erwählet hat, wird ein jeder vernünftiger Leſer für billig finden. Denn da vielleicht noch verſchiedene dieſer Perſonen am Leben ſind: ſo würde es ſich gar nicht geſchickt haben, einen oder den andern durch Nennung ſeines Namens verdrießlich zu machen, oder wohl gar zu beſchämen.

Uebrigens wünſche ich, daß die Leſer bey dem Durchleſen dieſes Buches eben ſo viel Vergnügen empfinden mögen, als ich bey deſſen Ueberſetzung ſelbſt empfunden habe. Der Verleger verſichert zugleich hierdurch, daß, wenn dieſer erſte Theil Beyfall und Abgang finden wird, künftige Meſſe der zweyte Theil unfehlbar herauskommen ſoll.

In Anſehung des Titels muß ich noch anmerken, daß mein Verleger zwar gerne geſehen hätte, wenn ich dieſes Werkgen den däniſchen Robinſon benennen können. Allein, da ſchon im vorigen Jahre ein Buch unter dieſer Aufſchrift zum Vorſchein gekommen: ſo hat man ſich eines bereits da geweſenen Titels nicht bedienen wollen, ungeachtet folgende Geſchichte viel eher, als eine andere, dieſen Titel verdienet hätte. Hiermit empfielet ſich dem Wohlwollen des geneigten und billigen Leſers mit aller Ergebenheit

Wittenberg, den erſten Tag des Märtzmonats, 1751.

der

Herausgeber.

Wunderbare Begebenheiten und Reisen des Herrn von R.

Erster Theil.

Erstes Buch.

Der zwölfte September des 1706ten Jahres war mir ein sehr traurig er Tag. Ich erlitte an selbigen einen Verlust, der eine grosse Anzahl unglücklicher Begebenheiten nach sich zog. Auch noch itzo, da sie schon längst vorüber sind, kann ich nicht ohne Entsetzen daran gedenken. Dieser Tag ist aber auch desto merkwürdiger, weil dasjenige, was sich damals eräugete, mit solchen besondern Umständen begleitet war, die einen ungemeinen Einfluß in mein ganzes Leben gehabt haben. Die Folge meiner Begebenheiten, die nach ausgestandenen vielfältigen Unglücksfällen nunmehro in guter Ruhe beschreibe, wird solches ausführlicher zeigen.

Mein Vater war ehemals ein Kaufmann gewesen; er hatte aber die Handlung einige Jahre vor dieser traurigen Begebenheit, mit der ich meine Erzehlung anfangen muß, aufgegeben, und er lebte, nachdem er sich hatte adeln lassen, von einem ansehnlichen Vermögen, daß ihm theils das Glück, theils eine gute Haushaltung, zugetheilet hatte. Er stammte, wie ich es damals nicht anders wußte, von einer alten bürgerlichen Familie in Dännemark her. Er verzehrte die Renten seiner beträchtlichen Güter in einer ansehnlichen Provinz ganz ruhig. Ein Charakter, den er, nach der Gewohnheit seiner Landesleute, angenommen hatte, machte ihn zu einem derer Vornehmsten des Landes. Er hatte sich in seinem vier und vierzigsten Jahre mit meiner Mutter verheyrathet. Sie war von guter Familie, aber ohne Vermögen, das aber die Tugend und Schönheit reichlich ersetzten. Ich kam im zweyten Jahre ihrer Verbindung, nämlich, im 1688sten Jahre, zur Welt. Kaum hatte ich aber das sechste Jahr erreichet, so verlor ich auch schon meine liebenswürdige Mutter. Meine Kindheit ließ mir zwar diesen Verlust nur sehr wenig empfinden, allein mein Vater wurde dadurch desto stärker gerühret. Er hatte sich blos ihrer guten Eigenschaften wegen mit ihr verbunden, und seine Liebe ward von ihr mit der zärtlichsten Gegenliebe erwiedert. Er konnte sich also niemals zu einer neuen Verbindung entschliessen; so vortheilhaft auch die Gelegenheiten waren, die seinen Vorsatz zu unterbrechen suchten. Er betrauerte daher

den Tod ſeiner geliebten Gemahlinn Zeitlebens. Und da ſie ihm der Tod entriſſen: ſo warf er alle ſeine Liebe und Gewogenheit auf mich allein. Er wendete alle mögliche Sorgfalt auf meine Erziehung. Man lehrte mich alles, was jungen Leuten meines Vermögens und Standes zu wiſſen nöthig iſt, wenn ſie mit der Zeit der Welt nützliche Dienſte leiſten ſollen. Ich begriff auch alles mit leichter Mühe, und erleichterte durch meine Aufmerkſamkeit die Bemühung, die ſich meine Lehrmeiſter, mich zu unterrichten, gaben. Dieſe waren aber auch weder Pedanten, noch nachläßige oder ſklaviſche Leute. Ein vernünftiger Eifer und ein guter Geſchmack gaben ihrem Unterrichte Nachdruck und Schönheit. Und ich ſage dieſen geſchickten Leuten auch noch itzo Dank für ihre getreue Bemühung, der ich ein groſſes Theil meiner gegenwärtigen Glückſeligkeit ſchuldig bin. So ward ich bis in mein achtzehntes Jahr erzogen.

Nunmehr war mein Vater geſonnen, mich auf eine auswärtige berühmte Univerſität zu ſchicken, um mich in denen Wiſſenſchaften, denen ich gewidmet war, und die ich bereits verehrte, deſto vollkommener zu machen. Man hatte einen vernünftigen, tugendhaften und erfahrnen Gelehrten ausgeſuchet, der mich begleiten und meinem Studiren und meinen übrigen Uebungen gehörig vorſtehen ſollte. Er hieß Herr **Slegaard**, ich werde ihn aber meiſtentheils meinen **Mentor** nennen: denn ſeine Liebe zu

mir, und die Folgen meiner Begebenheiten, in welchen er mich niemals verlassen, sondern mir mit Rath und That auf das zärtlichste und vernünftigste beygestanden hat, verdienen diesen Namen. Schon in dem ersten Monate, da er zu meinem Vater ins Haus kam, wußte er es so wohl einzurichten, daß ich ihn ungemein lieb gewann, und ihm mit der größten Ehrerbietung begegnete, so wie er mir jederzeit mit einer wahren Zärtlichkeit und einem offnen Herzen entgegen kam. Zugleich zog er sich das Vertrauen meines Vaters gänzlich zu; als welcher sich glücklich pries, einen Mann gefunden zu haben, dem er die völlige Auferziehung eines Sohnes, den er so sehr liebte, überlassen könnte. Wie glücklich würde ich gewesen seyn, wenn sein Vertrauen, das er in ein paar andere Personen, die gar bald auftreten werden, gesetzt hatte, eben so gegründet gewesen wäre, und wenn ich selbst mich nicht zuweilen der weisen Vorsorge meines Mentors muthwillig entzogen hätte!

Die Reise aber, die ich nebst meinem werthen Mentor antreten sollte, verzog sich, aus verschiedenen Ursachen, über ein halbes Jahr. Endlich aber ward der Tag zur Abreise festgesetzt, und der zwölfte September des 1706ten Jahres war dazu fest bestimmt. Doch, ach! das Schicksal hatte nicht beschlossen, mich, bey meiner ersten Ausflucht in die grosse Welt, der Ruhe und Zufriedenheit geniessen zu lassen. Ich sollte zuvor die Schmerzen eines unwiederbringlichen Verlusts empfinden.

Der

Der vierte Tag vor meiner Abreiſe war von meinem Vater zu einem groſſen Feſte beſtimmt, das er denen Vornehmſten der Provinz und ſeinen Freunden und Verwandten meinetwegen geben wollte. Wir befanden uns damals auf einem ſchönen Landgute, das meinem Vater zugehörte. Das Wetter war ſehr angenehm, und die Geſellſchaft auserleſen. Dieſer Feſttag verſtrich alſo in einem gemeinſchaftlichen Vergnügen. Doch mein Vater wollte ſeine Gäſte dieſen Abend noch nicht von ſich laſſen. Seine Abſicht war, ſie bis auf den Tag meiner Abreiſe bey ſich zu behalten. Die meiſten lieſſen ſich auch endlich dazu bereden, nur einige wenige, nebſt denen meiſten Damen, nahmen von uns Abſchied. Den Morgen darauf hatte man einen Luſtritt nach einem andern nahe gelegenen Gute veranſtaltet. Mein Vater war jederzeit ein Liebhaber vom Reiten geweſen, und in ſeinem Stalle befanden ſich beſtändig einige gute Reitpferde, die ihm beſtändig ſeine eigene Stutereyen lieferten. Einige aus der Geſellſchaft wollten aber lieber fahren, andere aber leiſteten meinem Vater, meinem Hofmeiſter und mir zu Pferde Geſellſchaft; und wir machten zuſammen, unſere wohlberittenen Diener ausgenommen, acht Perſonen zu Pferde aus. Mein Vater war bey dieſer Luſt, ungeachtet ſeines Alters von vier und ſechzig Jahren, überaus aufgeräumt, und immer der vorderſte. Sein Pferd war ein guter Läufer, und that es allen andern zuvor. Wir hatten etwa eine halbe Meile zu reiten, und der Weg gieng

durch ein angenehmes Hölzchen, welches zu unserm Gute gehörte. Zweene Tage zuvor war ein starker Sturmwind gewesen, der denn verschiedene Bäume umgeworfen hatte. Nun waren zwar unsere Bauern befehliget worden, den Weg wieder frey zu machen, und die darüber gefallenen Bäume auf die Seite zu räumen; allein, entweder waren sie zu faul gewesen, oder sie hatten nicht damit fertig werden können; denn wir wurden genöthiget, nachdem wir schon fast halb durch waren, wieder zurück zu kehren, um einen andern Weg zu suchen. Mein Vater, dem dieser Umweg nicht anstund, bat uns, ihm nur frisch zu folgen, weil ihm ein Nebenweg bekannt wäre, der uns unfehlbar zu statten kommen würde. Doch, indem er über einen mäßigen Baum, der an der einen Seite des Weges lag, wohin wir sollten, setzen wollte, wurde das Pferd, durch die ausgebreiteten Zweige des Baumes, die es im Springen am Bauche berührten, scheu, und ungeachtet aller Bemühung, gieng es im vollen Rennen mit ihm durch. Wir eilten ihm nach, so gut wir konnten. Aber, leider! wir konnten dem Unglücke nicht abhelfen, das über ihn verhänget war. Das Pferd rennte eine mäßige Anhöhe hinauf, da aber auf der andern Seite eine grosse Tiefe war, die einem Graben ähnlich war, worinnen dickes Gesträuche und Dornen wuchsen: so stürzte Mann und Pferd ohne Rettung in vollen Sprüngen hinunter. Wir kamen eben dazu, als dieser Fall geschah. Einige von uns nahmen eilends einen an der Seite in die Tiefe herunter-

gehen-

gehenden Weg, um meinem Vater zu Hülfe zu kommen. Allein, wir trafen ihn in einem ſchlechten Zuſtande an. Er lag ohne Empfindung, als ein Todter, da; und wir konnten erſt nach vieler Mühe einiges Leben an ihm ſpüren. Ein paar von unſern Bedienten mußten eilends nach der nächſten Stadt jagen, um einen gewiſſen Doctor und einen geſchickten Wundarzt zu holen. Inzwiſchen legten wir ihn in einen Wagen, und lieſſen ihn ganz langſam nach unſern Gute fahren.

Dieſer Unglücksfall ſtörte unſere Luſt gänzlich, und die Geſellſchaft zerſtreuete ſich voller Beſtürzung. Nur ein paar gute Freunde nebſt denen Verwandten, dieſe waren meiner ſeel. Mutter Brüder, blieben bey uns. Endlich ſtellten ſich die Aerzte ein. Sie unterſuchten mit gröſtem Fleiſſe alle verletzte Theile des Körpers. Sie verbanden ihn. Und da wir ſehr genau auf alle ihre Mienen Achtung gaben: ſo wurden wir nicht wenig betroffen, als wir daraus bemerkten, daß ſie an einer glücklichen Kur ſelbſt zweifelten. Der Doctor zog hierauf den älteſten Bruder meiner Mutter auf die Seite, und gab ihm zu verſtehen: man thäte ſehr wohl, den Patienten, ſo bald er ſich nur einigermaſſen erholet hätte, mit geiſtlichen Arzeneyen zu verſorgen, denn die leiblichen würden doch nichts anders helfen, als ihm ein paar Tage ſeine Todesſtunde zu verzögern. Man kann leicht denken, in welche Beſtürzung alle Anweſende durch dieſe Nachricht geſetzet wurden. Ich war zwar noch ein junger roher Menſch, al-

lein keinesweges von allen vernünftigen Begriffen, am wenigsten von zärtlichen Empfindungen, entblösset. Ich stellte mir den Verlust eines so werthen Vaters, der mich aufs innigste geliebet hatte, auf das empfindlichste vor. Ich wurde dadurch so ausser mich selbst gesetzet, daß ich lange Zeit nicht wieder zu mir selbst kommen konnte. Mein lieber Hofmeister sprach mir zwar aufs beste zu, und sein gegründeter und liebreicher Zuspruch würkte auch nach und nach eine Art einer, doch traurigen, Gelassenheit bey mir. Dennoch aber konnte er den Ausbruch der bittersten Thränen nicht verhindern. Ich brachte diesen betrübten Tag mit Seufzen und Weinen zu, ohne weder Speise noch Trank zu geniessen. Den andern Morgen erschien der Priester. Die Aerzte hatten durch die kostbarsten und kräftigsten Stärkungen meinen Vater so weit hergestellet, daß sich sein Verstand wieder eingefunden hatte, und er auch zwar schwach, doch vernehmlich, sprechen konnte. So bald er nun so weit zu sich selbst gekommen war, hatte er einen Reitknecht mit einem geheimen Befehle nach seinem Hause in die Stadt geschicket. So bald der Prediger gemeldet ward, ließ er ihn sofort zu sich vors Bette kommen, und wir entfernten uns auf seinen Wink sämmtlich. Ungefehr nach ein paar Stunden ließ mein Vater mich, meinen Hofmeister und meine beyden Oheime zu sich rufen. Wir fanden den Geistlichen noch bey ihm. So bald wir ans Bette traten, streckte er seine rechte Hand nach mir aus. Ich faßte sie an, und küssete sie,

indem

indem ich ſie mit meinen Thränen benetzte. Er nahm aber eine geſetzte und ruhige Miene an, und redete mich ungefehr mit folgenden Ausdrücken an:

„Mein Sohn! ich empfinde, daß meine Tage „zu Ende ſind. Ich habe vielleicht nur noch ei„nige Stunden zu leben. Dieſe will ich eines„theils den Pflichten der väterlichen Liebe, an„derntheils aber meinem Schöpfer, der mich ru„fet, widmen. Das Irrdiſche zerſtreuet unſere „Sinne. Es iſt alſo beſſer, ich beſorge dieſes „zuerſt, und reiſſe mich von allen Gegenſtänden „loß, die mich beunruhigen können; damit mir „an denjenigen Pflichten, die ich meiner Seele „ſchuldig bin, nichts hinderlich iſt. Die Um„ſtände meiner Güter und meines Vermögens „ſind dir zum Theil bekannt. Die Verwaltung „derſelben kannſt du theils deiner wenigen Jah„re, theils deiner Reiſen wegen, noch nicht an„treten. „

Hier hielt er ein, um ſich etwas zu erholen, und als er fortfahren wollte, trat der Reitknecht, den er in die Stadt geſchickt hatte, ins Zimmer, und überlieferte ihm ein wohlverwahrtes kleines Käſtgen. Ich mußte ihm hierauf einen Schlüſſel, aus einem, in der Stube ſtehenden, Schreibepulte, langen. Er ſchloß das Käſtchen damit auf, und langte zwey Paquete Schriften heraus. Sie waren alle verſiegelt. Das größte derſelben überreichte er dem Geiſtlichen mit dieſen Worten: „Mein wertheſter Herr Paſtor! hierinn werden „ſie das Teſtament finden. Ich habe es erſt

„vor einigen Wochen aufgesetzt, weil ich meinen „Sohn in fremde Länder zu schicken gesonnen „war. Hierbey ist ein Verzeichniß meines sämt„lichen Vermögens, nebst allen dazu gehörigen „Dokumenten. Man wird daraus zugleich er„sehen, wem ich die Verwaltung desselben am „liebsten anvertrauen wollte, bis mein Sohn von „seinen Reisen zurück kommt, und sie selbst über „sich nehmen kann. Doch allen etwanigen „Irrungen vorzubeugen, erkläre ich mich anjetzo, „daß ich gegenwärtige meine Herren Schwäger „beyderseits dazu ernennet habe, die, wie ich hof„fe, dem Sohne ihrer seeligen Schwester diese „Mühwaltung und diese Vorsorge für sein Be„stes nicht abschlagen werden. Ich habe zugleich „das Vertrauen zu ihrer Gerechtigkeit und Red„lichkeit: sie werden die Pflichten der Freund„schaft und der Ehre beobachten. So wird mein „Sohn durch ihre Vorsorge glücklich, sein Ver„mögen aber in ihren Händen sicher und in blü„henden Umständen seyn. Mein Sohn wird „sie daher kindlich zu verehren wissen, und ihnen „Zeitlebens ihre väterliche Aufsicht, die sie statt „meiner über sich nehmen, verdanken. ‥ „

Hier schöpfte er wieder Odem. Hierauf redete er meinen Hofmeister mit grosser Zärtlichkeit an: „Mein lieber Herr **Slegaard**! ich hoffe, „sie werden meinen Sohn, der eines getreuen „Führers bey seinem Studieren und auf Reisen „höchst benöthiget ist, nach meinem Tode nicht „verlassen. Ich weis, er wird ihnen ihre Sorg„falt

„falt ſelbſt noch verdanken. O wie leicht kann „ein junger Menſch ſtraucheln und fallen, wenn „ihm nicht der Rath und Beyſtand eines ver„nünftigen Mannes, der die Tugend und die „Welt kennet, unterſtützet! Ich vertraue ihnen „alſo dieſen meinen einzigen Sohn, und ich em„pfehle ihn ihrer getreuen Aufſicht. Vornem„lich tragen ſie Sorge, daß er die Religion, die „Tugend und ſich ſelbſt, ſo viel möglich, kennen „lernet. Wenn er auf Gott und auf ſich ſiehet: „ſo wird er auch die Pflichten ausüben, die er „ſeinem Nächſten ſchuldig iſt. Lieben ſie ihn. „Er iſt ein Pfand, das ich niemanden als ihnen „anzuvertrauen weis, und das mir meinen Ab„ſchied von der Welt am ſchwehreſten machet. „Gott ſeegne ſie und ihn! Wegen ihrer Be„mühung habe ich eine Verordnung gemacht, „und ich weis, man wird ihr nachkommen. „Doch, mein Werthester! gedenken ſie bey dem „geringen Vermächtniſſe, das ich ihnen aus„geſetzet habe, jederzeit derjenigen letzten Bitte, „die ich, der Wohlfarth meines Sohnes wegen, „an ſie gethan habe, und meines von ihnen ge„nommenen Abſchiedes!„ Hier hielt mein Vater wieder ein. Die Thränen brachen ihm aus den Augen, und indem er mich umarmte, und ſeine erblaßten Wangen an meinen Mund drückte, überfiel ihm eine Ohnmacht, in der er wohl eine Viertelſtunde zubrachte. Nachdem er ſich endlich wieder erholet hatte, redete er mich zuletzt unter einer zärtlichen Umarmung nochmals an:

„Mein

„Mein lieber, mein einziger Sohn! hier sind „einige versiegelte Papiere, die dir vielleicht ein„mal sehr dienlich seyn können. Wiewol, ich „wünsche am wenigsten, daß du sie nöthig ha„ben mögtest. Denn wisse: Ich gebe dir hier„mit nicht eher Erlaubniß, sie zu eröfnen, als „bis dir entweder ein grosses Unglück, dafür dich „doch Gott bewahren möge! zustossen sollte, oder „bis du aus wichtigen politischen Ursachen, die „deine ganze Wohlfarth betreffen, umständliche „Nachricht von deinem und meinem Herkom„men haben muß. Erinnere dich dieser wichti„tigen Anmerkungen. Mein Fluch und mein „Seegen wird das Unterlassen und Vollbringen „dieses meines letzten Befehls begleiten. Uebri„gens wirst du nach meinem Tode dein Studie„ren und deine Reisen, in Begleitung dieses dei„nes Hofmeisters, dem du, als deinen Vater, „gebührende Hochachtung zu erweisen schuldig „bist, antreten. Gott seegne dich! Ach! mein „Sohn! wie schwehr wird es mir, dich zu ver„lassen! Fürchte Gott! und richte alle deine Be„mühungen zu seiner und deiner Ehre, und zum „Nutzen deines Nächsten ein. So wird dirs „wohlgehen, und du wirst deinem Vaterlande „nützliche Dienste leisten. Nun, meine Freun„de! ich bitte sie, mich zu verlassen. Ich werde „mich bis an mein Ende mit diesem ehrwürdigen „Geistlichen unterhalten; denn meine übrigen „Stunden sind meinem Schöpfer geheiliget. Le„ben sie wohl! und bitten sie Gott vor mich!„

Nach dieſen Worten kehrte er ſich von uns weg. Ich küßte ihm zu guter letzt die Hand, und darauf führte man mich, faſt mit Gewalt, aus dem Zimmer. Mein Hofmeiſter begleitete mich, und verließ mich nicht. Meine Verwandten hatten mit ändern Verrichtungen zu thun, und ich wollte auch niemanden weiter um mich leiden. Dieſen Tag brachte ich hierauf in der größten Schwermuth zu, und ſo ſehr ſich mein Mentor auch bemühete, mich aufzurichten: ſo wenig war ich doch im Stande, ſeine Vorſtellungen anzunehmen. Wenn ſich nur die geringſte Bewegung vor meinem Zimmer äuſſerte: ſo ward ich in das größte Schrecken verſetzt, weil ich mir alle Augenblicke einen traurigen Boten vermuthete. Doch dieſer Tag verfloß ohne weitere Veränderung. Allein, den darauf folgenden Morgen um 4. Uhr kam der Geiſtliche, der ſich auf Erſuchen meines Vaters ſo lange bey ihm aufgehalten hatte, in mein Zimmer. Ich hatte die ganze Nacht nicht geſchlafen, und ich war bereits auſſer dem Bette, und mein Hofmeiſter leiſtete mir Geſellſchaft. Die Mienen des Geiſtlichen kündigten mir ſchon bey ſeinem Eintritt ins Zimmer eine traurige Nachricht an. „Mein Herr!„ ſagte er, „ich habe ihnen eine betrübte Zeitung zu bringen. „Sie werden ſie mit aller möglichen Gelaſſen„heit und mit chriſtlicher Ergebung in den gött„lichen Willen annehmen. Ihr Herr Vater „iſt vor einer halben Stunde verſchieden. Gott „hat ihn aus dieſer Zeitlichkeit abgefordert. Er „iſt in einem ſolchen Zuſtande dieſem heiligen

„Win-

„Winke gefolget, daß ich mir und allen Men„schen eine so schöne und seelige Auflösung von „Herzen wünsche.„ Unter diesen Worten war ich in Ohnmacht gefallen. Man brachte mich nach vieler Mühe wieder zu mir selber. Wie? waren sofort meine Worte: Mein Vater ist todt? ‥ Ach Gott! ‥ wer wird inskünftige für mich sorgen? „Das wird ihr Schöpfer „selbst seyn,„ antwortete mir der Geistliche. „Vertrauen sie auf ihn. Ihre zeitlichen Um„stände sind von solcher Beschaffenheit, daß sie, „wenn sie den Pflichten eines vernünftigen Chri„sten nachkommen wollen, glücklich und vergnügt „leben können. Fassen sie sich, und leben sie in„zwischen wohl. Ich muß von ihnen eilen, mein „Amt ruset mich. Ich lasse sie in den Händen „ihres vernünftigen Hofmeisters. Er wird ih„nen in ihrer Betrübniß beystehen.„ Hiermit nahm er Abschied von mir. Mein Hofmeister brachte es endlich nach einigen Tagen durch mancherley Zureden und Vorstellungen dahin, daß mich meine Traurigkeit einigermassen verließ, und ich nach und nach in den Stand gesetzet wurde, wieder an mich selbst zu gedenken.

Meine Vormünder nahmen sich inzwischen aller Sachen an. Sie besorgten das Begräbniß, die Trauer, und bezeigten alle Sorgfalt, die man von ihnen erwarten konnte. Endlich schritte man zur Eröffnung des Testamentes, welche aber ohne alle Weitläuftigkeit geschahe, indem ich der einzige Erbe war. Nunmehr erfuhr ich ganz zuverläßig, daß ich Herr über 80000. Reichs-

Reichsthaler an baaren Gelde war. Dieſes war aber meiſtentheils auf ſichere liegende Gründe, oder auf ſichere Obligationen, mit gehörigen Verſicherungen ausgeſetzet. Einige wenige tauſend Thaler waren baar in Caſſe. Hiernächſt belief ſich der Werth der liegenden Gründe und Güter eben ſo hoch. Die Stutereyen, Hornvieh und Schafe und überflüßiges und ſehr koſtbares Hausgeräthe ungerechnet. Auſſer allen dieſen Summen hatte ich bereits eine anſehnliche Goldbörſe nebſt einen Wechſel auf 1000. Reichsthaler empfangen, den ich in Hamburg zu heben hatte. In dem Schreibetiſche meines ſeel. Vaters fand ich auch noch 2000. Ducaten an Golde, 1000. Reichsthaler an allerhand raren und alten Silbermünzen, und noch einige tauſend Thaler ander Geld, welches letztere zu einigen Vermächtniſſen ausgeſetzet war. Hiervon bekam mein Hofmeiſter 4000. Thaler, als ein freywilliges Geſchenke. Das übrige war an Kirche, Schule, Arme und an die Bedienten vermacht. Doch ich halte mich hierbey zu lange auf. Genug, ich befand, daß ich, nachdem alles gehörig ausgerechnet war, meiſt zweymalhundert tauſend Thaler im Vermögen hatte. Gewiß, eine Summe, die einem jungen Menſchen von achtzehn Jahren Muth genug machen kann.

Nachdem nun alles, was das Teſtament erforderte, gehörig in Ordnung gebracht, alle Vermächtniſſe ausgezahlet, und über mein ganzes Vermögen ein Ueberſchlag gemacht war, machte ich endlich mit meinen beyden Oheimen und

mit meinem Hofmeister die nöthigen Anstalten zu meiner Reise. Meine Oheime traten die Verwaltung meines ganzen Vermögens an. Ich aber bedung mir von den jährlichen Einkünften, so lange ich ausserhalb Landes seyn würde, und keine weitere Veränderung zu machen nöthig hätte, jährlich 3000. Reichsthaler vor mich, und vor meinen Hofmeister 300. Reichsthaler aus. Dieses letztere war nur allein die jährliche ihm von meinem Vater bedungene Besoldung; denn ausser dieser erhielt er alles benöthigte, so gut, als ich. Von der übrigen Summe, welche von meinen Einkünften zurück blieb, und noch beträchtlicher war, erhielten meine Oheime jeder vor sich jährlich 600. Reichsthaler, und der Rest sollte zum Hauptstamme geschlagen, und also zu meinem Nutzen angewendet werden. Kurz, alles ward zwar freygebig, doch so ordentlich und vernünftig eingerichtet und besorget, daß ich, wenn ich in einigen Jahren würde zurückgekommen seyn, ein viel ansehnlicheres Vermögen hätte finden müssen, als ich anjetzt in den Händen meiner Oheime gelassen hatte.

Da ich nun endlich mit der Vorsorge dieser meiner Vormünder, oder Verwalter, denn sie waren alles, sehr vergnüget war, ward der Tag meiner Abreise angesetzet. Und ich trat auch würklich meine Reise im Ausgange des Jenners des 1707ten Jahres an. Doch, bevor ich meine Erzehlung fortsetze, wird es nöthig seyn, meinen Lesern diese meine beyden Oheime besser zu kennen zu lehren, als ich sie damals selbst kannte.

Die

Die Entwürfe oder Bezeichnung ihrer Charaktere werden einige wichtige Begebenheiten, und den Grund eines ſehr groſſen Unglücks, in welches ich nach einigen Jahren gerieth, ſehr erläutern. Und man wird ſehen, aus welchen Quellen es gekommen iſt, daß ich endlich um ein ſo groſſes Vermögen kam, und in der Welt auf Glück und Unglück herum ſchwärmen mußte.

Der älteſte dieſer Männer hieß **Sören** : :, der jüngere aber **Ole** : :. Beyde waren Kaufleute, doch von wenigem Vermögen. Beyde hatten in ihren jüngern Jahren das Unglück gehabt, Bankerott zu ſpielen, und man hatte ſie ſo gar in die Schlieſſerey geſetzt, aus welcher ſie mein Vater wieder frey gemacht hatte. Hierauf unterſtützte er ſie ſehr nachdrücklich; er brachte ihre Sachen nicht nur in gute Ordnung, ſondern er griff ihnen auch mit groſſen Geldſummen unter die Arme, und ſetzte ſie dadurch in den Stand, daß ſie die wichtigſten Handlungen unternehmen konnten. Sie hatten es endlich auch durch ihre Aufmerkſamkeit auf ihre Geſchäfte und durch einen unermüdeten Fleiß dahin gebracht, daß ſie nicht nur viel Geld gewonnen hatten, ſondern auch unter den Kaufleuten überall in groſſen Credit ſtunden. In dieſer Verfaſſung waren ſie, als mein Vater ſtarb, und ſie, deſſen hinterlaſſene Güter und ſämmtliches Vermögen zu verwalten, über ſich nahmen. Doch, genug von ihren äuſſerlichen Umſtänden. Ich muß ſie auch nach ihrem Gemüthe ſchildern.

Sören : :, als der älteste, war ein Mann von ungefehr 46. Jahren, von gutem äusserlichen Ansehen und gesunder Leibesbeschaffenheit. Beydes aber gebrauchte er nach seinen Absichten. Er war mißtrauisch, falsch, und eigennützig. In allen seinen Unternehmungen war er heimlich und betrügerisch. Er konnte sich sehr wohl verstellen; und dieses verursachte, daß ihn viele Personen, die sich auf sein ehrliches Gesichte verliessen, zu ihrem vertrauten Freunde annahmen, die er aber hernach aufs schändlichste hintergieng. Er dachte allemal anders, als er redete. Alles aber, was er that, geschah unter dem Deckmantel eines grossen Vertrauens und einer gänzlichen Aufrichtigkeit.

Ole : :, als der jüngste, war etwa 40. Jahr alt. Er stund mit seinem Bruder so lange in gutem Vernehmen, als es ihr gemeinschaftlicher Nutzen erforderte: so bald er aber seinen besondern Vortheil sahe, so trug er kein Bedenken, alles zu unternehmen, was jenem selbst zum größten Schaden gereichen konnte. Sonst besaß er ein wankelbares und wollüstiges Gemüthe. Da er aber gleichfalls ein Meister in der Verstellungskunst war: so wußte er seine wollüstigen Neigungen so wohl zu verbergen, daß niemand, auch von seinen besten Freunden nicht einmal, einigen Argwohn darauf bekam. Er war also eben so heimlich, als sein Bruder. Aber, wenn **Sören** in einem verschlossenen Zimmer seines Hauses saß und seine Gelder überrechnete oder zählete, oder

auch auf liſtige Streiche, ſeine Einkünfte zu vergröſſern, und andere ehrliche Leute zu betrügen, bedacht war: ſo verbarg ſich **Ole** mit zwo oder drey jungen Mägdchens, und pflegte ſeiner Wollüſte; oder er ſaß auch mit ein paar ihm ganz ähnlichen Männern, und verſpottete und verſchmähete, bey einem übermäßigen Geſöffe, alle Handlungen rechtſchaffener Leute. Doch bey allen dieſen Ausſchweifungen wußte er gleichwol ſeine Rechnung ſo wohl zu machen, daß er ſie niemals höher trieb, als ſie ſein Vermögen ertragen konnte. Allein, er hatte auch verredet, ſeine Güter zu vergröſſern; denn wenn er einen auſſerordentlichen Gewinn hinterliſtiger Weiſe erſchlichen hatte, ſo war der gröſte Theil davon ſeinen Wollüſten beſtimmet. Die Güter des ältern Bruders hingegen vermehrten ſich täglich, weil er, wie man leicht denken kann, alle Künſte gebrauchte, mehr einzuſammlen, als auszugeben. Kurz, Betrug, Bosheit, Heucheley und ein ſchändlicher Geitz erfüllten die Seelen beyder, nur daß der eine alle dieſe Laſter begieng, um Geld zu ſcharren und damit zu wuchern und reicher zu werden; der andere aber, um ſeine häßlichen Sinne zu kützeln, und ſich denen Wollüſten immer heftiger und hitziger zu überlaſſen.

Ich habe anjetzo die Charaktere dieſer Männer entworfen, nicht, wie ich ſie bey dem Anfange meiner Reiſe, und da ſie meine Vormünder wurden, erkannt hatte; denn damals hielte ich ſie für ehrliche, tugendhafte und rechtſchaffene Männer: ſondern ſo, wie ich ſie nach der Zeit, theils durch

die ſicherſten Nachrichten anderer, theils und zwar vornemlich durch die unglücklichen Zufälle, die ſie mir zuzogen, erfahren und eingeſehen habe. Man kann nunmehro urtheilen, wie ſicher mein Vermögen unter den Händen ſolcher Männer aufgehoben war. Man wird auch ſchlieſſen können, daß es der gemeinſchaftliche Nutzen dieſer meiner Herren Oheime erforderte, ſich bey der Uebernahme der Vormundſchaft ſo genau miteinander zu vereinigen, daß kein Zufall ihr ſchändliches Bündniß trennen konnte. Sie waren alſo in ihrer neuaufgerichteten Freundſchaft ſich auſſerordentlich getreu, ich aber mußte ihnen dieſe Tugend bezahlen. Die erſte Wirkung ihrer geſchloſſenen Freundſchaft war dieſe, daß ſie Sorge trugen, mich und meinen Hofmeiſter auf das eheſte zu entfernen. Da ich nun ſelbſt Luſt zu reiſen hatte, die Provinz auch wegen des erlittenen Verluſtes mir faſt unerträglich war: ſo koſtete es ihnen gar keine Mühe, ihre Abſicht zu erreichen; und ich beförderte alſo, unwiſſender Weiſe, mein eigenes Verderben. Sie wußten ſich übrigens ſo wohl in mich zu ſchicken, indem ſie mir alle erſinnliche Freundſchaft erwieſen, zu allem, was ich nur wünſchte, willfährig waren, ja, meinem Verlangen oftmals zuvor zu kommen ſuchten. Und ſo glaubte ich, ſo wohl als mein Hofmeiſter, (und wer hätte dieſes nicht glauben ſollen?) meine Güter wären ſo wohl verſorgt, und die Einrichtung meiner Einkünfte ſo weislich geordnet, daß ich dadurch und durch die Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und Weisheit meiner lieben Oheime allerdings

dinas jährlich um ein Beträchtliches reicher werden müßte. Und in dieser süssen Hoffnung reisete ich auch endlich fort.

Meine Reise gieng erstlich nach Hamburg, woselbst ich den bereits erwehnten Wechsel sofort hob. Nachdem wir hierauf alles Sehenswürdige in Augenschein genommen hatten: so setzten wir nach einigen Tagen unsere Reise nach L . . fort. Allein wir trafen daselbst erst gegen Pfingsten ein; weil wir theils mit Bequemlichkeit reiseten, theils auch einige ansehnliche Städte und fürstliche Höfe, die nicht weit von unserm Wege entfernet waren, besuchten. Diese Einrichtung meiner Reise war mir sehr nützlich; ich lernte die Welt einigermassen kennen, und ich ward dadurch vorsichtiger in meinen Handlungen und anständiger in meinem Betragen.

So bald wir in L . . waren, bemühete ich mich, unter der Anführung meines **Mentors**, um den Zutritt bey den gelehrtesten und ansehnlichsten Männern. Da ich nun verschiedene Briefe an einige derselben bey mir hatte, Herr **Slegaard** auch schon längst mit ihnen in Bekanntschaft stund: so stillte ich ohne Mühe mein Verlangen. Nunmehr fieng ich an, nach der weisen Vorsicht meines Hofmeisters, mein Studiren zu treiben. Insbesondere aber legte ich mich auf philosophische und mathematische Wissenschaften. Die Historie und Geographie machte ich mir, unter der Aufsicht meines **Mentors**, in den Nebenstunden bekannt, wobey ich denn auch die

Kenntniß der Alterthümer nicht verabſäumte. Dieſe Beſchäftigung reitzte meine Begierde, die ich hatte, das allgemeine Natur- und Völkerrecht und das Jus publicum gründlich zu erlernen; denn dieſes ſollte mein Hauptſtudium ſeyn. Ich vergaß auch nicht, dieſe ernſthaften Bemühungen mit anſtändigen Ergetzlichkeiten und Leibesübungen zu vermiſchen. Ich lernte alſo auch Tanzen, Fechten und Reiten.

Mein Hofmeiſter, der ſchon ſeit dem erſten Tage, da er zu mir gekommen war, ſich befliſſen hatte, alle meine Gemüthsneigungen, meine Tugenden und meine Fehler zu ergründen, hielte mich in einer beſtändigen Beſchäftigung, um zu verhindern, daß nicht etwa einige verborgene Triebe, die er bey mir verſpürte, zu meinem Schaden aufwachen mögten. Daher, und dann um allem Verdruſſe vorzubeugen, der einem beſtändigen ernſthaften Studiren, inſonderheit bey jungen Leuten ſehr oft zu folgen pflegt, traf er auch in allen Beſchäftigungen einen vernünftigen Wechſel. Dem Ernſthaften folgte etwas ergetzendes und aufgewecktes. Und auch dieſes war mir ſehr nützlich. Denn einestheils diente es zu meiner Geſundheit, indem es meinen Körper eine geſunde Bewegung verſchafte, und ihn friſch und ſtark machte, anderntheils diente es dazu, mich geſellig, höflich, beredt und in Geſellſchaften vernünftig und belebt zu machen. Aller dieſer weiſen Eintheilung meiner Stunden ungeachtet, konnte er doch nicht verhindern, daß mich nicht zuweilen eine heimliche und mir noch unbekannte Zärtlich-

keit,

keit, oder deutlicher reden, die Liebe, ſollte beunruhiget haben. Eine Leidenſchaft, die jungen Leuten insgemein gefährlich, inſonderheit aber zärtlichen und ſanften Gemüthern angebohren, deſtoweniger aber auch zu vermeiden, iſt. Dieſe Leidenſchaft nahm deſto ſtärker bey mir überhand, weil ich ohne alle Sorgen war. Ich lag, in Anſehung meiner künftigen Umſtände und der Vorſorge über mein Vermögen und über meine Güter, gleichſam in einer Schlafſucht. Ich bekümmerte mich um nichts. Ich glaubte auch nicht, Urſache zu haben, an die Verwaltung meiner Güter zu gedenken. Ich war vergnügt mit der liebreichen Vorſorge meiner Oheime, die mir nicht das geringſte mangeln lieſſen. Allein, durch dieſe Sorgloſigkeit, oder vielmehr Nachläßigkeit, die ich bis auf einen gewiſſen unglücklichen Tag, den ich nach der Zeit in **Paris** erlebte, fortſetzte, war ich zugleich mit Schuld an Unfällen, die ich hernach erfahren mußte. Aber warum riß mich mein **Mentor** nicht aus dieſer Schlafſucht? Doch wer iſt ſo weiſe, einen Blick in das Künftige zu thun, und ſich Sachen vorzuſtellen, die uns ganz unmöglich ſcheinen?

Mein **Mentor** kannte mein zärtliches Gemüth ſehr wohl. Er wußte, wie leicht es durch ein angenehmes Geſicht zu entzünden war. Aber wie leicht iſt es auch jungen Leuten, alle Aufſeher zu betrügen? zumal, wenn ſie in ihren verliebten Unternehmungen die Vorſichtigkeit, oder vielmehr die Scharfſinnigkeit, zu Hülfe nehmen. Ich ge-

ſtehe es alſo, wiewol zu meiner Schande, ich betrog meinen Hofmeiſter verſchiedenemale, ungeachtet ſeiner Wachſamkeit nichts mangelte. Er hielt mich daher lange Zeit für ganz unſchuldig, bis er endlich von ungefehr hinter einen allzuübereilten Streich kam, bey deſſen Ausübung mich alle meine Scharfſinnigkeit verlaſſen hatte. Weil daraus für mich theils ſehr nützliche, theils ſehr gefährliche Folgen entſtunden: ſo will ich ſie allhier einrücken, ungeachtet ſie mir gar nicht rühmlich iſt.

Ich hatte in einer zahlreichen Geſellſchaft von jungen Herren und Damen ein junges und reizendes Frauenzimmer geſehen. Sie hatte mich ſehr eingenommen, oder vielmehr bezaubert. Ich ſuchte ihre Bekanntſchaft. Aus dieſer erwuchs eine zärtliche Freundſchaft, und endlich liebten wir beyde uns auf das heftigſte. Wir beyde waren gleich zärtlich, gleich feurig, gleich begierig, unſere Hitze abzukühlen. Wir ſtimmten alſo in unſern Abſichten gänzlich überein. Wir nahmen unſere Maaßregeln, und ich beſuchte ſie des Nachts, wenn mein Hofmeiſter am feſteſten ſchlieſe, in ihrem Schlafzimmer. Ihr Aufwartemägdchen führte mich zu ihr. Wir waren ohne Licht. Und ſo überlieſſen wir uns mit wenigern Nachdenken unſern Begierden. Kurz, ich erhielt einen Sieg, den ſie ſelbſt wünſchte. O! wie angenehm waren uns dieſe Stunden! Wir verloren uns ganz und gar. Unſere Vernunft hatte uns gänzlich verlaſſen. Endlich erwachten wir, und kamen aus der tiefſten Zerſtreuung einigermaſſen zu

uns

uns ſelber. Allein, anſtatt daß wir uns hätten ſchämen, und uns Vorwürfe machen ſolten, ſchmiedeten wir vielmehr neue Anſchläge, dieſe ſchändliche Vereinigung länger zu unterhalten. Wir redeten neue Zuſammenkünfte ab, und es ward feſtgeſetzt, daß ich meine Schöne in gewiſſen beſtimmten Nächten beſuchen ſollte. Ich erröthe. Wir hatten dazu keine andere Reizungen, als eine thieriſche Luſt. Dieſe erſte Nacht war uns viel zu ſüſſe vorgekommen, und ſie hatte uns vor Wolluſt ganz berauſcht gemacht. Wie konnten wir der Vernunft und der Religion Gehör geben? Kurz, wir verlieſſen einander, in der Hoffnung, uns, nach unſerer Abrede, gar oft wieder zu ergetzen. Das Aufwartemägdchen ward gehörig beſchenkt, und gänzlich auf unſere Seite gebracht. Dieſe ſchnöde Lebensart gefiel mir, und ich ſetzte ſie etliche Wochen ohne Hinderniſſe fort. Ich wußte mich des Nachts ſo ſtille und ſo verſtohlen fortzuſchleichen, und mich eben ſo des Morgens wieder einzuſtellen, ohne daß mein Hofmeiſter das geringſte argwöhnete. Doch endlich ſtörte mir ein beſonderer Zufall alle meine vermeynten Ergetzlichkeiten.

An einem Abend war ich nebſt meinem Hofmeiſter zu einem meiner gelehrten Gönner und Lehrer zum Eſſen eingeladen. Wir konnten dieſe Einladung nicht ausſchlagen, und wir fanden uns alſo ein. Die Geſellſchaft war anſehnlich, zahlreich und ſehr wohl ausgeſucht. Dieſes verurſachte, daß wir dieſen Abend ſehr vergnügt vollbrachten, uns aber ganz unvermerkt ſehr verſpä-

teten; denn es war schon mitten in der Nacht, als wir ans Abschiednehmen gedachten. Zu allem Unglück war es schon um die Zeit, da ich, nach meiner Gewohnheit, meine verliebte Wanderschaft antreten sollte. Ich eilte also geschwind nach Hause. Statt aber, daß mein Hofmeister sogleich zu Bette gehen sollte, verzog es sich fast über eine Stunde, ehe er so höflich war, schläfrig zu werden. Ich gestehe es, ich war damals das erstemal über ihn verdrieslich, und ich dorfte es mir doch nicht merken lassen. Endlich legten wir uns nieder, und ich schnarchte, als ob ich noch so fest schliefe. Als ich nun nach einigen Minuten merkte, daß er, nach meinem Wunsche, fest eingeschlafen war: so machte ich mich in der Stille davon. Ich kam an die Wohnung meiner Prinzeßinn. Ich fand die Hausthüre zwar offen, allein hier war kein **Kathrinchen**, so hieß die Magd. Finster war es; ich hatte zwo sehr hohe und schlimme Treppen zu steigen, auch über zwo Gallerien zu gehen, bevor ich die Retirade meiner Dame erreichen konnte; und überdieses hatte ich auch etwas weniges zu viel getrunken. Alle diese Umstände machten mich furchtsam, und ich trug Bedenken, in solchen Umständen ohne Begleitung des Mägdchens das Zimmer zu suchen Endlich hörte ich, daß sich jemand auf der obersten Treppe regte. Ich versteckte mich geschwind in die Kutsche, die in der Pforte stund, und weil die Strahlen des Mondes anfiengen, sich zu zeigen: so konnte ich alles bemerken, ohne entdeckt zu werden. Eine oder zwo Minuten darauf

darauf kam **Kathrinchen** nebſt einem Studenten, der ſich in einen rothen Mantel, nach meiner eigenen Gewohnheit, verhüllet hatte, die Treppe herab. Dieſer junge Herr war mir aber, ſo bald ich ihn erblickte, ſehr wohl bekannt. Sie ſprachen noch einige Augenblick in der Pforte miteinander. Als nun mein Mitbuhler ſich entfernt hatte, kam ich zum Vorſchein. **Kathrinchen** erſchrack nicht wenig, da ſie mich ſahe. Endlich aber bat ſie mich, ich mögte doch ſtille und nicht böſe ſeyn: ſie wollte mir alles in der Güte entdecken. Hierauf erzehlte ſie mir: Es habe **Liſimon**, ſo hieß mein Mitbuhler, meine nächtlichen Beſuche entdeckt; da er nun von Geſtalt mir ſehr ähnlich ſey, ſo habe er ſchon lange geſucht, ſich ſtatt meiner ins Haus zu ſchleichen. Da ſie nun dieſe Nacht auf mich gewartet, ſo wäre er mir zuvorgekommen, und da ſie geglaubt, er wäre die rechte Perſon, ſo habe ſie ihn zu ihrer Jungfer begleitet. Dieſe habe den Betrug ebenfalls nicht gemerket. Endlich, als der Mond an die Fenſter geſchienen, habe er ſich nicht mehr verbergen können, und ſich diesfalls ſelbſt entdeckt. Die Jungfer hätte ſich zwar anfangs erſchrocken, daß ſie ſich mit einer unbekannten Perſon ſo weit eingelaſſen; allein, da er ſie mit allen erſinnlichen Schmeicheleyen zu beſänftigen gewußt: ſo habe ſie ſich zufrieden gegeben, und ihm den fernern Zutritt, wenn ich abweſend wäre, verſtattet. Sie glaubte alſo, die Jungfer hätte an dieſer Veränderung Geſchmack gefunden; doch mögte ich mir

ja nichts gegen sie merken lassen. Diese Erzehlung setzte mich in ausserordentlichen Zorn. Ich schalt auf das Mägdchen, auf die Jungfer und auf **Lisimon**, und endlich verließ ich sie ganz erbittert, und mit dem Vorsatze, eine so saubere Jungfer niemals wieder zu sehen, an **Lisimon** aber mich nachdrücklich zu rächen.

Den folgenden Tag ward ich diesen letztern auf dem Fechtboden gewahr. Dieser Anblick erregte meinen Zorn aufs neue, und setzte mich in grosse Hitze. Ich zog ihn unvermuthet auf die Seite, und gab ihm zu verstehen, wir müßten scharf fechten. Er verstund mich alsbald. Wir giengen aufeinander loß, und ich verwundete ihn in den Arm, er aber mich in die Hüfte, bevor die Anwesenden unsern Streit gewahr wurden. Doch mein Hofmeister und der Fechtmeister kamen, da sie uns erblickten, noch zu rechter Zeit herbey, und brachten uns von einander, ohne daß wir von den übrigen bemerkt worden. Sie fragten nach der Ursache unsers Streits? wir aber wendeten einige Kleinigkeiten vor; und darauf verglichen sie uns auf gute Art, ohne Lärmen und ohne die Sache allzu genau zu untersuchen; weil sie wohl merkten, daß wir mit der Sprache nicht heraus wollten. Inzwischen hatte sich mein Zorn geleget, und ich kam zu mir selber. Ich dachte meiner Aufführung nach, und endlich erkannte ich, wie schlecht sie war, und ich schämte mich vor mir selber. Dieses verursachte, daß ich nebst meinem **Mentor**, ohne mich länger aufzuhalten,

nach

nach Hauſe eilte. Einer meiner Bedienten war ein Wundarzt, und dieſer verband mir meine leichte Wunde. Ich bat hierauf meinen **Mentor**, mich etwas zu verlaſſen, weil ich mich ſehr müde befände. Er merkte meine Unruhe, und verließ mich. Als ich nun allein war, ſo überlegte ich mein Betragen reiflicher. Ich erkannte die Schändlichkeit der Lebensart, die ich bisher geführet hatte, und gab mir deßfalls die ſchärfſten Verweiſe. Ich beſchloß bey mir, mich in ſolche lüderliche Ausſchweifungen niemals wieder einzulaſſen. Und, wollte Gott! ich wäre bey dieſem Vorſatze beſtändig geblieben! Mir war nur noch bange, was ich meinem Hofmeiſter ſagen ſollte, wenn er ſich bey mir nach dieſer Sache genauer erkundigen würde. Und dieſes vermehrte meine Unruhe gar ſehr. Doch dieſer Tag verfloß, ohne daß wir davon ſprachen, und ich dachte zuletzt: ich würde ohne fernern Verweis ſo durchkommen.

Als nach drey oder vier Tagen meine Wunde meiſtentheils geheilet war, und ich die Hörſtunden der Profeſſoren wieder beſuchen ſollte, mein Gemüthe auch ſeine vorige Ruhe wieder erlanget hatte, redete mich mein Hofmeiſter des Morgens beym Theetrinken ganz unvermuthet ungefehr folgendermaſſen an:

„Mein lieber Freund!„ (denn ſo nennte er mich insgemein) „ſeitdem ich das Glück genoſſen „habe, meine Stunden mit ihnen zuzubringen, „iſt es meine Abſicht inſonderheit geweſen, ihr

„Ver-

„Vertrauen zu gewinnen. Ich habe das gröſ-
„te Vergnügen empfunden, wenn ich ihnen mein
„Herz ganz offen zeigen können. Und, mit wel-
„cher Zufriedenheit habe ich sie angehöret, wenn
„sie mir alle ihre Gedanken mitgetheilet haben?
„Alle Rathschläge, die ich ihnen gegeben, sind
„nichts als Freundschaft gewesen: denn ihre An-
„gelegenheiten waren meine eigene. Wenn ha-
„be ich ihnen auch bey ihren Fehlern mit einiger
„Strenge begegnet? Und itzo, wertheſter Freund!
„itzo haben sie mich dennoch aufs äuſſerste be-
„trübt! Ihr Vertrauen gegen mich ist erloschen!
„Sie halten mich nicht mehr für einen Freund,
„in deſſen Schooß sie alle ihre Heimlichkeiten
„schütten können! Hat **Lisimon** ihren Zorn
„verdient, warum haben sie mir es nicht entdeckt?
„Glauben sie vielleicht, ich könne es gelaſſen anse-
„hen, wenn man sie beleidiget, und wenn man ihre
„Ehre antastet? Wahrhaftig! wenn sie so ur-
„theilen, so kennen sie die Wirkungen der zärt-
„lichsten Freundschaft noch nicht! ... Sie
„schweigen? Reden sie doch! ich bitte ..„ Bey
so viel zärtlichen Ausdrücken war ich so betroffen
und gerühret, daß ich kaum sprechen konnte. Die
Thränen flossen aus meinen Augen. Ich fieng
endlich mit Mühe an zu reden. Kurz! ich ent-
deckte ihm alles, was vorgegangen war, ohne ihm
den geringsten Umstand zu verschweigen. Ich
unterstund mich aber nicht, ihn anzusehen. Ich
stotterte, und unterbrach mich öfters. Er um-
armte mich alsdann, und sprach mir Trost zu,
und bat mich, fortzufahren. Ich war aber so

nieder-

niedergeſchlagen, daß ich faſt unempfindlich war. Seine Freundlichkeit aber überwand meine Furcht. Ich redete, aber die Schaam ſchloß mir aufs neue die Lippen. Er entdeckte alle meine Bewegungen, und machte mir immer mehr Herz. Oefters rief ich aus: Ach! kann ich wohl ohne Zittern ſprechen? Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt! ⁂ Mein Gewiſſen beſtrafet meine Ausſchweifungen ⁂. Ich habe meinen Begierden allzuviel nachgegeben ⁂. Eine glänzende Luſt hat mich bethöret ⁂. Auf dieſe Art kam ich endlich an das Ende meiner Erzehlung. Als ich aufhörte, näherte ich mich ihm, ehe er es verhindern konnte, und küßte ihm mit thränenden Augen die Hand, und bat ihn, mit meinen Fehlern Gedult zu haben. Hierauf umarmte er mich aufs neue, und ſuchte mich, ſo viel ihm möglich war, zu beruhigen.

Als er mich endlich im Stande ſahe, ihn einigermaſſen gelaſſen anzuhören, rief er aus: „Ach! „das habe ich längſt vorher geſehen, daß ihnen „ihre Zärtlichkeit und ihre ſanfte Gemüthsart „würden ſchädlich ſeyn! Mir war allzuwohl be„kannt, wie geneigt ihr Herz der Liebe war. Lei„der! habe ich mich in meiner Meynung nicht be„trogen. Alle meine Bemühungen waren dahin „gerichtet, dergleichen Vorfällen vorzubeugen, „und ſie mit ſolchen Dingen zu beſchäftigen, wel„che die Regungen, die ich in ihrem Herzen er„blickte, unterdrücken, oder wenigſtens zurück„halten könnten. Dennoch haben ſie mich be„trogen, oder ich bin vielmehr nicht ſcharfſichtig

„genug

„genug geweſen. Sehen ſie, fuhr er fort, wie „liſtig die Laſter ſind, ihre Endzwecke zu errei„chen. Wertheſter Freund! ſpiegeln ſie ſich an „dieſer Begebenheit! Ueberlegen ſie die Folgen, „die daraus erwachſen ſind! Zittern ſie! Wie „leicht hätte es geſchehen können, daß dieſen Aus„ſchweifungen ein ewiges Verderben gefolget wä„re! Die Ausübung der Laſter ſelbſt iſt auch bey „ihrer größten Süßigkeit nicht ohne Furcht und „Schaam. Wie verſtohlen mußten ſie ſich von „mir ſchleichen? Wie heimlich hielten ſie ihre „Wege? Wie ſehr verbargen ſie alles, und auch „ſo gar die Gefahr, die ihren Abwegen ein Ende „machte? Wie? bemerkten ſie nicht eine rufen„de Stimme in ihrem Herzen? War es nicht „das Gewiſſen, das ſie auch im größten Genuſſe „der Wolluſt unaufhörlich warnete? Empfan„den ſie nicht öfters Furcht, Schrecken und ande„re aufrühriſche Regungen, die ſie zuweilen zurück„halten wollten? Die Laſter müſſen ſich ſcham„roth verbergen, aber die Tugend darf ſich nicht ins „Dunkle verſchlieſſen, noch zitternd auf heimliche „Schliche gedenken. O! mögten ſie aus dieſer „Begebenheit die Lehre ziehen, ſich für den ver„führeriſchen Reizungen ſolcher Frauensperſonen „zu hüten, die blos ein körperliches Vergnügen „ſuchen, die weder auf Vernunft noch Religion „ſehen, und denen nichts als Wolluſt bewußt iſt. „Regungen, denen insgemein der Verluſt zeitli„cher Ehre, des Lebens, und zittern ſie! ſehr oft „der glückſeeligen Ewigkeit folget, die nur eine „Belohnung der Tugend iſt. Doch, ich ſehe es.

„Ihr

„Ihr gegenwärtiges Betragen, und die Gewiſ-
„sensbiſſe, die ſie empfinden, überzeugen mich,
„daß ſie dieſe Wahrheiten einſehen. Mögten ſie
„ſie doch unaufhörlich vor Augen haben!„

Dieſe nachdrückliche Vorſtellung behielt ich nachher eine gute Zeit im Gedächtniſſe. Ich erinnerte mich dabey aller Empfindungen, die ich ſelbſt gefühlet hatte. Mein Hofmeiſter gedachte aber dieſer Sache niemals wieder, und er war hernach eben ſo freundlich, vertraut und aufgeräumt, als vorher. Dieſes belebte mich zugleich, und ich befand mich dadurch ſehr ermuntert und zufrieden. Einigemale nachher wäre ich zwar beynahe aufs neue in ſolche Netze gerathen; allein, theils das Andenken der vorigen Begebenheit, theils die ſehr genaue Vorſicht meines **Mentors** ſchützten mich dagegen, und alle Zufälle von dieſer Art kamen niemals zu völliger Reife; oder ſo weit, daß mir daraus einiges Nachtheil hätte entſtehen können.

Als endlich mein Hofmeiſter ſahe, daß die weitläuftige Bekanntſchaft, in die wir ganz unvermerkt gerathen waren, mir ſchädlich wurde: ſo ſchrieb er an meine Vormünder, und gab ihnen zu verſtehen: er glaubte, es würde meinen Studiren ſo wohl als meiner Lebensart zuträglicher ſeyn, wenn wir eine andere Univerſität beſuchen dörften. Er that ihnen auch zu dieſem Ende verſchiedene Vorſchläge. Allein, es ſchien, meine Oheime hatten bereits eine Veränderung mit uns im Sinne gehabt. Wir erhielten in einigen Wochen ein ganzes Packet mit Briefen von ihnen.

Sie meldeten uns nämlich: wir sollten aufs höchste in Monatsfrist L. verlassen, und unsere Reise nach **Paris** antreten. Ich würde daselbst mein Studiren und die nöthigen Leibesübungen eben so gut, als auf einer deutschen Universität, fortsetzen können. Die galante Lebensart in Frankreich würde mir auch sehr gut zu statten kommen. Sie schickten mir auch einige nöthige Wechselbriefe mit, welche auf verschiedene ansehnliche Städte, durch welche wir reisen sollten, gerichtet waren. Zugleich erhielten wir verschiedene Empfehlungsschreiben, um uns in grossen und ansehnlichen Häusern in **Paris** Bekanntschaft zu verschaffen. Da auch die Kriegesunruhen Pässe erforderten; so hatten sie auch schon dafür gesoraet. Kurz, wir bekamen, wider Vermuthen, alles, was zu einer so wichtigen Reise und einige Figur an einem so prächtigen Hofe zu machen, gehörte. Inzwischen kam uns diese unerwartete und plötzliche Veränderung unseres Aufenthalts, nebst der so nahen französischen Reise sehr fremde vor; vornemlich, da wir nicht einsehen konnten, daß eine solche Reise mir bey noch so jungen Jahren sonderlich ersprieslich seyn könnte. Wir wußten endlich doch nichts Erhebliches dagegen einzuwenden; überdieses hatte ich bereits den wichtigsten Grund in denen mir nöthigen Wissenschaften geleget; ferner empfand ich eine grosse Begierde, fremde Länder zu besehen, bey mir; meinen Hofmeister war es auch angenehm, daß wir L. verlassen sollten, indem er glaubte, ein längerer Aufenthalt daselbst mögte mir mehr schädlich als nützlich

lich ſeyn. Wir machten daher alle nöthige Anſtalten, unſere Reiſe aufs forderſamſte anzutreten. Wir beſorgten unſer Reiſegeräthe, lieſſen einpacken, verkauften unſer überflüßiges Hausgeräthe, und nahmen Abſchied. Allein, zweene Tage vor unſerer Abreiſe begegnete mir noch ein verdrieslicher Zufall, der uns gar leicht einige Wochen hätte aufhalten können.

Wir wurden von einem anſehnlichen Gönner zur Abendmahlzeit eingeladen. Weil mein Hofmeiſter aber etwas unpäßlich war: ſo war er genöthiget, mich allein ausgehen zu laſſen. Ich konnte die Einladung, ohne unhöflich zu ſeyn, nicht ausſchlagen, weil man mir, vor meiner Abreiſe, noch eine Ehre anzuthun geſonnen war. Ich gieng alſo allein zu unſern Gönner. Weil ich ohne Aufſeher war, ſo wurde mir ziemlich ſcharf zugetrunken, und man überhäufte mich mit ſo viel Geſundheiten, daß ich erſt ſehr ſpät in der Nacht, und zwar ziemlich berauſchet, ans Abſchiednehmen gedachte. Mein Diener, der mir folgen ſollte, war inzwiſchen feſt eingeſchlafen; indem man aber ihn zu ermuntern ſuchte, gieng ich immer voran, und, wie ich glaubte, nach Hauſe. Allein, ich taumelte in eine unrechte Straſſe, und kam unvermerkt in ein abgelegnes enges Gäßgen. Ich ward meinen Irrthum endlich innen, und blieb ſtehen, um mich zu beſinnen, welchen Weg ich nehmen ſollte. Doch, eh ich einen Entſchluß faſſen konnte, ſah ich mich plötzlich von einigen unbekannten Perſonen, die maſkirt und mit Blendlaternen verſehen waren, umzingelt. Sie ſchlepp-

ten mich in ein nahegelegenes Haus, und führten mich in ein wohlzubereitetes Zimmer. Die Unbekannten nahmen darauf ihre Maſken ab. Allein, wie beſtürzt war ich nicht? als ich unter ihnen meinen ehemaligen Mitbuhler **Liſimon** nebſt meiner Geliebten erblickte, die übrigen waren, wie ich hernach erfuhr, einige lüderliche Dirnen, die ſie, um, wie ſie ſagten, mir vor meinem Abſchiede eine Luſt zu machen, zu ſich genommen hatten. Sie ſetzten darauf mit einigen Pokalen mit Wein in mich, und verlangten, ich ſollte mit ihnen die Nacht zubringen. Sie thaten mir zugleich den ſchändlichſten Antrag von der Welt. Ich unterließ nicht, ihnen vernünftige Vorſtellungen zu thun. Allein umſonſt. Ich ward endlich genöthiget, um Hülfe zu rufen, und Gewalt! zu ſchreyen. Dieſes bewog ſie, von mir abzulaſſen. Ich ward endlich erhitzter und zugleich furchtſamer. Ich wiederholte meine Vorſtellungen; ich konnte mich der kühnſten Ausdrücke nicht enthalten, und endlich traten eine Menge Schelmworte an die Stelle meiner Kräfte, die anfiengen, mich zu verlaſſen, und mich bereits der ungezähmten Wuth einer teufliſchen Rotte Preis gaben, die, ich weis nicht was, mit mir vornehmen wollten. Zu meinem Glücke aber mogte der Lärmen, den ich gemacht, und das Geſchrey, das ich erreget hatte, die Nachbarn aus dem Schlafe gebracht haben: denn es trat unvermuthet ein mir unbekannter Kerl ins Zimmer, und warnete das niederträchtige Geſchmeiß: ſie ſollten den Narren, der ſein Glück nicht kennte, laufen laſſen; er

glaub-

glaubte, die Nachbarn würden uns ſonſt ſtören, weil er bereits einige derſelben bemerkt hätte. Als **Liſimon** dieſes erfuhr, gab er meinen Degen, meinen Stock, die man mir zwar ſchon beym erſten Ueberfall genommen hatte, den Hut, das Geld, die Uhr, und was nur von einigem Werthe war, dem Abſchaume des lüderlichſten Weibsvolkes Preis. Als ſie mich nun beraubt hatten, mußte ich ihnen einen Eid thun, niemanden zu erzehlen, was mir begegnet ſey, auch mich diesfalls an ihnen niemals zu rächen. Darauf mogten ſie geſonnen ſeyn, mich aus dem Hauſe zu werfen; doch indem entſtand auf der Straſſe an der Hausthüre ein gewaltiges Gepolter. Meine Unbekannten erſchracken zwar: doch ſie erholten ſich ſtracks wieder; ſie verriegelten die Thüre, eröfneten die Fenſter, die in eine andere Straſſe giengen, und entſprungen. Ich verſäumte nicht, die Thüre alsbald aufzuriegeln, um zu ſehen, woher das Gepolter entſtünde. Da ich ſie nun eröfnete, trat mein verſchlafner Diener nebſt der Schaarwache ins Zimmer. Es verdroß ſie nicht wenig, ein leeres Neſt zu finden. Ich ward befragt: was mir begegnet ſey, und ob mir die Perſonen bekannt wären? Auf dieſe Fragen konnte ich ihnen weiter nichts antworten, als daß ſie gar wohl ſähen, daß ich beraubt wäre, die Thäter aber wären mir unbekannt, denn ſie wären maskirt geweſen. Ich bat nur um eine Sänfte, mich nach Hauſe tragen zu laſſen. Dieſe erhielt ich ſofort. Als ich in mein Zimmer trat, erfuhr ich, daß mein Hofmeiſter meiner noch wartete, und

nicht eher hätte zu Bette gehen wollen, bis ich zu Hause wäre. Ich gieng sofort zu ihm, und zwar in der Figur, in der ich aus der Sänfte gestiegen war. Er sahe mich voller Verwunderung an. Mein Gott! rief er aus: Was ist ihnen begegnet? Ich erzehlte ihm darauf die Gefahr, in der ich mich befunden hatte, und auf welche Art ich selbiger entgangen wäre. Der Diener ward darauf gerufen, der uns dann berichtete: Er wäre, so bald ich aus der Gesellschaft gegangen, gleich erwachet, und mir nachgefolget. Weil er aber geglaubt, ich wollte den Rausch etwas verrauchen lassen, um nicht betrunken nach Hause zu kommen, so wäre er mir stillschweigend von ferne nachgeschlichen. Als ich endlich überfallen worden, er aber allein und ohne Gewehr gewesen, habe er nur das Haus bemerkt, in welches man mich geführet hatte. Darauf sey er eilends vors Rathhaus gelaufen, und habe den Marktmeister mit den Häschern geholet, und das Haus, weil man nicht in der Güte aufgemachet, mit Gewalt gestürmet, und die Thüre erbrochen. Als sie nun nur mich allein gefunden, hätte der Marktmeister nach dem Hauswirthe gefragt, und ihn mit allen seinen Leuten mit sich aufs Rathhaus genommen, und morgen früh würden wir wohl den fernern Verlauf dieser Sache erfahren. Ich hatte also diesem Bedienten meine Rettung zu danken; und wer weis? welcher Gefahr ich würde unterworfen gewesen seyn. Mein Hofmeister und ich lobten daher, wie billig, seine Aufmerksamkeit, wiewol wir auch einen kleinen Verweis

wegen

wegen ſeines Schlafens mit untermiſchten. Als er von uns gegangen war: ſo bezeigte mir mein **Mentor** ſein Vergnügen über die ſo glücklich abgegangene Begebenheit. Denn ob ich ſchon einen anſehnlichen Verluſt erlitten hatte, ſo war dieſer doch für nichts gegen die groſſe Gefahr zu rechnen, der ich entkommen war. Er gab mir hierauf eine Warnung, mich für der Trunkenheit zu hüten, weil daraus, wie ich nunmehr mit Schaden erfahren hätte, gar oft ein groſſes Unglück entſtehen könnte.

Den folgenden Morgen kam ein Gerichtsbedienter zu uns, und verlangte mich zu ſprechen. Ich war eben bey meinem Hofmeiſter, und weil wir zu wiſſen begierig waren, was für Nachricht er uns bringen würde: ſo lieſſen wir ihn vor uns kommen. Er berichtete uns darauf, daß man die Arreſtanten, und zwar zuerſt den Hauswirth, genau befraget hätte, was für Leute dieſen Abend bey ihm geweſen wären. Er hätte darauf gemeldet: Es ſey ein Student zu ihm gekommen, mit Begehren, ihm auf den Abend, zu einer Ergetzlichkeit mit guten Freunden, die Stube einzuräumen, in welcher ich geweſen wäre. Da er nun ein Gaſtwirth wäre: ſo habe er gar keine Urſache gehabt, ihm dieſes abzuſchlagen. Man hätte darauf eine Mahlzeit auf etliche Perſonen nebſt verſchiedenen Weinen und Confekt bey ihm beſtellt. Die Geſellſchaft wäre des Abends erſchienen. Man hätte geſpeiſet, und ſich luſtig gemacht. Da ſie aber ihre eigene Bediente bey ſich gehabt: ſo habe er ſich auch nicht um ſie bekümmert; weil

auch keine Kammer neben der Stube gewesen wäre: so habe er auch nicht vernehmen können, was sie gesprochen hätten. Man habe, fuhr der Gerichtsbediente fort, hierauf die Bedienten befragt: allein ihre Antwort wäre mit dem Berichte des Wirthes übereinstimmend gewesen. Eine Magd aber habe noch hinzugesetzt: sie glaubte, der Studente hiesse **Lisimon**, und er wohnte in einem gewissen Hause, das sie bezeichnete. Man hätte sofort dahin geschickt, aber zur Antwort erhalten: dieser **Lisimon** sey seit zween Tagen unsichtbar geworden, und man glaubte: er habe ein vornehmes Frauenzimmer entführet. Man hätte sich darauf bey den Aeltern dieses Frauenzimmers nach diesem letztern Umstande erkundiget. Die Antwort war folgendes Innhalts gewesen: Es wäre zwar wahr, daß sich ihre Tochter entfernet hätte; allein, da sie ein ihr sehr unanständiges Leben geführet, wie man nach ihrer Flucht erfahren habe: so hätten sie sich auch gar keine Mühe geben wollen, sie aufzusuchen. Inzwischen könnte es gar wohl seyn, daß **Lisimon** der Liebhaber und Entführer ihrer Tochter sey. Sie überliessen übrigens denen Gerichten, in dieser Sache eine Verfügung zu treffen, die sie für nöthig befänden; sie aber würden sich in nichts mischen, die Entwichene Lasterhafte aber nicht mehr für ihre Tochter erkennen.

So lautete der Bericht des Gerichtsbedienten. Er setzte noch hinzu: daß es auf mich ankäme, ob man den **Lisimon** gerichtlich verfolgen sollte?

Ich

Ich gab aber zur Antwort: daß es meine Umſtände nicht erlaubten, mich mit dieſer Sache weiter abzugeben. Hierauf gab ich ihm eine kleine Verehrung, und ließ ihn von mir. So viel iſt es, was ich von dieſer Begebenheit allhier anzuführen habe. Die Folge meiner Zufälle wird, wie man ſehen wird, den **Liſimon** und ſeine Geliebte noch einmal auf den Schauplatz bringen, und den Schlüſſel zu ihrer Begebenheit, nebſt der Urſache, der an mir ausgeübten Gewaltthätigkeit, umſtändlicher erklären.

Wir waren nunmehr faſt zwey Jahre in L. geweſen. Der Tag unſerer Abreiſe war vorhanden, und wir reiſeten im Maymonat des 1709ten Jahres fort. Ich will mich mit der Beſchreibung der Städte, durch welche wir reiſeten, nicht aufhalten. Auch die ausführliche Benennung aller Provinzen und Oerter, die wir ſahen und beſuchten, würde überflüßig ſeyn. Ich merke nur an, daß wir glücklich in **Nürnberg** ankamen. Wir beſahen dieſe berühmte Reichsſtadt, und nachdem wir einige Tage daſelbſt ausgeruhet und unſere Gelder gehoben hatten, reiſeten wir weiter, ohne daß uns etwas Merkwürdiges begegnete. Auf dieſe Weiſe ergieng es uns auch zu **Frankfurt** am Mayn. Endlich kamen wir Elſaß immer näher, und trafen ohne andere Hinderniſſe, als die uns die oftmalige Unterſuchung unſerer Päſſe verurſachte, glücklich in **Strasburg** ein. Allhier waren wir, uns einige Wochen aufzuhalten, geſonnen. Wir wa-

ren bemühet, uns daſelbſt die Bekanntſchaft und Freundſchaft einiger anſehnlichen und gelehrten Männer, an welche wir Empfehlungsſchreiben abzugeben hatten, zu erwerben. Ihr Anſehen konnte uns in Paris von groſſen Nutzen ſeyn. Ueberdieſes waren wir müde von der Reiſe. Herbſtwetter war es auch bereits. Wir entſchloſſen uns alſo, nachdem wir alles wohl überleget, und einige unſerer daſelbſt erhaltenen Bekannten, durch ihr Zureden, uns dieſes inſonderheit gerathen hatten, bis aufs Frühjahr daſelbſt zu bleiben. Wir machten alſo unſere Einrichtung darnach, und ſchrieben an meine Vormünder ins Vaterland. Ungeachtet ſie nun in ihren Antworten nicht gänzlich damit zufrieden zu ſeyn ſchienen: ſo kehrten wir uns doch nicht daran.

Nachdem wir uns eingerichtet hatten, beſuchten wir unſere neuen Bekannten, nahmen Theil an denen öffentlichen Ergetzlichkeiten, und beſahen zu gleicher Zeit das Merkwürdigſte dieſer alten berühmten Stadt. Unſere Bekanntſchaft erweiterte ſich aber endlich ſo ſehr, daß wir genöthiget wurden, uns einzuſchränken. Wir unterhielten nur diejenigen, die uns nützlich waren, und uns unſere Zeit nicht verderbeten; denen Müßiggängern und Schmarotzern aber gaben wir ihren Laufzeddel, doch auf die höflichſte Art, als uns nur möglich war, um uns keine Verdrieslichkeiten zuzuziehen. Wir beſuchten dafür die Privatvorleſungen einiger Profeſſoren, deren beſondern Umgang wir auch liebten, und uns nützlich machten. Zuweilen beſuchten wir auch

den

den Fechtboden und die Reitbahne, um auch in dieſen Leibesübungen das nöthigſte nicht auszuſchwitzen. Ueberdieſes fuhren wir, wenn wir zu Hauſe blieben, in unſern Privatſtudiren fleißig fort. Und ich muß es geſtehen, dieſer Winter war mir auſſerordentlich nützlich. Ich lernte ſpielend und mit Muße mehr, als andere junge Leute kaum in einigen Jahren zu lernen pflegen. Allein mein **Mentor** hatte auch die angenehmſte Art, zu unterrichten. Endlich gebrauchte ich auch die Vorſicht, mir eine genaue Kenntniß der Nation, zu der ich reiſen ſollte, zu erwerben, und mich zugleich in der Sprache zu üben, in der wir zwar beyde bereits ſehr gut erfahren waren. Da ich mich alſo allhier lediglich der weiſen Führung meines beſten Freundes überließ, ſo war es kein Wunder, daß mir nicht die geringſte Begebenheit aufſtieß, die mir Anleitung zu Ausſchweifungen oder Ungelegenheiten hätte geben können. Und wie gut würde es geweſen ſeyn, wenn ich meine Handlungen jederzeit ſo vorſichtig und nach den gegründeten Vorſchlägen meines Freundes eingerichtet hätte!

Auf dieſe jetzt beſchriebene Art verfloß der Winter. Doch ungeachtet mir keine merkwürdige Begebenheit aufſtieß: ſo begegnete doch meinem Hofmeiſter ein ſehr lächerlicher oder vielmehr, mit ihm zu reden, ein ärgerlicher Zufall. Ungeachtet ich ihn erſt nach einigen Jahren erfuhr: ſo will ich ihn doch allhier und nach ſeiner chronologiſchen Ordnung beybringen.

Ich

Ich war eines Tages, einer kleinen Unpäßlichkeit wegen, genöthiget, das Zimmer zu hüten, und da mich inſonderheit ſehr heftige Kopfſchmerzen plagten: ſo war ich nicht im Stande zu ſtudiren. Bey ſolchen Gelegenheiten war aber mein **Mentor** mehr auf mich und auf mein Vergnügen, als auf ſich ſelbſt, bedacht. Er vertrieb mir daher den ganzen Tag die Zeit mit allerhand angenehmen Erzehlungen. Als der Abend herankam, überredete ich ihn, ins Comödienhaus zu fahren. Man ſpielte eben ein Stück, das ihm ſehr wohl gefiel, das er aber niemals auf dem Theater geſehen hatte. Es war aus dem **Moliere.** Da meine Kopfſchmerzen auch meiſt nachgelaſſen hatten, und ich im Stande, zu leſen, war, ließ er ſich endlich dazu bewegen. Er kam ins Schauſpielhaus, und wohnete der Aufführung des Stückes bey. Nach dem Ende deſſelben bemühete er ſich, in der Thüre des Hauſes ſeinen Wagen auszufinden, der ſich denn auch gar bald zeigete. Als er eben hineinſteigen wollte, hielt ihn eine Comödiantinn auf, und fragte ihn auf eine flüchtige und zerſtreute Art: Ob dieſes ſein Wagen wäre? Zugleich beklagte ſie ſich über die Nachläßigkeit ihres Kutſchers, der ſich, da es gleichwol regnete, und ſie einen weiten Weg zu thun hätte, nicht um ſie bekümmerte. Er merkte ihre Abſicht, und fragte nach ihrer Wohnung, und nöthigte ſie, ſich zu ihm in den Wagen zu ſetzen, weil ſein Weg doch durch ihre Straſſe gieng. Der Kutſcher erhielt alſo Befehl, nach

ihrer

ihrer Wohnung zu fahren. Da ihr Haus in einer etwas weit abgelegenen Straſſe war, ſo verkürzten ſie ſich die Zeit mit einer Unterredung. Sie war zwar ſehr frey, doch ſprach ſie mit groſſer Annehmlichkeit und Sittſamkeit, und ließ in allen Ausdrücken die beſten und edelſten Neigungen blicken. Mein Hofmeiſter ward dadurch betrogen, und gab ihr zu erkennen, wie ſehr er ſie beklagte, daß ihre Lebensart ihren treflichen Neigungen nicht gemäß wäre. Sie erklärte ſich hierauf: daß ſie aus Noth, und ganz gegen ihren Willen, in dieſe Umſtände geſetzt worden, und ſie wußte ihr Vorgeben mit ſehr wahrſcheinlichen Umſtänden zu bemänteln. Endlich hielt der Wagen vor ihrer Wohnung. Sie ſtieg aus, und mein Hofmeiſter gab ihr die Hand, und begleitete ſie in ihr Zimmer. Sie bedankte ſich für ſeine Höflichkeit, und nöthigte ihn zum Sitzen. Weil er aber, aus ihren Worten ihre Armuth errathen zu haben, glaubte: ſo drückte er ihr zwo güldne Luiſen in die Hand, mit Bitte, ſeine Freyheit nicht übel zu nehmen. Sie bedankte ſich, nahm ſein Geſchenk, ergriff eine Goldwage, wog das Gold, und rief alsdann: Ja, mein Herr! ſie ſind wichtig. Hierauf umarmte ſie ihn, und wollte ſich mit ihm auf ein Ruhebette werfen. Er erſtaunte über ihr lüderliches Betragen und über eine ſo groſſe Frechheit. Er gerieth in die heftigſte Wuth; er ſtieß ſie aufs nachdrücklichſte von ſich, und verließ ſie unter den empfindlichſten Ausdrücken. Er warf ſich voller Verdruß, daß ſie ihn ſo betrogen, in den Wagen, und kam ganz zer-

zerstreuet nach Hause. Ich merkte sofort, daß ihm etwas besonders müßte begegnet seyn; doch er verschwieg mir damals diese Geschichte, und entschuldigte seine Zerstreuung theils damit, daß er sich nicht allzuwohl befände, theils auch dadurch: es habe ihm die Vorstellung der Schauspieler nur sehr schlecht gefallen. Ueber Tische nahm er seine gewöhnliche Miene wieder an. Nachher hatte er entdeckt, daß diese schändliche Kreatur auf eben diese Art durch ihr gleisnerisches Betragen verschiedene alte und junge Leute berücket und in ihr Garn gezogen hatte. Ungeachtet ihres Alters und ihrer fast verlohrnen Zähne wußte sie doch ihre Liebhaber zu unterhalten, und die abgehenden durch neugeworbene zu ersetzen. Ihr Geitz war so groß, als ihre Wollust. Doch würde sie sich ein Gewissen gemacht haben, ihre Wollust zu vergnügen, wenn sie die Ducaten und Luisen durch das Gewichte für unrichtig befunden hätte.

Nachdem der Frühling meistens herangerücket war, und die Wege, zu reisen, einigermassen leidlich geworden, machten wir auch Anstalt, unsere Reise fortzusetzen. Wir behielten nur einen einzigen alten Bedienten, denen andern gaben wir ihren Abschied. Diesen alten Kerl hatte mir noch mein Vater mitgegeben. Er war von bewährter Treue; er sprach vollkommen gut Französisch; er hatte viel Erfahrung, und mir war er besonders und fast allzusehr ergeben. Er hieß Heinrich. Und ich gedenke seiner nicht ohne Ursache; denn es werden sich in kurzen Auftritte

zeigen,

zeigen, in welchen er ſeine Rolle ſehr gut ſpielen wird. Die Reiſe endigte ſich ohne ſonderliche Beſchwehrlichkeiten, als die uns das veränderliche Wetter zuweilen zuzog, und wir kamen alſo glücklich in Paris an. Unſere erſte Bemühung daſelbſt war dieſe, daß wir uns um ein paar geſchickte und getreue Bediente bewarben; denn mein Heinrich war gleichſam unſer Kammerdiener, Kaßirer, Haushofmeiſter, und kurz, unſer Fac totum. Als wir nun nach unſern Wunſche mit Bedienten verſehen waren, und uns nach der neueſten Mode gekleidet, im übrigen aber nach der Landesart in allen Stücken ſo wohl zierlich als bequem eingerichtet hatten; ſo machten wir Anſtalt, durch unſere verſchiedenen Empfehlungsſchreiben, die wir theils aus dem Vaterlande, theils aus Deutſchland und Elſas bey uns hatten, Bekanntſchaften zu erlangen, und Gelegenheit zu ſuchen, unſere Zeit ſo wohl nützlich als vergnügt zuzubringen.

Da Paris ein Ort iſt, wo ein Fremder ohne dies gar leicht bekannt werden kann: ſo war es kein Wunder, wenn man uns, wo wir nur hinkamen, mit unendlichen Höflichkeiten gleichſam überhäufte, und wenn es nur bey uns ſtund, aus einer groſſen Anzahl von Bekanntſchaften nur diejenigen, welche am meiſten nach unſern Geſchmacke waren, zu unſern Umgange zu erwählen. Wir machten keine geringe Figur. Wir ſahen beyde ſehr wohl aus. Mein Hofmeiſter war etwa acht oder zehen Jahre älter, als ich; und ob er ſchon ſehr ernſthaft war, ſo wußte er doch allen

len seinen Handlungen ein liebenswürdiges, reizendes und aufrichtiges Wesen zu geben. Wir sprachen die Landessprache fast so gut, als die Pariser; und da es uns nicht an Gelde mangelte, wir uns auch zuerst in einigen grossen Häusern, die in besonderer Achtung stunden, zeigten, und man uns darinnen mit besonderer Höflichkeit und Hochschätzung aufgenommen hatte: so kann man leicht denken, daß dieses uns den Weg in die ansehnlichsten Häuser, sowol in der Stadt, als bey Hofe, öfnete. Es flatterten auch eine grosse Menge junger Herren von allerhand Gattung um uns herum. Es befanden sich unter ihnen Cadets, Officiers, junge Edelleute, junge Aebte, und allerhand Leute, deren ihre größte Beschäftigung war, das Ankleiden derer Staatsministers nicht zu versäumen. Man darf sich nicht wundern, daß auch Aebte unter die jungen Herren gehörten. In Frankreich, ich weis nicht, ob es in andern Ländern eben so ist, trift man auch bey angehenden Geistlichen die Galanterie, die Eitelkeit und ein verbuhltes und geziertes Wesen, das man wohl Thorheit nennen könnte, eben so stark, als bey andern jungen Herren, an. Selten ist einer dieser Herren in der Sittenlehre so weit gekommen, über seine Leidenschaften zu herrschen, und sich zu einem ehrwürdigen Ansehen vorzubereiten. Dieses letztere trift man nur bey ältern Geistlichen, nämlich, bey den geistlichen Vätern, an. Doch wenn wir auch an diesen den innern Werth ihrer Eigenschaften genau untersuchen würden: so würde man finden, daß sie die Unter-

terdrückung ihrer Leidenſchaften nur vor den Leuten zeigen, und daß ihre Ehrwürdigkeit nur in der äuſſerlichen Stellung und angenommenen Miene beſtehet. Sie ſind folglich gefährlicher, als alle junge Herren. Dieſe tragen ihr Herz auf der Stirne, und niemand ſuchet ſeine Thorheit zu verbergen. Alles aber, was ſie unternehmen, heiſſet Galanterie oder Lebensart, und wenn ſie ſich auch in die ärgſten Laſter einlaſſen. Die Buhlerey iſt ohnedies ihr eigentliches Handwerk. Die alten Väter aber wiſſen ihren Schalk ſo wohl zu verbergen, daß ſie auch dadurch die vernünftigſten Weltleute hintergehen, denen Andächtigen die Beutel fegen, und junge und ſchöne Frauenzimmer, unter dem Scheine der Andacht, zu den ſchändlichſten Ausſchweifungen verleiten.

Mein Hofmeiſter unterſuchte alle Perſonen, die wir kennen lernten, aufs ſchärfſte. Dadurch wußte er mir ſie, wenn wir allein waren, ſo richtig und mit den ähnlichſten Zügen zu ſchildern, daß ich aus der Folge ſehen konnte, er habe ſich in der Beſchaffenheit ihrer Charaktere niemals betrogen. Dieſe ſeine Klugheit bewahrte mich lange für vielen gefährlichen Leuten. Einige Zufälle, die ſich mit einigen unſerer Bekannten zutrugen, machten mir endlich auch faſt alle Geſellſchaft verdächtig. Ich wurde dadurch in meinem Umgange ſo eingeſchränkt, und ſo furchtſam, daß ich beynahe Bedenken trug, mich mit jemanden in Bekanntſchaft einzulaſſen. Ich floh zuletzt faſt alle Geſellſchaften, und bald wäre ich

gänzlich menschenscheu geworden. Allein, da dieses Betragen der Absicht meines Mentors ganz entgegen war, indem er mich nur vorsichtig machen wollte: so mußte er alle Mühe anwenden, mich zu überzeugen, daß wenn ich allen Umgang und alle Gesellschaften und Ergetzlichkeiten wohlgesitteter und ansehnlicher Personen fliehen wollte: so würde ich mich dadurch nicht nur überaus lächerlich machen, sondern ich würde auch ein Menschenfeind werden, und folglich aus einem Fehler in einen andern fallen, der mir hernach Zeitlebens anhängen, und mich aus der grossen Welt gänzlich verbannen würde. Diese vernünftigen Vorstellungen bewogen mich, daß ich meiner Eingezogenheit und meinem Studiren Grenzen setzte. Ich besuchte zuweilen die öffentlichen Schauspiele, Bälle, Maskeraden und andere Ergetzlichkeiten; doch machte ich keine Gewohnheit daraus. Ich wählte einige Häuser, wo ich zuweilen Besuche abstattete, und unterhielte zwar wenige, aber meistens nützliche und lehrreiche Bekanntschaften. Durch diese gemässigte Aufführung erwarb ich mir das ganze Vertrauen meines Mentors. Er ließ mir daher alle Freyheit, mir solche Freunde zu wählen, die mir am besten gefielen, weil er von der Gründlichkeit meiner Wahl überzeuget war. Und endlich glaubte er, er könne meiner Aufführung und meiner Tugend wegen unbesorgt seyn; weil er sie bereits durch verschiedene Zufälle so bewährt befunden hatte. Er hörte daher auf, mir diesfalls Lehren zu geben, und seine Freude, mich so

weit

weit gebracht zu haben, breitete ſich in allen ſeinen Handlungen gegen mich völlig aus. Was konnte ihn auch mehr rühren, ihn, der eine ſo zärtliche Freundſchaft gegen mich hegte, als da er glaubte, mich gegen alle Fallſtricke der Laſter und gegen die ordentlichen Ausſchweifungen junger Leute in gänzlicher Sicherheit zu ſetzen? Er betrachtete mich alſo als einen ganz andern Menſchen, dem er nicht mehr durch Lehren, ſondern durch Freundſchaft, nützlich ſeyn könnte. Doch nur ein mäßiger Zeitraum beſtätigte ſeine gute Meynung, die er von mir hatte. Ich ſollte nicht beſtändig ſo glücklich bleiben; denn dieſe angenehme Lebensart, dieſe Vorſichtigkeit und Behutſamkeit in meinen Handlungen unterbrach ein Zufall, deſſen ich mich mit der größten Betrübniß beſtändig erinnern werde.

Auf dieſe beſchriebene Art vergieng uns in Paris eine Zeit, die ſich über drey Jahre erſtreckte. Wir hatten ſchon in Paris in unſerer Aufführung gegeneinander den Charakter eines Hofmeiſters und eines Untergebenen unter uns aufgehoben. Wenn ich daher meinen Freund annoch mit dem Titel eines Hofmeiſters belege: ſo geſchiehet es aus Gewohnheit, und weil mir dieſer Name noch immer angenehm iſt, wegen der unzähligen Vortheile und Glückſeligkeiten, die ich dieſem liebenswürdigen Manne zu verdanken habe. Wir lebten alſo in Paris ſo mit einander, wie Perſonen von einerley Stande und Vermögen, die die zärtlichſte Freundſchaft unter ſich verknüpfet, ſich zu begegnen pflegen. Alle Per-

sonen, mit denen wir umgiengen, hielten ihn daher für meinen Verwandten, der mir, wegen seiner Erfahrung und Kenntniß der Welt, die Gefälligkeit erzeigte, meiner Jugend durch seine Begleitung auf meinen Reisen liebreich zu Statten zu kommen. So glücklich und so vertraut lebten wir so lange mit einander, bis sich die unglückliche Stunde nahete, die Ursache an einer wichtigen Veränderung war, die mit mir vorgehen sollte.

Heinrich kam eines Morgens, als mein Hofmeister eben zu unsern Kaufmann, von dem wir unsere Gelder empfiengen, gegangen war, in mein Zimmer, und meldete mir, daß sich ein ältlicher ansehnlicher Mann nebst einem jungen Abt, von angenehmer Gesichtsbildung, in meinem Vorzimmer befänden, und mich zu sprechen verlangten. Ich fragte ihn, ob sie ihm nicht bekannt wären? allein, er bezeugte mir, er hätte sie niemals gesehen. Ich war zwar nicht gewohnt, unerwartete Besuche von unbekannten Personen zu erhalten; doch befremdete mich ein solcher Zuspruch nicht sonderlich, weil es in Paris sehr oft geschiehet, Leute bey sich zu sehen, die man sonst niemals gesehen hat. Ich war daher auch schon willens, sie abzuweisen; allein, da **Heinrich** eine gute Beschreibung von ihrem äusserlichen Ansehen machte: so entschloß ich mich, sie zu sprechen. Ich trat ihnen daher ins Vorzimmer entgegen, empfieng sie sehr höflich, und führte sie in mein Kabinet. Da mir fast alle Besuche gleichgültig waren, indem ich nicht gesonnen

ſonnen war, mich mit irgend einer Perſon in Vertraulichkeit einzulaſſen: ſo waren mir auch jetzo dieſe Fremde ganz gleichgültig. Und wie gut würde es geweſen ſeyn, wenn ſie mir beſtändig ſo gleichgültig geblieben wären, oder vielmehr, wenn ich ſie niemals geſehen hätte! Doch, die Zeit war vorhanden, da ich den Grund zu meinem Unglücke legen ſollte.

So bald ich dieſe Fremde zum Sitzen genöthiget hatte, redete mich der älteſte von ihnen auf eine freymüthige und vertrauliche Art an. „Mein „Herr! ſagte er: Sie werden ſich, als ein Aus„länder, nicht wenig wundern, daß ich mich „nebſt gegenwärtigen jungen Abt in einer Sache „zu ihnen wende, an welcher uns nicht wenig ge„legen iſt. Ihre Aufrichtigkeit, ihre Großmuth „und ihre Gerechtigkeit haben ſich in Paris be„reits ſo ausgebreitet, daß wir daher mit völli„ger Sicherheit mit ihnen reden, und ihnen un„ſere ganze Wohlfarth anvertrauen können. „Ich weis zwar nicht, was ſie ſagen, und ob ſie „uns ihrer Gewogenheit würdigen werden, wenn „ſie erfahren, wer wir ſind? Gleichwol, da „ihre bekannte Ehrlichkeit uns wenigſtens für „ihre Verſchwiegenheit ſtehet: ſo erkühnen wir „uns, ihnen ein Geheimniß zu offenbaren, auf „deſſen Verbergung unſere ganze Glückſeeligkeit „ankommt. Doch bevor ich mich weiter erkläre, „ſo bitte ich ſie inſtändigſt, uns dero Ehrenwort „zu geben, daß ſie dieſen Beſuch und unſern „Vortrag auch ſo gar dem Herrn von Sle„gaard, ihrem Freunde, verſchweigen wollen.

„Wenn sie unsere Umstände wissen werden: so „werden sie ein so unverbrüchliches Stillschwei„gen nicht misbilligen können.„

Ich gestehe, diese Anrede und eine so strenge Verschwiegenheit setzten mich in einige Verwirrung; gleichwol ward meine Neugierde, der fast alle junge Leute unterworfen sind, nicht wenig rege gemacht. Ich warf zugleich meine Augen auf den jungen Abt. Dieser hatte die schönste Bildung von der Welt, und er sahe mehr einem schönen Frauenzimmer, als einer jungen Mannsperson, ähnlich. Bald erröthete er, bald schlug er die Augen nieder, bald ward er blaß, und in seinem Gesichte zeigten sich bey einer feurigen Schönheit eine ungemeine Schamhaftigkeit und eine grosse Schüchternheit. Zugleich kam es mir vor, als hätte ich ihn schon mehrmal gesehen: denn ich fand an ihm so etwas bekanntes, welches ich gleichwohl nicht zu entdecken wußte. Ich durchforschte zugleich auch die Bildung des ältern. Allein, dieser schien mir gänzlich unbekannt. Sein Ansehen war etwas wild und verstört, sonst aber war er mittelmäßiger Grösse, aber untersetzt und etwas stark. Seine Gesichtsfarbe war braun und männlich, und seine Augen voller Feuer. Doch ich muß in meiner Erzählung fortfahren.

Ungeachtet mir nun diese Anrede und dies Begehren verdächtig seyn, und mich zum wenigsten ohne genauere Ueberlegung von aller Vertraulichkeit hätten abhalten sollen: so überwand doch endlich meine Neugierde alle meine Vorsichtigkeit.

keit. Ich gab ihm daher das verlangte Ehrenwort. Ich dachte dabey: ich konnte mich ihrer doch allemal wieder entſchlagen, wenn mich ihr Geheimniß, mir ſchädlich zu ſeyn, dünkte. Der ältere fuhr hierauf zu reden fort:

„Ich ſtatte ihnen, mein Herr! redete er mich „an, allen Dank ab, daß ſie mir dieſe erſte Ge„fälligkeit nicht abgeſchlagen haben. Und nun „trage ich kein Bedenken, mich ihnen näher zu „entdecken. Ich bin ein Officier vom burgun„diſchen Regimente. Ich habe ein Unglück ge„habt, welches mich zwinget, meine gewöhnli„chen Kleider mit gegenwärtiger Tracht zu ver„wechſeln. Kurz, mein Herr! ich habe mich „ehrenthalber mit einem meiner Kameraden „ſchlagen müſſen, und in dieſem Zweykampf „habe ich meinen Gegner erlegt. Meine Feinde „ſind mächtig; ich darf mich faſt keinen Augen„blick länger in Frankreich aufhalten. Ich habe „mir daher bereits Poſtpferde beſtellen laſſen, „die meiner an einem gewiſſen Orte warten, um „mich nach Holland in Sicherheit zu begeben. „Ich habe aber Paris unmöglich verlaſſen kön„nen, ohne ein Pfand, welches ich innigſt liebe, „einem Freunde anzuvertrauen. Dieſes Pfand „iſt mein Sohn, gegenwärtiger junger Abt. Ach! „mein Herr! ein Edelmann ohne Reichthümer „darf bey ſolchen Umſtänden weder ſeinen Ver„wandten noch anderen Freunden trauen. Bey „wem wird alſo mein Sohn in Sicherheit ſeyn? „Mögten ſie doch mein Bitten ſtatt finden laſſen! „Mögten ſie dieſe meine einzige Hofnung ihres

„Schutzes genieſſen laſſen! Darf ich es wagen,
„ihn ihnen anzuvertrauen? Ach! meine Feinde
„würden ihn ſtatt meiner vertilgen, wenn ſie ihn
„entdeckten. Ich habe ihn daher in dieſe geiſt-
„liche Kleider verſteckt, damit er unbekannter
„bleiben könne. Mögten ſie ihn für ihren Lands-
„mann ausgeben! welches ſie gar wohl thun
„können, weil er gut deutſch redet; ſo wird nie-
„mand Argwohn auf ihn werfen! Laſſen ſie ihn,
„ach! mein Herr! ſchlagen ſie mir dieſe Bitte
„nicht ab! laſſen ſie ihn in ihrem Hinterhauſe
„wohnen! Es iſt unbewohnt, und ihr Haus-
„wirth wird es ihnen ohne einige Weitläuftigkeit
„einräumen, wenn ſie ihn nur einmal darum
„begrüſſen laſſen. Die Zimmer, die in die ab-
„gelegene Straſſe gehen, und aus welcher auch
„der Eingang in dieſes kleine Haus gehet, wer-
„den ihm Sicherheit geben, vornemlich da die
„Straſſe faſt gar nicht oder doch ſelten beſuchet
„wird. Sein Auskommen habe ich auf ein
„Jahr beſorget; er wird ihnen daher auf keiner-
„ley Weiſe beſchwehrlich ſeyn. Und binnen dieſer
„Zeit, hoffe ich, werde ich ihn zu mir nehmen,
„oder ihn doch mit meiner fernern Vorſorge un-
„terſtützen können, damit er ſeine Uebungen, ſein
„Studiren, und alles, was einem Edelmanne
„anſtändig iſt, ferner fortſetzen möge; vornem-
„lich, da ich ihn denen Wiſſenſchaften gewiedmet
„habe. Und, mein Herr! um uns ihres Ver-
„trauens und ihrer Vorſorge würdiger zu ma-
„chen: ſo entdecke ich ihnen zugleich, daß wir bey-
„de Proteſtanten ſind; und dieſer einzige Um-

„ſtand

„ſtand iſt allein ihrer Verſchwiegenheit würdig:
„denn proteſtantiſch zu ſeyn, iſt mir und meinem
„Sohn ſchon ein ſehr groſſes Verbrechen. Ich
„gehe. Sie werden mich in dieſem Königreiche
„nicht wieder ſehen.„ Hiermit umarmte er mich und ſeinen Sohn. Darauf gieng er mit ſchnellen Schritten fort, ohne meine Antwort zu erwarten.

Ich war durch ſeinen Antrag, der mir, aller Hitze ungeachtet, mit der er ihn vorbrachte, nicht eben allzu zuſammenhängend vorkam, ganz beſtürzt geworden. Ich war ungewiß, was ich antworten ſollte. Doch als ich mich nach ihm umſahe, ſo war er mir bereits aus dem Geſichte gekommen. Dieſe unvermuthete Entfernung und die Anweſenheit des jungen Menſchens ſetzten mich in noch gröſſere Verwirrung. Ich wußte weder was ich reden, noch worzu ich mich entſchlieſſen ſollte. Ich ſaß daher in tiefen Gedanken, ganz verſtört und in Furcht, mein Hofmeiſter mögte uns überfallen, weil ich ſeine Zuhauſekunſt alle Augenblicke vermuthen war. Der junge Abt merkte meine Zerſtreuung. Er ſtund auf, näherte ſich mir, nahm mich bey der Hand, küßte ſie, und ſprach in einem angenehmen, zärtlichen und beweglichen Tone, und in deutſcher Sprache zu mir: „Mein Herr! was ſoll ich hof-
„ſen? Ach! ſie wollen mich verlaſſen? Sie wol-
„len mir keine Freyſtadt in ihrem Hauſe verſtat-
„ten? O! mögten ſie ſich mein Unglück rühren
„laſſen! Wie glücklich würde ich ſeyn! * * „
Zugleich hielt er ſeine linke Hand vor die Augen,

aus denen Thränen flossen, die mich ganz durchdrungen; mit seiner rechten Hand aber hielt er meine linke noch. Dieses rührte mich so sehr, daß ich nicht wußte, was ich that. Ich klingelte, ohne zu wissen, warum? **Heinrich** kam.

„**Heinrich**, rief ich: ich verbiete euch, jemanden von dem gegenwärtigen Besuche einige „Nachricht zu geben, auch nicht einmal dem „Herrn **Slegaard**. Ich befehle euch solches, „bey Verlust meiner Gewogenheit. Ihr werdet euch darnach richten. Gehet auch sofort zu „meinem Hauswirthe. Saget ihm: Ich wüßte einen guten Freund und Landsmann, der „Lust hätte, die Zimmer, welche im Hinterhause „leer stünden, zu bewohnen, wenn er billig wäre. So ihm mein Antrag gefiele, so mögte er „mir die Schlüssel diesen Augenblick schicken. „Fragt ihn zugleich: ob die Zimmer mit nöthigem Hausgeräthe versehen wären? Denn dafür müßte er sorgen. Eilet! und bringet mir „auf das geschwindeste Antwort.„

Heinrich säumte sich nicht, er kam in einigen Minuten wieder, und brachte mir die Schlüssel, nebst einer verbindlichen Antwort, daß ich nur befehlen dörfte. So lange hatten wir stille gesessen. Nunmehr redete ich meinen Unbekannten an: „Hier, mein Herr!„ sprach ich, „sind „die Schlüssel. Gehen sie eiligst in ihre neue „Wohnung. Ich erwarte den Herrn **Slegaard**, er wird den Augenblick kommen. Gehen sie geschwind, damit er sie nicht bey mir „findet.

„findet. Ich werde ſie zu gelegener Zeit beſu-
„chen. „ Er ſtund auf, nahm die Schlüſſel mit einer ehrerbietigen Miene, machte mir ein ſittſames Compliment, entfernte ſich, und nahm Beſitz von dem ihm angewieſenen Hauſe. Nunmehr war ich allein. In dieſer Einſamkeit überlegte ich dieſe Begebenheit. Ich fieng an, zerſtreute Anmerkungen darüber zu machen. Mir kam es bey reiferer Ueberlegung fremde vor: Warum ein Vater ſeinen Sohn, der ein Proteſtante und mit Feinden umgeben wäre, in Paris mitten in der Gefahr lieſſe? woher er bey ſeinem Unglücke das Vermögen hernähme, dieſen Sohn reichlich zu unterhalten? warum er ihn eben zu mir gebracht hätte? und endlich, warum er mir, der ich den Verlaſſenen ſchützen ſollte, weder von ſeinem Namen, noch von ſeinen übrigen Umſtänden Nachricht ertheilet hätte? u. d. g. Zuletzt aber ſtellte ſich die Schönheit des jungen Abts meinen Sinnen ſehr nachdrücklich und reizend vor. Sein rührendes Betragen, ſein unſchuldiges Weſen, ſeine redenden Thränen, ſeine liebliche und reizende Sprache, der Ton derſelben, und endlich ſeine, wie mich dünkte, mir bekannten Geſichtszüge, die mir unbeſchreiblich ſchön vorkamen, alle dieſe Umſtände waren ſo viel Stimmen, die mich zu ſeinem Vortheil überredeten, ja faſt mit Gewalt dazu zogen. Gleichwol fand ich auch durch dieſes Nachdenken unauflösliche Räzel. Zuletzt dachte ich an meinen lieben **Mentor**, und zugleich an mein ſeinetwegen gegebenes Ehrenwort. Dieſes gab mir Gelegenheit,

heit, meine zerstreuten Sinne zu sammlen, und eine gesetzte und ruhige Miene an mich zu nehmen, damit mein lieber Freund bey seiner Ankunft nichts fremdes oder ungewohntes, oder unruhiges an mir bemerken oder argwohnen mögte. Doch indem trat er ins Zimmer. Wie sehen sie aus? fragte er mich. Was ist ihnen begegnet? O! nichts; antwortete ich so geruhig, als mir möglich war. Ich glaube, daß ich Kopfschmerzen bekomme, setzte ich hinzu. Ich bin diesen ganzen Morgen nicht recht aufgeräumt gewesen. Er war mit dieser Antwort zufrieden, und sagte: Ich will es ihnen sagen, woher diese Beschwehrungen kommen. Sie sitzen den ganzen Tag und studiren. Sie gehen zu wenig aus, und machen sich keine Bewegung. Diese allzustrenge Eingezogenheit wird ihnen ärgere Zufälle zuziehen. Man kann ja das Stillesitzen mit erlaubtem Zeitvertreibe abwechseln. Ziehen sie sich an; es ist zur Mahlzeit noch zu früh. Lassen sie uns einen Spaziergang thun. Sie haben das Louvre noch nicht gesehen. Wir wollen dahin gehen. Das gute Herbstwetter und die Bewegung werden ihnen besser, als alle Arzeneyen, bekommen. Ich folgte seinem Rathe, ohne mir etwas merken zu lassen. Wir giengen aus, und brachten die Zeit bis zur Mittagsstunde damit zu. Darauf giengen wir zu unsern Kaufmann, bey dem wir zur Mahlzeit gebeten waren. Wir hielten uns bey ihm so lange auf, bis es Zeit war, in die Oper oder Comödie zu gehen. Mein Wagen kam, ich führte die Frau und die Tochter des

Kauf-

Kaufmanns in die Oper. Da das Frauenzimmer die Oper liebte; so unterwarf ich diesesmal meine Neigung ihrer Wahl; denn die Wahrheit zu gestehen: ich habe allemal mehr aus einem regelmäßigen Trauer- oder Lustspiele gemacht, als aus einer Oper. An der französischen Musik konnte ich auch noch keinen Geschmack bekommen. Daher, wenn ich ein Schauspiel sehen wollte, wählte ich sehr selten die Singebühne, und ich besuchte die andern Schauspiele fleißiger. Inzwischen fuhren wir vorjetzo in die Oper. Man stellte das bekannte Stück: Atys, vor. Ich fand nichts besonders daran, obschon das ganze Parterre seinen Wohlgefallen, durch, mich fast betäubende, Merkmale zu erkennen gab. Ich hörte fast nicht darauf. Bald sprach ich mit meinem Hofmeister; bald unterhielt ich mein Frauenzimmer; bald ließ ich mich mit andern Bekannten in Gespräch ein. Endlich, als das Stück meistens zu Ende war, warf ich von ungefehr meine Augen auf die auf der Bühne befindlichen Sänger und Sängerinnen. Aber, welche Verwunderung nahm mich ein! ich sahe eine Sängerinn, die, bey der besten Stimme, die ich jemals gehört hatte, meinem jungen Abte so ähnlich war, daß ich glaubte, ihn selbst zu sehen. Ich erstaunte darüber nicht wenig. Zugleich fiel mir ein, daß mir dieser junge Mensch so bekannt vorgekommen, und nunmehr erinnerte ich mich, daß ich diese Sängerinn, die wenigemale, daß ich die Oper besucht hatte, gesehen, und singen gehört. Diesesmal konnte ich sie aber nicht

recht

recht betrachten, weil sie mir nur seitwärts ins Gesichte fiel. Ich drehte mich zwar, so viel möglich, nach ihr herum; allein indem war ihre Rolle zu Ende, und ich sahe sie nachher nicht mehr auf der Bühne. Endlich erinnerte ich mich, wie viele Beyspiele man hätte, von zwo Personen, die mit einer ganz ähnlichen Gesichtsbildung, Stellung und Höhe begabt gewesen; vornemlich, wenn man sie in der Ferne gesehen. Diese Sängerinn könnte also wohl, ohne grosses Wunderwerk, eine ziemliche Aehnlichkeit mit meinem jungen Abt haben, wenn ich sie aber in der Nähe sehen sollte; so würde ich den Unterschied deutlicher bemerken. Bey dieser Gelegenheit erinnerte ich mich der Umstände dieses jungen Menschens vollkommen wieder, und fühlte eine grosse Neigung gegen ihn bey mir. Die Sängerinn reizte zugleich meine Begierde; ich trug Verlangen, sie näher zu betrachten, und mit ihr zu sprechen. Diese Gedanken beschäftigten mich so stark, daß ich auf nichts anders gedachte, und so tiefsinnig darüber ward, daß ich das Ende der Oper blos durch das Geräusche der Zuschauer gewahr ward. Zum guten Glück hatte mein Hofmeister mein ernsthaftes Nachdenken nicht bemerket. Das Gedränge, in welchem wir beym Hinausgehen waren, verhinderte ihn auch, mich zu betrachten, sonst würde er eben dieselbe zerstreute Miene, die er des Vormittags an mir erblickte, wieder gefunden haben. Wir brachten hierauf das Frauenzimmer nach Hause, und eilten alsdann, weil wir von den Veränderungen dieses Tages ermü-

det

det waren, gleichfalls nach unſerer Wohnung, wo wir beyde ganz allein ſpeiseten, und uns von einigen Angelegenheiten unterredeten. Mein **Mentor** hatte mich ſeit einiger Zeit zu überreden geſucht, ich ſollte, weil ich doch bereits mündig wäre, die Verwaltung meiner Güter und meines Vermögens ſelbſt antreten, oder, ſo ich noch nicht nach Hauſe reiſen wollte, eine Veränderung damit vornehmen; weil es ihm ſchiene, als ob ich mich nicht eben allzu ſehr auf meine Oheime verlaſſen könnte. Er mogte vielleicht Grund zu dieſen Vorſtellungen haben: allein, ich beſtund, zu meinem Schaden, darauf, es ſollte bey dem alten bleiben, weil ich glaubte, nicht genugſame Urſachen zu haben, an der Ehrlichkeit meiner Verwandten zu zweifeln. Und dieſe Sache war dieſen Abend die Materie unſerer Unterredung. Und dabey vergaß ich ſo wohl meinen Abt, als die Sängerinn. Da wir auch dieſen Tag den Entſchluß gefaſſet hatten, zur Veränderung einige um Paris liegende Gegenden und Luſtſchlöſſer zu beſehen, wir auch dazu von einem gewiſſen vornehmen Marquis, an dem wir von Strasburg aus Empfelungsſchreiben mitgebracht hatten, beſonders eingeladen waren: ſo reiſeten wir des folgenden Morgens nebſt gedachten Marquis, der uns ſehr früh abholete, aufs Land. Dieſe Luſtreiſe beſchäftigte uns beynahe vierzehn Tage. Nach deren Verlauf kamen wir ganz ermüdet wieder in die Stadt. Mein **Heinrich** war inzwiſchen in Paris zurück geblieben, weil wir unſer Haus nicht wollten leer ſtehen laſſen.

Des

Des andern Morgens, als mein **Mentor** früher, als gewöhnlich, aufgestanden war, und in seinem Kabinet mit Briefschreiben beschäftiget war, kam **Heinrich** zu mir vors Bette, und überreichte mir ein Briefgen, welches ihm, wie er mir sagte, der junge Abt gegeben hatte, mit Bitte, mir es insgeheim zuzustellen. Er meldete mir zugleich, daß er sich Zeit meiner Abwesenheit sehr fleißig nach mir erkundiget hätte. Diese Nachricht setzte mich auf einmal in tiefe Gedanken. Und konnte ich wohl an ihn gedenken, ohne mich der Sängerinn zugleich zu erinnern? Ich erbrach endlich den Brief, in welchem ich folgende Worte laß:

Mein Herr!

Die Zeit, da ich das Vergnügen, sie zu sehen, und zu sprechen, nicht gehabt habe, ist mir ungemein lang geworden. Ich befinde mich zugleich ihrenthalben in einer sehr grossen Unruhe. Haben sie mich vergessen? Kann ich hoffen, dero Freundschaft zu erlangen? Darf ich vor sie kommen? oder, wollen sie mich besuchen? Geben sie doch demjenigen eine gefällige Antwort, der nichts mehr wünschet, als ihre Freundschaft, und der kein anderes Vergnügen suchet, als sie zu sehen, und zu sprechen.

Als ich diese Zeilen, die in deutscher Sprache doch etwas unleserlich geschrieben waren, gelesen hatte; so befahl ich meinem **Heinrich**: er sollte dem

dem Abt melden: ich würde in einer halben Stunde durch die andere Straſſe gehen; er mögte alſo meiner an der Thüre warten, ich wollte mich alsdenn unvermerkt zu ihm ins Haus ſchleichen. **Heinrich** beſtellte dieſes Gewerbe ſofort, ich aber ſtund auf. Beym Theetrinken ließ ich mich ankleiden; bot hierauf meinem Hofmeiſter einen guten Morgen, und unter dem Vorwande, einen kleinen Spaziergang zu thun, gieng ich aus. Ich war gar bald in der kleinen Straſſe und in der Wohnung meines ſogenannten Abts. Er kam mir in der Thüre entgegen, und führte mich ins Zimmer. Daſelbſt empfieng er mich mit groſſer Zärtlichkeit; er ſetzte ſich neben mich, nahm meine Hand und drückte ſie, und ſagte mit einer angenehmen und ſanften Stimme zu mir: Endlich, mein Herr! ſehe ich ſie wieder. Wie ſehr habe ich gewünſcht, ihre Geſinnungen gegen mich zu vernehmen. Ihre lange Abweſenheit hat mich ganz beſtürzt gemacht; indem ich faſt glaubte, ſie würden mich ganz und gar aus ihrem Andenken verbannet haben. Mein lieber Herr! da ich von meinem Vater verlaſſen, durch ſein ihm zugeſtoſſenes Unglück zugleich verfolget werde, keine Freunde und Verwandte habe, deren Schutze ich mich anvertrauen kann: ſo ſind ſie es ganz allein, auf den ich meine Hoffnung gründe, und ich ſollte auch dieſe * * * Hier konnte er nicht weiter reden, die Seufzer unterbrachen ſeine Worte. Ich tröſtete ihn, ſo gut ich konnte. Aber, da ich ſelbſt gewiſſe Bewegungen in mir ſpürte, die ich damals noch nicht kannte, mich aber ſo ſehr rührten, daß

ich bey seinen Seufzern und Klagen fast eben so traurig ward, als er war: so waren meine Tröstungen nur halbgebrochene Worte ohne Zusammenhang. Bald versicherte ich ihm meiner Freundschaft; bald sagte ich: meine Zärtlichkeit gegen ihn wäre sehr groß; bald hielt ich mich für zu schwach, daß ihm mein Schutz etwas helfen könnte; bald liebkoſete ich ihn; bald versprach ich, für seine Ruhe, Sicherheit und Zufriedenheit Sorge zu tragen, und ihn öfters zu besuchen. Beym Abschiednehmen umarmten wir uns aufs zärtlichste. Ich fand aber in seinen Küssen so etwas süsses, daß ich nicht beschreiben kann, und mir, ich weis nicht, was für Empfindungen machte. Ich schämte mich diesfalls vor mir selbst. Ich war endlich so bewegt, als ich ihn verließ, und er schien mir, eben so zu seyn. Gleichwol wußte ich nicht, warum? Die Sängerinn kam mir aufs neue in den Sinn. Ich seufzete, ohne die Triebe zu kennen, die mich rührten. Mein Geblüte kam in Wallung; ich zitterte, und befand mich in einer grossen Unordnung. Um mich wieder zu erholen, nahm ich auf dem Rückwege einen grossen Umschweif. Ich wollte diese Zerstreuung und Unruhe meinem **Mentor** nicht merken lassen. Durch die Bewegung ward ich auch endlich ziemlich beruhigt.

Als ich nach Hause kam, fand ich meinen Freund noch bey seinen Briefen. Ich nahm daher ein Buch und las. Ich hatte von ungefehr die theatralischen Werke des **Racine** bekommen,

men, und das erſte Trauerſpiel, das mir im Aufſchlagen in die Hände fiel, las ich auch. Allein dieſes Leſen brachte mir wenig Troſt. Die Gemüthsbewegung, die ich bey meinem jungen Abt empfunden hatte, und die ich vertreiben wollte, ward dadurch nur heftiger. Die tragiſchen, zärtlichen und rührenden Ausdrücke griffen mir ans Herz. Ich ward heftiger bewegt, als jemals. Ich ward endlich ſo traurig, daß mir die Thränen über die Wangen liefen. Ich empfand eine ſolche Bangigkeit, daß ich zu erſticken glaubte. Ich ſaß neben dem Schreibetiſche meines **Mentors** auf einem Armſtuhle. Er ward die Veränderung, die mit mir vorgieng, gar bald gewahr. Was fehlt ihnen? rief er mir zu. Hier ließ ich das Buch fallen. Um des Himmels willen! rief er aufs neue, was kommt ihnen an? Sind ſie krank? Ich aber ſahe ihn ſtarr an, ohne daß ich antworten konnte. Er nahm hierauf einen ſtärkenden Balſam, rieb mir etwas davon unter die Naſe und an die Schläfe. Dieſes ermunterte mich etwas, daß ich auch einigermaſſen wieder zu mir ſelbſt kam. Ich ſtund endlich mit ſeiner Hülfe vom Stuhle auf, um mir Bewegung zu machen, weil es mir nicht anders vorkam, als ob mein Geblüte ganz erſtarret wäre. Kaum aber konnte ich bis in mein Schlafzimmer gehen, ſo entkräftet war ich. **Heinrich** mußte mich daher geſchwind auskleiden, und ins Bette bringen. Man ſchickte nach einem Wundarzt, und ließ mir zur Ader. Dieſes machte mir Luft. Allein, es äuſſerten ſich kurz

darauf die Merkzeichen eines heftigen Fiebers. Ich mußte daher einige Tage das Bette hüten, mediciniren und noch länger zu Hause bleiben. Mein Hofmeister war diese Zeit über sehr bekümmert. Er kam fast nicht von mir. Er besorgte alles, was ich verlangte, oder was mir die Aerzte verordnet hatten. Er erkundigte sich alle Augenblicke nach meiner Besserung. Aber, welcher Zwang! Ich mußte mich beständig in Acht nehmen, daß er kein geheimes Anliegen, oder ein unruhiges Gemüthe an mir verspüren konnte. Eine solche Vorsicht war mir oft sehr beschwerlich: Denn wenn der Leib schwächlich ist, wie schwer wird es dem Gemüthe, sich zu verstellen? Mein **Mentor** war jederzeit sehr scharfsichtig. Seine Untersuchungen blieben selten bey äusserlichen Umständen stehen; sie giengen weiter; sie durchdrungen das Herze. Doch, ich weis nicht, wie es kam, daß ihn diesesmal nur die äusserlichen Zufälle und Veränderungen meiner Krankheit beschäftigten. War meine Vorsicht stärker, als seine Einsicht? oder verließ ihn anjetzo aus allzugrosser Sorgfalt für mein Leben diejenige Scharfsichtigkeit, mit der er sonst alle meine innersten Neigungen ausforschte? Doch genug! Er merkte oder argwohnte anjetzo nichts weiter. Er kam meinem Körper aufs eyfrigste zu Hülfe, den eine heftige Krankheit gar leicht hätte stärker angreifen können, wenn man ihr nicht auf medicinische Art gebührend begegnet wäre. Er munterte mich zugleich durch allerhand lustige Erzehlungen auf. Er las mir aufgeweckte Begebenheiten

heiten vor. Er ſuchte mir die Zeit ſo angenehm zu vertreiben, als ihm nur moglich war. Er brachte einige gute Freunde zu mir, deren Umgang ich mir ſelbſt gewählet hatte, und die die beſten Gemüthsneigungen beſaſſen, die man nur finden konnte. Mein Gemuth beſſerte ſich dadurch mit meinem Körper. Endlich verlor ſich meine innerliche Schwermuth, und ich vergaß den jungen Abt und die ihm ſo ähnliche Sängerinn. In drey Wochen war ich wieder friſch und munter. Meine Kräfte fanden ſich wieder ein, und ich war vermögend auszugehen, und friſche Luft zu ſchöpfen.

Dieſe Zufälle bewogen mich, zu einer etwas lebhaftern Lebensart, als ich ſonſt gewohnt war. Ich gieng nunmehr öfter aus, ich beſuchte ausgeſuchte Geſellſchaften fleißiger, und ergötzte mich zuweilen in den Schauſpielen; doch der Oper enthielt ich mich gänzlich. So verfloſſen wieder ein paar Wochen, ohne meinen ſchönen Unbekannten zu ſehen oder zu beſuchen. Ich erinnerte mich zwar ſeiner zuweilen, doch ohne Bewegung. Vielleicht auch würde ich mich nicht weiter um ihn bekümmert haben, wenn nicht mein **Heinrich** mir eines Morgens gemeldet hätte: wie bekümmert der junge Abt meiner Krankheit wegen geweſen ſey, und wie oft er ſich nach meiner Beſſerung erkundiget hätte. Er ſagte mir zugleich, er habe ſich ungemein betrübt, daß ich ihn nach meiner Herſtellung noch nicht beſucht hätte. Er habe einen auſſerordentlichen Gram an ihm verſpüret, ja, er wäre ſo ausgezehret, und

er habe sich so verändert, daß er fast nicht mehr kenntlich sey. Er liesse mich daher aufs inständigste bitten, ihn doch nur noch einmal zu besuchen, wenn ich ihn ja verlassen wollte. Diese Erzehlung rührte mich, und meine alte Zärtlichkeit gegen diesen jungen Menschen wachte aufs neue auf. Ich versprach, ihn zu besuchen, und ich gieng auch wirklich des folgenden Tages zu ihm. Ich fand ihn wirklich sehr verändert. Wie? sagte ich zu ihm, was fehlet ihnen? Sind sie unpäßlich geworden? oder was ist die Ursache der grossen Veränderung, in der ich sie sehe? Und sie fragen noch? erwiederte er. Glauben sie vielleicht, die Abwesenheit und die Verachtung eines Freundes, den man zärtlich liebet, könne uns nicht niedergeschlagen und traurig machen? Und haben die Traurigkeit und der Gram keinen Einfluß in den Körper? In Wahrheit! sie urtheilen sehr kaltsinnig von der Ursache der Veränderung, die, wie sie sagen, an mir zu spüren ist. Um ihn nun aufzumuntern, versicherte ich ihn mit den nachdrücklichsten Worten einer ewigen Freundschaft, und wie wenige Ursache er habe, sich über mich zu beschweren. Darauf bemühte ich mich, die Unterredung lebhafter zu machen. Indem fiel mir ein in dem Zimmer stehendes Klavier in die Augen. Ich fragte ihn daher: ob er darauf spielte? Als er diese Frage bejahete; so setzte ich hinzu: Da er ein Liebhaber der Musik wäre: so müßte er sich der Reizungen dieser Kunst bedienen, denen Unruhen seines Gemüthes dadurch vorzubeugen. Er machte

sein

ſein Inſtrument auf, und ſpielte ein vor ſich liegendes Stück. Da ich nun noch verſchiedene Noten erblickte, unter denen einige Singarien waren: ſo fragte ich ihn, ob er auch ſingen könnte? Er entſchuldigte ſich aber mit ſeiner wenigen Geſchicklichkeit und mit einer nur mäßigen Stimme. Zudem, ſetzte er hinzu, habe ich nichts anders, als italieniſche Arien. Wie? fiel ich ihm in die Rede. Italieniſche Arien in Paris? Ey! fügte ich bey, da ſie ſie ohne Zweifel ſingen können: ſo erzeigen ſie mir die Gefälligkeit, nur einige davon hören zu laſſen; ich mag ſie ohnedies lieber hören, als die franzöſiſchen Arien. Er erzeigte ſich gefällig, und ſang darauf mit einer ungemein reizenden Stimme ein paar ſehr wohlgeſetzte welſche Arien. Sie ſtellten die Klagen einer Liebhaberinn vor, die ſich ihrem Geliebten nicht entdecken dorfte. Er ſang ſie nicht nur auf die angenehmſte Art, ſondern es ſchien, der Sänger empfände alle die Leidenſchaften, die er ausdrücken wollte. Ich ſelbſt, der ich doch kein Kenner der Muſik bin, ward dadurch gerührt. Mein Herr! rief ich aus: Sie ſind zu bedauren, daß nicht diejenige junge und ſchöne Perſon, die ſie lieben, vorhanden iſt; ihre reizende Singart würde ſie gewiß bezaubern. Sie wurden unfehlbar glücklich ſeyn. Wenn ich mich auf meine Stimme ſo wohl zu verlaſſen wüßte, verſetzte er: ſo würde ich keine Urſache zu klagen haben. Allein, mein Herr! wenn uns die Gelegenheit und die Dreuſtigkeit mangeln, uns zu entdecken; wenn man das Geliebte zwar ſiehet,

ſpricht, und auch vielleicht einigermaſſen gerühret hat: ſo können dennoch andere Urſachen und Umſtände vorhanden ſeyn, die unſerm Glücke alsdann erſt am meiſten hinderlich fallen, wenn man glaubet, die beſte Zeit, ſich zu entdecken, getroffen zu haben. Sie lieben alſo? frug ich. Ja! ſagte er, ich liebe. Aber ich darf weder die Perſon nennen, die ich liebe, noch mich ihr entdecken. Beydes würde mein Verderben befördern. Ihre Freundſchaft, mein wertheſter Herr! iſt es ganz allein, die mich in dieſem Kummer tröſten kann. Ey! rief ich, wenn ſie aus meiner Freundſchaft ſo viel machen; ſo könnten ſie mir auch die Vertraulichkeit gönnen, mir den Gegenſtand ihrer Liebe zu nennen. Nöthigen ſie mich nicht zu etwas, welches mir ſchädlich ſeyn mögte, verſetzte er. Ich furchte, ich fürchte, ſo ich ihnen mein Geheimniß offenbaren würde, nicht nur ihre Freundſchaft, ſondern auch ſo gar das Geliebte ſelbſt auf ewig zu verlieren. Er gab dieſen letzten Worten einen ſehr betrübten Ton, und indem er immer auf die vor ſich liegenden Noten ſahe, und nur zuweilen einen matten, doch zärtlichen Blick auf mich warf, welcher mich aber nie ungerührt verließ. Wir ſetzten dieſes Geſpräch, doch ohne daß ich etwas mehr aus ihm bringen konnte, noch ein wenig fort, worauf er mir, auf mein Bitten, noch ein paar von ſeinen Arien verſang. Darauf bedankte ich mich für ſeine Gefälligkeit, ſtund auf, und wollte Abſchied nehmen. Da er dieſes ſahe, fiel er mir ſchleunig in die Arme, drückte mich mit groſſem Feuer an ſich,

und beſchwor mich: ihn öfterer zu beſuchen. Ich verſprach ihm ſolches; doch, ſagte ich ſcherzend, müßte er mir auch meine Beſuche durch ſein verliebtes Geheimniß bezahlen. Er antwortete ſeufzend: Ach! ſie werden es noch früh genug erfahren! Ich umarmte ihn darauf, und gieng nach Hauſe. Ich geſtehe es, daß ich, als wir uns beyderſeits umarmten und küßten, abermals ganz ungewohnte Regungen fühlte. Ich ward auſſerordentlich dadurch beweget, ohne daß ich begreifen konnte, wie es zugienge, und was ich empfand.

Auf dieſe Art beſuchte ich meinen jungen Abt den Winter durch verſchiedenemale, ohne daß mein **Mentor** etwas argwohnte, ungeachtet ich ſelten den dritten Tag vorbey gehen lieſſe. Unſere Unterredungen waren ſehr oft und faſt insgemein von voriger Materie; nur ſchien es mir zuletzt, als würde er mit ſeinem verliebten Geheimniſſe immer heimlicher, und zwar beſtändig unter dem Vorwande, meine Freundſchaft nicht zu verliehren. Unſer Geſpräch breitete ſich zwar zuweilen auch weiter aus, und ich bemerkte an ihm, je mehr ich ihn kennen lernte, eine groſſe Scharfſinnigkeit, einen feinen Witz, eine Kenntniß der groſſen Welt, und überhaupt einen durchdringenden Verſtand und eine gute Einſicht in allerhand Dinge: ſo daß ich mich über ſeine Geſchicklichkeit und Erfahrung bey ſo jungen Jahren nicht wenig verwunderte. Und dieſes vermehrte meine Hochachtung gegen ihn.

Endlich ward er von Tage zu Tage trauriger, und diese Leidenschaft breitete sich in alle seine Handlungen aus. Ich mußte daher alle Mühe anwenden, ihn zu trösten. Sein Zustand gieng mir überaus nahe: so daß es mir schiene, ich empfände sein Leiden eben so stark, als er. War ich von ihm entfernt: so sehnte ich mich, ihn wieder zu sehen. War ich bey ihm: so war ich zwar vergnügter; allein seine Unruhe, sein schmachtendes Wesen, seine Mattigkeit und seine grosse Betrübniß quälten mich unbeschreiblich. Zuletzt konnte ich es nicht mehr ausstehen. Ich beschwur ihn daher aufs stärkste, mich doch einmal zum Besitzer seines Geheimnisses zu machen; damit ich auf ein Mittel, ihn zu ermuntern, denken könnte. Endlich, nach vielen vergeblichen Versuchen, versprach er mir, sich gegen mich zu offenbaren. Er bestimmte mir dazu einen gewissen Morgen.

Ich muß nicht vergessen, zu bemerken, daß ich die ganze Zeit über, da unser Umgang dauerte, zwar zuweilen an die Operistinn gedachte, allein, ohne sonderliche Sehnsucht, sie zu kennen. Es schien mir, als ob ich nunmehr, da ich meinen Abt hatte singen hören, nie eine Operistinn gesehen oder gehöret hätte: so sehr hatte mich mein Unbekannter (ich kann ihn gar wohl also nennen; denn noch wußte ich weder seinen Namen noch seine übrigen Umstände) eingenommen. Ich muß auch erinnern, daß er mir erlaubt hatte, daß ich mir einen Schlüssel zu seiner Hausthür dorfte machen lassen; damit ich allemal, ohne anzuklopfen,

klopfen, um deſto weniger meine Beſuche zu verrathen, zu ihm kommen konnte. Ich mußte ihm aber auch die Verſicherung geben, zu keiner andern Zeit des Tages, als die zu unſern Beſuchen feſtgeſetzet war, ihn zu überfallen. Die Urſache iſt dieſe, ſagte er: ich mag mich von niemanden, ja kaum von meinem Bedienten ungekleidet ſehen laſſen. Ich habe einen gewiſſen Leibesfehler, denn ich bin etwas krumm gewachſen, und darum muß ich eine Schnurbruſt tragen, und ich würde mich ſehr ſchämen, wenn mich jemand in dieſer Figur ſehen ſollte. Ueberdieſes fuhr er fort, iſt es gegen die Ehrbarkeit, Beſuche anzunehmen, wenn man nicht gehörig gekleidet iſt, und ſollte es auch von den beſten Freunden ſeyn. Ich wußte nichts gegründetes oder erhebliches gegen dieſe Urſachen einzuwenden, und daher hielt ich jedesmal in meinen Beſuchen die unter uns feſtgeſetzte Ordnung und Zeit eines jeden Tages. Die Tage ſelbſt aber waren mir frey geſtellet, denn er hätte mich alle Tage gerne bey ſich geſehen. Da ich auch bemerkte, daß alles ſo reinlich und ordentlich bey ihm ausſahe, und ich meine Verwunderung darüber bezeigte, vornemlich, da ich noch keinen Bedienten bey ihm geſehen: ſo erklärte er ſich hierauf: Die Ordnung und die Reinlichkeit wären der wichtigſte Putz eines Menſchen; und ſein Bedienter müſſe dieſe Regel ſehr genau in Acht nehmen. Daß ich aber dieſen Bedienten noch nie geſehen, entſtehe daher: weil es ſich nicht geziemte, daß ein Bedienter, ohne von ſeinem Herrn gerufen zu werden,

den, zum Vorſchein komme, am wenigſten wenn ſich vertraute Freunde bey ihm befänden. Mein **Heinrich** ſagte mir auch: er habe nur ſelten einen Bedienten bey ihm aus- oder eingehen ſehen. Dieſer Bediente habe aber eine ſehr häsliche Geſtalt. Ueber den rechten Auge und auf den linken Backen habe er groſſe ſchwarze Pflaſter liegen; er hinkte auf einem Beine, und den einen Arm trüge er verbunden. Seine Kleidung habe mehr das Anſehen eines Miethlakeyen, als eines ordentlichen herrſchaftlichen Bedientens. Sonſt, ſagte mir auch **Heinrich**, könnte er nicht ſagen, daß er eine Seele weder bey Tage noch des Abends aus den Hauſe und ins Haus gehen geſehen: denn ich hatte ihn etlichemale, dieſes auszuſpioniren, auf die Wache geſtellt. Er meldete mir auch: er ſähe die Vorhänge an den Fenſtern nie aufgezogen: daß auch die Nachbarn glaubten, es müſſe ein Einſiedler, oder ein Andächtiger, oder wohl gar ein Geſpenſt ſeinen Auffenthalt in dieſer Wohnung aufgeſchlagen haben. Doch ich komme wieder auf meine Geſchichte.

Den Tag zuvor, als mein ſchöner Unbekannter offenherziger gegen mich werden wollte, fuhr ich mit meinem **Mentor** und einem gewiſſen Marquis, der mich dazu überredete, in die Oper. Daſelbſt dachte ich aufs neue an die Sängerinn, an die ich faſt nicht mehr gedacht hatte. Aber ſo ſehr ich auch auf die Operiſten Achtung gab: ſo fand ich doch diejenige Perſon nicht unter ihnen, die ich ſonſt geſehen, und deren Aehnlichkeit mit

mei-

meinem jungen Abt mich in ſo groſſe Verwunderung geſetzt hatte. Alle Aufmerkſamkeit, die ich, ſie zu ſuchen, anwendete, war vergebens: ſo daß ich auch endlich zu glauben anfieng: Dieſe Aehnlichkeit ſey vielleicht ſo geringe geweſen, daß ich ſie bey genauerer Unterſuchung nicht mehr bemerken könnte; oder ſie habe wohl gar nur meine Einbildung bethöret. Gleichwol war ich geſonnen, mich aufs Theater zu begeben, um mich bey dem Theatermeiſter oder einigen Operiſten zu erkundigen: ob ſie ſeit einiger Zeit eine Sängerinn verlohren hätten? Allein, mein Hofmeiſter verhinderte mich daran, indem er mich in die Loge eines gewiſſen Herzogs führte, bey dem wir bleiben, und mit dem wir nach der Oper ſpeiſen mußten. Er hielte uns ſo gar bis mitten in der Nacht auf; ſo daß wir erſt nach Mitternacht zu Hauſe kamen.

Daß inzwiſchen mein Hofmeiſter von meinen heimlichen Beſuchen nichts gemerket habe, kann man zwar ohne mein Erinnern gar leicht denken: denn ich wußte alle Vorſicht anzuwenden, daß er nicht dahinter kommen ſollte. Allein, ich muß mich doch noch jetzo wundern, wie es möglich geweſen, daß ich ihn ſo habe hintergehen können, und daß er, da er ſonſt auf alle Dinge ein ſo ſcharfes Auge hatte, keinen Argwohn auf mein Ausgehen geworfen. Mein **Heinrich** war mir auch nur allzu getreu, als daß er mich hätte verrathen ſollen, und von denen übrigen Bedienten wußte keiner etwas davon. Aber wie oft habe ich nachher gewünſchet: es mögte mein

Men-

Mentor mir damals etwas weniger Aufrichtigkeit und etwas mehr Verstellung zugetrauet, und meine öftern Ausgänge besser geprüfet haben, oder mein Heinrich mögte mir nicht so getreu gewesen seyn, und meinem Freunde nur einige Ursache, etwas zu argwohnen, gegeben haben: Alsdann würden ohnfehlbar folgende unglücklichen Auftritte niemals zum Vorscheine gekommen seyn. Doch vielleicht mache ich allzu viele Umschweife, bevor ich mich einem der wichtigsten Tage meines Lebens nähere? Aber, wird es mir denn so leicht, eine Begebenheit zu erzehlen, welche mich noch jetzo schamroth machet? Eine Begebenheit, aus der eine Kette unglücklicher Begebenheiten erwachsen ist!

Zweytes Buch.

Ich hatte mir vorgesetzt, meinen jungen Abt diesesmal ganz früh zu beschleichen, denn der Winter war längst vorbey, und wir waren bereits im Maymonat. Ich sagte daher zu meinem Hofmeister beym Schlafengehen: ich würde ohne Zweifel diese Nacht sehr lange schlafen, und befahl zugleich meinem Heinrich in seiner Gegenwart: er sollte mich nur vor zehn Uhr nicht zum Thee rufen. Zugleich gab ich ihm einen Wink, dessen Bedeutung er wohl verstunde. Er kam daher, als ich schon im Bette war, in mein Schlafzimmer, unter dem Scheine, etwas daraus zu holen, damit er mich des Morgens nicht

störte.

ſtörte. Bey dieſer Gelegenheit befahl ich ihm, mich vor fünf Uhr des Morgens aufzuwecken, doch kein Geräuſche zu machen, damit weder mein Hofmeiſter noch die übrigen Bedienten etwas davon merken könnten. Er ſtellte ſich meinem Befehle zu folge auch zu rechter Zeit ein: ſo daß ich um fünf Uhr bereits gekleidet war. Ich ſchlug den Reiſemantel meines Heinrichs um mich, nahm meinen Schlüſſel und wanderte nach dem Hauſe meines jungen Abts. Die Thüre ſchloß ich darauf ganz leiſe auf; allein, bald wäre meine Mühe vergebens geweſen. Als ich die Thüre des Vorzimmers mit einem andern Hauptſchlüſſel, der, wie ich wußte, auſſer den Zimmern meines Hauſes auch die Schlöſſer des Hinterhauſes ſchloß, und darauf auch das Schlafzimmer eröfnen wollte: ſo fand ich, daß die Thüre deſſelben inwendig mit einem ſo genannten Anwurfe verſperret war. Doch weil die Thüre windſchief war, ſo war es mir ein leichtes, ſie durch ein kleines Meſſer vollends aufzumachen. Ich ſchlich mich nunmehr vors Bette. Mein junger Abt ſchlief noch ganz feſte. Die Vorhänge vor dem Bette waren zugezogen. Ich ſchob ſie daher ganz ſachte auf die Seite. Aber, Himmel! wie erſtaunte ich? Und wer ſollte nicht erſtaunt ſeyn, bey dem Anblicke, der mir zu Geſichte kam? Ich ſahe meinen ſchönen Unbekannten in das ſchönſte Frauenzimmer von der Welt verwandelt. Es zeigte ſich die ſchönſte Bruſt, die auf eine ſo reizende Art wallte, daß ich mich, ſie zu berühren, und zu küſſen, unmöglich enthalten konnte. Ach!

es war ein Anblick, der auch dem kältesten Herzen Liebe würde eingeflösset haben. Genug, es war nicht möglich, sie zu sehen, ohne sie zu lieben. Und ach! wenn ich mich derselben Augenblicke erinnere; so mögte ich sie noch lieben, wenn ich nicht die allerwichtigsten Ursachen hätte, sie zu verfluchen.

Ich knieete also fast zitternd vors Bette, ergriff die eine Hand meiner nunmehrigen Geliebten, drückte sie, und küßte sie mit grosser Bewegung, und endlich wagte ich mich auf ihre reizende Brust. Als ich darauf auch den Mund auf das feurigste küßte, erwachte sie plötzlich. Aber, wie erschrack sie, als sie sich in den Armen einer Mannsperson so unvermuthet fühlte? Sie that einen lauten Schrey, und fuhr mit aller Gewalt in die Höhe. Gott! sagte sie, da sie mich erkannte, überfallen sie ihren Freund, oder vielmehr ihre unglückliche Freundinn auf eine so unanständige Art? Stimmt ein so unartiges Verfahren mit ihrem mir gegebenen Worte überein? Indem sie dieses sagte, und ich im Begriffe war, sie auf das ehrerbietigste zu besänftigen: so regte sich etwas bey ihr im Bette. Ich machte grosse Augen, um zu sehen, was dieses zu bedeuten hätte. Aber, Himmel! wie erstaunte ich aufs neue! Es kroch eine Gestalt auf der andern Seite zum Bette heraus, die dem ansehnlichen Unbekannten, als dem vermeinten Vater meines damaligen vorgeblichen jungen Abtes, vollkommen ähnlich war. Man wird sich unmöglich diejenige Verwirrung vorstellen können, in welche ich gerieth. Eine

schöne

ſchöne Perſon, die man bis zur Raſerey liebet, und von der man wieder geliebt zu ſeyn glaubt! Eine unbekannte Mannsperſon bey ihr in einem Bette! Sollte man bey einem ſolchen Anblicke nicht in Eyferſucht, in Rache und in Wuth gerathen? Doch der erſte unvermuthete Gegenſtand hatte mich bereits ſo angegriffen, und ſo auſſer mich ſelbſt geſetzt, daß mich dieſe auſſerordentliche Veränderung meines ſcheinbaren Glückes ſo entſetzlich beſtürzt machte; daß ich einer lebloſen Bildſäule ähnlich, und, aller weiteren Empfindung beraubt, von der heftigſten Ohnmacht zu Boden geſtürzet ward. Ich hatte wohl eine halbe Stunde ohne Bewegung gelegen, bevor ich mich wieder erholte. Man hatte alle Mühe angewandt, mich zu ermuntern, und mich mit einer groſſen Menge der kräftigſten Waſſer begoſſen. Meine Geliebte war auch dadurch in das gröſte Schrecken geſetzet worden, weil ſie zuletzt alle Hofnung, meine Lebensgeiſter zurück zu rufen, aufgegeben hatte. Als ich endlich die Augen wieder eröfnete, und ſich meine Empfindung wieder einſtellte: ſo lag ich mit dem Kopfe auf dem Schooſſe meines weiblichen Abtes. Zu meinen Füſſen ſtund eine ältliche und anſehnliche Frau, die mir anfangs unbekannt vorkam, bey genauer Betrachtung aber erkannte ich diejenige männliche Geſtalt, deren unvermuthete Erſcheinung mich meiner Sinne beraubet hatte. Wie? rief ich, noch ganz entkräftet, wenn man Luſt hat, mich ums Leben zu bringen, warum hat man mit ſo vieler Mühe meine Lebensgeiſter zurück zu

es war ein Anblick, der auch dem kälteſten Herzen Liebe würde eingeflöſſet haben. Genug, es war nicht möglich, ſie zu ſehen, ohne ſie zu lieben. Und ach! wenn ich mich derſelben Augenblicke erinnere; ſo mögte ich ſie noch lieben, wenn ich nicht die allerwichtigſten Urſachen hätte, ſie zu verfluchen.

Ich knieete alſo faſt zitternd vors Bette, ergriff die eine Hand meiner nunmehrigen Geliebten, drückte ſie, und küßte ſie mit groſſer Bewegung, und endlich wagte ich mich auf ihre reizende Bruſt. Als ich darauf auch den Mund auf das feurigſte küßte, erwachte ſie plötzlich. Aber, wie erſchrack ſie, als ſie ſich in den Armen einer Mannsperſon ſo unvermuthet fühlte? Sie that einen lauten Schrey, und fuhr mit aller Gewalt in die Höhe. Gott! ſagte ſie, da ſie mich erkannte, überfallen ſie ihren Freund, oder vielmehr ihre unglückliche Freundinn auf eine ſo unanſtändige Art? Stimmt ein ſo unartiges Verfahren mit ihrem mir gegebenen Worte überein? Indem ſie dieſes ſagte, und ich im Begriffe war, ſie auf das ehrerbietigſte zu beſänftigen: ſo regte ſich etwas bey ihr im Bette. Ich machte groſſe Augen, um zu ſehen, was dieſes zu bedeuten hätte. Aber, Himmel! wie erſtaunte ich aufs neue! Es kroch eine Geſtalt auf der andern Seite zum Bette heraus, die dem anſehnlichen Unbekannten, als dem vermeinten Vater meines damaligen vorgeblichen jungen Abtes, vollkommen ähnlich war. Man wird ſich unmöglich diejenige Verwirrung vorſtellen können, in welche ich gerieth. Eine

ſchöne

ſchöne Perſon, die man bis zur Raſerey liebet, und von der man wieder geliebt zu ſeyn glaubt! Eine unbekannte Mannsperſon bey ihr in einem Bette! Sollte man bey einem ſolchen Anblicke nicht in Eyferſucht, in Rache und in Wuth gerathen? Doch der erſte unvermuthete Gegenſtand hatte mich bereits ſo angegriffen, und ſo auſſer mich ſelbſt geſetzt, daß mich dieſe auſſerordentliche Veränderung meines ſcheinbaren Glückes ſo entſetzlich beſtürzt machte; daß ich einer lebloſen Bildſäule ähnlich, und, aller weiteren Empfindung beraubt, von der heftigſten Ohnmacht zu Boden geſtürzet ward. Ich hatte wohl eine halbe Stunde ohne Bewegung gelegen, bevor ich mich wieder erholte. Man hatte alle Mühe angewandt, mich zu ermuntern, und mich mit einer groſſen Menge der kräftigſten Waſſer begoſſen. Meine Geliebte war auch dadurch in das gröſte Schrecken geſetzet worden, weil ſie zuletzt alle Hofnung, meine Lebensgeiſter zurück zu rufen, aufgegeben hatte. Als ich endlich die Augen wieder eröfnete, und ſich meine Empfindung wieder einſtellte: ſo lag ich mit dem Kopfe auf dem Schooſſe meines weiblichen Abtes. Zu meinen Füſſen ſtund eine ältliche und anſehnliche Frau, die mir anfangs unbekannt vorkam, bey genauer Betrachtung aber erkannte ich diejenige männliche Geſtalt, deren unvermuthete Erſcheinung mich meiner Sinne beraubet hatte. Wie? rief ich, noch ganz entkräftet, wenn man Luſt hat, mich ums Leben zu bringen, warum hat man mit ſo vieler Mühe meine Lebensgeiſter zurück zu

kommen genöthiget? Ungetreue! ist das diejenige erschreckliche Entdeckung, die ich heute von dir zu gewarten hatte? Giebst du mir deine schändliche Neigung auf eine so grausame Art zu erkennen, daß du auch nicht einmal Sorge trägst, den Lasterhaften vor mir zu verbergen, der . . Die Wuth hemmte mir die Sprache. Ich stund halb rasend auf, legte meine Hand an den Degen; und meine Wuth würde ohnfehlbar eine sehr grausame Wirkung gethan haben, wenn nicht beyde Personen mir zu Fusse gefallen wären, meine Hände thränend ergriffen, und mich theils um Barmherzigkeit, theils um die Erklärung der Ursache meines grossen Zorns mit halbgebrochenen Worten, thränenden Augen und einem erbärmlichen Schluchzen gebeten hätten. Dieses beyderseitige Betragen würkte ein neues Erstaunen in mir. Ich ließ den Degen sinken, lehnte mich an das hinter mir stehende Bette, und sahe beyde mit starren Augen an. Was? rief ich endlich, soll ich wohl bey einem solchen Anblicke die Bewegungen meines Zorns zurück halten? Eben so wenig du, sagte ich zu meiner Geliebten, ein junger Abt oder eine Mannsperson bist, eben so wenig ist diese Person dein Vater: ob sie sich schon dafür ausgegeben hat. Und gesetzt, sie sey auch dein Vater, geziemet es sich, daß er bey einer fast entblößten Tochter in einem Bette schläft? . . Wie sehr, mein Herr! wie sehr betrüget sie der Schein? fiel mir der vermeynte Vater ins Wort. Ich bin weder der Vater noch der Buhler derjenigen Person, die ihnen ihre

erste

erſte und zärtlichſte Neigung gewiedmet hat. Hätten ſie nur ohne Leidenſchaft meine nachläßige Kleidung betrachtet: ſo würden ſie keinen ſo gefährlichen Argwohn auf mich geworfen haben. Indem ließ ſie die eine Hand nachläßig ſinken, und ich fand, indem ich ſie genauer, als zuvor, betrachtete, an ihrer halbentblößten Bruſt, ſolche Merkmale, die mir ſofort allen Eyferſucht benahmen. Da ſie dieſes merkte, fuhr ſie in ihrer Rede fort. Sie ſehen, ſagte ſie, in der ihnen ſo verdächtigen Geſtalt eine betrübte und verlaſſene Mutter einer von Reichthum, Stand, Anſehen und Freunden entblößten unglücklichen Tochter; einer Tochter, deren größte Glückſeligkeit Liebe, und deren größtes Unglück Haß ſeyn wird. Meine Tochter! hier redete ſie das junge Frauenzimmer an, ich fliehe einen Ort, wo ich dir ſo ſchädlich bin, und wo man mich mit eyerſüchtigen Augen anſiehet. Mit dieſen Worten ſtund ſie auf, und wollte ſich entfernen. Ich habe vergeſſen, zu erinnern, daß beyde Perſonen noch zu meinen Füſſen auf den Knieen lagen. Als ich nun ihre Abſicht ſahe und meinen groſſen Irrthum erkannte: ſo ſchrie ich ihr nach: Ach! meine Frau! verbleiben ſie! Fliehen ſie nicht eine Perſon, die, ihnen Abbitte zu thun, ſchuldig iſt, die ohne ihren Beyſtand in einer unendlichen Unruhe bleiben würde! Ach verbleiben ſie! Helfen ſie mich bey einer ihnen ſo werthen Perſon ausſöhnen, ohne deren Gewogenheit ich nicht leben kann, und die ich gleichwohl ſo ſehr beleidiget habe? Und ſie, meine Jungfer! verdienen ſie wohl

eine ſo tiefe Erniedrigung, in welcher ich ſie mit Beſtürzung ſehe? Unter dieſen Worten ſuchte ich meine Geliebte aufzurichten; allein, ſie ſank rücklings zu Boden, weil ſie bereits eine tiefe Ohnmacht überfallen, ohne daß ich es bemerket hatte. Ihre Mutter kam ihr, da ſie dieſes innen ward, ſo wohl, als ich, in gröſter Eil zu Hülfe. Sie war gänzlich ohne Empfindung, und wir legten ſie ſofort aufs Bette, und ſuchten ſie mit ſolchen Mitteln zu ermuntern, die wir bey der Hand hatten. Unſere Mühe erreichte gar bald ihre Wirkung; ſie bewegte ſich, und kam völlig wieder zu ſich ſelbſt. Da ich dieſes ſahe, ward ich vor Freuden ganz entzückt. Ich fiel vor dem Bette nieder, ergriff ihre Hand, und küßte ſie unaufhörlich, indem ich rief: Leben ſie, meine Jungfer! leben ſie! Ach leben ſie zur Glückſeeligkeit einer Perſon, die ſie anbetet, die ſie ewig anbeten wird, und die diejenige Beleidigung, die ihnen anjetzo geſchehen iſt, für das gröſte Verbrechen anſiehet, welches jemals ein unglücklicher Irrthum gebohren hat. Leben ſie: Ach! mögten ſie auch Mitleid gegen einen reuenden Verbrecher haben können! Mögten ſie ihre Gegengunſt einem Herzen ſchenken, welches ſeine ganze Glückſeeligkeit in ihrer Gewogenheit findet! . . Stehen ſie doch auf, mein Wertheſter! fiel ſie mir ſehr zärtlich in die Rede. Ich verlange keine Perſon in einer ſo tiefen Erniedrigung vor mir zu ſehen, deren Neigung, Gewogenheit und Hochachtung ich vielleicht nicht verdiene, ob ich ſchon wünſchte, ſie zu verdienen, wenn es in meinem

Ver-

Vermögen ſtünde. Hier drückte ſie mir die Hand, und ich mußte aufſtehen, und mich auf einen, neben dem Bette ſtehenden, Stuhl ſetzen.

Aber, redete ſie mich nunmehr an: aber, wenn ſie mich näher kennen werden, wie wird es mir ergehen? Ach! mein Herr! Das iſt eben die Urſache geweſen, warum ich vor einer Perſon, um welche ich doch beſtändig zu ſeyn wünſchte, mich habe verbergen müſſen. Die Entdeckung meines ſchlechten Standes und meiner betrubten Umſtände wird ſie mit Recht von mir entfernen. Die Ehre wird ſie aus meiner Wohnung, von meinem Umgange und von meinen Seufzern verjagen. Was darf ich alſo für ein Glück hoffen, da ich mich ihnen zu erkennen geben ſoll?

Ich geſtehe, ſo viel Neigung und ſo groſſe Liebe ich auch vor ſie empfand: ſo ſehr ſtutzte ich doch bey dieſen Ausdrücken. Allein, alle meine Vernunft ward gar bald durch die heftigſte Liebe und meine gewaltſame Leidenſchaft aller ihrer Wirkung beraubt. Ich rief: Meine Jungfer! Ich liebe ſie, ihr Stand und ihre Umſtände mögen auch beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen. Ihre Tugend und ihre Schönheit machen ſie aller Vorzüge würdig, die ihnen auch der gröſte Rang in der Welt ſchenken könnte. Mögten ihre Worte mit ihren Handlungen übereinſtimmen! erwiederte ſie. Doch, ich will mich meiner Schickſaale unterwerfen. Vernehmen ſie, wer ich bin; denn ich darf ihre Gütigkeit nicht länger misbrauchen. Es iſt beſſer, ſie erfahren itzo ſchon

und durch mich selbst, in welche Umstände mich ein widerwärtiges Glück gesetzet hat.

* * *

Ich bin in Paris gebohren. Mein Vater war ehemals ein ansehnlicher Policeybedienter. Er befand sich zu der Zeit, als er mit meiner Mutter, die sie hier gegenwärtig sehen, verbunden ward, in ziemlich guten Umständen. Sie war eine Tochter des Gefangenwärters und Speisewirthes in der Bastille, und sie hatte meinem Vater ein artiges Vermögen zugebracht, und ließ ihn ein noch grössers hoffen. Allein, ein sehr verdrieslicher Zufall versetzte uns alle nach einigen Jahren in grosse Betrübniß. Mein Großvater, mütterlicher Seite, hatte einen Staatsgefangenen von besonderer Wichtigkeit in seiner Aufsicht; von diesem ließ er sich durch eine ansehnliche Summe Geldes und durch wichtige Versprechungen bestechen. Der Gefangene entkam dadurch denen Händen der Gerechtigkeit. Man untersuchte aber die Sache sehr genau. Mein Großvater ward angeklaget, feste gesetzet, und als ein Eidbrüchiger für unehrlich erkläret, aus dem Lande gejaget, und sein völliges Vermögen fiel dem Könige anheim. Der Proceß war sehr weitläuftig. Verschiedene andere Personen kamen mit in Verdacht, und so gar mein Vater, ungeachtet er unschuldig war, ward für einen Mitschuldigen angesehen. Man entsetzte ihn, eben zu der Zeit, als ich gebohren ward, seiner Bedienung. Weil aber sein ganzes Verbrechen

brechen blos im Verdachte und in der Anverwandſchaft mit dem Schuldigen beſtund: ſo widerfuhr ihm weiter nichts. Inzwiſchen hatten die weitläuftigen Gerichtskoſten, und ein halbjähriger Arreſt das Vermögen meiner Aeltern faſt gänzlich erſchöpft. Mein Vater gerieth dadurch in Verzweifelung. Er gieng einige Zeit nachher, als er wieder in Freyheit war, des Morgens ſehr früh zum Criminalleutenant, dem er insbeſondere ſein Unglück beymaaß. Er hatte ſich in einen Mantel verhüllet, einen falſchen Bart aufgeſetzt, um deſto unkenntlicher zu ſeyn, und unter dem Mantel trug er ein paar ſcharfgeladene Piſtolen, und in ſeinen Taſchen noch ein paar ebenfalls geladene Terzerole. Die Gelegenheit in dem Hauſe ſeines Feindes war ihm wohl bekannt, er kam daher in dieſem Aufzuge ungehindert in das Schlafzimmer deſſelben, und fand ihn, nach ſeinem Wunſche, annoch ſchlafend. Er trat vors Bette, und ſchickte ihn mit einer Kugel in die andere Welt. Sofort bemächtigte er ſich der Goldbörſe, und entkam glücklich, ohne aufgehalten zu werden. Nach dieſer That eilte er zu ſeinem Advocaten, dem er Schuld gab, ſeine Sache ſehr ſchlecht geführet zu haben. Auch dieſen fand er noch im tiefſten Schlafe. Er ſchoß ihm daher mit der andern Piſtole gleichfalls eine Kugel durch den Kopf. Er war ſo glücklich, abermals unangehalten zu entkommen, nachdem er ſich auch der Goldbörſe dieſes Unglücklichen bemächtiget hatte. So bald er nach Hauſe kam, befahl er meiner Mutter: ſie ſollte

ihre besten Sachen in ein Bündel zusammenpacken, und ihm aufs höchste in zwo Stunden auf ein, dem Criminalleutenant zugehöriges Gut, welches nur drey oder vier Meilen von Paris lag, folgen, und daselbst sollte sie seiner in einem, eine Viertelmeile davon liegenden, Hölzchen, das ihr wohl bekannt war, erwarten. Zugleich legte er ihr alle Vorsicht und eine gänzliche Verschwiegenheit auf. Darauf nahm er alles, was an Gelde und Geschmeide noch im Hause war, zu sich, und entfernte sich in größter Geschwindigkeit. Meine Mutter kam seinem Befehle unverzüglich nach. Sie trug unserer Magd ein Gewerbe in einem entlegenen Theile der Stadt auf. Alsdann packte sie Kleider und Wäsche und etwas Silberzeug in einen Bündel, und setzte sich nebst meiner ältern Schwester und mir in die erste Miethkutsche, die ihr zu Gesichte kam, und ließ sich in möglichster Geschwindigkeit nach dem bezeichneten Holze fahren. Hier ließ sie die Kutsche stille halten, stieg mit uns aus, nahm ihren Bündel, und schickte den Wagen zurück. Dieser hatte sich kaum aus unsern Gesichte verloren: so zeigte sich mein Vater. Er lobte meine Mutter, daß sie seinem Befehle so wohl nachgekommen war, nahm unsern Bündel, und befahl uns, ihm zu folgen. Wir waren kaum hundert Schritte gegangen: so sahen wir ein Dorffuhrwerk, auf welches wir sofort stiegen. Mein Vater befahl dem Fuhrmann, in möglichster Eile fortzujagen, und seiner Pferde nicht zu schonen.

Wir

Wir legten auf dieſe Art in kurzer Zeit einen groſſen Weg zurück. Mein Vater brauchte aber die Vorſicht, daß er nicht nur ſein Fuhrwerk öfters verwechſelte, ſondern auch keine ordentliche Straſſe hielte; überdieſes wählte er zur Verwechſelung ſeines Fuhrwerks lauter abgelegene und wenig bewohnte Oerter. Als wir uns nun den Gränzen Deutſchlandes ungefehr bis auf zwo oder drey Meilen genähert hatten: ſo blieben wir einen Tag in einem Dorfe ſtille liegen. Binnen dieſer Zeit bekam mein Vater einen Bauer, der ſich durch ein gutes Geſchenke überreden ließ, uns des Nachts durch einen unbekannten Schleifweg zu führen, durch welchen wir der Unterſuchung der Päſſe, die wir ohnedies nicht hatten, und anderer gefährlichen Befragungen, die ſonſt auf den Gränzen gewöhnlich ſind, entübriget waren. Wir kamen alſo glücklich, und ohne angehalten zu werden, nach Deutſchland. In der erſten Stadt gab ſich mein Vater für einen aus Frankreich entflohenen Proteſtanten aus. Dieſes half ſo viel, daß man uns alle Höflichkeit erzeigte, und unſere Reiſe von allen etwannigen Hinderniſſen befreyete.

Mein Vater hatte, deſto unbekannter zu bleiben, ſeinen Namen verändert, bisher aber die Urſache ſeiner ſchnellen Flucht aus Frankreich meiner Mutter noch immer verhehlet. Sie ward zwar eine kleine Kaſſette bey ihm gewahr, die er jederzeit ſehr wohl und ſelbſt in Acht nahm, und in der ſie einen anſehnlichen Reichthum vermuthete; allein, ſie konnte weder daraus, noch aus

ſeinem übrigen Betragen, wenn ſie ihn um Erläuterung dieſer Sache bat, klug werden. Wir nahmen inzwiſchen unſern Weg nach Caſſel. Als wir nun daſelbſt einige Tage ausruheten, bekam meine Mutter die franzöſiſchen Gazetten im Wirthshauſe, wo wir abgetreten waren, zu leſen. Allein, wie erſchrack ſie? als ſie die grauſame That meines Vaters mit allen ihren Umſtänden darinn fand. Man hatte ihn ausdrücklich genennt, weil er auf dem Gute des Criminalleutenants war erkannt worden. Denn als er ſich daſelbſt der erwehnten Kaſſette bemächtigen wollte: ſo gab er ſich bey dem Verwalter des Gutes für einen abgeſchickten Boten ſeines Herrn aus, der Befehl hätte, ihm dieſe Kaſſette ſchleunig zu überbringen. Der Verwalter hatte kein Bedenken getragen, ihm darinn zu willfahren, weil er wußte, wer er war, und dann, weil er ſein Vorgeben mit dem Petſchaft des Entleibten und den Schlüſſeln des Kabinets, in welchem die Kaſſette verwahret war, bekräftigte. Da meine Mutter dieſe fürchterliche Begebenheit las, erſchrack ſie ganz auſſerordentlich, und es war gut, daß niemand Fremdes anweſend war. Wie leicht hätte es geſchehen können, daß man aus ihrem Bezeigen etwas nachtheiliges hätte argwohnen können! Als ſie ſich wieder erholet hatte, ſetzte ſie meinen Vater darüber zur Rede. Er geſtund es ihr endlich, doch führte er auch die Urſachen an, welche ihn dazu bewogen, und durch welche er, ſein Verfahren rechtfertigen zu können, ſicherlich glaubte. Sie ſahe nunmehr die Wich-

tigkeit

tigkeit ſeiner Flucht, und ſeiner Bekennung zur reformirten Religion, und die Nothwendigkeit der Veränderung ſeines Namens gar wohl ein. Die Kaſſette, durch welche er, den Verluſt ſeines Vermögens und ſeiner Bedienung zu erſetzen glaubte, war von groſſem Werthe. Er fand mehr als 50000. Livres darinnen, und zwar theils an Gold, theils an koſtbaren Juwelen, Ringen und andern Koſtbarkeiten. Er glaubte, mit dieſer Summe ſein jährliches Auskommen ganz wohl zu beſtreiten. Allein ſeine Hoffnung betrog ihn, und wir wurden gar bald wieder in das vorige Elend geſetzt, dem wir erſt entgangen waren.

Mein Vater war geſonnen, nach Sachſen, und zwar nach Leipzig, zu reiſen, wo er alle ſeine Koſtbarkeiten zu Gelde machen, und ſich alsdann häuslich niederlaſſen wollte. Wir waren daher genöthiget, von Caſſel aus durch Thüringen zu reiſen. Auf dieſer Reiſe aber begegnete uns ein Unglück, das auf uns zu warten ſchien. Wir wurden in einem groſſen Walde durch eine Bande Zigeuner angefallen, und unſerer Kaſſette gänzlich beraubet. Dieſe Straſſenräuber hätten ihre Bosheit vielleicht noch weiter getrieben; allein, man hörte von fern ein Geräuſch, dieſes verurſachte, daß ſie mit der Kaſſette ſich eiligſt in dem Holze verbargen, und wir, obſchon ſehr betrübt, unſern Weg ſicher fortſetzen konnten. Wir behielten von unſerm Vermögen nichts weiter, als eine doch ziemlich geſpickte Goldbörſe, mit der mein Vater verſehen war, nebſt einigen Juwe-

len,

len, Uhren und koſtbaren Tabacksdoſen, die meine Aeltern und meine Schweſter theils bey ſich trugen, theils in einem Koffer bey unſern Kleidern verwahret waren. Der gröſte Reichthum aber war mit der Kaſſette verſchwunden. Mein Vater veränderte nunmehr ſeine Reiſe, und begab ſich in eine anſehnliche Seeſtadt.

Nachdem meine Aeltern ſich daſelbſt etwas eingerichtet hatten, war mein Vater bemüht, ſich Schüler zu erwerben, die er in der franzöſiſchen Sprache unterrichten wollte. Allein, ich weiß nicht, wie es kam, er hatte nur einen geringen Verdienſt. Seine Bemühung trug ihm kaum ſo viel ein, ſeine Familie mit den nothdürftigſten Lebensmitteln zu verſehen. So lange die Goldbörſe und die übrigen Koſtbarkeiten dauerten, dorſten wir endlich keinen Mangel an nöthigen Kleidern und andern, zur Bequemlichkeit und Nothdurft gehörigen Sachen leiden. Allein, in einigen Jahren ſahen wir uns in dem betrübteſten Umſtänden. Wir hatten zuletzt kaum ſo viel, daß wir uns nothdürftig bedecken konnten. Dieſes Elend brachte meinen Vater aufs neue in Verzweifelung. Er verließ uns eines Morgens plötzlich, und nahm meinen einzigen Bruder, einen Knaben von acht Jahren, mit ſich. Er hinterließ meiner Mutter einen Zeddel, in welchem er meldete, er habe uns darum verlaſſen, damit er uns nicht länger eine Laſt ſeyn mögte; weil durch ihn doch alles unſer gegenwärtiges Unglück entſtanden wäre. Ein Jahr darnach erfuhren wir, daß beyde, Vater und Sohn, in Holland in das

gröſte

größte Elend gerathen waren. Sie waren daſelbſt krank geworden, und da ſich niemand ihrer angenommen, ſo waren ſie beyde vor Hunger und Schwachheit umgekommen; nachdem mein Vater einige Stunden vor ſeinem Tode einen daſigen Prediger ſeinen rechten und vorgegebenen Namen und ſeine gehabten Unglücksfälle erzehlet, und ihn gebeten, uns von ſeinem Tode Nachricht zu ertheilen. Und dieſer ehrliche Geiſtliche hatte ſie auch beyde begraben laſſen.

Meine Mutter befand ſich nach der unvermutheten Entweichung meines Vaters in den größten Aengſten. Sie hatte zwey Kinder auf dem Halſe, nemlich meine Schweſter, welche nun meiſt vierzehn Jahr erreichet hatte, und mich, die ich damals über eilf Jahre alt war. Wir hatten weder Kleider, noch Hausgeräthe, noch Brodt. Wir weinten und klagten, und wunden die Hände. Aber niemand war zu unſerm Troſte vorhanden. Es war niemand da, der ſich über unſer Elend erbarmen wollte. Zu allem Glücke, (wenn das ein Glück zu nennen iſt, wenn man eine nicht allzu löbliche Lebensart ergreifen muß, ſein Leben zu erhalten,) hatte mein Vater meine Schweſter und mich durch einen italieniſchen Singmeiſter, der ſein guter Freund war, im Singen, mich insbeſondere aber auch im Klavierſpielen unterweiſen laſſen. Wir waren auch beyde darinn ziemlich weit gekommen. Unſer Lehrmeiſter hatte auch meinen Aeltern ſchon einigemale vorgeſchlagen, er wollte uns auf die Opernbühne bringen; weil er glaubte, wir dörften uns

ſchon

schon mit Ehren und Beyfall öffentlich hören lassen. Meine Aeltern aber hatten immer Bedenken getragen, diesen Vorschlag einzugehen, bis endlich mein welscher Singmeister plötzlich starb, mein Vater aber uns gänzlich verließ. Nunmehr hätte meine Mutter sehr gern eine Sache eingegangen, die ihr sonst ganz entgegen war. Allein die Zeit war, nach unserer Meynung, vorbey, uns dadurch aufzuhelfen; weil wir keine Bekanntschaft hatten, die uns hätte unterstützen können.

Nachdem wir nun in diesem Elende zween Tage zugebracht hatten, und fast verhungert waren, meine Mutter und wir Töchter auch alle Hofnung, unser Leben zu fristen, aufgegeben hatten, und also voller Verzweifelung in einer sehr schlechten Kammer beysammen sassen: so hielt plötzlich vor unserer Wohnung ein Wagen stille. Wir liefen ans Fenster, und erblickten einen ansehnlichen wohlgekleideten Herrn, der nach meinem Vater fragte. Meine Mutter sprang eiligst die Treppe hinunter, lief an den Wagen, nöthigte den Fremden heraus zu steigen, indem sie sagte: die Person, nach welcher er sich erkundigte, würde er vergebens suchen; allein wenn er einer armen Frau und ein paar elenden Kindern in den betrübtesten Umständen von der Welt aus christlicher Großmuth zu Hülfe kommen wollte: so würde er sich eine gänzlich verlassene Familie auf ewig verbindlich machen. . . Es thut mir leid, fiel ihr der fremde Herr ins Wort, indem er aus dem Wagen stieg, daß ich den Herrn . . nicht finde;

finde; allein da es eine Sache betrift, die vornemlich ſie, meine Frau, und ihre Töchter angehet: ſo wird es mir gleichviel ſeyn, wem ich zu ſprechen bekomme. Er kam unter dieſen Worten zu uns die Treppe hinauf und in unſere Kammer. Er ſetzte ſich auf einen elenden Stuhl, der unſer vornehmſtes Hausgeräthe war, und meine Mutter fragte ihn, worinnen die Sache beſtünde, die ihm zu dieſem Beſuche bewogen hätte? Er ſagte: Ich bin der hieſige Opernunternehmer, und weil ich weiß, daß ihre beyden Töchter ſehr artig ſingen: ſo wollte ich ſie fragen: ob ſie erlauben wollten, daß ſie ſich in der erſten Oper, die ich dieſen Herbſt aufführen werde, dörfen hören laſſen? Ich werde, binnen dieſer Zeit, Sorge für ſie tragen, daß ihnen ſämmtlich nichts mangeln ſoll; und wenn ihre Stimmen Beyfall finden, woran ich doch nicht zweifele: ſo werde ich ihnen ſolche Vorſchläge thun, gegen welche ſie nichts einzuwenden haben werden. Uebrigens will ich keine Koſten ſparen, ihnen bis zum Anfange der Oper, in denen, ihnen noch zu wiſſen nöthigen, Umſtänden gehörigen Unterricht ertheilen zu laſſen; damit ſie mit deſto beſſern Fortgang die Bühne beſteigen können.

Meine Mutter gerieth über dieſen Antrag in groſſe Freude; meiner Schweſter gefiel er über die Maaſſen; allein mir wollte er nicht ſchmecken; gleichwol mußte ich mir ihn gefallen laſſen. Der Accord ward alſo ohne weitere Ueberlegung geſchloſſen. Der Opernunternehmer bezahlte, was wir im Hauſe ſchuldig waren, nahm uns

alle

alle drey mit sich in seinem Wagen nach seiner eigenen Wohnung, woselbst er uns mit allen Dingen, die wir nöthig hatten, versahe, und uns zu seinen Absichten und unserm Glücke, wie er sagte, vorbereitete. Binnen der Zeit breitete sich das Gerüchte in der ganzen Stadt aus: es würden sich bey der Eröffnung der Oper zwo junge Französinnen hören lassen, die vollkommen deutsch und italiänisch singen könnten, und die nicht die geringste französische Singart an sich hätten. Diese Neuigkeit ward sehr bewundert, und man wartete mit Verlangen darauf, wie wir unsere Sachen machen würden. Inzwischen war dabey gar nichts besonders. Wir waren in Deutschland erzogen worden, und hatten die Sprache der Deutschen uns von Kindheit an angewöhnet. Sie war gleichsam unsere Muttersprache. Unser welscher Singmeister hatte uns zu seiner Landessprache zugleich mit angeführet: so daß wir schon ziemlich gut italienisch sprechen konnten. Von der französischen Singart wußten wir gar nichts, denn wir hatten niemals etwas anders, als italienisch singen gehört, und selbst keine andere, als welsche und deutsche Arien, gesungen. Doch alles dasjenige, was neu oder ungewöhnlich, wenn es auch nur so zu seyn scheinet, wird allezeit für sonderbarer und merkwürdiger gehalten, als dasjenige, welches in der That merkwürdig ist, nur aber den blendenden Schein einer sonderbaren Sache nicht besitzet.

Endlich betraten wir die Bühne. Wir erfüllten die Hoffnung des Opernunternehmers. Wir

Wir gefielen, und verlieſſen niemals die Bühne, ohne daß uns ein tönendes Bravo, Braviſſimo begleitete. Auf dieſe Art verfloſſen ein paar Jahre in lauter Vergnügen. Meine Schweſter war bereits ſechszehn Jahre alt, und hatte ihren völligen Wuchs erreicht. Sie wußte ihrer Geſtalt ein anziehendes und reizendes Weſen zu geben, und man bewunderte ſie. Man ſahe daher eine Menge junger Herren um ſie herum ſchwärmen. Sie, die ſelbſt ſehr verliebter Natur war, ließ ſich eine ſolche Huldigung gefallen. Die anſehnlichen Geſchenke, die ihr täglich zufloſſen, und die die zärtlichſten Briefe und unzählige Liebkoſungen begleiteten, waren ihr ſehr willkommen. Sie ſang ihren Liebhabern die zärtlichſten Rollen aus der Oper dafür vor, und wußte ſie ſo wohl zu unterhalten, daß die Menge ihrer Anbeter ſich täglich vermehrete. Meine Mutter aber und mich verbannete ſie bald aus ihrer Vertraulichkeit. Sie hatte es wohl gemerkt, daß uns ihre weitläuftige Lebensart nicht gefiele. Wir trenneten uns daher. Wir blieben in dem Hauſe des Opernunternehmers, meine Schweſter aber fieng ihre eigene Haushaltung an. Sie gieng darauf einige Wochen aufs Land, und man ſtreuete allerhand verdächtige Urſachen von ihrer Landreiſe aus. Nach ein paar Monaten ſahe man ſie wieder in der Stadt; aber wie ſehr verändert war ſie? Sie hatte ihre Farbe verloren, und war mager geworden. Sie erhohlte ſich aber gar bald, und ihre Liebhaber umringeten ſie aufs neue. Einer von ihnen, der eben eine ſo genann-

te Liebste im Kindbette verloren hatte, entrieß sie endlich denen übrigen. Seine Neigung gegen sie nahm so sehr zu, daß er sie aus der Oper in sein Haus führte, und sie wohnte bey ihm, und stand seinem Hauswesen vor. Die Buhler mußten sie also verlassen, und man hörte nichts mehr von ihr.

Binnen dieser Zeit hatte meine Stimme einem vornehmen französischen Herrn gefallen, und weil er glaubte, ich würde in Paris noch mehr bewundert werden: so verlangte er, ich sollte ihm dahin folgen. Ich schlug diesen Vorschlag aus, ungeachtet meine Mutter diesfalls gar nicht mit mir zufrieden war. Allein, einige Monate darnach wiederholte dieser Herr seine Vorschläge durch Briefe und Geld, das er mir zur Reise übermachte. Er hatte zugleich eine Bestallung, als königliche Sängerinn, ausgewirket, die er mir überschickte. Nunmehr dorfte ich meiner Mutter nicht länger entgegen seyn. Wir reiseten ab, und ich kam kurz nach meiner Ankunft allhier auf der Opernbühne zum Vorschein. Allein, der Beyfall, den ich allhier erhielt, war gar nicht von der Beschaffenheit, daß er meinen Gönner hätte sonderlich belustigen können. Man machte sich anfangs gar nichts aus mir. Ich sang drey oder viermal, ohne das Parterre zu gewinnen; kaum, daß man mich noch auf der Bühne ertrug. Endlich bemühete ich mich, meine italienische Singart mit der französischen zu vertauschen, um mich nach dem hiesigen Geschmacke zu bequemen. Dieses that einige Wirkung.

Gleich-

Gleichwol ſahe ich meinen Vortheil noch lange nicht dabey. Ich entſchloß mich daher, Paris zu verlaſſen, zurück zu gehen, und mein Leben in der Stille zuzubringen. Das Geräuſch, die Unruhe und die unordentlichen Anfälle, denen man bey einer ſolchen Lebensart unterworfen iſt, waren nicht vor mich, und ich dienete daher nur denen andern Sängerinnen zum Geſpötte. Ich war eben geſonnen, meinen Entſchluß ins Werk zu ſetzen, als ich ſie, mein Herr! das erſtemal im Parterre erblickte. Ich ſahe ſie einigemale mit Vergnügen an; ihre Augen begegneten denen meinigen; es ſchien mir, daß meine Stimme ihnen gefiele, und dieſer eingebildete Beyfall erhielt mich noch einige Zeit auf der Bühne. Ich ſahe mich nachher zwar öfters, doch insgemein vergebens, nach ihnen um, und nur ſehr ſelten war ich ſo glücklich, mein Verlangen zu ſtillen. Ich ward endlich ſo von ihnen eingenommen, daß ich glaubte, ich würde nicht ohne ſie leben können. Ich entdeckte meine Neigung meiner Mutter, und erwählte ſie zu meiner Vertrauten. Sie erkundigte ſich hierauf nach ihnen. Wir erfuhren ihren Namen, ihren Stand, ihr Vermögen und ihre Lebensart; auch die unauflösliche Freundſchaft, die ſie mit dem Herrn **Slegaard** verband, blieb uns nicht verborgen. Aber alle dieſe Nachrichten ſchlugen meine Hoffnung gänzlich zu Boden. Ich ſahe wohl, daß ich vor ſie viel zu geringe war; und was konnte ich alſo hoffen? Ich ſchämte mich, mich als eine Operiſtinn ihnen zu entdecken. Ich war endlich darauf bedacht,

dacht, ihnen meine Gemüthsbeschaffenheit auf eine solche Art zu erkennen zu geben, daß sie daraus nicht nur meine Liebe zu ihrer Person und ihren vortreflichen Eigenschaften, sondern auch meine Neigung zur Tugend erkennen sollten. Ich urtheilte, daß, wenn ich dieses bewerstelligen könnte, sie mich zuletzt, wenn sie meinen Stand erfahren würden, doch nicht verachten würden, wenn sie mich auch nicht lieben konnten. Es fehlte mir nicht an Mitteln, bey einer eingezogenen Lebensart, ohne Hülfe der Oper, mein Auskommen selbst zu bestreiten. Da ich bereits über sieben Jahre auf der Bühne zugebracht, sparsam gelebet, und eine ziemlich starke Besoldung jederzeit genossen hatte: so hatte ich mir ein kleines Kapital gesammlet. Dieses konnte ich nunmehr durch eine meist jährige Foderung, die ich bey der Pariser Oper noch zu gute hatte, ziemlich verstärken. Ich hatte also gar nicht nöthig, mich mit der Bühne mehr abzugeben, die mir ohnedies sehr zuwider war. Ich machte also meine Einrichtung, und der Tag war bestimmt, an welchem ich mich ihnen zuerst zeigen, und zugleich meinen Abschied von der Oper nehmen wollte.

Sie wissen es, mein Wertheſter! wie ich das erste ausführte. Meine Mutter, die ein sehr männliches Ansehen besitzt, stellte meinen Vater unter einer erdichteten Geschichte vor. Um auch desto weniger entdeckt zu werden, gebrauchte sie die Vorsicht, den Herrn **Slegaard** von unserm Geheimnisse auszuschlieſſen, und nach der Erzählung unserer Geschichte sich zu entfernen. Sie wa-

waren ſo gütig, mir ihren Schutz angedeyen zu laſſen, und mir gegenwärtige Wohnung zu beſorgen. Als dieſes ſeine Richtigkeit hatte: ſo nahm ich meinen Abſchied von der Oper, nachdem ich ſelbigen Abend das letztemal geſungen, und wegen meiner Foderung gehörig vergnüget war. Um von den Operiſten keiner Nachfrage unterworfen zu ſeyn, gab ich vor; ich befände mich nicht wohl, und diesfalls würde ich zu einer Verwandtinn aufs Land reiſen, um meiner Geſundheit zu pflegen. Man glaubte meinem Vorgeben, und man hat mich ſeitdem in Paris nicht mehr geſehen, und ich bin auch aller Nachſpürung befreyet geweſen. Allein, wie erſchrack ich, da ich ſie, als ich das letztemal auf die Bühne tratt, erblickte! Ich gebrauchte daher alle Vorſicht, daß ſie mir nicht ins Geſichte ſehen ſollten; gleichwol erkannte ich aus ihren aufmerkſamen Blicken, die ſie auf mich wurfen, daß ſie mich bemerket hatten. Und kaum hatte ich meine Rolle zu Ende gebracht; ſo eilte ich von der Bühne nach Hauſe, damit ſie mich bey etwaniger Nachforſchung nicht finden mögten. Von der Stunde an ſahe man mich niemals wieder in meiner ordentlichen Kleidung, ich blieb beſtändig in Mannskleidern; ob ich ſchon nach der Zeit niemals ausgieng. Meine Mutter ſtellte in einer neuen Verkleidung die Perſon meines Bedienten vor; und ſo blieben wir beſtändig unentdeckt, und vor ihnen ſelbſt verborgen.

Aber ach! wie war ich bekümmert, als ich einem Beſuche von ihnen ſo lange vergeblich entgegen geſehen hatte! Ich beklagte mein unglück-

liches Schicksal, indem ich alle Hoffnung aufgab, mir ihre Gewogenheit zu erwerben. Die Unglücksfälle meines Vaters nebst der Schande meiner unwürdigen Schwester stellten sich mir zugleich vor Augen. Ach! rief ich, ich bin zum Unglück gebohren! Darf ich wohl vergnügtere Stunden hoffen? Meine Mutter, der meine Betrübniß sehr zu Herzen gieng, tröstete mich aufs beste. Endlich erfuhren wir, daß sie verreiset wären, und daß von ihren Bedienten niemand als ihr Kammerdiener anwesend sey. Ich gab mir hierauf alle Mühe, ihn durch das Fenster, das in den Hof ihres Hauses gehet, zu erblicken. Er ward mein Winken gewahr, und besuchte mich. Ich ließ ihm meine Betrübniß sehen, und bat ihm, sie zu bewegen, mich zu besuchen. Ich gab ihm nach einigen Tagen einen Brief, den sie auch erhielten. Sie waren so gütig, mich zu besuchen. Sie wurden darauf krank, und ich mußte ihre Gegenwart abermals einige Wochen missen. Ach! glauben sie, diese Abwesenheit verursachte mir die betrübtesten Stunden, die ich noch jemals empfunden habe. Ich fühlte alle Beschwerlichkeiten, alle Zufälle und alle Abwechselungen ihrer Krankheit. Meine Mutter hatte mich noch niemals so elend gesehen. Ich war mehr als krank. Mein Gemüthe, mein Körper, alles war entkräftet. Ich verlor Muth und Kräfte. Endlich ward ich nicht wenig aufgerichtet, als ich die Nachricht von ihrer Besserung erhielt. Doch diese Freude genoß ich nur eine sehr kurze Zeit. Sie waren bereits wieder ausgegan-

gegangen, ohne mich zu ſehen. Was ſollte ich von dieſem Betragen gedenken? Ich glaubte gänzlich, ich müßte ihren Zorn mir zugezogen haben. Ich unterließ nicht, meine ganze Aufführung zu prüfen. Aber, ob ich ſchon auch ſo gar meine Gedanken prüfete: ſo fand ich doch nicht das mindeſte in meinem Betragen, welches ihnen könnte anſtößig geweſen ſeyn. Ich beklagte alſo aufs neue mein unglückliches Schickſal, und meine Mutter hatte genug zu tröſten, um mir nur mein Unglück etwas erträglicher zu machen. Endlich bekam ich ihren Kammerdiener zu ſprechen. Er ſahe meinen elenden Zuſtand. Er beklagte mich, und verſprach mir ihnen davon Nachricht zu ertheilen. Ich ließ ſie zugleich auf das inſtändigſte erſuchen, mir nur ein einzigmal die Gnade ihres Beſuches zu gönnen. Sie erſchienen. Ihre Gütigkeit trug Mitleiden mit mir, und ihre fortgeſetzten Beſuche machten mich geſund.

Mir war aber gleichwol beſtändig bange: ſie mögten ſich genauer nach mir erkundigen; noch bänger wurde mir, als ſie ſich, mich deſto ordentlicher und unvermerkter zu beſuchen, einen Schlüſſel zu meinem Hauſe ausbaten. Ich dorfte ihnen dieſes Begehren nicht abſchlagen; aber konnte ich es auch ſicher eingehen? Mußte ich nicht auf beyde Arten befürchten, ihnen ein Geheimniß zu verrathen, welches ſie noch nicht wiſſen ſollten? Ich folgte endlich ihrem Verlangen; doch mit der Bedingung, mich nur zu gewiſſen Stunden des Tages zu beſuchen. Sie gaben meinen Gründen Beyfall, und verſprachen, was

ich verlangte. Gleichwol verwahrte ich die Thüren von innen, indem ich sie mit Anwürfen versehen liesse. Doch vorigen Abend hatte meine Mutter vergessen, die Hausthüre gehörig zu verriegeln. Sie war sehr spät ausgegangen, um einige zu unserer kleinen Haushaltung gehörige Sachen zu besorgen. Die Eilfertigkeit war darauf Schuld an der Nachlässigkeit, durch welche es ihnen geglückt ist, uns so unvermuthet zu überfallen. Aber ist es mir auch erlaubt, ihnen zu gestehen, daß bey allem Schrecken, den sie uns verursachet, und bey aller der Unruhe, die theils daraus, theils aus der Verkennung der Personen entstanden ist, mir die Wirkung ihres Zorns dennoch sehr angenehm gewesen ist? Sie haben, ach! welchen Dank bin ich ihnen schuldig? mir so unbesorgt diejenigen Gesinnungen entdeckt, die ich, bey ihnen zu erwecken, so sehnlich gewünschet habe. Mit diesen Worten schloß meine Schöne ihre Erzählung.

* * *

Da ich diese ganze Erzählung, so wie ich sie damals von ihr hörte, anjetzo von Wort zu Wort wiederhole: so muß ich mich gewiß nicht wenig über mich selbst wundern, wie es möglich gewesen, daß sie einen so grossen Eindruck bey mir hat machen können. Mir kommt es nunmehr erstaunend vor, daß ich dadurch bin verleitet worden, eine Person stärker, als zuvor, zu lieben, die sich doch billig durch solche nachtheilige Nachrichten, die ihre Familie und sie selbst verur-

theil-

urtheilten, meine Verachtung oder doch wenigſtens meine Entfernung hätte zuziehen ſollen. Doch vielleicht that ſie dieſe vortheilhafte Wirkung durch die darinnen befindliche Offenherzigkeit. Oder vielleicht war meine Vernunft gar nicht mehr fähig, mir behutſame Rathſchläge zu ertheilen. Ich ward alſo verliebter, als zuvor. Mich reueten die Vorwürfe, die ich ihr gemacht hatte, aufs neue. Ihre Tugend kam mir ſo reizend und ſo bewährt, ihre Unſchuld aber ſo rein und unbefleckt vor: daß ich mich glücklich pries, eine Perſon mit ſo erhabenen Eigenſchaften gefunden zu haben, welche bereit wäre, ihr Herz mit mir zu theilen.

In dieſer verliebten Bezauberung umarmte ich ſie aufs brünſtigſte. Ich beſtätigte die Worte, die ich ihr ſchon von ihrer Erzählung geſagt hatte. Ich bat um die Einwilligung in ein ewiges Bündniß mit mir. Ich freuete mich, daß eine ſo beſondere und wunderbare Entdeckung ihrer Neigung gegen mich deutlich genug zeigte: unſer Bündniß ſey ſchon längſt von der Schickung geknüpfet worden. Wie? rief ihre Mutter: Was reden ſie, mein Herr? Bedenken ſie auch den ganzen Umfang ihrer Worte? Ach! ſagte ich: Braucht man bey ſo viel Schönheit, bey ſo viel Tugend und Unſchuld, und überhaupt bey einem ſo liebenswürdigen Kinde eine weitere Ueberlegung? Ich liebe ſie. Ich bin Herr über mich und mein Vermögen. Und wenn unſere Verbindung nur ein paar Monate verſchwiegen bleiber: ſo ſoll mir weder hier in Paris, noch in mei-

nem Vaterlande, eine einzige Person diesfalls Vorwürfe machen. Genug, setzte ich hinzu, wollen sie meinen Wunsch erfüllen, und mich glücklich machen: so bin ich, von diesem Augenblicke an, ihr Schwiegersohn, und ich ersuche sie, unsere Hochzeit noch diesen Tag zu veranstalten: denn ich bin bereit, mich alle Augenblicke mit ihrer liebenswürdigen Tochter priesterlich einseegnen zu lassen. Aber, fiel mir meine Sirene (ich kann sie mit Recht so nennen) ins Wort: wollen sie dem Herrn **Slegaard** nichts von ihrer Entschliessung sagen? Hier stutzte ich. Der blosse Name meines Freundes setzte mich in Bestürzung. Ich blieb etwas in Gedanken sitzen; endlich sagte ich: Unmöglich kann er meinem Wunsche entgegen seyn, vornemlich wenn er, meine Wertheste! ihre Schönheit und angenehmen Eigenschaften erblicken wird. Er wird mich glücklich schätzen, daß ich einer Person theilhaftig werde, die mein ganzes Leben versüssen wird. Wenn sie sich, redete die Mutter, auf alles, was sie sagen, verlassen können, und wenn sie uns mit gleicher Aufrichtigkeit begegnen, mit der wir ihnen, durch eine umständliche Nachricht von unserm Herkommen, und von unsern übrigen Umständen, vorgegangen sind: so wird meine Tochter die gröste Ursache haben, sich glücklich zu preisen; und sie wird, ihrer Schuldigkeit gemäß, nicht unterlassen, alles anzuwenden, was ein eheliches Leben am vergnügtesten machen kann. Damit sie aber sehen, daß wir nicht gänzlich von Geld und Vermögen entblösset sind: so sehen sie hier eine Sum-

me

me von 10000. Livers an baaren Gelde und Wechſelbriefen; und hier ſind noch für mehr als 20000. Livres Jubeelen. Unter dieſen Worten öffnete ſie ein Käſtgen, welches in einem Winkel des Schlafzimmers ſtund. Hiernächſt öffnete ſie einen Schrank, der mit einer groſſen Anzahl koſtbarer und reicher Frauenzimmerkleider angefüllet war. Ein anderes Behältniß enthielt einen wichtigen Vorrath von Leinengeräthe. Nach dieſer Entdeckung glaubte ich, meinem **Mentor** zur Genüge überzeugen zu können, daß ich, auſſer deren innern und äuſſern Vorzügen meiner Geliebten, auch ſo gar eine reiche, und folglich ſehr anſtändige Heyrath thäte; indem ich ſie auch bey ſolchen Leuten verantworten könnte, die bey dem Schluſſe eines ehelichen Bündniſſes ſo fort nach der Ausſteuer einer Braut fragen, und nach dem Werthe der erſtern auch den Werth der letztern beſtimmen.

Nachdem ſie mir nun dieſe Schätze gezeiget, die ich aber kaum mit flüchtigen Augen anſehen konnte; ſo ſehr war ich von der Perſon eingenommen: ſo gab ſie mir die Schlüſſel zu allen dieſen Koſtbarkeiten, indem ſie ſagte: Hier haben ſie ein geringes Heyrathsgut, welches ihnen meine Tochter zubringet. Allein, eine einzige Gewogenheit bitte ich mir von ihnen aus, und ich hoffe, ſie werden ſie mir nicht abſchlagen. Es würde vielleicht mein Tod ſeyn, wenn ich mich von meiner mir ſo lieben Tochter trennen ſollte: daher erſuche ich ſie, mein lieber Sohn! ach! wie ſüſſe iſt mir dieſer Name! daß ſie mir einen kleinen

Win-

Winkel ihres Hauses einräumen, in welchem ich meine Tage in der Stille vollenden, und den Himmel für ihre beyderseitige Glückseeligkeit die heissesten Wünsche darbringen könne. Wie? meine Frau! erwiederte ich, können sie wohl glauben, daß es so leicht wäre, sich von ihnen zu trennen? Nein! bleiben sie! Nehmen sie an unserm Vermögen Theil. Wir werden sie jederzeit kindlich lieben und ehren. Und wenn sie uns bey vorfallenden Gelegenheiten mit ihrem mütterlichen Rathe beystehen wollen: so werden wir ihnen diese Gütigkeit kindlich verdanken. Was aber diese Schlüssel betrift: so scheinet es, sie ständen in den nachtheiligen Gedanken von mir, als ob mir die getroffene Wahl durch diese Aussteuer angenehmer werden sollte. Allein, ich bitte sie, was habe ich gethan, daß sie eine so schimpfliche Meynung von mir gefaßt haben? Ich liebe ihre angenehme Tochter, und ich würde sie lieben, wenn sie auch keine weitere Kleidung hätte, als diejenige, in der ich sie das erstemal in meinem Zimmer gesehen habe. Denn was ihr an Gütern und Vermögen fehlen würde, das könnte ich zur Genüge ersetzen. Nein! nehmen sie diese Schlüssel nur wieder zu sich; ich verlange nichts anders, als diese liebenswürdige Person . . Die Mutter fiel mir allhier ins Wort, und drung ausdrücklich darauf, ich sollte die Schlüssel behalten: sie würde sie nicht zurück nehmen. Da ich sie so beständig fand: so ward ich noch mehr von dieser vermeynten Großmuth entzückt. Ich konnte diese Handlung nicht mit den Gesinnungen

gen einer kleinen Seele oder einer niederträchtigen Perſon vergleichen. Ich bekam dadurch höhere Begriffe von ihr, und meine Geliebte war mir noch lieber, da ſie eine ſo edle Mutter hatte. Ich nahm nunmehr die Schluſſel, die ich auf ein in der Stube ſtehendes Tiſchchen geleget hatte, und ſagte, indem ich ſie meiner Braut überreichte: Wenn es denn ausdrücklich der Befehl unſerer wertheſten Frau Mutter iſt, daß ich dieſe Schlüſſel annehmen ſoll: ſo nehme ich ſie blos diesfalls an, damit ich ſie ihnen, meine Wertheſte! überreichen könne. Sie gehören ihnen, und alles, was damit verwahret wird. Ich verlange keine andere Güter, als die ich bereits beſitze. Behüte der Himmel! daß ich mich desjenigen bemächtigen ſollte, was meine liebe Braut mit ſo viel Sorge, Kummer und Unruhe erworben hat. Ich werde mir vielmehr ein Vergnügen daraus machen, die hier befindlichen Sachen mit einigen Geſchenken zu vermehren, die ſie, als die erſten von meiner Hand, nicht ausſchlagen können und dörfen.

Unter dieſen Worten nahm ich einen koſtbaren Ring vom Finger, und überlieferte ihn meiner Braut, indem ich hinzuſetzte: Dieſes geringe Pfand ſoll ein Merkmal der Verbindung ſeyn, die ich mit ihnen noch heute vollziehen werde; dieſen Ring aber will ich mir zum Gegenpfande ausgebeten haben. Zugleich zog ich ihr einen kleinen Ring vom Finger, den ich dann ohne weitere Umſtände an den kleinen Finger meiner rechten Hand ſteckte. Unſer Streit war nun

zum Ende, wir umarmten uns auf das feurigste, und die Mutter ertheilte uns ihren Seegen.

Nach dieser kleinen Ceremonie setzten wir uns zusammen nieder, um zu überlegen, wie wir alle Umstände unserer Hochzeit am bequemsten und ordentlichsten und ohne Geräusche einrichten könnten? Ich fragte meine künftige Schwiegermutter: ob sie mit keinem protestantischen Geistlichen bekannt wäre? Sie nennte mir hierauf ihren Beichtvater. Dieses war der Gesandtschaftsprediger eines gewissen auswärtigen Gesandtens. Sie meldete mir zugleich: sie habe sich ihm niemals eigentlich zu erkennen gegeben. Er wüßte nicht anders, als daß sie beyde aus einer gewissen deutschen Stadt wären, und sich wegen einer Erbschaft, die sie aus der Verlassenschaft eines gewissen Landedelmanns zu fodern hätten, allhier aufhielten. Sie hätten ihm auch gesagt: es wäre grosse Hoffnung vorhanden, das Erbgut zu erhalten. Da mir nun dieser Geistliche sehr wohl bekannt war: so war mir diese Nachricht sehr lieb. Ich machte meine Rechnung auf ihn, und zwar nach folgendem Entwurfe, der mir dann auch glückte. Ich bat die Mutter, mit mir ohne Aufschub zu ihm zu fahren, und ihn zu ersuchen, diesen Abend mich mit ihrer Tochter, und zwar in ihrem Hause, zusammen zu geben. Die Sache litte keinen Aufschub, theils, weil wir gesonnen wären, auf das eheste Paris zu verlassen, um die der Braut endlich zugefallenen Güter zu verkaufen, und dann, weil die Verwandten der Braut, die sämmtlich catholisch wären, uns vielleicht in

unserm

unſerm Vorſatze hindern, und ſie wol gar in ein Kloſter ſtecken mögten. Ueberdieſes dörfe er kein Bedenken dabey haben, weil wir ſämmtlich keine Franzoſen, oder Unterthanen des Königes von Frankreich, wären, ſondern Ausländer. Sie fand dieſen Vorſchlag für gut. Wir ſetzten uns in die erſte Miethkutſche, die wir bekommen konnten, und fuhren zu unſerm Geiſtlichen.

Da es noch ſehr früh war: ſo waren wir gewiß, daß wir ihn zu Hauſe antreffen würden. Unſere Muthmaſſung traf ein. Er hatte das Bette kaum verlaſſen, als wir zu ihm ins Zimmer traten. Als er uns beyde erblickte, ſo verwunderte er ſich nicht wenig, was wir ihm ſo früh zu ſagen hätten. Meine Schwiegermutter brachte ihre Worte, unſerer Abrede gemäß, gehörig an, und ich unterſtützte ihren Vortrag. Er machte uns zwar einige Schwierigkeiten; da er aber unſere Urſachen überlegte, er auch gar wohl wußte, daß ich mein eigener Herr und mündig war: ſo koſtete es es mir nur noch einen einzigen Beweis, ihn von der Rechtmäßigkeit unſerer Sache völlig zu überführen. Dieſer war auch ſofort durch eine kleine Goldbörſe, die ich diesfalls bey der Hand hatte, und durch eine andere kleine Summe zu einem Allmoſen für die armen Proteſtanten ausgeführt. Wir waren nunmehr richtig. Er verſprach, ſich des Abends um acht Uhr richtig einzufinden. Nur bat er ſich dieſes von mir aus: ich mögte mit dem Geſandten, alle Verantwortung zu vermeiden, diesfalls ſprechen, und dann ein paar gute Freunde, auf welche wir uns verlaſſen

lassen könnten, ersuchen, der Ceremonie, als Zeugen, beyzuwohnen. Darauf führte er mich sofort zu seinem Herrn, dem Gesandten, dem ich die Sache eröffnete, und um Erlaubniß bat, mich seines Predigers zu bedienen. Dieser letztere bezeugte die Richtigkeit der Umstände, die ich angegeben hatte, und daß er uns sehr wohl kennte. Ich hatte auch ohne dies die Ehre, Sr. Excellenz bekannt zu seyn, und sie wußten, was für ein Landsmann ich war. Ich hatte also keine Mühe, die Erlaubniß dieses Herrn zu erlangen. Er sagte nichts weiter, als daß er uns Glück zur Hochzeit wünschte. Nur bäte er uns, daß wir keine Rede davon machen mögten. Dieses Begehren stimmte mit unserer Meynung ohne dies überein, und wir waren damit sehr wohl zufrieden. Dem Geistlichen versprach ich hierauf die verlangte Anwesenheit zweer vertrauten Personen. Nachdem wir dieses also in Ordnung hatten, so fuhren wir sehr vergnügt wieder zurück.

Meine Braut hatte sich indessen zwar flüchtig, doch sehr angenehm und mit einer guten Wahl, gekleidet. Ihr ganzer Putz, der ganz ungekünstelt war, hatte überall ein sehr angenehmes Verhältniß. Und ich muß gestehen, daß sie mir doppelt wohl gefiel. Wenn eine Dame ihre Kleidung nach einem vernünftigen Geschmacke einrichtet, so gefällt sie nicht nur den Augen, sondern auch dem Herzen. Ein solcher Eindruck wird ihr sicherer und rühmlicher seyn, als wenn sie nur den Augen eines Schmetterlings oder jungen Stutzers gefallen will. Wir gaben ihr nunmehro

mehro Nachricht von unserer Verrichtung. Alsdann bat ich beyde Frauenzimmer, sie mögten mir erlauben, daß ich die übrigen Anstalten zu unserer Hochzeit nach meinem Sinne einrichten, und sie mit nöthigen Bedienten versehen mögte. Das erstere ward meiner Willkühr sofort überlassen; zumal, da sie aus der Kürze der Zeit und aus dem wenigen Geräusche, welches die Geheimhaltung unserer Verbindung erforderte, wohl versichert wären: ich würde es so einzuschränken wissen, wie es unserer gemeinschaftlichen Absicht gemäß wäre. Was aber das letztere beträfe: so bäten sie mich, mir diesfalls keine Mühe zu machen; weil sie mich selbiger ohne Weitläuftigkeit überheben könnten. Sie hätten, ihre Wäsche und Haushaltung zu besorgen, sich einer alten Frau bedienet, die getreu und verschwiegen wäre; und so es mir gefällig wäre: so wollten sie die Tochter dieser alten Aufwärterinn, die ein artiges und gefälliges Mägdchen wäre, zu sich nehmen. Diese würde zu ihrer Aufwartung noch zur Zeit genug seyn. Ich war damit zufrieden, und nahm noch Abrede, meinen **Heinrich**, einige Kleinigkeiten im Hause selbst zu besorgen, zu ihnen zu senden, so bald ich mit dem Herrn **Slegaard** gesprochen, und ihn von unsern Geheimnisse unterrichtet hätte, das ich doch nicht länger vor ihm verschwiegen halten könnte; zumal, da er einer von den Freunden wäre, der unserer Verbindung beywohnen sollte. Zugleich bat ich um Vergebung, daß ich sie nicht eher, als auf den Abend, um die bestimmte Zeit wieder besuchen

könnte, indem ich unterschiedene Schen diesfalls anzuordnen, und noch einen Freund zu unserer Gesellschaft auf den Abend auszusuchen hätte. Als nun die Glocke beynahe neun Uhr war, um welche Stunde ich wieder zu Hause seyn wollte; vornehmlich, da ich, ohne gesehen zu werden, mich wieder ins Haus zu schleichen gedachte, mein **Heinrich** meiner auch um diese Zeit in der Pforte auf mich warten sollte: so entriß ich mich den Umarmungen meiner Braut, und kam, ohne entdeckt, oder in meinem Hause vermisset zu werden, glücklich wieder zurück. **Heinrich** wartete auf mich, und begleitete mich in der Stille auf mein Zimmer. Er meldete mir, mein **Mentor** wäre vor kurzen erst aufgestanden, er hätte aber befohlen, mich in meiner Ruhe nicht zu stören.

Nach dieser Nachricht ließ ich mich in meinem Schlafzimmer auskleiden, zog meinen Schlafrock an, als ob ich erst aus den Federn käme. Hierauf befahl ich meinem **Heinrich**: bey unserm Speisewirthe eine prächtige Mahlzeit auf sechs bis sieben Personen zu bestellen. Ich würde diesen Abend Gäste haben. Er sollte keine Kosten sparen, weil alles aufs kostbarste seyn sollte. In Ansehung des Weins, sagte ich zu **Heinrichen**, würde er schon selbst urtheilen, was diesfalls zu besorgen wäre; denn er sollte diesen Abend Mundschenke seyn. Hiernächst befahl ich ihm, mir eine kostbare goldene Uhr, eine dergleichen Tabacksdose, ein dergleichen Gestecke, ein

paar

paar prächtige Ringe, und einige prächtige Frauenzimmerfächer zu hohlen; doch möchte er lieber alles doppelt oder verſchieden bringen, damit ich die Wahl haben könnte. Mein ehrlicher alter Diener ſtutzte bey dieſem Befehle nicht wenig. Ich merkte, daß er gerne geredet hätte; allein ich ließ ihm nicht zu Worte kommen, und pries ihm nur die Geſchwindigkeit nebſt der geſchickten Ausrichtung ſeiner Geſchäfte an; ingleichen, daß er mögte verſchwiegen ſeyn, und ſich weder gegen die Bedienten noch gegen eine fremde Perſon etwas ſollte merken laſſen. Er gieng voller Verwunderung fort.

Ich verfügte mich darauf zu meinem Hofmeiſter. Er hatte ſich eben in ſeinem Zimmer an den Theetiſch geſetzt. Ich bot ihm einen guten Morgen, ergriff einen Armſtuhl und ſetzte mich neben ihn. Ich war von meiner künftigen Glückſeeligkeit ſo ſehr eingenommen, daß ich vor Freude und Vergnügen faſt auſſer mir war. Ich trank eine Taſſe Thee, und wollte nunmehr meinem Freunde meine ſo nahe Verbindung entdecken. Indem ich aber reden wollte, ſahe er mich von ungefehr an. Da er nun eine ſolche Miene an mir gewahr ward, die ihm ganz neu und ſonderbar vorkam: ſo gerieth er in groſſe Verwunderung. Er fragte daher mit Lachen: Was iſt ihnen, mein Herr? Sie ſehen ja auſſerordentlich entzückt aus. Sie müſſen gewiß ſehr luſtige Träume gehabt haben, die ſie ſo aufgeräumt gemacht haben? Ihre ganze Geſichtsbildung iſt gleichſam mit Freude und Wolluſt

überzogen. Bey dieser Anrede verlor sich meine ganze Herzhaftigkeit. Ich lehnte mich an den Stuhl, ergriff ein Schnupftuch, wischte mich ab, und sagte: Mir ist nichts; aber es kommt mir vor, als ob es heute ausserordentlich heiß wäre; denn mich schwitzet sehr stark. Und in der That, ich empfand eine gewaltige Hitze, und der Schweiß lief mir vom Gesichte herunter. Wir wollen ein Fenster aufmachen, sagte er. Er that es auch. Aber, fuhr er fort, indem er mich sehr aufmerksam und nachdenkend ansahe, ich sollte aus ihrer vorigen Miene, aus ihrer plötzlich aufsteigenden Hitze, und aus der Zerstreuung, in der sie sind, doch wohl schliessen: es müsse bey ihnen etwas sehr wichtiges vorgehen, und zwar etwas ausserordentliches. Ey, mein lieber Herr von R * * reden sie doch! Es liegt ihnen ein grosses Geheimniß auf dem Herzen. Befreyen sie sich dieser Last! Oder tragen sie vielleicht Bedenken, sich gegen mich herauszulassen? Sie können mir ihr Herz ganz frey entdecken. Sie kennen ja ihren alten Freund, bey ihm ist alles aufs beste verwahrt * *. Wie? sie antworten nicht?

Ich saß auch wirklich in der tiefsten Bestürzung, als er mich so zärtlich anredete. Bald ward ich roth, bald blaß; bald war mir kalt, bald heiß; bald wollte ich reden, bald schweigen; und da ich mich endlich mit Gewalt, zu reden, zwingen wollte: so starb mir das Wort auf der Zunge. Mein Freund sahe mir mit Verwunderung zu. Er ward den Zwang sehr genau gewahr, den ich ausstund. Wie? rief er vor Erstaunen, haben sie

ſo wichtige, ſo groſſe Geheimniſſe, die ſie ſo auſſerordentlich martern, bevor ſie heraus wollen? Nein! wenn ſie ſo viel Zwang ausſtehen ſollen, und wenn es ihnen ſo ans Herze gehet, ſich ihrem beſten Freunde, den ſie in der Welt haben, zu offenbaren: ſo bitte ich, ſparen ſie alle dieſe heftigen Bewegungen. Ich verlange nichts zu wiſſen! nichts! das ſie mir mit ſo groſſer Gefahr entdecken ſollen. Doch vielleicht, wertheſter Freund! und hier umarmte er mich, haben ſie Rath und Hülfe nöthig! Reden ſie! ich bin ja ihr Freund, deſſen Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Treue ſie durch manche Proben geprüfet und für bewährt befunden haben. Ach! es iſt mit ihrer Neigung, mit ihrer Freundſchaft gegen mich ſo weit gekommen, daß ſie ſo gar ein Mißtrauen in mich ſetzen, oder mich zur Bewahrung ihres Geheimniſſes für unfähig halten?

Dieſe Worte bewegten mich zwar, aber ſie beſänftigten zugleich meine Regungen. Ich fieng an, mich zu erholen, und meine Herzhaftigkeit ſtellte ſich nach und nach wieder ein. Ich ergriff eine Taſſe Thee, und, nachdem ich ſie getrunken, ſammlete ich alle meine Freymüthigkeit und mein ſonſt offenherziges Weſen. Die Freude belebte mich wieder. Das Herz empfand ſchon alles Vergnügen, welches mir die Liebe, und wie ich glaubte, die glücklichſte Liebe von der Welt, eingeflöſſet hatte.

Mein wertheſter Freund! redete ich ihn endlich an. Sie dörfen es mir nicht erſt zu erkennen geben, wie ſtark ihre Freundſchaft, ihre Aufrichtig-

richtigkeit, ihre Redlichkeit gegen mich ist. Mein eignes Herz ist ihnen selbst der aufrichtigste Zeuge. Vorjetzo habe ich, bevor ich ihnen das wichtigste Geheimniß meines ganzen Lebens entdecke, um Verzeihung zu bitten, daß ich es ihnen so lange verschwiegen habe. Geben sie mir erst diese angenehme Versicherung, ich bitte sie; es ist mir sonst unmöglich, weiter zu reden * * * *. Ich empfand allhier wirklich eine empfindliche Regung in mir. Ich schämte mich, ihn anzusehen; mein Herz machte mir verdiente Vorwürfe. In dieser Bewegung ergriff ich seine Hand und drückte sie; er aber stund auf, und umarmte mich mit diesen Worten: Wenn habe ich ihnen Gelegenheit gegeben, ohne Freymüthigkeit mit mir zu reden? Wenn sie mir ihr Herz entdecken, es mag früh oder spät seyn, wenn es nur nicht vor sie zu spät ist, haben sie dazu Verzeihung nöthig? Ich bitte, setzen sie diese Umschweife auf die Seite. Reden sie frey, und sind sie versichert, daß sie mit ihrem Freunde reden, dem nichts unanständiger seyn würde, als ihnen eine Sache, als eine verzeihungsnöthige Sache anzurechnen, die sie sich selbst zur Last legen.

Nunmehr war ich willens', meine Erzählung von meinem Abentheuer anzufangen. Allein, indem ließ sich **Heinrich** vor dem Zimmer hören. Ich merkte seine Absichten. Ich klingelte; er kam. **Heinrich**, sagte ich, habt ihr die verlangten Sachen bey der Hand. Zeigt sie mir. Wir haben jetzo gute Gelegenheit, sie zu untersuchen.

ſuchen. Herr **Slegaard** iſt ein guter Kenner von dergleichen Waaren. **Heinrich** gieng hinaus, und holte ein Käſtchen herein, welches mit den verlangten Koſtbarkeiten angefüllet war, und aus denen ich ausleſen konnte, was mir anſtändig war. Aber, wie ſtutzte mein **Mentor**, als er dieſe koſtbaren Waaren ſahe! Doch er enthielt ſich, nur eine einzige Frage zu thun, oder ſein Erſtaunen durch Mienen zu verrathen. Er urtheilte mit Recht, daß dieſe Entdeckung, die ich ihm machen würde, auch dieſes Räzel auflöſen würde. Wir beſahen nunmehro die vor uns liegenden Koſtbarkeiten; ich mit beſchämten doch vergnügten Geberden, mein Hofmeiſter aber mit einer freyen und ernſthaften Miene, **Heinrich** hingegen ſtund von ferne, und ſahe uns mit groſſer Verwunderung an. Wir laſen endlich das beſte aus, und **Heinrich** erhielt Befehl, dasjenige, was ich behalten wollte, beſtens zu bedingen, und alsdann damit eiligſt zurück zu kommen; weil ich es ſo fort gebrauchen wollte. Ich befahl ihm dieſes zwar ernſthaft; allein die Freude und das Vergnügen belebten alle meine Blicke. Er erhielt zugleich den Befehl, denen Bedienten anzudeuten, daß ſie alle, die uns beſuchen wollten, abweiſen ſollten, mit der Nachricht, wir wären aufs Land gefahren, und würden in etlichen Tagen erſt zurück kommen. Hiernächſt fragte ich: ob die Abendmahlzeit gehörig beſtellet wäre? Er berichtete, es hätte alles ſeine Richtigkeit; denn der Speiſewirth hätte verſichert: alles ſoll-

te so wohl eingerichtet und so kostbar seyn, daß ich auch den ersten Staatsminister und den Beichtvater des Königes darauf bewirthen könnte. Den Wein aber habe er selbst aufs beste besorget. Ich bezeugte ihm meine Zufriedenheit, und sagte, wenn er wieder käme: so sollte er nicht eher ins Zimmer kommen, als bis ich geklingelt hätte. Darauf verließ er uns.

Mein Hofmeister hatte endlich sein Erstaunen nicht länger verbergen können. Er hatte sich auf einen, mir gerade gegenüber stehenden, Armstuhl mit kreuzweis übereinander geschlagenen Aermen gesetzt. Auf diese Art betrachtete er alle meine Bewegungen, mit einer tiefsinnigen Verwunderung. Anfangs hatte ich dieses nicht bemerket; endlich aber, als **Heinrich** fort war, ward ich es innen. So beherzt und so ruhig ich auch war: so machte mich dieser Anblick doch aufs neue zerstreut. Wir sahen uns also eine Minute lang und stillschweigend einander an. Endlich redete er zuerst: Mein lieber Herr von R ** ich bitte sie um Gottes Willen! rief er, entdecken sie mir doch, was vorgehet, oder vorgehen soll. Ich bin so erstaunt über alles, was ich sehe und höre, als ich, wie ich ihnen heilig versichern kann, niemals gewesen bin. Ich fürchte, mein lieber Freund! ** Ich fürchte ** Hier merkte er, daß ich ausserordentlich bewegt ward. Ich fürchte, fuhr er endlich fort, daß ihnen ein grosses Unglück vorstehet. ** Doch ich wünsche und hoffe es nicht. ** Reden sie! setzen sie mich einmal in Ruhe!

Ruhe! heben ſie meine Sorgen, wo es möglich iſt!

Ach! rief ich ganz aufgebracht: Was Furcht! was Sorgen! Ich bin der glücklichſte Menſch von der Welt. Verbannen ſie nur alle Unruhe; ſie haben vielmehr Urſache, mir zu dem heutigen Tage unendlich Glück zu wünſchen. Es ſey alſo, antwortete er. Ich wünſche ihnen denn Glück; doch ein beſſeres, als es mir zu ſeyn ſcheinet, ob ich ſchon noch nicht weiß, warum? Sie ſollen es den Augenblick erfahren! rief ich. Hören ſie mich nur an! Ich bin Bräutigamm! der glücklichſte, der geliebteſte, den ſie jemals finden können! Man liebet mich, man liebet mich! Die Schönheit und die Tugend haben ſich vereiniget, mich glücklich zu machen. Und heute iſt der angenehme Tag, da mich ein ewiges Band mit der vollkommenſten Perſon, die man jemals geſehen hat, verknüpfen wird. Sie ſelbſt ſollen ein Zeuge meiner Glückſeeligkeit ſeyn. Und ich ſehe es ganz gewiß voraus, daß ihre Freude der meinigen wenig nachgeben wird, wenn ſie erſt meine Geliebte, meine Braut, meine künftige Gemahlinn, denn das wird ſie dieſen Abend werden, ſehen und ihre angenehme Stimme hören werden. Ich bin recht zu meinem Glücke nach Paris gekommen. O! welchen Dank bin ich meinen Vormündern, meinen wertheſten Oheimen ſchuldig! Und wie verpflichtet bin ich ihnen, mein wertheſter Freund, zugleich, daß ſie mich den Werth der Schönheit, der Tugend und der Unſchuld, nach den Regeln einer richtigen Sittenlehre, haben kennen gelehret!

ret! Dadurch eben bin ich desto besser geschickt gewesen, die schönste, die beste, die vernünftigste Wahl zu treffen. O mit welcher Freude, mit wie viel Vergnügen ist diese glückliche Wahl umgeben! diese glückliche Wahl, der eine beständige, eine gegründete Zufriedenheit unausbleiblich folgen muß.

Indem ich so redete, wallte mein ganzes Geblüte; meine Wangen glühten, und das Feuer blitzte mir aus den Augen. Kurz! ich kannte mich vor Vergnügen kaum. Mein **Mentor** saß anfangs so stille und unbeweglich, wie eine unbelebte Bildsäule; hernach veränderte er sich alle Augenblicke. Sein Erstaunen war ausserordentlich. Endlich, als ich aufhörte zu reden, und er aus meinem Gesichte und aus meinen Worten meine inneren Empfindungen und den Zustand meines Herzens erkannte: so sammlete er alle seine Gelassenheit, und sagte lächlend zu mir: Nun! das gestehe ich! Das war ein vollkommenes Galimatias! Die Liebhaber haben doch immer ihre eigene und besondere Sprache! So erstaunt ich auch über die Nachricht bin, die sie mir von ihren gegenwärtigen Umständen geben: so lächerlich kommen mir auch die Seelen solcher Liebhaber vor, bey denen die Vernunft gänzlich eingeschlafen ist, und deren Worte, Mienen, Unternehmungen, Bewegungen, ja alles nichts als Liebe, nichts als Zärtlichkeit sind. Sie schwimmen in Freude, in Vergnügen. Ihre Geliebten sind Sonnen der Schönheit, Muster der Tugend, und Sammelplätze aller möglichen

Voll-

Vollkommenheiten. Sie preiſen ſich unendlich glücklich, und keine Glückſeeligkeit iſt der ihrigen gleich ‥ Vortreflich! fahren ſie doch fort! ‥ Warum ſchweigen ſie denn nun ſtille? ‥ Sind ihre Ausdrücke etwa ſchon erſchöpft? ‥ In Wahrheit! einen aufgebrachten und gleichſam brennenden Verliebten, der von ſeinem Glücke ſo vollkommen eingenommen iſt, reden zu hören, übertrift die beſten Schauſpiele. ‥

Gewiß, dieſe unvermutheten Ausdrücke demüthigten mich ungemein. Anfangs ſtutzte ich. Darauf ſahe ich ihn erſchrocken, zerſtreut und niedergeſchlagen an. Endlich gerieth ich in völlige Verwirrung. Er merkte die Wirkung ſeiner Worte, daher fuhr er, nach einem kleinen Stilleſchweigen, mit einer ernſthaften Miene fort: Es ſey ferne, werthester Freund! daß ich durch meine ſcherzhaften Ausdrücke ihre Neigung niederſchlagen, oder ſie ihnen gar verweiſen wollte; ich bin ja von der Beſchaffenheit derſelben noch ſo wenig unterrichtet, daß ich auch ihren Gegenſtand noch nicht einmal kenne. Nein! erholen ſie ſich! Es kam mir nur alles ſo fremd, und ohne Zuſammenhang vor, daß ſich meine Verwunderung über die Sprache ihrer verliebten Seele nicht anders ausdrücken konnte. Sie melden, ſie wären ein Bräutigamm, und preiſen ihre Wahl, und verlangen meinen Beyfall. Aber haben ſie mich denn von den Umſtänden ihrer Heyrath gehörig unterrichtet, und mir eine erwartete und deutliche Nachricht von ihrer Braut, von dem Namen, Stande und Reichthum derſelben

ſelben ertheilet? Iſt es mir denn alſo möglich, ihnen meinen Beyfall zu bezeigen? Sie verlangen ſo gar, ich ſoll ihnen glückwünſchen. Aber, weswegen? Haben ſie ſich denn ſo gegen mich erkläret, daß ich Urſache habe, ihnen auf dieſe Art meine Schuldigkeit abzuſtatten? Sagen ſie mir zuvor, wer iſt ihre Braut? aus welchem Hauſe? iſt ſie reich oder arm? und wie iſt ihr Name?

Ich geſtehe, dieſe Fragen waren von ſolcher Beſchaffenheit, daß ſie mich aufs neue verwirren konnten. Ich wußte weder den vorgeblichen Namen meines ehmaligen jungen Abts, noch den eigentlichen Namen meiner nunmehrigen Braut. Gleichwol nahm ich meine Freymüthigkeit wieder an; denn mein Herz war ſo voll Vergnügen, daß es ſich gar bald wieder erholen konnte. Ich zwang mich zu einem verſtellten Lachen, und antwortete: Es iſt wahr, ſie haben Recht, wenn ſie mit mir auf dieſe Art umgehen. Ich hätte ihnen deutlichere Nachricht von meiner Verbindung ertheilen ſollen. Ich würde ihnen auch ſchon den Namen meiner liebenswürdigen Braut geſaget haben, aber ‥ (hier ſtutzte ich aufs neue) Nun rief er, aber? ‥ was wollen ſie damit ſagen? Nichts, war meine Antwort. Ich wollte nur ſagen, daß ich ihren Namen ‥ ſelbſt ‥ nicht weiß. Sie wiſſen den Namen ſelbſt nicht? fragte er voller Verwunderung. Und ſie ſind gleichwol ihr Bräutigam, und wollen ſich heute Abend mit ihr trauen laſſen? Gewiß, das iſt ein neues Galimatias! ‥ Ach! nicht doch, ſprach ich. Sie iſt ja die Schönheit, die Tugend der Liebe,

der

der Verſtand ſelbſt; ſie iſt reich und ihr eigner Herr. Ich habe auch in mehr als in fünf bis ſechs Monaten Zeit und Gelegenheit genug gehabt, ihr Gemüth und ihre Geſinnungen genau zu unterſuchen und zu prüfen; denn ſo lange iſt es, daß ich ſie kenne. So lieben ſie ſie ſchon ſeit einigen Monaten? fragte er. Nein! ſagte ich. Ich kenne ſie nur ſeit einigen Monaten, aber, meine Liebe hat ſich erſt heute früh ausgewickelt. Das iſt wieder etwas neues! rief er. Alles, was ſie mir ſagen, ſind ſo widerſprechende Dinge, ſind Galimatias, oder doch wenigſtens Räzel. Kurz, ich verſtehe ſie nicht. Wiewohl die Liebe hat die Deutlichkeit ihrer Sprache verderbt. Ich bitte ſie, erzählen ſie mir lieber ihre ganze Hiſtorie; denn auf keine andere Art werde ich in dieſer Dunkelheit Licht erhalten.

Nun, ſo hören ſie denn, war meine Antwort. Ich will ihnen alles erzählen, von dem Tage an, da ich meine Liebſte habe kennen gelernet, bis auf den heutigen glücklichen Morgen. Aber, laſſen ſie mich erſt meinen **Heinrich** rufen; er muß noch ein nothwendiges Gewerbe beſtellen; denn es giebt heute viel zu thun. Hiermit klingelte ich. **Heinrich** kam. Er brachte mir die behandelten Waaren. Hierauf befahl ich ihm, die Uhr, das Geſteck und den Fächer zu nehmen, und ſie unter einem verbindlichen Compliment meiner Braut zu überbringen; den einen Ring aber der Mutter meiner Braut einzuhändigen. Ihrer Braut? Herr! rief **Heinrich**, und der Mutter

ihrer

ihrer Braut? Ey! Herr! ich kenne sie ja beyde nicht, ich weiß auch nicht, wo sie wohnen. Doch wenn sie eine Braut haben: so wünsche ich ihnen von Herzen Glück zu dem neuen Stande, in den sie treten wollen, und ich werde, bey Ueberlieferung dieser Geschenke, nicht unterlassen, der Gewogenheit meiner künftigen Gebietherinn mich bestens zu empfehlen. Nun, **Heinrich**, sagte ich, tragt nur alles in die Wohnung des jungen Abts; denn er und meine Braut sind eine Person; den Ring aber gebt ihrer Frau Mutter. Wie? Herr! sie heyrathen einen Abt? das ist gewiß eine besondere Hochzeit. Doch ich habe es längst gedacht, daß es mit seiner Ehrwürden eben nicht gar zu richtig wäre. Wiewohl, wenn er, als eine Dame, eben so schön ist, als sie als Abt war: so glaube ich, es wird ihre Braut nicht an Annehmlichkeiten fehlen. Genug, **Heinrich!** fiel ich ihm in die Rede. Verrichtet, was ich euch befohlen habe. Hiernächst so gehet zu meinem Hauswirth, und meldet ihm: ich würde inskünftige das Hintergebäude zugleich mit bewohnen; weil ich mit dem Fremden bereits meine Abrede genommen hätte. Und da wir nur eine Haushaltung ausmachen würden: so sähe ich gerne, wenn er alle Thüren, die beyde Häuser mit einander verbinden, öffnen liesse; damit man ohne Umstände zusammen kommen könnte. Sagt ihm, es müßte dieses ohne Verzug geschehen. So könnt ihr auch bey eurer künftigen Gebietherinn euch erkundigen; was etwa sonst zu ihrem Befehl seyn mögte? Doch

sagt

ſagt den übrigen Bedienten kein Wort davon; denn die Sache ſoll noch verſchwiegen bleiben.

Heinrich war nun wieder fort. Ich ſetzte mich nunmehr zurechte, und erzählte meinem **Mentor** meine Hiſtorie, oder vielmehr mein verliebtes Abentheuer, umſtändlich. Ich vergaß nicht, ihm meine Prinzeßinn in den vortheilhafteſten Umſtänden zu zeigen. Ich wußte meine Operiſtinn, als eine vollkommene Heilige, mit allen Tugenden auszuſchmücken, daß ihr weiter nichts, als die Canoniſation, mangelte. Ich unterließ nicht, ihren Vater und Großvater, als Muſter der Unſchuld und als wahre Märtyrer der Gerechtigkeit abzubilden. Kurz, ich erzählte alles auf die vortheilhafteſte Art, daß ich auch den Scharfſinnigſten dadurch würde eingenommen haben. Die Liebe, durch die ich damals lebete, redete durch mich; was Wunder? wenn auch meine ganze Erzählung eine Ausſchweifung dieſer heftigen Leidenſchaft war! Nur meinen Hofmeiſter konnte ich damit nicht hintergehen. Sein Verſtand war viel zu helle und unpartheyiſch, und ſeine Einſicht viel zu gegründet. Als ich daher mit meiner Hiſtorie fertig war: ſo rief er vor Verwunderung aus: Iſt es möglich, daß ſie ſo blind ſind, ſich für glücklich zu ſchätzen? Ach! erhalte ich auf ſo ſchmerzliche Art die Belohnung aller Mühe, die ich mir gegeben habe, ſie den Laſtern, Ausſchweifungen und Thorheiten der Jugend zu entziehen? Indem ich glaubte, es würde eine philoſophiſche Ernſthaftigkeit und eine ſcharfſinnige und geprüfte Beurtheilung alle ihre Handlungen

lungen begleiten, und sie würden dadurch tüchtig seyn, allen Netzen glücklich zu entfliehen, die man in Paris nicht nur täglich, sondern fast stündlich allen ansehnlichen und bemittelten Fremden aufzustellen pfleget: so stürzen sie sich selbst mit offenen Augen auf die unvorsichtigste und verwegenste Art in einen Abgrund von Unglück, und welchem weder Klugheit, noch Religion, sie zu retten, vermögend ist. Wie? Sie heyrathen? Sie heyrathen eine Operistinn? Die Tochter eines Policeybedienten, der seiner Uebelthaten wegen flüchtig geworden? Durch was lassen sie sich locken? Vortreflich! blos dadurch, weil sie ihnen ihre Liebe auf eine listige Art entdecket, indem sie in männlicher Kleidung vor ihnen erscheinet. Kann sie aber, ausser ihrer vorgegebenen Neigung, nicht noch andere Absichten haben, sie so hinterlistig zu fesseln. Sie messen ihr Glauben bey, weil sie ihnen auf eine, dem Ansehen nach, sehr aufrichtige und offenherzige Art ihre Begebenheiten erzählet hat. Aber sehen sie nicht, daß sie dieses unumgänglich thun mußte, wenn sie zu ihrem Zwecke kommen wollte? Ohne sich den glänzenden Schein der Aufrichtigkeit zu geben, würden ihre Reizungen nimmer die Wirkung gethan haben, daß sie so gar bis zur Heyrath ausschweifen. Doch, wer kann ihnen auch für die Richtigkeit und Wahrheit ihrer, ihnen ertheilten, Nachrichten stehen? Haben sie den Zusammenhang aller Theile derselben aufs genaueste geprüfet? Mich dünkt, es kommen einige Stellen darinnen vor, die einer bessern Erläuterung wohl bedörf-

bedörften, bevor man ſie für gegründet halten kann. Und wiſſen ſie nicht, daß eine Geſchichte, die nicht nur etwas romanenmäßiges, ſondern auch etwas wunderſprechendes, in ſich faſſet, oder die ſolche Dinge enthält, die der geſunden Vernunft entgegen ſind, den wenigſten Glauben verdienet? Oder darf man das für wahr halten, worinn keine Glaubwürdigkeit und kein Schein der Möglichkeit vorhanden ſind? Ein jeder Vernünftiger, den keine Vorurtheile verblenden, wird an der Hiſtorie ihrer Dame genug auszuſetzen finden. Ich mag die Stellen nicht ausdrücklich bemerken, die dasjenige, was ich daran für unrichtig finde, zu bekräftigen, deutlich genug ſind. Ich will nur eine Frage thun: Warum war es nöthig, mich gleich im erſten Anfange ihres verliebten Abentheuers von dem Mitwiſſen deſſelben auszuſchlieſſen? Gewiß, man hat mir weniger Leichtſinnigkeit, und nicht ſo viel Affeckt, als ihnen, zugetrauet.

Endlich, liebſter Freund! Sie unterziehen ſich einem Joche, das ſie nicht kennen. Sie verbinden ſich mit einer Perſon, die ihre Augen verblendet, ohne im übrigen zu unterſuchen: ob ſie auch verdienet, von ihnen geliebet zu werden? ob ſie ihres Standes und ihres Adels würdig iſt? und ob auf dieſe Verbindung nicht Folgen kommen können, welche ſie durch ihre ganze Lebenszeit unglücklich machen mögten? Sehen ſie! mit ſolchen Augen ſehe ich ihre, ihrer Meynung nach ſo glückliche, Verbindung an! Nehmen ſie, ich bitte ſie, mir dieſe Freyheit nicht übel, daß ich

mich, vermöge der Aufſicht, die ich bisher über ſie geführet, und vermöge des Anſehens, das ſie mir, zur Beurtheilung und Prüfung aller ihrer Handlungen und ihres ganzen Betragens, ſelbſt ertheilet, ſo dreuſte unterſtanden habe, ihnen dasjenige zu ſagen, und vorzuſtellen, was ich bey ihrem, mit Recht darf ich ſagen, übereiltem Unternehmen gedenke. Können ſie mir alle dieſe Gründe heben; können ſie mir zugleich gegründete Urſachen angeben: warum eben an dem Tage, an welchem ſich ihre Braut entdeckt hat, ihre Hochzeit ſeyn ſoll? und endlich, können ſie mich überzeugen, daß dieſe ſo ſchleunig mit einer unbekannten Perſon, die gewiſſermaſſen eines unehrlichen Herkommens iſt, geſchloſſene Verbindung von ihren Vormündern, von der geſitteten und vernünftigen Welt, und endlich von den Pflichten, die ſie ſich ſelbſt und ihrem Schöpfer ſchuldig ſind, gebilliget werden: ſo will ich ſchweigen, und ich will meine Worte wiederrufen. Ich will ſie glücklich preiſen; ja, ich ſelbſt will ſie gegen alle übelgegründete Urtheile übelgeſinnter Perſonen vertheidigen.

Ich muß es bekennen, daß, als dieſer wahre Freund mit einem ſolchen Eyfer mit mir ſprach, ſich mir einige Dunkelheiten, doch nur gleichſam in der Ferne, zeigten. Es ſchien, ich fühlte gewiſſe Regungen in mir, die ſeine Gründe unterſtützten, und gegen mich und meine vorgefaßte Meynung ſehr nachdrücklich ſtritten. Allein, ich war zu feſt beſtrickt. Meine Vernunft war umnebelt; ich konnte den Abgrund nicht ſehen, dem

ich

ich mich doch mit ſchnellen Schritten ſo offenbar näherte, und in dem ich mich alle Augenblicke ſtürzen wollte.

Nachdem ich nun alles unterdrückt hatte, was ſich etwa noch vernünftiges bey mir fand: ſo ſtund ich plötzlich auf, (doch ohne meinen **Mentor** frey anzuſehen; denn ſo hoch konnte meine Verwegenheit doch nicht ſteigen,) und antwortete ihm trotzig: Mein Herr! ſagte ich, bisher habe ich ihren Rathſchlägen Folge geleiſtet, weil ich ſie vernünftig und gegründet gefunden habe; allein, vergeben ſie mir, jetzo habe ich nicht mehr nöthig, ſie anzuhören, und mich nach ihnen zu richten. Nunmehr glaube ich, ſelbſt ſo viel Vernunft zu beſitzen, mich ſelbſt zu regieren, und Perſonen, die ich ſeit einigen Monaten kenne, gar wohl beurtheilen zu können, ohne, wie ſie vorgeben, blinden Regungen zu folgen, oder mich hinterliſtiger Weiſe ins Garn locken zu laſſen. Es iſt nun einmal gewiß, daß ich mich noch dieſen Abend verheyrathen werde. Alle Anſtalten ſind dazu gemacht. Der Prieſter iſt beſtellt. Wollen ſie mir nun die Freundſchaft erzeigen, dieſer Handlung, als Zeuge, beyzuwohnen: ſo werde ich ſie ſo finden, wie ich wünſche und hoffe; wo nicht: ſo muß ich mich, wider meinen Willen, nach einer andern Perſon umſehen, die heute ihre Stelle vertritt, ungeachtet ich es ſehr ungern thun werde. Um meine Vormünder, oder vielmehr Oheime, habe ich mich gar wenig zu bekümmern, wenn ſie nur noch ſo viel Achtung oder Freundſchaft vor mich haben wollen, ihnen meine Ver-

bindung nur noch so lange zu verschweigen, bis ich Gelegenheit erhalte, sie ihnen mit guter Art bekannt zu machen. Und da ich bereits, wie sie wissen, nach den Gesetzen meines Vaterlandes, mündig bin: so hätte ich mich um meine Oheime eigentlich gar wenig zu bekümmern; doch der gesitteten Welt keine Ursache zu geben, übel von mir zu urtheilen: so will ich auch in dieser Sache mit Höflichkeit und Vorsichtigkeit verfahren. Was nun endlich die übrigen Pflichten betrifft, von denen sie reden: so versichere ich sie, daß, wenn ich nicht in mir selbst auf das festeste überzeugt wäre, ich würde auch diese erfüllen, die ganze Welt zu schwach seyn würde, mich zu etwas zu bewegen, welches die empfindlichste Reue in mir erwecken würde. Dieses ist es, was ich ihnen zu sagen habe.

Mit dem Schlusse dieser Worte wollte ich aus dem Zimmer gehen; allein, mein Hofmeister hielt mich zurücke. Er redete mich zugleich mit grosser Sanftmuth an. Mein Herr! sagte er, seitdem ich die Ehre genossen, sie auf Universitäten, auf Reisen und endlich nach Paris zu begleiten, habe ich jederzeit ein williges, ein gesittetes, ein offnes und ein liebreiches Herz bey ihnen gefunden. Sie haben meinen, doch auch niemals ungegründeten, Erinnerungen mehrere Folge geleistet, als ein Vater von seinem eigenen Sohne kaum würde zu gewarten haben. Sie haben mir jederzeit ohne Trutz, ich aber ihnen ohne Stolz und Pedanterie begegnet. Wenn ich nun ihr heutiges trotziges Bezeigen gegen das vorige

sanft-

ſanftmüthige, gelehrige und gefällige halte: ſo ſollte ich glauben, die Liebe habe ihr Herz gegen die Empfindungen der Freundſchaft und der Höflichkeit verhärtet. Wie? was für eine Liebe muß das ſeyn? Was für verliebte Regungen ſind das, die, ſtatt ſanft und gelinde zu machen, ſtolz, halsſtarrig und gebietheriſch machen? Können wir, die wir ſo lange miteinander freundſchaftlich umgegangen ſind, unſere Streitigkeiten nicht mit Sanftmuth, und ohne Zorn, entſcheiden? Sehen ſie! Ich trage ihnen gegründete Einwürfe vor, wenigſtens werden ſie allen Leuten gegründet vorkommen, die in die Art und Weiſe ihrer Verbindung keine weitere Einſicht haben, als ich aus ihren bisherigen Nachrichten noch zur Zeit habe erhalten können. Aber, anſtatt ſie nur auf höfliche und rechtmäßige Art zu heben; ſo begegnen ſie mir mit Trutz und Ungeſtüm, und beynahe mit Schelmworten. Sie kündigen mir ihre Freundſchaft auf; gerade, als wenn der Eigennutz die Triebfeder meiner zu ihnen tragenden Freundſchaft wäre. Gewiß, Herr von R * *! dieſes iſt ein unanſtändiges Betragen, deſſen ich nicht gewärtig war, und das ich keinesweges verdienet habe. Wiſſen ſie wohl, daß ich gar leicht Mittel finden könnte, alle dieſe ſchönen Abſichten krebsgängig zu machen? Doch eine ſolche gewaltſame Handlung, die auf ihre Beſchimpfung hinauslaufen würde, würde mir eben ſo wenig anſtändig ſeyn, als ihre gegenwärtige übereilte Handlung ihnen ſelbſt anſtändig iſt. Ueberdieſes bin ich niemals, wie ſie mir ſelbſt be-

zeugen werden, geſonnen geweſen, ſie durch etwas anders, als durch die Regeln der Vernunft, zu lenken. Durch dieſe habe ich mich bemühet, ſie dahin zu bringen, daß ſie ſich einmal ſelbſt vernünftig beherrſchen mögten. Doch, leider! muß ich ſehen, daß meine Hoffnung am Ende meiner Arbeit fehlgeſchlagen. Ich lege daher mein bisheriges Ammt nieder. Ich würde es nicht ſo lange geführet haben, wenn es nicht ihr eigener Wille ſelbſt geweſen wäre, ihnen ſo lange mit meinem guten Rathe beyzuſtehen. Jetzo aber, da ſie, wie ſie mir ſelbſt ſagen, meiner Rathſchläge nicht mehr bedörfen: ſo würde meine Gegenwart ihnen nur eine Laſt ſeyn. Da wir uns aber trennen: ſo werden ſie ſo gütig ſeyn, und in Gegenwart zweener Zeugen meine Rechnungen und die ihnen gehörigen Documente von mir zu nehmen, und dieſes, wenn ich bitten darf, wo möglich, noch heute. Doch, ſollte dieſe Mühe ihre heutige verliebte Zärtlichkeit zu ernſthaft machen: ſo mag es denn morgen geſchehen. Ich ſage mich alſo hiermit von ihnen gänzlich los. Gehen ſie nun, und verbinden ſie ſich, mit wem ſie wollen. Ich bin nunmehr von allen Vorwürfen frey. Niemand, ſelbſt ihr eigenes Gewiſſen nicht, wird mich beſchuldigen können: ich habe ihnen Gelegenheit gegeben, meinen Unterweiſungen und den Regeln einer chriſtlichen Sittenlehre entgegen zu handeln, und ſich ſelbſt nachtheilig zu ſeyn. Ich werde aber auch wegen ihres jetzigen Betragens gar nicht rachgierig ſeyn. Die Rache iſt eine Handlung einer gemeinen

Seele.

Seele. Ihr Geheimniß ſoll weder aus meinem Munde noch aus meiner Feder kommen. Ich gebe ihnen mein Wort. Denn, glauben ſie mir! Jetzo, da ich mich von ihnen trenne, bin ich noch immer ihr Freund, und der werde ich auch immer bleiben; denn mein Herz kann nicht ohne innerlichen Gram, und ohne die empfindlichſten Schmerzen dieſe Trennung ertragen, ſo ſehr mich auch die Ehre dazu verpflichtet. Leben ſie wohl!

Hiermit ließ er mich beſtürzt und niedergeſchlagen ſtehen, und verſchloß ſich in ſein Kabinet. So nachdrücklich auch ſeine Vorſtellungen und ſo bitter auch ſeine Verweiſe waren: ſo klare Merkmahle der zärtlichſten Freundſchaft erkannte ich auch daraus. Insbeſondere hatten mich ſeine letztern Worte auf das innigſte gerühret. Und gewiß, wäre es nur einigermaſſen eine Möglichkeit geweſen, meine Neigung zu überwinden, und meiner Liebe abzuſagen: ſo würde es in dieſen Augenblicken geſchehen ſeyn. Die groſſe Freundſchaft und die ehrerbietige Hochachtung, die ich gegen dieſen wahren und aufrichtigen Freund trug, würden ſonder Zweifel meine geliebte Braut aus meinem Herzen verbannet haben. Doch, alles war vergebens. Ich wollte, oder vielmehr, ich konnte die Vernunft nicht hören. Alles, was ich aus dem Munde dieſes liebenswürdigen Mannes vernommen hatte, verurſachte mir wohl einige Schwermuth und eine Bekümmerniß, nicht aber über mein Schickſal, das mich zu einem Sklaven einer blendenden Schönheit gemacht hatte; ſondern darüber, weil mir bange war, den

Umgang und die ſo oft geprüfte Freundſchaft eines ſo edlen Freundes zu verlieren, ohne deſſen Geſellſchaft ich mir, bey aller meiner Liebe, doch nichts als traurige Tage verſprach. Es war, als ob ich ohne ihn nicht leben könnte. Ich konnte es aber auch mit ſeiner Klugheit gar nicht vergleichen, daß er meiner Verbindung ſo ſehr entgegen war.

Ich ſetzte mich endlich wieder in den Armſtuhl, um zu überlegen, was für Anſtalten ich inskünftige machen wollte, wenn ich meinen Freund nicht wieder gewinnen könnte. Allein, wo ſollte damals die Ueberlegung herkommen? Ich war kaum im Stande, zu denken. Endlich fiel mir ein, ob es nicht möglich wäre, ihn zu beſänftigen? * * Nunmehr hatte ich wohl zwo Minuten in tiefen Gedanken geſeſſen, ohne gleichwol zu wiſſen, was ich dachte. Auf einmal ſtund ich auf; eine unbekannte Macht bemächtigte ſich meiner. Ich ward an die Thüre des Kabinets geführet, und klopfte ganz ſachte an. Ich wiederholte mein Klopfen einigemale; endlich rief ich: er mögte mir nur noch dieſe einzige Freundſchaft erzeigen, dasjenige geduldig anzuhören, was ich ihm noch zu ſagen hätte. Ich wiederholte meine Bitte ein paarmale, und zwar mit einem ſehr ängſtlichen Tone. Endlich ließ er ſich bewegen; er machte das Kabinet auf. Aber, welcher Anblick! Seine Augen ſtunden voll Thränen, und ſein ganzes Geſichte war vor Betrübniß faſt unkenntlich. Ach! wie ward ich damals bewegt! Ich konnte mich kaum auf den

Füſſen

Füſſen mehr halten. Ich verlor Kräfte und Muth. Die Thränen brachen ſtrommweis aus meinen Augen, und die Rede gebrach mir. In dieſer Beſchaffenheit fiel ich ihm in die Arme. Wir umarmten uns ſtumm und ſeufzend. Ich ſetzte mich endlich auf einen neben uns ſtehenden Stuhl, und zwang mich, ſo gut ich konnte, um zu reden, indem ich noch ſeine rechte Hand in der meinigen feſt eingeſchloſſen hielt. Mein liebſter, mein einziger Freund! ſagte ich. Sie haben mir mit Recht hart und bitter begegnet. Ich habe alle ihre Verweiſe und noch mehrere verdienet. Mein Stolz iſt gänzlich gedemüthiget. Aber, meine Liebe kann ich unmöglich, ach! unmöglich kann ich ſie bezwingen. Verwandeln ſie daher, ach! verwandeln ſie daher ihren Ernſt und ihre Verweiſe, die ich ſo wohl verdiene, in ein freundſchaftliches, in ein zärtliches Mitleiden. Ich fühle eine unbekannte Gewalt, die mich fortreiſſet, und dieſer kann und darf ich nicht widerſtehen. Sie bemächtiget ſich meines Herzens, meines Willens und meiner ganzen Vernunft. Wertheſter Freund! wo ich ſie in den gewaltſamen Umſtänden, in denen ich mich befinde, noch ſo nennen darf, wertheſter Freund! laſſen ſie ſich dieſes zu Herzen gehen. Fliehen ſie nicht von mir! Ach! könnten ſie in mein Herz ſchauen: ſo würden ſie finden, daß ich meine Liebe, ſo ſehr ſie ſie auch verwerfen, gleichwol mit aller meiner Einſicht, und nach aller der Prüfung, die ich über ſie angeſtellet habe, unmöglich verwerfen kann. Fliehen ſie mich nicht! Ich bitte ſie. Wie?

Sollte mir Heute oder Morgen ein Unfall begegnen, oder ſollte meine Heyrath nicht mit demjenigen glücklich Erfolge, den ich wünſche und hoffe, begleitet werden: wer wollte mich alsdann in meinem unglücklichen Schickſale unterſtützen? wer wollte mir mit Rath und Hülfe beyſtehen? Verſagen ſie mir dieſe Gefälligkeit nicht. Eine Gefälligkeit, die von einem gröſſern Umfange iſt, als vielleicht niemand von uns denket . . Dieſe Worte ſagte ich mit einer groſſen Beklemmung, ohne zu begreifen, woher die Angſt kam, die ich dabey empfand. Unterdrücken ſie, fuhr ich fort, nachdem ich mich etwas wieder erholet hatte, unterdrücken ſie allen ihren ſo wohlverdienten Unwillen. Ich bekenne es, ich habe unvorſichtig gehandelt. Ich hätte mich nicht auf mich allein verlaſſen ſollen. Ich hätte verſtändige Leute, und ſie vor allen, mein Wertheſter! zu Rathe ziehen ſollen. Aber, wer kann der Gewalt der Liebe, wer kann dieſer ſo gewaltſamen Leidenſchaft widerſtehen? Ich verbinde mich demnach heute mit dem Gegenſtande meiner Neigung. Ach! wie glücklich würde ich ſeyn, wenn ſie endlich geſtehen müßten, wir wären einer ſolchen Verbindung würdig, und meine Braut verdiene die edelſte Hochachtung von der Welt. Wertheſter Freund! ich wiederhole meinen Wunſch und meine Bitte. Laſſen ſie mir dieſen Tag ein doppeltes Feſt ſeyn! Wir wollen heute unſere zärtliche Freundſchaft aufs angenehmſte erneuern, und auf ewig beſtätigen: ſo wie ich mich heute mit einer liebenswürdigen Braut verbinde. Dieſer

ſer Tag ſoll der Freundſchaft und der Liebe geheiliget ſeyn.

Ich ſchloß meine Worte mit einer freundſchaftlichen Umarmung, die er mir mit allen Merkmalen der Zärtlichkeit erwiederte. Ich verlangte endlich einigermaſſen die Erfüllung meiner Bitte. Mein **Mentor** ließ ſich bewegen, den Vorſatz, mich zu verlaſſen, zu ändern; aber meiner Verbindung ſo ſchlechthin ſeinen Beyfall zu ertheilen, dazu konnte er ſich nicht entſchlieſſen. Er ſagte: Es iſt wahr, ich habe Unrecht, daß ich mich einer Verbindung widerſetze, die mich nichts weiter angehet, als daß es mir wahrſcheinlich iſt: mein Freund werde dadurch unglücklich werden. Doch, um zu zeigen, daß ich ihnen nicht weiter entgegen ſeyn will, und daß dieſe Verbindung meine Freundſchaft mit ihnen nicht trennen ſoll: ſo wünſche ich ihnen hiermit Glück zu ihrer Hochzeit, und ich werde nicht unterlaſſen, meinen Umgang mit ihnen fortzuſetzen. Ich kenne ihre Braut nicht weiter, als wie ſie mir ihre Erzählung abgeſchildert hat, auf die ich mich aber nicht zum beſten verlaſſen kann, weil ein Liebhaber nicht allemal der beſte Mahler iſt. Denn iſt er recht eifrig-verliebt: ſo ſieht er alle Fehler für Schönheiten an, und ſeine Worte ſind nur partheyiſche Beſchreibungen. Es kann alſo ſeyn, daß ihre künftige Gemahlinn ſchön und tugendhaft iſt, ſo wie ich von Herzen wünſche. Sollten ſie aber mit der Zeit gewahr werden, daß meine erſtern Urtheile gegründeter geweſen, als ihre Meynung: ſo bitte ich mir wenigſtens die

Er-

Gerechtigkeit von ihnen aus: daß ſie niemals ſagen: ich habe ihre Wahl gebilliget. Doch ich will nichts mehr ſagen; ich mögte ſonſt wieder zu tief in die Sittenlehre kommen.

Auf dieſe Art ward der Friede zwiſchen uns endlich wieder hergeſtellet. Nunmehr entdeckte ich ihm, wer die Trauungsceremonie verrichten würde, und unter welchen Bedingungen der Prediger ſie auf ſich genommen hatte. Ich bat ihn hierauf, mir, aus unſern Bekannten eine Perſon vorzuſchlagen, oder auszuwählen, auf welche wir unſer Vertrauen ſetzen könnten, und die wir alſo, ohne Gefahr, vor der Zeit in die Rede zu kommen, als einen Zeugen der Handlung könnten beywohnen laſſen. Wir fielen endlich beyde auf einen gewiſſen Flamänder, der ein Sohn eines anſehnlichen und reichen Raths in Flandern war. Er war nur erſt etliche Monate in Paris, und ſeitdem war meine Braut nicht wieder auf die Operbühne gekommen. Er war anſehnlich, wohlgewachſen, und ſchien, ein vortrefliches Gemüth zu beſitzen. Wir hatten ſchon in Deutſchland Bekanntſchaft und Freundſchaft mit ihm gemacht; daher hatten wir auch das meiſte Vertrauen zu ihm, und folglich zogen wir ihn allen unſern übrigen Bekannten vor. Wir ſchickten darauf ohne Verzug zu ihm, und lieſſen ihn bitten, dieſen Mittag unſer Gaſt zu ſeyn. Er kam. Als wir nun allein mit ihm waren: ſo entdeckten wir ihm die Urſache des, uns von ihm ausgebenen Beſuchs, doch ohne ihn von dem Stande und von den übrigen Umſtänden meiner Braut

zu unterrichten. Er war ſofort bereit, meine Bitte zu erfüllen. Als wir nun geſpeiſet hatten: ſo beſchloſſen wir, ſpatzieren zu fahren; theils um allen Argwohn zu vermeiden, theils damit wir durch keine Beſuche beſchweret würden, und meine Bedienten deſto beſſer Gelegenheit hätten, alles zu dem heutigen Feſte gehörig einzurichten. **Heinrich**, der von allen unterrichtet war, mußte alles beſorgen. Ich hatte einen ſchönen Saal, in dieſem ſollte die Trauungsceremonie geſchehen; in einem andern groſſen und prächtigen Zimmer ſollten wir ſpeiſen. Dieſe und alle übrige Zimmer mußten aufs beſte aufgeputzt, mit Wandleuchtern verſehen, und gänzlich erleuchtet werden. Alles mußte ſo prächtig ſeyn, als es in dieſer kurzen Zeit zu veranſtalten möglich war.

Nachdem wir nun bis gegen Abend uns auſſerhalb der Stadt ergötzet hatten: ſo fuhren wir durch einen Umweg wieder zurück, ſo, daß wir juſt um halb acht Uhr nach Hauſe kamen. Ich ließ mich hierauf aufs beſte umkleiden, und eilte, in Begleitung meiner beyden Freunde, zu meiner Braut. Wir fanden ſie in völligen Putze. Sie war überaus reich und zierlich gekleidet, daß auch meine Begleiter dadurch ganz verblendet wurden. Und dieſes gefiel mir ungemein wohl. Die Mutter war gleichfalls ſehr anſtändig gekleidet, und ſie ſtellte eine ſehr anſehnliche Perſon vor. Meine Braut war auch bereits mit einem wohlgekleideten Kammermägdchen, das eine gute Miene machte, verſehen. Der Prediger fand ſich nunmehr auch ein; daher hielten wir uns nicht

mit

mit weitläuftigen Höflichkeiten auf. Wir begaben uns ſämmtlich nach meinem Saale, in welchem wir ohne weitere Umſchweiſe aus der Wohnung meiner Braut ſofort kommen konnten; denn alle Thüren durch alle Stockwerke waren bereits geöffnet, und beyde Gebäude hatten folglich eine vollkommene Gemeinſchaft mit einander. Der Prediger verrichtete hierauf die Trauung, ohne uns lange aufzuhalten. Er erhielt dafür ein anſehnliches Geſchenke, und meine Zeugen mußten ihm ſchriftlich ihre Anweſenheit bey dieſer Amtsverrichtung und ihre Bürgſchaft beſcheinigen. Hierauf giengen wir zur Tafel. **Heinrich** hatte alles mit einem beſondern gutem Geſchmacke veranſtaltet. Sie war prächtig und wohlgewählt. Wir brachten dieſen Abend in vollem Vergnügen zu. Meine Braut wußte durch ihren Verſtand, Sittſamkeit und wohlanſtändige Aufführung meine Freunde ſo einzunehmen; daß ſie gemeinſchaftlich mich glücklich prieſen, und meine Wahl mit beſondern Lobſprüchen erhuben. Dieſer Abend war mir alſo überaus, ja doppelt, angenehm. Ich glaubte, meinen Freund nun gänzlich gewonnen zu haben. So verfloß dieſer Abend, und die Nacht . . Welches Vergnügen! . .

Den andern Morgen ließ ich alle meine Bedienten vor mich fodern. Ich ſtellte ſie meiner Frau vor. Darauf band ich ihnen die Treue, die Ehrfurcht und die Dienſtfertigkeit gegen ſie, nebſt einem unverbrüchlichen Stillſchweigen ein; darauf

darauf theilten wir beyde einige Geſchenke unter ſie aus, um ſie zu ihrer Pflicht deſto bereitwilliger zu machen. Meinen **Heinrich** aber, der gleichſam mein geheimer Unterhändler Zeit meines verſtohlnen Umganges mit meinem damaligen jungen Abte geweſen, bedachte ich insbeſondere mit einem anſehnlichen Geſchenke, und meine Frau vergaß ihn gleichfalls nicht.

Nach allen dieſen Anſtalten war ich auf zweyerley Sachen bedacht. Erſtlich, war ich bemüht, meine Lebensart ſo einzurichten, daß ſie kein Aufſehen verurſachte, und alſo der Neugierde nicht unterworfen wäre. Zweytens, war ich beſorgt, meinen Oheimen meine Veränderung auf gute Art bekannt zu machen, und ihren Beyfall zu ſuchen: weil es doch ſo wohl mir, als meiner Frau, endlich verdrieslich fallen mögte, ohne alle Geſellſchaft ſo eingeſchränkt und gezwungen zu leben. Ich überlegte beyde Punkte mit meinem lieben **Mentor**, den erſten aber inſonderheit auch mit meiner Frau, die ſich aber meiner Einrichtung völlig unterwarf, unter dem ſchmeichelhaften Ausdrucke: ich wäre ihre liebſte Geſellſchaft, und ſie verlangte keine andere, oder weitläuftigere. Wir beſchloſſen alſo: unſere gemeinſchaftliche Geſellſchaft ſollte noch zur Zeit blos aus unſern vertrauten Freunden, nämlich dem Herrn **Slegaard** und dem Flamänder beſtehen; vor mich insbeſondere aber ſetzte ich wöchentlich ein paar Tage aus, um fremde Beſuche anzunehmen, und wieder abzuſtatten. Da ich ein ziemliches weitläuf-

läuftiges Haus bewohnte, die Retirade meiner Frau und ihrer Mutter aber in dem Hintergebäude beſtand: ſo konnte ich Beſuche genug annehmen, ohne daß jemand von denen Fremden mein Frauenzimmer zu ſehen bekam, oder auf mehrere Einwohner argwohnen konnte. Hierauf beſorgte ich auch den andern Punkt. Ich ſchrieb nämlich an meine Oheime in folgenden Ausdrücken: Ich führte an: ob ich ſchon, wie ihnen bekannt ſeyn würde, nunmehro längſt mündig und zur Verwaltung und Uebernehmung meiner Güter und meines Vermögens ſelbſt fähig geweſen: ſo hätte ich doch meine Urſachen, warum ich beydes noch nicht thun könnte, oder wollte. Ich ſähe alſo gerne, daß die Sachen noch einige Zeit in den vorigen Umſtänden blieben. Ich bäte ſie folglich, die Gütigkeit zu haben, und die bisherige Mühwaltung noch ſo lange fortzuſetzen, bis ich nach Hauſe käme, und mich meinen häuslichen Angelegenheiten ſelbſt unterziehen könnte. Ich hätte das Vertrauen zu ihnen, ſie würden mir dieſes Begehren nicht abſchlagen. Hierauf gab ich ihnen zu erkennen: es wäre mir eine eheliche Verbindung mit einem artigen und tugendſamen Fräulein in Frankreich vorgeſchlagen worden. Da mir nun die Perſon ſehr wohl gefiele, ſie auch ziemlich bemittelt, und im übrigen meiner vollkommen würdig ſey: ſo hätte ich mich entſchloſſen, dieſe Parthie nicht auszuſchlagen, ungeachtet die Dame reformirter Religion wäre. Kurz, ſie wäre meiner Neigung und meinem Vortheil vollkommen anſtändig. Gleichwol

wol aber hätte ich nicht eher zum völligen Schluſſe ſchreiten wollen, bis ich ihnen davon Nachricht ertheilet und ihre gütige Bewilligung erhalten hätte. Ich bäte ſie daher um ihren Beyfall; und ſo ſie mit mir einſtimmig wären, ſo hätte ich Urſache, ihnen meine künftige Zufriedenheit zu verdanken. Zugleich erſuchte ich ſie um eine baldige Antwort, ingleichen mir dieſesmal meine Wechſel zu verdoppeln; weil ich wegen meiner bevorſtehenden Verbindung verſchiedene auſſerordentliche Ausgaben zu beſorgen hätte. Ueberdieſes würde ich auch inskünftige jährlich eine höhere Summe, als bisher, nöthig haben; um deren Einrichtung ich ihnen zugleich Vorſtellung that. Mein Hofmeiſter fügte dieſem Briefe ein vortheilhaftes Schreiben bey, in welchem er die Billigkeit und Nothwendigkeit ihrer Einwilligung in mein Verlangen ſehr bündig bewies. Er gab meiner Wahl und dem Gegenſtande meiner Neigung wichtige Lobſprüche, und unterſtützte mich alſo vollkommen.

Nach etlichen Wochen erhielten wir auch die verlangte Antwort. Sie meldeten mir, daß ſie gegen meine Heyrath eigentlich nichts einzuwenden hätten. Da ich mündig, und folglich mein eigener Herr, wäre; ſo müßten ſie ſich diejenige Perſon gefallen laſſen, die ich mir zu meiner Ehegattinn erwählet hätte; und ſie glaubten, ich würde in dieſer Wahl auf mein Beſtes geſehen haben. Sie könnten zwar nicht läugnen, daß ſie in der Meynung ſtunden: ich würde beſſer gethan haben, annoch unverheyrathet geblieben zu

seyn. Es fehlte mir eine ansehnliche Bedienung und ein anständiger Charakter, um diese hätte ich mich billig zuerst bemühen sollen; alsdenn würde sich in meinem Vaterlande allezeit eine vortheilhafte Heyrath gefunden haben. Ueberdieses, setzten sie hinzu: glaubten sie nicht, im Stande zu seyn, meine künftigen jährlichen Gelder zu erhöhen. Es hieß: „wir haben jetzo durch „Krieg und andere Landplagen das betrübte „Schicksal erfahren, daß ihre Güter sich ver„schlimmert haben, und nicht mehr so viel einbrin„gen. Sie werfen kaum den dritten Theil ab, „und auch diesen nur ungewiß. So haben auch „einige Gebäude durch Feuer Schaden gelitten, „zu deren Herstellung ein Grosses gehöret. End„lich können und dörfen wir ihnen nicht verhalten, „daß sie eine sehr beträchtliche Summe an baaren „Gelde durch verschiedene Bankerotte eingebüsset „haben. Die Kriegsunruhen, die Europa bisher „überall in Bewegung gesetzet haben, sind Schuld „an dem Verderben verschiedener fremden und „einheimischen Kaufleute gewesen, durch welche „ihre Gläubiger, die sonst sehr brave und ehrliche „Leute sind, zugleich ihren Untergang gefunden ha„ben. Wir können dafür nicht. Ihr seeliger „Herr Vater hat diese verlohrnen Gelder selbst an „sie ausgesetzt, und sie in seinem Testamente aus„drücklich für wohl untergebracht, und die nicht „aufgekündiget werden sollten, erkläret. Ueber„dieses würde unsere Sorgfalt vergebens gewesen „seyn, weil diese guten Leute ihr Verderben zu einer „Zeit gefunden haben, da sie glaubten, am sicher„sten

„ſten zu ſeyn. Beykommende Dokumente wer-
„den auch alles, was wir allhier hiſtoriſch anfüh-
„ren, theils gründlich, theils gerichtlich bekräftigen.
„Inzwiſchen, hieß es ferner, ſchicken wir ihnen
„zwar vor dieſesmal die verlangten Wechſel: allein,
„wir erſuchen ſie zugleich, künftig ihre Ausgaben
„nicht höher auszudehnen, als ſie bisher geweſen
„ſind. Die bereits angeführten Urſachen ſetzen
„uns Schranken, die wir nicht überſchreiten kön-
„nen. Und wer weiß, ob wir ihnen noch künftig
„diejenige Summe, die ſie bisher jährlich bekom-
„men haben, jährlich gehörig und vollſtändig über-
„machen können, ob wir ſchon noch zur Zeit nicht
„daran zweifeln. Aber, es iſt unmöglich, daß
„wir ſie erhöhen können, wo wir nicht einige Gü-
„ter gänzlich veräuſſern ſollen; und auch dieſe wür-
„den nur ſehr ſchlecht bezahlet werden, weil es ih-
„nen an anſtändigen, und mit Gelde verſehenen,
„Käufern mangeln dörfte. Denn liegende Grün-
„de ſind juſt überhaupt in einem ſchlechten und faſt
„gar keinem Preiſe. u. d. g.„

So lauteten die tröſtlichen Berichte meiner ehrlichen Herren Oheime. Gleichwol war ich mit ihrer Antwort zufrieden, weil ich nunmehr keine Urſachen mehr hatte, länger meine Heyrath geheim zu halten. Um das übrige war ich unbekümmert. Mein Hofmeiſter aber dachte ganz anders und ernſthafter. Er machte ſeine beſondern und wichtigen Anmerkungen darüber, und bezog ſich zugleich auf die Gedanken, die er ſchon faſt ſeit Jahr und Tag über die Aufführung meiner Vormünder gefaſſet hatte. Er ſprach auch diesfalls

ausführlich mit mir. Er wiederhohlte alles, was er mir schon öfters gesagt hatte, und unterstützte seine Vorstellungen mit den triftigsten Gründen. Ich sagte hingegen: ich hätte noch keine rechtmäßige Ursachen, mit der Haushaltung meiner Verwandten misvergnügt zu seyn. Im übrigen, da ich gesonnen wäre, mich nicht eben allzulange mehr in Paris aufzuhalten, und künftiges Jahr meine Rückreise über Holland und Engelland anzutreten; so würde sich bey meiner Zurückkunft nach Hause alles schon finden. Mit dieser Sorglosigkeit und Nachläßigkeit war aber mein redlicher Hofmeister gar nicht zu frieden. Er zeigte mir: er habe sich in seinem Argwohne nicht betrogen. Die eigenhändigen Berichte meiner Verwandten bestätigten ihn nunmehr. Er habe gegenwärtige Klagen derselben längst voraus gesehen, und nun erfolgten sie, und er zweifelte gar nicht, daß ihre künftigen Berichte noch viel ärger klingen würden. Er zeigte mir ferner aus richtigen Rechnungen, daß mein Vermögen in den Jahren, die ich ausserhalb Landes zugebracht hatte, sich müßte um ein so grosses verbessert oder erhöhet haben; daß der angebliche Verlust und der erlittene Schaden dadurch gar leicht könnte verbessert werden; ohne daß ich nöthig hätte, meine Ausgaben ins kleine zu bringen, und mich einzuschränken. Kurz, er brachte so viel bündige Gründe zur Unterstützung seiner Muthmassungen vor; daß ich allerdings die größten Ursachen hatte, ein sehr grosses und wohlgegründetes Mistrauen auf meine ungetreuen Verwal-

walter, oder vielmehr Schelme von Oheimen, zu ſetzen, und mich in Perſon um mein Vermögen und die Verwaltung deſſelben gehörig und aufs eilfertigſte zu erkundigen, und mich, ohne längere Umſchweife, meiner eigenen Sachen perſönlich, und ſelbſt anzunehmen. Vornemlich da es klar war, daß meine Heyrath meinen guten Herren zu Hauſe eine erwünſchte und ſehr gelegene Sache ſey; indem dieſe verurſachte, daß ich länger entfernet bliebe, und ſie, binnen der Zeit, mehrere Friſt und Gelegenheit erhielten, ihre Rolle deſto bequemer zu ſpielen, ja vielleicht das Trauerſpiel, das ſich nur erſt angefangen hätte, gänzlich zu Ende zu bringen. Allein, ich war auch itzo eben ſo taub bey allen Vorſtellungen und Urſachen, als ich es geweſen war, da er meine verliebte Neigung beſtritte. Ich blieb unbeſorgt, und meine Vernunft war einmal, durch meine verliebten Träume, in eine Schlafſucht verſetzt worden, aus welcher ſie nichts erwecken konnte. Meine Frau unterhielt mich in dieſer Bezauberung durch ihre Schmäucheleyen und Liebkoſungen, die mich von allem ernſthaften Nachdenken vollends abhielten. Ich that alſo anietzt den andern beträchtlichen Schritt zu meinem Verderben, das mir wirklich näher war, als es mein Hofmeiſter ſelbſt geglaubt hatte.

Inzwiſchen war dieſer Freund viel vorſichtiger. Er ſchrieb, mir unwiſſend, an ein paar bekannte Freunde, die in der Provinz wohnten, wo meine Oheime angeſeſſen und wohnhaft waren. Er bat ſie, zuverläßige Nachrichten von ihren

Umſtänden und ihrer Ausführung unter der Hand einzuziehen, und ihn davon Nachricht zu ertheilen. Zugleich erſuchte er ſie, ihm die Beſchaffenheit meiner Güter zu berichten, und ſich überhaupt um die Verwaltung meiner ganzen Erbſchaft und meines ſämtlichen Vermögens umſtändlich, und ſo, zu erkundigen, daß ſie ihm auch von den geringſten Punkten eine gegründete Nachricht überſchreiben könnten. Dieſe Sorgfalt war zwar ſehr gut, allein, ſie war bereits zu ſpät; wie der Erfolg zeigen wird. Doch da ſich beſondere Begebenheiten in meinem Vaterlande ereigneten, die mein Hofmeiſter und ſeine dortigen Freunde, zu ändern, nicht im Stande waren: ſo trugen ſich indeſſen andere Begebenheiten in meiner eigenen Wohnung zu, welche mir weit empfindlicher waren, als alles Unglück, welches mir hernach überkam, mir jemals ſeyn konnte. Dieſe Sachen werden ſich nun bald entwickeln, und man wird nun bald ganz andere Auftritte erblicken, als diejenigen waren, die man bereits vorgeſtellet hat.

Nachdem ich nun die oben erwehnten Briefe von meinen Oheimen nebſt den verlangten Wechſelbriefen erhalten hatte: ſo war ich, aller Warnung meines **Mentors** ungeachtet, mit allem Ernſte darauf bedacht, meine Heyrath öffentlich bekannt zu machen. Mein Hofmeiſter war vielmehr der Meynung, ich ſollte, ſo lange ich in Paris wäre, die Sache geheim halten; und vielmehr, je eher je lieber, auf meine Rückreiſe gedenken. Man könnte nicht wiſſen, glaubte er,

ob

ob ſich nicht einige Umſtände ereugen könnten, die mir verdrieslich fallen mögten; zumal, wenn meine Frau von einigen, wie es gar wohl kommen könnte, für die Operiſtinn erkannt würde, die vor einiger Zeit die Bühne verlaſſen hätte. Allein, die Zeit war verfloſſen, die Vernunft zu hören. Ich ward durch eine betrügeriſche Leidenſchaft immer weiter fortgeriſſen. Meine Frau, ſo ſehr ſie ſich auch verſtellte, und eine ſo groſſe Abneigung vor groſſen Geſellſchaften ſie auch bezeugte, wußte mich durch mancherley heimliche Kunſtgriffe ſo zu lenken, daß ich allemal dasjenige that, was ſie heimlich wünſchte, und was ſie ſelbſt in Gegenwart meines **Mentors** am meiſten beſtritte. Ihre Abſicht gieng Anfangs dahin, ſich meiner Perſon gänzlich zu bemächtigen, und eine völlige Herrſchaft über mich und mein Vermögen zu ſpielen. Sie ſahe aber gar wohl ein, daß die Ausführung dieſes Unternehmens ganz und gar unmöglich wäre, ſo lange mein Hofmeiſter mein Vertrauter, oder doch wenigſtens bey mir im Hauſe bliebe. Sie war zugleich feſt überzeugt, wenn ihr ein einziger Punkt fehl ſchlüge, und ich nur einigen Argwohn auf ſie werfen mögte: ſo würde dieſes Gelegenheit geben, ihr ganzes Gebäude zu zerſtören. Sie würde ihr Anſehen ſchwächen, oder wohl gar gänzlich verlieren, wenigſtens würde ſie in einem beſtändigen Mistrauen bey ihr ſtehen, vornemlich wenn alsdann die Freundſchaft zwiſchen mir und meinem Hofmeiſter noch mehr befeſtiget würde. Sie mußte daher alle ihre Stärke des Geiſtes zuſam-

men nehmen. Ihre Mutter, die liſtiger, als eine Schlange war, ſtund ihr in Erfindung und Ausführung ihres Unternehmens vortreflich bey. Dieſes alte Weib, das keinen andern Willen, als den ihrigen erkannte, ſahe ohne dies mein Hausweſen mit den verdrieslichſten Augen an. Sie konnte nicht vertragen, daß jemand anders als ſie herrſchen ſollte. Sie allein wollte Herr ſpielen, und mein Hofmeiſter war ihr inſonderheit ein Dorn in ihren Augen. Seine Groſsmuth, Redlichkeit, Uneigennützigkeit und Liebe zur Wahrheit waren ihr verhaßt. Ueberdieſes war er, ihrer Meynung nach, viel zu liſtig, als daß ſie vor ihm würden vermögend geweſen ſeyn, einen ihrer geringſten Streiche gehörig auszuführen. Man miſchte alſo, mir unwiſſend, die Karte, und theilte die Blätter zu einem Spiele aus, in welchem erſt mein Hofmeiſter und hernach auch ich den Kürzern ziehen ſollten, es mögte auch ausfallen, wie es wollte. Sie glaubten ihrer Sache gänzlich gewiß zu ſeyn.

Doch, ich hätte der Gewohnheit der Romanen gemäß, dieſe Nachrichten billig weglaſſen ſollen; damit folgende Begebenheiten deſto unerwarteter geweſen wären. Wiewohl, ſie werden dennoch unerwartet genug ſeyn, weil man ſolche liſtige Streiche erfahren, und eine ſolche Perſon, als die Hauptperſon, mit im Spiele antreffen wird, auf die nicht leicht jemand fallen wird. Man wird daher nicht ohne Erſtaunen die abſcheuliche Bosheit einer Frau, die ich gleichſam ehrlich und glücklich gemacht hatte, verfluchen; man wird

aber

aber auch die Untreue einer andern Perſon nicht wenig verdammen. Einer Perſon, die ich für meinen Freund hielt, und von der ich einen groſſen Begriff hatte, ſo daß ſie auch ein groſſes Theil meiner Geheimniſſe in Verwahrung hatte, weil ich mich auf ihre Aufrichtigkeit völlig verließ. Man wird ſich nicht wenig wundern, wenn man ſie wird kennen lernen. Wiewohl ſie wird auftreten, ohne daß ſie anfangs einigen Verdacht verurſachen wird.

Drittes Buch.

Nachdem ich, wie ich bereits gemeldet habe, entſchloſſen war, meine Heyrath nicht länger geheim zu halten: ſo ließ ich eines Tages Anſtalt zu einem prächtigen Gaſtmaale machen. Ich vergaß nichts, was dieſes Feſt anſehnlich machen konnte. Meine Frau und ihre Mutter waren nicht wenig vergnügt, daß ſie endlich öffentlich erſcheinen ſollten. Sie beſorgten auch ſo gar ſelbſt nebſt meinem **Heinrich** alle dazu gehörigen Anſtalten mit einem ganz beſondern Eifer. Die Geſellſchaft war ſehr groß. Ich hatte die meiſten und anſehnlichſten Leute männlichen und weiblichen Geſchlechts, mit denen ich beſonders bekannt war, dazu eingeladen, und es waren mehr als vierzig Perſonen, die ich erwartete, und die ſich auch alle einfanden. Ich vergaß auch nicht, Muſik beſtellen zu laſſen; denn das Feſt ſollte ſich des Abends mit einer Mahlzeit und mit einem Balle anfangen, und den andern

Tag sollte eine Lustfarth auf der **Seine** nach einem überausangenehmen Lusthölzchen und einem daran liegenden kleinem Landgute eines meiner Bekannten, der mir die Erlaubniß dazu gegeben hatte, erfolgen. Daselbst wollten wir den Tag und den Abend zubringen, und alsdann mit einem Balle unsere Lustbarkeit beschliessen. Ich bestimmte zwar eine sehr ansehnliche Summe dazu; allein, als ich die Rechnungen nach dem Ende dieses Festes erhielt: so fand ich, daß die Unkosten sich noch weit höher belaufen hatten.

Das Fest nahm nunmehr seinen Anfang. Ich hatte mein Haus sehr prächtig erleuchten lassen. Ich und mein **Mentor** empfingen die Gäste, die wir in unsern, sehr prächtig ausgezierten, Saal führten. Als sie sich endlich alle versammlet hatten, und es Zeit war, sich zur Tafel zu setzen: so gieng ich in ein Nebenzimmer, und holte meine Frau. Sie war diesen Abend überaus prächtig und als eine Prinzeßinn gekleidet. Sie trug einen Schmuck, der mehr als 20000. Livres werth war. Ihre Mutter folgte ihr, die nicht wenig prächtig gekleidet war. Alle Anwesende verwunderten sich, als sie zwo, so prächtig ausgezierte, Damen nebst mir in den Saal treten sahen, und als ich sie ihnen vorstellte. Ich begriff die Ursache dieser Verwunderung gar wohl; allein ich vermehrte sie noch mehr, als ich sagte: Die Personen, die ich, ihnen vorzustellen die Ehre habe, sind meine Frau, und meine Schwiegermutter. Ich habe Ursachen von Wichtigkeit gehabt, meine Vermählung, die nicht erst heute

geſchehen, ſondern ſchon vor verſchiedenen Monaten, bisher geheim zu halten; allein nun ſind ſie gehoben. Ich begehe alſo erſt heute mein Hochzeitfeſt öffentlich . . Man ließ mich nicht weiter reden. Alle Anweſende näherten ſich uns, uns zu umarmen, und uns Glück zu wünſchen. Es war ein ſo heftiges Gedränge um uns, das uns bald erſtickte. Die Schönheit und das wohlanſtändige Weſen meiner Frau, ſetzten ſie alle in noch gröſſeres Erſtaunen; vornehmlich, da ſich niemand erinnern konnte, ſie zuvor geſehen zu haben. Endlich wurden wir dieſer beſchwerlichen Höflichkeiten entlediget; man meldete: es wäre bereits angerichtet. Die Geſellſchaft zwang mich und meine Frau, den oberſten Platz bey der Tafel als Braut und Bräutigam einzunehmen, und ich mußte Folge leiſten. Nachdem man ſich zur Tafel geſetzt hatte: ſo waren die Augen aller Perſonen auf meine Frau gerichtet. Die Damen lieſſen ſie inſonderheit durch die Muſterung gehen. Eine jede ſuchte, Fehler an ihr zu entdecken; allein vergebens. Sie wußte auch ihren geringſten Verrichtungen ein edles und wohlanſtändiges Weſen zu geben, an welchem kein Tadel haften konnte. Sie bewies in allen ihren Handlungen eine liebenswürdige Freymüthigkeit. Sie wußte, alle Fragen mit Höflichkeit, mit Witz und nach Gelegenheit mit einem ſinnreichen Scherze zu beantworten. Kurz, meine Frau führte ſich, zu meinem nicht geringen Vergnügen, durchaus ſo vortreflich auf, daß ſie den Beyfall der ganzen Geſellſchaft erhielt. Man überhäufte

mich

mich mit Wünschen, mit Lob und mit Danksagungen, daß ich einen so kostbaren Schatz, wie sie sagten, der Gesellschaft nicht länger hätte verbergen wollen. Ich ward darüber nicht wenig entzückt, und in meine Frau verliebter als zuvor. Ich konnte meine Freude auch nicht unterdrücken. Man konnte aus allen meinen Handlungen mein Entzücken merken, in welches mich der Beyfall einer so ansehnlichen Gesellschaft setzte.

Allein, so zufrieden, ja so ausserordentlich entzückt ich auch war, so wenige Ursache hätte ich doch eigentlich dazu haben sollen, wenn ich die Herzen besser hätte prüfen können, oder wenn ich hätte wissen können, was für ein Schicksal mir so nahe war. Meine Frau hatte ihre eigene Absichten bey diesem Feste. Sie war es überdrüssig geworden, länger im Verborgenen, und ohne weitere Anbeter, zu leben. Sie hatte nach einer so bequemen Gelegenheit, neue Eroberungen zu machen, längst geseufzet. Ihre Absicht schlug ihr auch gar nicht fehl. Es fanden sich gar bald einige Schmetterlinge, die sich bemühten, sie auszuforschen. Wiewohl, sie verlangte eben keine grosse Anzahl von Liebhabern. Sie wünschte nur eine gewisse Person, die sie schon längst gefesselt hielt, ohne daß ich es wußte, hitziger zu machen, damit sie sie so lenken könnte, wie sie wollte, um ein Unternehmen, das sie im Sinne hatte, zu bewerkstelligen. Sie war zwar gar nicht abgeneigt, durch eine ostere Abwechselung ihre wollüstige Hitze abzukühlen. Doch diese Begierde wußte sie nicht allein vor mir, sondern auch vor

mei-

meinem Nebenbuhler, den ſie in ihren Stricken hatte, ſehr wohl zu verbergen. Sie gab dieſer Hauptperſon nur zuweilen zu erkennen, wie wichtig ihre Perſon wäre, und daß es nur auf ſie ankäme eine groſſe Anzahl von Buhlern zu feſſeln, und zu unterhalten. Sie kam auch in ihren Abſichten ſehr weit. Sie ſchloß dieſen Abend ein ſo dauerhaftes doch gefährliches Bündniß mit ihrem Liebhaber, den ſie doch auch betrog, welches endlich mich und hernach auch ihm ſelbſt in das gröſte Verderben ſtürzte. Sie erwarb ſich auch andere Anbeter, die ſie nur, um ein Gefolge zu haben, um ſich duldete. Und endlich, wie ich mit der Zeit erfuhr, ſo wählte ſie ſich auch nach und nach einige andere, denen ſie die Huldigung reichlich bezahlte, damit die ſie dafür zu allen Streichen gebrauchen konnte, die ſie ausführen wollte. Wie ſo ſehr ſchädlich war mir alſo dieſes Feſt?

Als wir endlich abgeſpeiſet hatten, ſo eröffnete ich mit meiner Frau den Ball. Ich bemerkte mit Vergnügen, daß ein jeder Verlangen trug, mit meiner Frau zu tanzen. Ich ſetzte dieſes auf die Rechnung der Ehre, die mir meine Frau machte; dadurch die Tänzer ihre eigene Abſichten dabey hatten; denn ich glaubte, die Tugend ſelbſt zur Frau zu haben. Einige dieſer Herren hatten ſich endlich beſonnen, daß, und wo, ſie meine Frau geſehen hatten. Sie erinnerten ſich der Singebühne, und entdeckten ſie alſo. Sie glaubten daher, ſie könnten mit Recht ein Wild jagen, welches ſchon mancher Jagd beygewohnet hatte.

Mein

Mein Hofmeiſter, der unter allen Perſonen am wenigſten eingenommen war, und der nur auf alle Handlungen derer Anweſenden Achtung gab, bemerkte endlich alles, was vorgieng. Er zog mich einigemale auf die Seite, und warnete mich, ich mögte ein wachſames Auge haben. Allein, man ließ ihm nimmer Zeit, ſich gegen mich zu erklären; oder ſo ich mich ja aufs lauren legte, ſo bekam ich allemal einen Spaß zu hören, der allen Argwohn ſofort vertrieb. Entweder, ſie erzählte: ſie habe Eroberungen gemacht, denn dieſer oder jener junge Herr habe ihr eine Liebeserklärung gethan, und ſie glaubte, es würden ihr noch alle Anweſende dieſe Höflichkeit, die ſie ihrem Manne rühmen wollte, erzeigen. Oder ſie brachte ſonſt eine andere Erfindung vor, die ſich allemal mit einem allgemeinen Gelächter beſchloß. Ich konnte ſie niemals mit einer Perſon allein antreffen. Sie war allezeit mit verſchiedenen umgeben. Mein Lauern lief endlich da hinaus, daß ich mit der Ehrlichkeit und mit dem Verſtande meiner Frau immer mehr zufrieden war. Und folglich achtete ich auch die Warnungen meines **Mentors** nicht mehr. War ſie übrigens in einem Geſpräche mit meinem andern Freunde, dem Flamänder: ſo hatte ich vollends keinen Argwohn. Und wer wird einen vertrauten Freund in Verdacht ziehen? Es war endlich Zeit, ſich zu trennen. Die Geſellſchaft nahm Abſchied, nachdem man Abrede genommen hatte, des Morgens bey guter Zeit ſich zur beſtimmten Luſtbarkeit einzufinden.

Ich

Ich hatte bereits die nöthigſten Luſtſchiffchen zu unſerer Ausfahrt gehörig beſorgen laſſen. Als daher ſich die Geſellſchaft ſämmtlich eingefunden hatte: ſo machten wir uns fertig, uns aufs Waſſer zu begeben. Bevor wir uns aber einſchifften, zogen wir Looſe, die einer jeden Mannsperſon eine Dame beſtimmten, welche er den ganzen Tag über bedienen ſollte. Ich bekam zu meiner Gefährtinn die Tochter eines alten Parlamentsrathes. Sie war, wie ich nachher erfuhr, eine vollkommene Buhlſchweſter. Sie wußte ihre Reizungen, die nicht geringe waren, ſehr wohl zu gebrauchen, und es fehlte ihr niemals an Anbetern. Vorjetzo war ihre Abſicht auf mich gerichtet. Meine Frau hatte zu ihren Gefährten den Flamänder erhalten; und ich war damit ſehr wohl zufrieden, weil es mir ſchien, ſie wäre in in ſeinen Händen, zu meiner Sicherheit, am beſten aufgehoben. Mein Hofmeiſter war mit meiner Schwiegermutter gepaaret worden. Ich mußte diesfalls heimlich lachen, weil ich gar wohl wußte, daß ſie nicht zum beſten miteinander ſtunden. Aber, was wird man denken, wenn man erfahren wird: daß ſowohl ich, als mein Hofmeiſter, und der Flamänder, keine andere Looſe ziehen konnten, als die man uns zugedacht hatte? Gleichwol befand ſich dieſes wirklich alſo; und dadurch wurde ich und mein werther **Mentor** am meiſten betrogen. Meine Dame war ein junges, ſchönes und hitziges Frauenzimmer, die mir immer ſehr viel zu thun machte, und mich nicht aus ihren Augen oder von ihrer Seite ließ.

Sie

Sie beſchäftigte mich beſtändig, und unterhielt mich mit mancherley Geſprächen, die aber allezeit die Liebe zum Zwecke hatten. Sie wußte mir ihre lüſternen Begierden auf ſo angenehme Art zu verſtehen zu geben, daß ich beynahe von ihr wäre bezaubert worden. Es war mir daher nicht möglich, mich, ſo lange ich ihr Begleiter war, nach meiner Frau umzuſehen, oder mich um ſie zu bekümmern. Mein Hofmeiſter hatte eine Perſon um ſich, der er, ſeines Widerwillens ungeacht, mit aller Hochachtung begegnen mußte. Er unterließ auch nicht, als ein Menſch, der eine gute Lebensart beſaß, ſich aufzuführen. Er verſäumte alſo nichts, was ſeine Schuldigkeit erforderte. Sie hingegen wußte ihn ſo herum zu nehmen, daß er alle Geduld nöthig hatte, ſich zu faſſen. Kurz, ſie hielt ihn ſo warm, daß er genung mit ſich ſelbſt zu thun hatte, und unmöglich dasjenige, was ſich ſonſt in der Geſellſchaft zutrug, bemerken, oder etwa meine Frau beobachten konnte.

Meine Frau hatte alſo ihre völlige Freyheit; ſie bediente ſich auch ſelbiger, wie es ſich zuletzt ausweiſen wird. Alle übrige Perſonen waren ſo wohl gepaaret, daß ſie alle ſehr gut zufrieden waren, und ſich keiner um den andern ſonderlich bekümmerte. Ueberdieſes hatte ſie diejenigen, die ihr theils ihrer Liebe, theils ihrer Aufrichtigkeit wegen, verdächtig waren, ſo weit von ſich entfernet, daß ſie ſicher genug vor ihnen ſeyn konnte. Diejenigen, welche ſie am wenigſten zu fürchten hatte, waren am näheſten um ſie. Und dieſe

ſtunden gleichſam unter ihrer Zucht, zumal, da dieſe ſchon alte Bekannte von ihr waren, und ſich noch von Alters her mit ihr verſtunden, und ſich alſo einander nichts für übel nahmen.

Wir fuhren nunmehro unter dem Schalle der Hoboen und Waldhörner fort. Das Wetter war ſehr angenehm, denn es war im Anfange des Septembers. Wir waren alle ſehr luſtig und vergnügt; ob es aber mein Hofmeiſter auch war, das kann ich eben nicht ſagen, denn ich wollte wohl das Gegentheil glauben. In ein paar Stunden waren wir endlich an denjenigen Orte, wo wir uns dieſen Tag erluſtigen wollten. Wir ſtiegen alſo unter dem tönenden Schalle unſerer Muſik aus. Da es aber noch zu früh zum Speiſen war: ſo entſchloſſen wir uns, in das Luſthölzchen zu ſpatzieren. Unſere Muſikanten lieſſen wir am Eingange des Holzes zurück, und verſchiedene Paare aus unſerer Geſellſchaft blieben bey ihnen, oder doch in der Nähe, um ihnen deſto beſſer zuzuhören. Andere aber giengen entweder zuſammen oder einzeln bald da bald dorthin. Einige verlohren ſich gar bald, weil ſie vielleicht ihre Urſache dazu hatten. Da aber keine Mannsperſon ſeine Dame bey einer feſtgeſetzten Strafe verlaſſen dorfte, ohne wenn ſie es ihm ausdrücklich befehlen, oder ihm eine beſondere Erlaubniß dazu ertheilen würde: ſo bedienten ſich diejenigen Paare, die ein Verſtändniß entweder ſchon hatten, oder doch ſuchten, dieſer Gelegenheit, ſich ungeſtört zu unterhalten, und ihre Kleinigkeiten ohne Zeugen abzuthun. Ein jeder Liebhaber

haber fand also seinen Nutzen bey diesem Spaziergange. Das Hölzchen war ohnedies groß genug, uns alle so weit von einander zu entfernen, ohne uns hinderlich zu fallen. Es war mit dicken Gesträuche und Rasenbänken, kleinen grünen Plätzen und rieselnden Quellen angefüllet. Lauter Sachen, die verliebten Leuten sehr angenehm sind, und die diejenigen jungen Männer am liebsten suchen, die sich bey einer aufgehenden Schönheit einschmäucheln wollen.

Meine Dame, die ich bedienen sollte, wußte ihre Rolle meisterlich zu spielen. Sie führte mich unvermerkt in einen abgelegenen Ort des Holzes, der um und um mit dicken Gesträuchen umgeben war. Wir setzten uns ins Grüne. Die Annehmlichkeit der Luft, das säuselnde Geräusche der entfernten Musik, das Lachen einiger Personen, die sich ziemlich weit von uns befanden, eine gleichsam vor uns gemachtes Rasenbette, eine nahe kühle und sprudelnde Quelle. Alles war reizend, alles geschickt, die Geister zu ermuntern, und zur Liebe einzuladen. So bald wir uns gesetzt hatten, so sagte sie, indem sie meine Hand sanft drückte: Man ist bey ihnen doch sicher, und darf ich es also wagen, mich etwas abzukühlen? Ich bin von dem ungewohnten Gehen und von der Mittagssonne ganz warm geworden. Zugleich nahm sie ihr Halstuch ab. Wie angenehm ist es, fuhr sie fort, wenn man es sich ohne Zwang kan bequem machen! Ich gestehe meinen Fehler, ich ward von meiner Dame sehr eingenommen. Es war aber auch ein sehr reitzender

An-

Anblick, der ſich mir zeigte. Eine, wegen Müdigkeit und Wärme, in die Höhe wallende Bruſt, die meiſt entblöſſet war, ein paar ſchwarze brennende Augen, pechſchwarze in Locken gelegte und auf den Nacken und Schultern ſpielende Haare, eine weiſſe blendende Haut, eine ſchmale niedliche Geſtalt, eine kleine runde, weiſſe, weiche fleiſchichte Hand, an der ſich ein wohlgemachter runder Arm halbentblöſſet zeigte, ein paar rothe, etwas aufgeworfene, Lippen, die recht zum Küſſen gemacht waren, ein paar überaus kleine Füſſe, an denen man, weil die Damen alle Landmäßig und leicht gekleidet waren, die Helfte der ſchönſten runden und wohlgemachten Waden ſehen konnte! Ich will allen jungen und feurigen Mannsperſonen, und wenn ſie auch zehnmal verheyrathet ſind, rathen, von einem ſo entzückenden Gegenſtande entfernt zu bleiben, zumal wenn ſie allein mit ihm ſeyn können. Ihre Kaltſinnigkeit oder ihre Tugend mag ſo männlich ſeyn, wie ſie wolle: Man verlaſſe ſich nicht darauf. Man trotze nicht, denn man wird unfehlbar verlieren. Es wird ihnen nicht beſſer gehen, als es mir ergieng. Ich ward überwunden, und ich ſiegte zugleich über ſie. Wir ſprachen wenig, aber * * * * Endlich ſtörte uns das tönende Zeichen der Waldhörner und der Knall einer ſteigenden Rakete, wodurch wir zur Mahlzeit geruffen wurden. Wir brachten uns geſchwind wieder in Ordnung, ſtunden auf, und ſuchten, uns unvermerkt bey der Geſellſchaft wieder einzufinden. Ich geſtehe, als ich meiner Vernunft wieder mächtig ward, daß ich mich vor

mir selbst schämte. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich einer liebenswürdigen Frau so bald war ungetreu geworden. Meine verführerische Begleiterinn mogte meine ernsthaften Gedanken merken. Sie umarmte mich daher auf das feurigste, und sagte mit einem schalkhaften Lächeln: Wie? ein so galanter Cavalier, der zur Liebe gemacht ist, geräth einer Zerstreuung wegen, die er einer Dame verursacht hat, in ein tiefsinniges Nachdenken? Warum waren sie so lose? Nein! antwortete ich, indem ich sie kaum ansehen konnte, ich denke nur daran, was meine Frau sagen würde, wenn sie uns hinter dem Gesträuche belauschet hätte. O! erwiederte sie, ihr Begleiter wird ihr nicht viel Zeit übrig gelassen haben, an sie zu gedenken. Ich wollte es ihm verdenken, wenn er sich der Gelegenheit nicht eben so gut bedienet hätte. Und wäre sie nicht strafbar, wenn . . . . Schweigen sie, schweigen sie! rief ich, indem ich ihr die Hand auf den Mund legte. Sie mögten mich sonst eyfersüchtig machen. Eyfersüchtig? fragte sie. Wollten sie wohl einer Sache wegen eyfersüchtig werden, über die sich kein Cavalier in ganz Paris ein Gewissen macht? Kommen sie! Wie wollen wir unsern Spaß haben, wenn unsere übrigen guten Freunde und Freundinnen sein unordentlich aussehen! Lassen sie uns einmal einander sehr genau betrachten, um zu untersuchen: ob man uns unsern Zeitvertreib wohl ansehen sollte? Nein, rief sie, es soll es ihnen niemand ansehen, und ich glaube, mir auch nicht. Gewiß, die wenigsten werden so ordentlich

lich aufziehen! Hier nahm ſie eine überaus luſtige Miene an, und lachte aus vollem Halſe. Ich konnte mich des Lachens gleichfalls nicht enthalten, ob ich mich ſchon über ihre Unverſchämtheit innerlich ärgerte.

Unter dieſem Geſpräche fanden wir uns auf dem beſtimmten Sammelplatze wieder ein. Wir waren faſt die erſten, und lieſſen daher, die nach und nach Ankommenden, durch die Muſterung gehen. Und gewiß, meine Dame hatte Recht, oder vielmehr mehr Erfahrung als ich. Man konnte an den meiſten eine gewiſſe Zerſtreuung merken, die ihren Zeitvertreib verrieth. Nun! flisperte ſie mir ins Ohr, habe ich nicht recht gerathen? Sehen-ſie! Sehen ſie! Wie matt ſind jene Augen! Wie unordentlich ſieht dieſes Halstuch aus! Wie verwirrt liegen jene Haarlocken! . . Sie wollte fort plaudern. Ey! ſagte ich, ſchweigen ſie doch! Wie? wenn man uns nun auch muſterte? Indem ſahe ich meine Frau nebſt ihrem Begleiter auch ankommen. Ich ward ganz roth, da ich ſie erblickte. Doch, da ich keine Unordnung an beyden vermerkte, ſo genau ich ſie auch betrachtete, ſie auch nebſt einigen andern zugleich aus dem Holze kamen, und ich überdieſes glaubte, in Anſehung ihres Gefährtens in völliger Sicherheit zu ſeyn: ſo erholte ich mich gar bald, und lies allen verdrüslichen Argwohn fahren.

Die Geſellſchaft hatte ſich nun völlig verſammlet; wir giengen daher in einen Garten, der dichte am Holze war. Man hatte ein groſſes Gezelt

aufgeschlagen, unter welchem wir uns zur Tafel setzten. Wir hatten uns nach der Ordnung der Loose gesetzt, und eine bunte Reyhe gemacht. Das Gespräch ward allgemein und lustig, und voller Scherzreden. Und unter diesem Lärmen vergaß ich meine Frau gänzlich. Man brachte endlich verschiedene lustige Gesundheiten auf; man sang Trink- und Liebeslieder; Mannspersonen mußten alle Damen nach einander küssen, und diese mußten sich gleicher Strafe unterwerfen. Auf diese Art verliefen etliche Stunden ohne Ordnung und in einem lauten Gerümsche. Doch etwas muß ich noch bemerken. Als die Reihe mich traf, die Damen zu küssen, und ich mich meiner Frau näherte: so empfand ich die bittersten Verweise in mir. Mein Gewissen setzte mich wegen meines Verbrechens, daß ich heute eine so grosse Untreue begangen hatte, aufs empfindlichste zur Rede. Ich umfassete sie mit niedergeschlagenen Augen und mit einer grossen Schamröthe; daß mir auch bange ward, sie oder andere Anwesende mögten eine Veränderung an mir bemerken. Ich fassete mich daher, so gut ich konnte, und rief alle meine Herzhaftigkeit oder vielmehr Vermessenheit zurück, um munterer zu scheinen, als ich würklich war. Ich eilte, daß ich wieder auf meinen Platz kam. Allein, niemand hatte auf mich Achtung gegeben, als meine Begleiterinn, die mir ihre muthwilligen Gedanken durch einen Blick zu erkennen gab. Und kaum hatte ich meinen Platz wieder eingenommen; so wußte sie mir wieder so viel lustiges vorzusa-

zuſagen, und mich in das allgemeine Geſpräch ſo zu verwickeln, daß ich an die empfundenen Vorwürfe meines innerlichen Richters gar nicht mehr gedachte.

Die Zeit war endlich verfloſſen, und wir waren eines mehr als vierſtündigen Sitzens müde. Wir bekamen Luſt, zu Tanzen. Wir ſtunden alſo auf, und näherten uns paarweiſe einem groſſen Saale, der ſich in einem prächtigen Gartenhauſe befand. Eine friſche Bande Muſikanten empfieng uns. Der Saal war eine Treppe hoch, und befand ſich zwiſchen zween Flügeln des Gebäudes, in denen verſchiedene wohleingerichte Zimmer befindlich waren, deren ſich die Gäſte nach ihrer Bequemlichkeit bedienen konnten. Man fieng an zu tanzen, und ſetzte dieſe Uebung ſo lange fort, bis es bereits anfieng, dunkel zu werden. Da man nun genöthiget war, die Lichter anzuzünden: ſo hörte man auf, und die Bedienten verrichteten ihre Geſchäfte. Indeſſen zerſtreuete ſich die Geſellſchaft in den Garten hin und wieder, und in ſolcher Unordnung, daß ſich niemand mehr um ſeine Dame bekümmerte. Ein jeder bemächtigte ſich derjenigen Dame, die ihm am erſten in die Hände fiel. So ungleich auch zuvor einige das Loos gepaaret hatte, ſo ungleich hatte ſie anitzt die Unordnung zuſammen gebracht. Einige waren mit dieſer Veränderung ſehr wohl zufrieden, andere hingegen waren ſehr misvergnügt. In dieſem Lermen war meine verbuhlte Dame meinem **Mentor** in die Hände gerathen. Meine Schwiegermutter hatte ſich an den

Flamänder gemacht; meine Frau aber war mir zu Theile geworden. Sie bezeugte mir eine groſſe Zufriedenheit, endlich wieder in meiner Geſellſchaft zu ſeyn. Ich begegnete ihr mit gleicher Höflichkeit. Wir ſpatzierten eine Zeitlang nach unſerm Gefallen herum, und ich ward indeſſen von ihr mit groſſer Zärtlichkeit überhäuffet; daß ich mich daher für doppelt glücklich ſchätzte, eine ſo liebreiche Frau zu beſitzen. Ich bat ihr in mir ſelbſt die verhaßte Ausſchweifung ab, mit der ich ſie ſo unverſchämt beleidigt hatte; und ich ſetzte mir feſt vor, inskünftige beſſer auf mich Acht zu haben. Aber wie lange hielt ich dieſes Gelübde?

Nachdem wir endlich ſahen, daß das ganze Haus vollkommen erleuchtet war: ſo verfügten wir uns wieder zurück. Die ganze Geſellſchaft verſammlete ſich gleichfalls nach und nach, und zwar warteten wir unten in einem Vorſaale, aus dem man in den Garten unmittelbar gieng, auf einander, bis wir beyſammen waren. Als wir endlich hinauf in den Saal ſteigen wollten, ſo verhinderten uns die Damen daran. Sie beſchwerten ſich einmüthig über ihre Begleiter, und verlangten, man ſollte ihnen Recht ſchaffen, ſonſt würden ſie nicht wieder in den Saal kommen. Wir waren begierig zu erfahren, worinnen wir ſie beleidiget hätten. Sie verklagten darauf alle Mannsperſonen. Sie ſagten: wir hätten ſie unrechtmäßiger Weiſe, und gegen die, von der Geſellſchaft beliebten, Geſetze verlaſſen. Niemand habe ſich um ſeine Dame bekümmert, als wir, bey einbrechendem Abend, aufgehöret hätten, zu tan-

tanzen. Ein jeder ſey ſeine Straſſe gegangen, ohne ſich nach ſeiner Begleiterinn umzuſehen. Sie glaubten daher, wir würden uns der ausgemachten Strafe willig unterwerfen. Wir fanden, daß ihre Klagen gegründet waren, und ein jeder war willig, ſeine Strafe zu bezahlen, die denn auch ſo fort eingeſammelt ward. Einige mußten ſo gar doppelte Strafe bezahlen: denn ihre Damen überwieſen ſie, daß ſie ihnen ſo gar im Holze ſchon wären abtrünnig geworden; und unter dieſen war auch mein Freund, der Flamänder. Wir glaubten nunmehr in Ordnung zu ſeyn, und wir wollten unſere Damen wieder in Beſitz nehmen: Allein ein junger Marquis verhinderte uns daran. Er bat um Erlaubniß, der Geſellſchaft etwas vorzutragen, woran ihr gemeinſchaftlich gelegen wäre, wie wir bald finden würden. Da er nun ein munterer, ſpashafter und witziger Kopf war: ſo erweckte ſein Verlangen eine groſſe Neubegiede bey uns, und wir erlaubten ihn, zu reden. Er nahm das Wort und ſagte: Ich weis wohl, daß ich durch meinen verwegenen Vortrag ſtraffällig werde: da er aber eine Sache betrifft, an welcher ihnen ſämtlich gar ſehr gelegen iſt, indem ſie zur Beförderung eines allgemeinen Vergnügens gehöret: ſo mache ich mir eine Ehre daraus, ein Märtyrer für ſie alle zu werden. Wir ſind nun alle den ganzen Tag, und immer auf einerley Art, gepaaret geweſen; daß wir aber eines ſolchen eingeſchränkten Zwanges, der unſerer Freyheit ſo ſehr entgegen iſt, müde ſind, hat man aus denen anitzt erlegten Straf-

geldern ersehen. Wie? wenn wir uns daher entschliessen könnten, neue Loose zu ziehen, und folglich einer jeden Dame einen andern Begleiter zu erlauben? Die Veränderung ist die Seele der Ergetzlichkeit: folglich wird auch diese Veränderung eine neue Lebhaftigkeit in der ganzen Versammlung ausbreiten, und alle Personen beyderley Geschlechts werden sich daran ergetzen, sollten sie es auch nicht gestehen wollen. Doch, fügte er hinzu, weil uns die Gesetze unsere Freyheit einschränken: so ist es auch billig, daß wir zuleich das Gesetz, welches uns strafsällig macht, abschaffen. Wir mußten Anfangs über seine Vorschläge lachen; allein, wir begriffen auch, daß er Recht hatte. Er mußte daher abtreten, und wir fiengen an, die Stimmen zu sammlen, ob man ihm folgen sollte? Als wir damit fertig waren: so fanden wir, daß wir meistentheils seiner Meynung waren. Nachdem wir ihn nun wieder geruffen hatten: so ward ihm kund gethan: daß man für nöthig befunden hätte, weil er sich unterstanden, die Gesellschaft gegen die Gesetze aufzubringen, ihn für doppelt strafsällig zu erklären. Er mögte also sich gefallen lassen, diese Strafgelder ohne Verzug zu erlegen. Er war dazu sofort bereit, und bezahlte, sehr demüthig, die ihm auferlegte Strafe. Hierauf machte man ihm bekannt, daß man seine Vorschläge angenommen hätte. Man würde neue Loose ziehen, und die Gesellschaft des Gesetzes entledigen. Und dieses ward ohne Verzug bewerkstelliget. Man zog die Loose, und derjenige, der seine vorige Dame er-

erhielt, hatte die Freyheit, ein anderes Loos zu ziehen. Wir waren alſo gar bald anders gepaaret.

Nunmehr ſtiegen wir in dieſer neuen Ordnung die Treppe hinauf. Wir fanden den Saal nicht nur erleuchtet, ſondern auch mit einer wohlbeſetzten Tafel verſehen, die theils in kalter Küche und in Erfriſchungen beſtand. Man ſetzte ſich auch ohne längeren Verzug. Die neue Ordnung aber, in der wir ſaſſen, gab uns mancher Gelegenheit zu Scherzreden, und unſer Projecktmacher mußte ſich nicht wenig herumnehmen laſſen. Wiewohl er blieb uns nichts ſchuldig; denn es fehlte ihm keinesweges an Gründen, ſich zu vertheidigen, und an ſolchen Antworten, die oft ſehr wohl angebracht waren. Er hatte inzwiſchen meine bisherige Begleiterinn erhalten; und er hatte, wie ich hernach erfuhr, ſich ſeines Glücks ſehr wohl bedienet. Ich aber hatte die junge und muntere Frau eines alten und reichen Rentmeiſters erhalten, der ſeines Podagras wegen zu Hauſe geblieben war. Sie beſaß eine groſſe Schönheit; ſie war lebhaft und witzig im Umgange, und, wie junge Frauens, die alte Männer haben, insgemein ſind, ſehr zärtlich. Sie wußte ſich aus der Gelegenheit, wenn ſie ihres alten mürriſchen Aufſehers entlediget war, mit gutem Verſtande, doch ohne Ausſchweifung, zu bedienen. Meine Frau hatte, wie ich hernach erfuhr, einen von ihren eigenen und alten Aufwärtern erhalten. Wir machten es dieſesmal nicht gar lange bey der Tafel; wir eilten, und ſtunden gar bald davon auf. Die Tafel war den Augenblick weggeſchaft, und die Mu-

Muſikanten lieſſen ſich hören, uns zum Tanze einzuladen. Allein die Geſellſchaft theilte ſich. Einige fiengen an zu tanzen, andere giengen in ein Nebenzimmer an die Spieltiſche, und noch andere eilten mit ihren Damen in den Garten in die bedeckten Gänge, oder auch in die Nebenzimmer. Ein jedes Paar erluſtigte ſich ſo, wie es ihm gefiel.

Als ich einige Zeit getanzet hatte, und ich ſo wohl als meine nunmehrige Dame müde war: ſo erſuchte ſie mich, ſie in den Garten zu führen, um friſche Luft zu ſchöpfen. Ich gab ihr die Hand; doch zuvor ſahe ich mich nach meiner Frau um. Sie war im Nebenzimmer bey dem Spieltiſche, und ſahe den Spielern zu, zuweilen ſetzte ſie auch auf ein Blatt. Ich war damit zufrieden, und gieng mit meiner Dame in den Garten. Wir kamen in den bedeckten Gang, wo wir ein anderes Paar dichte vor uns bemerkten. Weil es aber ſehr dunkel war: ſo konnten wir ſie nicht erkennen. Ich hörte, daß die Dame ſagte: Laſſen ſie uns in jene Laube gehen. Es iſt die dritte auf der rechten Seite. Sie gefällt mir unter allen am beſten, weil ſie die gröſte unter allen iſt, und man folglich nicht ſo leicht darinn kann entdeckt werden. Kommen ſie nur, ich will ſie zurechte weiſen, und hernach Achtung geben, wenn ſie kömmt. Sie hat ſich oben beym Spieltiſche aufgehalten, und zwar mit allem Fleiſſe, damit ſie allen Verdacht deſto beſſer vermeiden könne; ſie hat mir aber verſprochen, ſo bald ſie ohne Aufſeher wäre, uns in der, ihnen bemerkten Laube

zu

zu ſuchen. Kommen ſie geſchwinde, fuhr ſie fort, ich höre, daß uns Leute folgen.

Nunmehr blieb ich mit meiner Dame ſtehen, um dieſes Paar etwas voraus zu laſſen. Als ſie etwas von uns entfernet waren, ſagte ich zu meiner Begleiterinn: Unfehlbar wird dieſes beſtellte Arbeit ſeyn. Ich mußte lachen, ungeachtet mir das Herz anfieng zu pochen, ob ich ſchon nicht wußte, warum? Ey, kommen ſie, ſagte meine Dame, wir wollen uns in die Laube gegen über begeben. Vielleicht können wir hinter dieſe Heimlichkeit kommen. Nein, ſagte ich, ich wollte, daß ich ihnen zuvorkommen könnte: ſo wollten wir uns in die beſtellte Laube verfügen, um ihrer daſelbſt zu erwarten. Sie haben Recht, antwortete ſie. Aber, wie fangen wir es an? Wie wir es anfangen ſollen? ſagte ich, das iſt eben das Rätzel. Indem wurden wir gewahr, daß ſie in die erſte Laube giengen, ohne Zweifel, die dritte Perſon zu erwarten. Wir nahmen dieſen Vortheil in Acht, und ſchlüpften bey ihnen vorbey. Im Vorbeygehen merkten wir, daß dieſe beyden Perſonen in einem ſehr tiefen Geſpräche waren. Die Gelegenheit ließ es uns nicht zu, ſie zu behorchen, ſo groſſe Luſt wir auch dazu hatten. Wir erreichten endlich die rechte Laube, und kamen denen andern zuvor. Als wir Beſitz davon nehmen wollten: ſo hörten wir zwo Perſonen, die mit einander ſehr leiſe ſprachen. Die eine ſagte: Ey! ſeyn ſie doch ſtille! Nun! ſind ſie noch nicht zufrieden? Um des Himmels Willen! wir ſind verrathen, es kommen Leute! Ey!

war die Antwort, unfehlbar sind es gute Freunde, die auf gleichen Wegen sind. Lassen sie mich! sprach die erste Person. Je! sind sie denn ganz und gar ausgelassen. Ich dächte ... Nu! ... Je! warum denn? erwiederte die andere Person. Pfuy doch! sagte die erste. Schämen sie sich doch vor den Leuten! Denken sie doch, daß wir nicht allein sind! ... Lassen sie ... lassen sie ... uns gehen! Ich will nun hier durchaus nicht länger bleiben. Nun so kommen sie denn! war die Antwort. Sie sind auch gar zu eigensinnig. Ey! was eigensinnig? hörten wir wieder sprechen. Ich dächte, ich wäre nur gar zu gefällig gewesen. Wir waren inzwischen im Eingange der Laube stehen geblieben, und nun rauschten sie bey uns in größter Geschwindigkeit vorbey, ohne daß wir sie, und sie uns erkennen konnten. Allein, ob sie schon sehr leise redeten: so konnte ich doch an dem Tone ihrer Stimmen errathen, daß es der Marquis mit seiner Dame, nämlich der jungen Brunette war, die ich den Tag über bedienet hatte. Und diese Begebenheit machte mir einen rechten Abscheu vor ihr, daß ich mich auch hernach nimmer wieder um sie bekummert habe, ungeachtet sie alle Gelegenheit suchte, mich an sich zu locken.

Meine Begleiterinn aber hatte sie, wie ich glaubte, nicht erkannt, und ich wollte mich diesfalls auch nicht gegen sie erklären. Als sie nun fort waren, und wir uns forne, in einem Winkel, setzten, so sagte meine Dame: das ist eine verführerische Laube! Bald dörfte ich entfliehen; denn

es

es ſcheinet, daß die Damen an dieſem Orte nicht allzuſicher ſind. Nein! ſagte ich, vor mir dörfen ſie nicht fliehen; ich bin ſo fromm, wie ein Lamm. So rucken ſie denn dichte an mich, war ihre Antwort, denn ich mag im Finſtern nicht gern allein ſitzen, ich fürchte mich ſonſt. Ueberdieſes ſind wir alsdann geſchickter, diejenigen, die etwa noch kommen mögten, zu belauſchen. Ich rückte darauf ganz nahe zu ihr. Warten ſie, ſagte ſie, ich will mein Kleid näher an mich ziehen, damit wir bequemer ſitzen. Sie that es. Wir rückten darauf ſo nahe zuſammen, als wir nur konnten, daß auch unſere Knie aneinander ſtieſſen. Ach! ſagte ſie ganz furchtſam und zitternd, ſtehen ſie ja ohne mich nicht auf, ich ſterbe ſonſt vor Furcht. Es iſt doch hier erſchrecklich finſter. Doch laſſen ſie uns lieber wieder fortgehen, ich kann unmöglich hier bleiben. Ich bat ſie aber, nur ruhig zu ſeyn, dann wir würden doch nicht lange alleine bleiben. Hier ſtieſſe ſie ſich von ungefähr mit ihrem Kopfe an mein Geſichte. Ich umarmte ſie daher, und küßte ſie, doch auch nur von ungefehr. Sie begegnete darauf meinen Liebkoſungen auf eine ſehr angenehme Art, die zwar nicht leichtſinnig, ſondern ſchüchtern und deſto rührender war. Sie ſtrafte mich auch ſehr zärtlich, wenn ich zu verwegen ſeyn wollte. Ach! rief ſie endlich ganz entzückt, indem ſie mir die Hand ſehr liebreich zurück hielt, und drückte: Was für ein Unterſchied iſt zwiſchen dem Bezeigen einer jungen feurigen Mannsperſon, und dem matten Begierden eines alten Mannes!

Die-

Dieſes erhitzte mich noch mehr. Ich ward dreuſter. Und ich würde unfehlbar eine neue Untreue an meiner Frau begangen haben, wenn meine Dame weniger tugendhaft, als ich, geweſen wäre. Ich habe mich hernach nicht wenig über ſie wundern müſſen, daß ſie ſich ſo ſtandhaft erwieſen, hatte, da ſie doch eines überaus zärtlichen und verliebten Temperaments war. Aber, ſie wußte ſich durch eine anſtändige Schamhaftigkeit, die aus einem guten Herzen, in welchem mehr die Vernunft, als die Luſt, herrſchte, zu mäßigen, und ihren Begierden Schranken zu ſetzen. Sie war dieſesmal vor Zärtlichkeit auſſer ſich, gleichwol dorfte ich mich nichts unverſchämtes unterſtehen. Aber, vielleicht hätte eine mit Gewalt vermiſchte Schmäucheley dennoch über ſie geſieget; (aber wie froh bin ich nachher geweſen, daß es nicht geſchehen iſt!) wenn nicht zwo Perſonen oder vielmehr ein anderes verliebtes Paar uns geſtöret hätten. Meine Dame war damit ſehr wohl zufrieden, ich aber konnte meine Begierden kaum bändigen. Ich begriff mich endlich, zumal da ſie mir ihre Hand auf den Mund legte, um mich ſtille und ſtillſchweigend zu machen. Wie ich im Finſtern bemerken konnte: ſo begaben ſich die neuen Ankömmlinge, die ich für die Perſonen hielt, die wir erwarteten, unter einem ſchwachen Flispern, davon wir aber nichts verſtehen konnten, in den hinterſten Winkel der Laube. Sie ſprachen nur ſehr wenig, aber das Geräuſche ihrer Küſſe hörte man deſto ſtärker. Endlich vernahmen wir ein gebrochenes: Ach! mein Engel!

gel! Ich ſtieß meine Dame ganz ſanfte, und drückte ſie an mich. Aber ſie bat mich, durch Gegencareſſen, mich ſtille zu halten. Doch kaum konnte ich mich länger ſtille halten. Sie wendete alle Mittel an, mich zu beſänftigen. Dieſe würkten endlich ſo viel bey mir, daß ich auf die andern Verliebten aufmerkſamer ward. Ich fieng an, zu horchen, ob ich nichts verſtehen könnte. Ich ward endlich immer begieriger darauf, und folglich auch ſtiller und frömmer. Meine Dame war diesfalls mit mir überaus vergnügt. Da wir nun auf dieſe Art über eine Viertelſtunde gelauert hatten, ohne etwas anders zu bemerken, als daß ſie in einer ſehr hitzigen Beſchäftigung müßten geweſen ſeyn: ſo hörten wir ſie endlich ſprechen, doch ſprachen ſie ſo ſachte, daß ich auch den Ton der Stimmen nicht unterſcheiden konnte. Ich hörte wohl dann und wann ein zerſtümmeltes Wort, aber ohne Zuſammenhang. Endlich ſtunden ſie auf. Ich muß eilen, ſo hörte ich endlich die Dame reden. Ich wollte doch nicht gerne, daß mich mein Mann vermiſſen ſollte. O! war die Antwort, er iſt in guter Geſellſchaft, und er wird vollauf zu thun haben. Ich zweifele daran, war ihre Gegenrede, daß er wiſſen wird, ſich ſeines Glückes gehörig zu bedienen. Ja, ja, hörte ich darauf ſagen, glauben ſie, was ſie wollen; allein, ich hoffe, daß er nicht ſo thörigt ſeyn wird, einer ſo feurigen Dame, als ſeine Begleiterinn iſt, nicht mit den feurigſten Liebkoſungen zu begegnen. Gewiß wird es ſeine Schuldigkeit ſeyn, ſich eben ſo aufzuführen, wie ich mich aufgeführet habe.

Sie ſind garſtig, war die Antwort. Müſſen ſie mir meine Fehler noch dazu vorrücken? Wie? erwiederte man, haben ſie einen Fehler gegen mich begangen? Kommen ſie, ich muß ſie geſchwind dafür abſtrafen. Nein! ſagte die Dame, nicht mehr! Laſſen ſie uns ſchleunigſt fortgehen, man kann öfters, ohne daran zu gedenken, behorcht werden. Hiermit wollten ſie zur Laube hinaus gehen. Allein die Dame ſtolperte, und fiel gerade auf meine Begleiterinn. Ach! ſchrie ſie. Sie wollte noch etwas ſagen; allein ihr Begleiter mogte ſie daran verhindern, und ſie flohen unter einem ängſtlichen Flispern zur Laube hinaus.

Die Begebenheit ſetzte mich in groſſe Bewegung, ohne daß ich eine Urſache dazu finden konnte. Ich ſagte daher zu meiner Dame ganz aufgebracht: Ich bitte ſie, laſſen ſie uns ihnen geſchwind folgen! ich muß wiſſen, wer ſie ſind. Ey! nicht doch! erwiederte ſie: ſo wenig wir entdeckt ſeyn wollen, eben ſo wenig werden ſie es gerne ſehen, wenn man ſie verfolgen, und entdecken wollte. Ich weis nicht, ſagte ich, es ahntet mir etwas auſſerordentliches. Ich bitte ſie um alles, was ſie lieben: kommen ſie! wie leicht könnten wir ſonſt ſelbſt entdeckt werden? Mein Zureden und meine Liebkoſungen bewegten ſie endlich. Wir ſtunden auf und eilten aus der Laube: aber, ich war nun eben ſo klug, als ich zuvor war. Denn als wir heraus kamen, ſahen wir zwey oder drey Paar, die den Gang hinauf, und eben ſo viel, die den Gang hinunter und nach dem Hauſe giengen. Un-

ter

ter welchem Haufen ſollte ich alſo meine Unbekannten ſuchen? Wir giengen endlich nach dem Hauſe zu. Allein, diejenigen, die vor uns waren, hatten einen allzugroſſen Vorſprung, und es war nicht wohl möglich, ſie einzuhohlen; ſie kamen daher viel eher ins Haus, als wir, und alle meine Mühe war vergebens. Da wir vollends in den Saal kamen: ſo konnten wir noch weniger unterſcheiden, wer diejenigen geweſen waren, die uns zuvor gekommen waren. Entweder hatten ſie ſich unter die Tanzenden gemiſcht, oder ſie waren zu den Spieltiſchen getreten, oder ſie hatten ein Nebenzimmer geſucht. Ich fand endlich meine Frau. Sie ſtand nebſt meinem Freunde, dem Flamänder, an einem Fenſter, um wie es ſchien, friſche Luft zu ſchöpfen. Ich gieng auf ſie zu, und ſie empfieng mich mit einem Kuſſe. Nun! ſagte ſie, wo ſind ſie ſo lange geweſen? ich habe mich lange nach ihnen umgeſehen. Sie ſagte dieſe Worte keichend und erhitzt. Sie war auch würklich ſehr erhitzt, und ſchien mir ſehr zerſtreut zu ſeyn. Ich ſagte ganz kaltſinnig zu ihr: ich bin ſpatziren geweſen, vielleicht haben ſie dergleichen gethan? Nein! antwortete ſie, ich habe die ganze Zeit getanzet, und zwar recht ſehr. Ich bin würklich recht müde davon geworden. Dieſe Uebung hat etwas gewaltſames, gleichwol kann ich mich ihr nicht wohl entziehen. Hier ſetzte ſie ſich. Da ich aber ſehr ſchwacher Natur bin, fuhr ſie fort: ſo werde ich gar bald müde davon, und ich habe alsdann Mühe, mich wieder zu erhohlen. Sie nahm nun ihren Fächer, um ſich friſche Luft da-

mit zu machen. Ich wußte nicht, was ich von diesem Bezeigen denken sollte, und ob mein Argwohn gegründet war, oder nicht? Gleichwol beruhigte ich mich, als ich überlegte, daß der Flamänder bey ihr war, auf den ich nicht den geringsten Argwohn hatte.

Endlich sahe ich mich nach meinem Hofmeister um. Er kam eben mit meiner Schwiegermutter in den Saal. Nein, sagte ich, sie sind ja heute recht galant; sie gehen so gar mit denen Damen im Dunkeln spazieren? Das gute Wetter, gab er zur Antwort, lockte mich, der Abendluft zu geniessen, die, ungeachtet es beynahe Herbst ist, dennoch sehr angenehm und sanfte ist. Ich traf ihre Frau Schwiegermutter ohne Begleitung an, daher war es meine Schuldigkeit, ihr meine Dienste anzubiethen. Sie war so gütig, sie anzunehmen, und wir sind etwas herum gegangen. Indem verließ sie ihn, denn man foderte sie auf, zu tanzen, ein Gleiches begegnete auch meiner Frau, und wir waren also allein. Er winkte mir, ihm zu folgen, weil er mich sprechen müsse. Ich verstund ihn, und wir giengen in ein Nebenzimmer, um Gelegenheit zu haben, uns ohne Zeugen zu unterreden. Da wir glaubten, allein zu seyn: so umarmte er mich ganz verstört, indem er sagte: Ich bedaure sie, sie sind verrathen. Ich habe diesen Abend eine Sache erfahren, die sie unglücklich machen wird. Morgen früh wird man mich einer grossen Verrätherey gegen sie beschuldigen, die sie in Erstaunen setzen wird. Ihre Frau und ihre .. Als er weiter

ter reden wollte, ſahe ich den Flamänder nebſt meiner Frau, ingleichen den Marquis mit ſeiner Dame ins Zimmer treten. Sie näherten ſich uns ſo fort, und unſere Unterredung ward durch ihre Ankunft zu meinem gröſten Verdruſſe unterbrochen. Und ungeachtet ich nachher den ganzen Abend Gelegenheit ſuchte, ihn insgeheim zu ſprechen: ſo war es uns doch unmöglich. Ich ſetzte mich darauf voller Aergerniß auf einen Stuhl, und gerieth über ſeine abgebrochenen Worte, die von groſſer Wichtigkeit waren, in eine groſſe Tiefſinnigkeit. Damit man mir aber nichts anmerken ſollte: ſo ſtellte ich mich ſehr ſchlaftrunken an. Allein, ich ward ſie nicht loß; ſie ſetzten ſich vielmehr um mich herum, um, wie ſie ſagten, mich aufzumuntern. Die Begleiterinn des Marquis ſaß mir zur rechten, meine Frau aber zur linken Seite. Sie fiengen eine luſtige Unterredung an, und die erſtere zog mich wegen meiner Schläfrigkeit nicht wenig auf. Ich antwortete nur kurz, abgebrochen, und als einer, der ſich unmöglich ermuntern kann. Allein es war alles vergebens. Sie fiengen es weit ärger an. Meine Frau ſelbſt miſchte ſich in den Scherz, der nun allgemeiner ward. Endlich, als ſie zweifelten, mich zu ermuntern: ſo ſagte der Marquis auf eine luſtige Art: Ich wette, das Mittel, das ich vorſchlagen will, ihn uns wieder zu geben, ſoll uns ganz gewiß gelingen. Ich bin verſichert, wenn ich es dahin bringen werde, daß ihn alle Damen küſſen, ſo wird er unmöglich mehr ſchlafen können. Er gieng ſofort aus dem

Zimmer, rief alle Damen vom Tanzplatze und vom Spiele, und that ihnen diesen Vorschlag. Sie mußten lachen, und bewilligten ihn. Meine Frau machte den Anfang, und küßte mich zuerst. So wird die Reyhe nunmehr an mich kommen? saate die Begleiterinn des Marquis. Nein! rief meine schöne Rentmeisterinn. Mir kommt diese Ehre zu, denn heute Abend bin ich seine Dame. Je! sind sie sie itzo, sagte die erste, so bin ich sie den ganzen Tag gewesen. Ueberdieses bin ich noch Jungfer, sie aber sind verheyrathet, folglich habe ich ein doppeltes Recht dazu. Unterstehen sie sich einmal, mir dieses noch länger streitig zu machen. Die ganze Gesellschaft mußte über ihren Einfall lachen; ich und der Marquis aber konnten aus gegründeten Ursachen uns des Lachens noch weniger enthalten. Sie küßte mich darauf, und die Frau Rentmeisterinn folgte ihr. Ich gestehe es; so viel Ursache ich auch hatte, tiefsinnig zu seyn, so belustigte mich doch dieser Einfall des Marquis überaus. Ich ward auch würklich munter und lustig, und stund auf, denen Damen keine weitere Mühe zu machen, zu mir zu kommen, und gieng ihnen entgegen und küßte sie nach einander. Nun! rief der Marquis, als ich fertig war, sind meine Vorschläge nicht von guter Würkung? Ich bedankte mich bey ihm, daß er mir zu einem Vergnügen geholfen, dessen ich sonst unmöglich würde theilhaftig geworden seyn. Wir verfügten uns darauf sämtlich, unter verschiedenen Scherzreden, theils wieder auf den Tanzplatz, theils zu dem Spieltisch, zurück, so wie

es

es einem jeden gefiel. Meine Dame aber, die Rentmeiſterinn nemlich, verließ mich nicht. Sie ſagte, als ſich die Geſellſchaft zerſtreuet hatte, und wir im Saale an einem Fenſter ſtunden: Ich ſehe es ihnen an, ſie ſind verdrieslich, und, ſetzte ſie ſehr bedenklich hinzu, vielleicht haben ſie auch die gröſte Urſache verdrieslich zu ſeyn. O! hätte mir der Himmel einen ſolchen Mann, wie ſie ſind, gegeben! ich wollte gewiß keine einzige andere Mannsperſon in der Welt anſehen. Sie ſagte dieſe Worte mit einer ſehr zärtlichen und vielbedeutenden Miene, und indem ſie mir die Hand drückte. Mir kam dieſes alles ſehr beſonders vor. Madame! ſagte ich, ich glaube zwar, daß ich mit meiner Frau gar wohl zufrieden ſeyn kann; wenigſtens kann ich mich, ſo viel ich weis, noch nicht über ſie beſchweren: aber gleichwol weis ich weder warum ich verdrieslich bin; ich muß es ihnen aber geſtehen, daß ich es würklich bin, und zwar recht ſehr, noch weniger kann ich begreiffen, was ſie mit ihren nachdenklichen Worten ſagen wollen. Was aber die ſo angenehme Schmeicheley betrift, die ſie beyzufügen belieben: ſo bin ich verſichert, daß eine ſo ſchöne und reizende Perſon, wie ſie ſind, ſich um ihren alten Mann zu bekümmern, gar keine Urſache haben kann. Wie? könnte es ihnen an Verehrern mangeln, die ſich ihnen aufopfern werden? Ich ſelbſt . . Ich bin nicht von der ausſchweifenden Meynung, fiel ſie mir in die Rede, daß eben ein Heer von Anbetern erfordert werde, eine Dame zu vergnügen. Nein! mein Herr! eine

einzige Person, die Verdienste besitzet, und mich innigst liebte, würde mir mehr als hundert seyn. Glauben sie, ich bin in der Liebe sehr zärtlich. Nicht die Veränderung, sondern eine wahre Zärtlichkeit, ist dasjenige, was ich mir wünsche. Ich bin jung, feurig und schlecht verheyrathet. Ach! sollte ich nicht zuweilen seufzen? Sollte nicht ein Verlangen in mir entstehen, auf das zärtlichste geliebt zu werden, und wieder zu lieben? Ach! mein Herr! ich habe ihnen meine Schwäche diesen Abend nur allzusehr verrathen. Warum bin ich nicht so glücklich, daß sie mir gehören? Niemand in der Welt würde alsdenn vermögend seyn, mein Herz, das sie einmal gewonnen hätten, und das ihnen ganz allein zugehörte, wankend zu machen. Wie sehr würde ich alle Gelegenheiten fliehen, die sie verdrieslich machen, oder ihre Ruhe, die meine eigene seyn würde, stören könnte. Wie sehr ist es zu bedauren, daß nicht alle Frauen, die liebenswürdige Männer haben, diese Grundsätze einer wahren Zärtlichkeit kennen! Ich war willens, diese so angenehme und liebenswürdigen Ausdrücke aufs zärtlichste zu beantworten; allein, ich ward daran ganz unvermuthet gehindert. Einer meiner Bedienten kam und überreichte mir einen versiegelten Zeddel. Ich fragte ihn, von wem er ihn empfangen hätte? Er sagte, es habe ihn ein Bauer gebracht, der sich aber sofort wieder unsichtbar gemacht hätte. Ich steckte ihn darauf nachläßig in die Tasche, indem ich sagte: Morgen früh werde ich, ihn zu lesen, bessere Zeit haben, als itzo.

Die

Die Dame aber ſagte: Kehren ſie ſich nicht an mich. Ich bin niemals neugierig geweſen, am wenigſten aber verlange ich die Geheimniſſe meiner Freunde zu erfahren. Leſen ſie dieſen Brief, fuhr ſie fort, ich bitte ſie. Es könnte vielleicht nothwendig ſeyn, daß ſie ihn ſofort eröffneten. Ich will inzwiſchen verhindern, daß ſie niemand ſtören könne. Dieſes anſtändige Bezeugen nöthigte mich, daß ich meinen Brief nahm, und ihn eröffnete. Er war folgendes Innhalts:

Mein Herr!

Wenn Sie die Ehre lieben, und der Tugend einer Frau, die Sie lieben, verſichert ſeyn wollen: ſo verbieten Sie einem Freunde, dem Sie Sich anvertrauet haben, Ihr Haus und ihre Frau. Sie werden von demjenigen verrathen, den Sie für Ihren beſten Freund anſehen. Verachten Sie dieſe Nachricht nicht, und folgen Sie meinem Rathe unverzüglich. Ich bin, bis ich ſehe, wie Sie Sich in einer ſo wichtigen Sache aufführen werden, Dero aufrichtigſte, doch

unbekannte Freundinn.

Ich beguckte dieſen Brief ſehr genau. Die Hand ſahe wirklich einer Frauenzimmerhand ſehr ähnlich. Die Schrift war ſo neu, als ob ſie nur vor wenigen Minuten erſt geſchrieben wäre. Ueber dieſe Umſtände ſo wohl, als über

den beſondern Innhalt dieſes Zeddels gerieth ich in eine groſſe Verwirrung. Ein eiskalter Schauer lief mir über die Haut. Ich fieng an, zu ſchwitzen, und fiel endlich ganz entkräftet in einem hinter mir ſtehenden Armſtuhl. Meine Dame ward meinen Zuſtand gewahr, und erſchrack nicht wenig darüber. Um des Himmels willen! rief ſie, was fehlet ihnen? Soll ich um Hülfe rufen? Nein! ſagte ich, thun ſie es ja nicht: die Geſellſchaft mögte ſonſt neugierig werden, meine Geheimniſſe zu wiſſen. Sie befinden ſich aber allzu übel, antwortete ſie; ich will zum wenigſten ihre Frau aufſuchen. Nein! Nein! ſagte ich, es wird gleich wieder beſſer werden. Sie nahm mich endlich bey der Hand, und ich ſtund auf, machte meinen Brief zu, und ſteckte ihn in meine Taſche. Darauf ſahe ich mich nach meinem Hofmeiſter um, allein er war auf dem Tanzplatze mitten im Tanze. Die Dame ſahe ſehr wohl, daß meine Unruhe ſich immer vermehrte. Sie bemerkte alle meine Bewegungen mit beſonderer Sorgfalt und mit einer recht angelegentlichen und überaus liebreichen Aufmerkſamkeit, die mich mehr rührten, als alle Liebkoſungen, die ſie mir nur hätte machen können. Sie ward es mehr als zu gewahr, wie ſehr mich ihr Betragen rührte, und mit welchem innerlichen Gefühl ich ihre Höflichkeit beurtheilte. Das vertoppelte ihre Bemühungen, und ſie ward mir dadurch immer einnehmender und reizender. Als ſie endlich ſahe, daß meine Unruhe ſich immer aufs ſtärkſte bemächtigte, und zwar, daß ſie ſo gar befürchtete,

es

es mögten üble Folgen davon entſtehen: ſo ſagte ſie zu mir: Ich habe meinen Wagen ſchon ſeit Mittags im Hofe ſtehen. Sie befinden ſich gar nicht wohl; ich bitte, bedienen ſie ſich deſſen. Ich will es dem Herrn Slegaard ſagen, daß er inzwiſchen ihre Stelle bey der Geſellſchaft vertritt. Es iſt doch bereits über Mitternacht, der Morgen wird bald anbrechen; daher iſt es ohne dies Zeit, uns zu trennen. Ich will ihre Frau rufen, daß ſie mit uns in die Stadt fährt; nehmen ſie ſie mit, es hat ſeine Urſachen; doch laſſen ſie ſich nichts gegen ſie merken. Ihr Herr Slegaard kann hernach in ihrem Wagen nachkommen. Gefällt ihnen dieſes: ſo will ich gleich die Anſtalt dazu machen. Aber ich bitte ſie auch, übermorgen früh, beym Aufſtehen, mich zu beſuchen. Vielleicht kann ich ihnen alsdann mehr erzählen, als itzo. Ich nahm ihren Vorſchlag mit vieler Erkenntlichkeit an. Sie rief meine Frau, mit Vermelden: ich befände mich ſehr übel. Ich wollte mich aber vor der Geſellſchaft nichts merken laſſen. Da nun ihr Wagen unten auf ſie wartete, ſo wollte ich mich deſſen bedienen, um mich nach Hauſe bringen zu laſſen. Meinem Hofmeiſter aber ließ ſie unvermerkt zu wiſſen thun: ich hätte mich einer kleinen Unpäslichkeit wegen nach Hauſe begeben; er mögte daher Wirthsſtelle vertreten, und ſich im übrigen von meiner Abweſenheit nichts merken laſſen. Meine Frau kam auf der Treppe zu mir, und da uns ihre Mutter begegnete, ſo nahmen wir ſie mit. Wir ſtiegen nebſt der Rentmeiſterinn in den

Wagen,

Wagen, und kamen gar bald nach Paris und nach meiner Wohnung. Unterweges that meine Frau meinetwegen ſehr ängſtlich, und unſer Geſpräch war ſehr eingeſchränkt. Das liebreiche Bezeugen meiner Frau beruhigte mich ſehr, daß ich auch faſt allen Verdacht fahren ließ. Sobald ich in mein Schlafzimmer kam, ließ ich mich auskleiden, legte mich ins Bette, und, alles Fragens, wegen der Urſache meiner Unpäslichkeit, entübriget zu ſeyn, ſtellete ich mich ſehr müde und ſchläfrig an. Ich ſchlief endlich auch vor Müdigkeit würklich ein, und erwachte nicht eher, als da es meiſtens Mittag war.

Binnen dieſer Zeit waren mein Hofmeiſter, mein **Heinrich**, und die Bedienten gleichfalls nach Hauſe gekommen; aber ſie ſchliefen noch ſämtlich, als ich aufſtund; meine Damen aber ſaſſen bereits am Theetiſche. Ich bot ihnen einen guten Morgen; und weil ich alle Sorgen verſchlafen hatte, und mit meiner Frau, ihres letzten guten Bezeugens wegen, ganz wohl zufrieden war: ſo war ich ſehr aufgeräumt. Sie wünſchten mir Glück, und freuten ſich über meine Geſundheit. Meine Frau insbeſondere begegnete mir mit auſſerordentlicher Zärtlichkeit, daß ich mir auch meinen heimlichen Argwohn gar ſehr verwies. Da wir noch ganz vergnügt beym Theetiſche ſaſſen, kam mein **Heinrich** und rief mich, weil ein fremder Menſch einen Brief brächte, den er aber niemanden, als nur mir ſelbſt, einhändigen wollte. Ich ſtund auf, gieng hinaus, und empfieng den Brief. Ich erbrach ihn ſofort begie-

begierig, und las darinnen mit groſſer Verwunderung folgende Worte:

Mein Herr!

Was werden Sie ſagen, wenn Sie erfahren werden: daß Ihr bisheriger Freund, dem Sie Sich gänzlich anvertrauet haben, an Ihnen zum Verräther wird? Gleichwohl iſt es wahr; Sie mögen Sich auch noch ſo ſehr darüber verwundern. Dieſer Böſewicht iſt bemühet, Sie nicht nur eines groſſen Theiles Ihres Vermögens zu berauben, ſondern er bemühet ſich auch, Ihre Frau zu verführen. Laſſen Sie Sich dieſes nur einmal geſaget ſeyn, es mögte ſonſt zu ſpät werden; wenn Sie Sich noch einmal einer Aufführung wegen, die Sie gegen ihn annehmen müſſen, wollten warnen laſſen. Sie haben eine liebenswürdige Frau, die Sie hochſchätzet und liebet. Sie hat Sie aber mit dieſer verdrieslichen Nachricht nicht erſchrecken wollen. Sie wird ſich auch keinesweges gegen Sie beklagen, theils weil ſie den Frieden liebet, theils weil ſie den erſten Theil dieſer Verrätherey nicht kennet. Ich habe geſtern Abend in einer Laube eine Unterredung angehöret, der Sie dieſe Entdeckung ſchuldig ſind. Wenn ich nicht wüßte, daß Sie dieſer Scheinheilige ſo ſehr eingenommen hätte, daß Sie auch dieſe Nachricht von ſeiner Bosheit vielleicht verachten mögten: ſo würde ich ſelbſt zu Ihnen

nen gekommen ſeyn, um Sie mündlich von der Wahrheit einer ſo wichtigen Sache zu belehren. Machen Sie Sich inzwiſchen dieſen Brief zu Nutze. Leben ſie wohl!

Da ich dieſes Schreiben, welches mit einer verſtellten Hand und ſehr unleſerlich geſchrieben war, mit Mühe durchgeleſen hatte: ſahe ich mich nach dem Briefträger um; es war aber zu ſpät, denn er war, ſo bald ich ihm den Brief abgenommen hatte, eiligſt fortgegangen. Ich erinnerte mich des geſtrigen Briefes. Ich lief daher ſo fort auf mein Schlafzimmer, wo ich ihn in ein verſchloſſenes Brieffutter gelegt hatte. Ich hielt beyde ſehr genau gegen einander. Sie waren aber ſo wohl in Anſehung der Züge, als der Schreibart, unterſchieden. Beyde ſchienen einerley Endzwecke zu haben; nur war der erſte dunkler, der andere aber zwar deutlicher, doch auch boshafter. Der erſte ſchien mir eine würkliche Betrügerey zu entdecken, der letzte aber nur eine ausgeſonnene oder erdichtete. Folglich konnten ſie auch nicht von einer Perſon reden. Endlich aber gerieth ich immer in gröſſere Ungewisheit; denn je mehr ich beyden Briefen nachdachte, je weniger konnte ich errathen: welcher von Freunden oder Feinden geſchrieben wäre, und welche Verrätherey wahr oder erdichtet wäre? Ich entſchloß mich endlich, um doch einigermaſſen Licht zu bekommen, meinem Frauenzimmer etwas davon zu eröffnen, um zu ſehen, ob ich aus ihrem Bezeigen nicht etwas zuverläßiges errathen könnte. Ich nahm daher den letzten Brief, und gieng zu ihnen

nen in ihr Zimmer, wo ich ſie noch beym Thee fand. Ich ſagte: ich wüßte nicht, was ich von gegenwärtigem Briefe denken ſollte, den mir eben ein ganz unbekannter Kerl gebracht hätte. Ich bat ſie, nachzuſehen, ob ihnen die Hand vielleicht bekannt wäre? Sie laſen ihn mit groſſem Erſtaunen, doch auch mit groſſer Freymüthigkeit, indem ſie mich verſicherten, die Hand wäre ihnen gänzlich unbekannt. Auf die Sache oder auf den Inhalt ſelbſt wollten ſie ſich gar nicht einlaſſen. Endlich nahm ich eine groſſe Ernſthaftigkeit an, und ſagte: Wo ſie gleichwol wüßten, was an dieſer Nachricht wäre, ſo hielte ich es für ein groſſes Verbrechen, wenn ſie mir die Wahrheit nicht ſo fort entdeckten. Ich that darauf ſehr entrüſtet, und wollte vom Stuhle aufſtehen, als wenn ich fortgehen wollte. Meine Frau, die mich für ſehr aufgebracht hielt, ward blaß; ſie that ſehr ängſtlich, ſie ſeufzte, und ſchien in eine Ohnmacht zu ſinken. Sie fiel auch würklich rücklings zu Boden. Die Mutter that einen Schrey, und eilte, ihr zu Hülfe zu kommen. Ich ſelbſt ward beſtürzt, und ſtille, weil ich nicht wußte, ob es Ernſt oder Verſtellung war. Die Mutter rief mit einem fürchterlichen Tone: Ach! meine Tochter! Ach! das Gott erbarm! Ach! wie erſchrecken ſie ſie und mich! Sie gab ihr darauf etwas zu riechen, und brachte ſie wieder in die Höhe, und ſetzte ſie neben mich. Sie ſchien, ſich zu erholen. Aber ſo bald ſie die Augen aufſchlug, ſahe ſie mich mit einem matten, doch zärtlichen, Blicke an. Ach! ſagte ſie mit matter und

keichender Stimme, ach! vergeben sie mir! zürnen sie nicht länger mit mir. Da sie die Wahrheit mit einem solchen Eyfer und mit einer so ernsthaften und zornigen Miene, die ich mit Zittern das erstemal an ihnen gewahr werde, zu wissen verlangen: so darf, so kann ich ihnen nicht länger widerstehen. Daß der scheinheilige Freund, wie er im Briefe genennt wird, auf den ich in Ansehung ihrer, von mir einzig und innigst geliebten, Person mit Recht eyfersüchtig seyn könnte, eine sträfliche Neigung zu mir trägt, ist, leider! mehr als zu wahr. Ich habe dieses schändliche Verbrechen mit grossem Vorbedachte vor ihnen verborgen gehalten. Theils wollte ich sie nicht zum Zorne reizen oder ärgern; denn wie könnte wohl eine so grosse Zärtlichkeit, wie die meinige ist, diejenige liebenswürdige Hälfte, durch die ich nur allein lebe, zornig oder im Verdrusse sehen? Bey diesen Worten legte sie ihren Kopf an meine Brust, und den schönsten Arm von der Welt schlug sie um meinen Hals. Theils, mein Geliebter! fuhr sie fort, habe ich geglaubt, wenn ich denjenigen, den sie so hochachten, eines so grossen Verbrechens wegen anklagen würde: so mögten sie mein Herz irgend einer heimtückischen Bosheit beschuldigen, da es doch mit nichts, als mit Liebe, mit der zärtlichsten Liebe gegen sie, mein einziger Schatz angefüllet ist. Mußte ich nicht befürchten: ihr Freund würde sie mit seinen süssen und gleisnerischen Worten gegen mich aufbringen, und ihre Liebe in Haß verwandeln? Und würde ich eine solche Veränderung an ihnen ertragen können,

ohne zu ſterben? Ach! mein liebſter Herr! haben ſie Mitleiden mit mir; ich habe ihnen alles aus Gutheit, aus Liebe, aus Zärtlichkeit verſchwiegen. Aber da ſie es ausdrücklich, und Himmel! mit einem ſolchen Ernſte, zu wiſſen verlangen, indem es ihnen ein verrätheriſcher Brief, deſſen Verfaſſer ich haſſen muß, weil er ſie das erſtemal auf mich böſe gemacht hat, entdecket hat: ſo muß ich ihnen den Theil der Verrätherey geſtehen, der mich betrift. Von dem andern Theile ſeiner Verrätherey, deſſen man ihn beſchuldiget, habe ich niemals etwas gehört. Ich muß ihm dieſes Zeugniß ertheilen. Ach! daß ich das Unglück erleben muß, einen ſo groſſen Zwieſpalt zwiſchen zweenen, ſich ſo lange Zeit ſo lieb geweſenen, Freunden anzurichten! Hier fieng ſie an, recht von Herzen zu weinen. Da ihre Mutter dieſes alles hörte und ſahe, gleichwol aber meines bisherigen Stillſchweigens und meiner angenommenen Unempfindlichkeit weeen, nicht wiſſen konnte, auf welche Seite ich mich lenken würde; ſo nahm ſie eine verdrieſsliche und erboste Miene an, und ſagte mit einer Heftigkeit und ſehr zornig zu der Tochter: Das iſt vortreflich! Und du haſt mir dieſes alles noch nicht entdeckt? Wie? und du haſt des Böſewichtes Antrag mit Geduld anhören können? Mit Wuth hätteſt du ihm begegnen ſollen! Du hätteſt ihn die Augen auskratzen ⁂ Nein! ſo ein Böſewicht verdienet nicht zu leben! ⁂ Eines andern tugendhafte Frau! Was? ſeines beſten Freundes, ſeines Wohlthäters Frau verführen zu wollen? ⁂

Sie sagte dieses zuletzt mit einer Art von Raserey, die alten Weibern sehr natürlich ist. Diese Verstellung, die ein jeder für Ernst und gegründet ansehen mußte; diese Verstellung also, die zärtlichen und ungekünstelten Worte meiner Frau, die von gar keiner Verstellung zeugeten, und endlich das natürliche, ungezwungene und mit Thränen angefüllte Gesicht derselben, verursachten, daß ich würklich anfieng, zu glauben: die Sache wäre so ungegründet nicht, als ich erst gedacht hätte. Wie leicht, dachte ich, kann diese blendende Schönheit meiner Frau, die mir in ihrer gegenwärtigen Stellung tausendmal schöner und reizender vorkam, ihn zu einem so gefährlichen Fehltritte verleitet haben? Was aber das andere Verbrechen betraf; so kam es mir nicht einmal in den Sinn, ihn dessen zu beschuldigen, weil ich von seiner Uneigennützigkeit gar zu wohl überzeuget war. Ich dachte auch nicht einmal daran, diesen Punkt in Ueberlegung zu ziehen.

Da ich nun fast keinen Zweifel an dem einen Fehltritte meines doch so treuen Freundes hegte, indem die so rührende und überzeugende Stellung meiner, wie ich damals, ohne einen einzigen Verdacht auf sie mehr zu haben, völlig glaubte, ganz tugendsamen und unschuldsvollen Frau mir fast keinen einzigen Einwurf gegen die Gründlichkeit dieser Erzehlung überließ: so ward ich endlich gegen meine Frau so erweicht, daß ich mich nicht länger halten konnte. Ich nahm sie in meine Arme, drückte sie an mich, und überhäufte sie mit den verbindlichsten Liebkosungen. Ihre Mut-

Mutter ſahe wohl, daß ſie keine Rolle mehr zu ſpielen hatte; ſie entfernte ſich daher. Als wir allein waren, trug ich meine Frau in die Schlafkammer, und überhäuft ſie aufs neue mit Liebe und Zärtlichkeit. Sie, an ihrer Seite, begegnete mir auf gleiche Art, und ihr Eyfer, mir zu gefallen, war auſſerordentlich. Ich ſchmekte in ihren, mit gleicher Begierde vergoltenen Umarmungen ein Vergnügen, welches ich, wie ich glaubte, niemals ſo vollkommen geſchmeckt hatte. Ich überließ mich ihr gänzlich, und wir brachten lange in einem ſo gemeinſchaftlichen Ergetzen zu. Ich vergaß dabey alle Nachrichten, die ich erhalten hatte. Ich dachte weder an meinen **Mentor**, noch an den andern Argwohn gegen meine Frau, zu welchem ich doch den Abend zuvor ſo gegründete Urſachen hatte. Ich glaubte, an meiner Frau alle eheliche Liebe und Treue, die man nur erdenken könnte, gefunden zu haben.

Meine Schwiegermutter rief uns endlich zur Mahlzeit. Nunmehr erinnerte ich mich wieder meines Hofmeiſters. Die alte Freundſchaft erwachte aufs neue in mir. Gleichwol ſchien es mir, unglaublich zu ſeyn, daß mich eine Frau zu der Zeit, da ſie mir ſo viel Liebe und Zärtlichkeit ſehen lieſſe, ſo ſchändlich hintergehen ſollte. Endlich faßte ich einen Endſchluß, den ich auch hernach ausfuhrte. Darauf gieng ich mit einem freyen und freundlichen Geſichte zu Tiſche. Ich ſagte aber meiner Frau nichts mehr, damit ſie glauben mögte, ich ſetzte keinen Zweifel mehr in ſie. Ueber der Mahlzeit begegnete ich meinem

Mentor auf die gewöhnliche Art, ohne mir etwas merken zu lassen. Er gab mir zugleich Nachricht, daß die Gesellschaft sehr bekümmert meinetwegen gewesen wäre, und dieses hätte ihren Aufbruch beschleuniget. Sie hätte aber, wenn es mir gefiele, den Dienstag in künftiger Woche dazu ausgesetzt, die Strafen zu verzehren, die nach der Berechnung ein Beträchtliches ausmachten, und zur Bestreitung einer gleichmäßigen Landergetzlichkeit hinlänglich genug wären. Die Gesellschaft wurde ohne die geringste Veränderung eben dieselbe seyn. Ich bezeugte ihm mein Vergnügen über diese Nachricht, und sagte, wir würden uns sämmtlich auch nicht ausschliessen. Weil wir aber alle noch nicht recht ausgeschlafen hatten: so hielten wir uns nicht lange bey Tische auf; wir stunden auf, um Mittagsruhe zu halten. Das Frauenzimmer gieng in ihre Kammern, mein Hofmeister in sein Kabinet, und ich in das meinige.

Als sie alle fort waren, so rief ich meinen Heinrich. Ich befahl ihn, meinen Bedienten zu sagen, sie mögten mich nicht stören, es mögte kommen, wer da wollte. Sie sollten alle und jede abweisen, und alsdann sollte er wieder kommen, mich auszukleiden. Er verrichtete, was ich ihm befohlen hatte, und stellte sich so fort wieder bey mir ein. Darauf befahl ich ihm, verschwiegen zu seyn, und ins Hintergebäude zu schleichen, um zu erforschen, ob sich meine Damen schlafen gelegt, imgleichen ob alle Bedienten sich entfernet hätten? Er sollte darauf die Thüren,

die

die ins Hintergebäude führten, auf meiner Seite verſchlieſſen, und mir alsdann Beſcheid bringen. Er kam meinen befehlen genau nach, und meldete mir, daß alles im ganzen Hauſe ſtille wäre; die Damen ſchliefen ſchon, ihre Bedientinnen desgleichen; meine Bedienten wären in ihrer Kammer, und die Thüren wären ſämmtlich wohl verwahret. Da ich nun glaubte, vor allem Ueberfalle geſichert zu ſeyn, ſo gab ich ihm Befehl, an dem Eingange des Vorſaals, der ſo wohl zu meinem als zu meines **Mentors** Zimmer gehörte, genau aufzupaſſen, und ſo bald ſich etwas regte, mir davon Nachricht zu geben. Hierauf gieng ich in das Kabinet meines Freundes, welches nur durch zwey Zimmer von dem meinigen entfernet war. Ich pochte an der Thüre ganz leiſe an; er hörte mich, und machte mir ſo fort auf, denn er ſchlief noch nicht. Ich bat ihn, mir zu folgen; er merkte meine Abſicht, und folgte mir in der Stille in mein Kabinet.

Nunmehr, ſagte ich zu ihm, ſind wir allein, und wir dörfen nicht befürchten, weder geſtört, noch behorcht zu werden; ich habe alle nöthige Vorſorge desfalls gebraucht. Erzeigen ſie mir alſo die Freundſchaft, ihre geſtrigen abgebrochenen Worte und Nachrichten anitzt zu verfolgen. Ich bin dabey ſtehen geblieben, gab er mir zur Antwort, daß ich ihnen zu erkennen geben wollte, wie man mich heute einer ſchändlichen Verrätherey beſchuldigen würde. Ich habe dieſes von ihrer Frau Schwiegermutter ſelbſt gehört. Die Sache trug ſich folgendergeſtalt zu: Als ich müde

und erhitzt vom Tanzen war, und ich diesfalls frische Luft schöpfen wollte: so gieng ich hinunter in den Garten. Ich kam in den bedeckten Gang, in welchem die Lauben sind. Da ich sehr müde war, so gieng ich in eine dieser Lauben, in welcher ich mich ganz hinten in einen Winkel setzte, und anfieng, zu schlummern. Ich mogte etwa einige Minuten oder länger geschlafen haben: so ward ich durch das Geräusche zweer Personen, die in die Laube kamen, und sich nicht weit von mir setzten, munter gemacht. Ich ließ mich nichts merken, weil ich hörte, daß sie in einem tiefen Gespräche waren, die Stimmen mir aber zum Theil bekannt vorkamen; da sie aber sehr leise sprachen: so konnte ich aus dem Tone der Mannsperson nicht errathen, wer sie seyn müßte, ob ich schon die Dame so fort kannte. Der Innhalt dieser Unterredung war aber folgender: die Dame versicherte, sie würde sich alle Mühe geben, ihrer Tochter ihre Freyheit wieder zu verschaffen. Sie bedauerte nur, daß sie seine Absichten so spät erfahren hätte; sonst würde dasjenige nicht geschehen seyn, was nunmehro kaum zu ändern stünde. Wiewohl, setzte sie hinzu, es würde vielleicht besser seyn, wenn wir unsern Vorsatz noch etwas aufschieben könnten. Nur eine Person ist mir, so lange ich im Hause bin, ein Dorn im Auge gewesen, und vor ihm müssen wir uns auch am meisten in Acht nehmen. Diese Person, sagte sie, ist, wie sie leicht denken können, der Herr **Slegaard**. Ich stutzte nicht wenig, da ich meinen Namen nennen hörte. Allein, ich

ward

ward dadurch nur aufmerkſamer und begieriger, mehr Licht zu bekommen. Die Dame fuhr darauf fort, in dem ſie ſagte: doch da wir heute den ganzen Tag über alle ſeine Vorſicht zu nichte gemacht haben: ſo hoffe ich, es ſoll mir gar nicht unmöglich werden, ihn auch noch ferner zu betrügen. Wiſſen ſie wohl, daß die Ziehung der Looſe mein Werk war, und daß weder mein Schwiegerſohn, noch Herr Slegaard, noch einige andere aus der Geſellſchaft andere Looſe bekommen konnten, als die ich ihnen zugedacht hatte. Ich habe es wohl bemerkt, ſagte die Mannsperſon, daß ich ihnen ein ſolches Glück, als ich heute genoſſen habe, zu verdanken hätte. Es freuet mich, ſagte die Dame, daß ich meinen Zweck ſo wohl erhalten habe; nur der verdammte Marquis hätte mir dieſen Abend durch ſeinen verfluchten Einfall bald die ganze Karte verdorben. So viel iſt mir inzwiſchen lieb, daß ich meinen jungen Herrn vormittags im Holze bey ſeiner Dame belauert habe. Ich bin gewiß, daß er, wenn er auch dasjenige erfahren ſollte, was heute etwa geſchehen iſt, oder noch geſchehen kann, doch nicht ſonderliche Urſache haben ſoll, ſeiner Frau Vorwürfe zu machen. Er mag ſich es nur unterſtehen: ich will ihm ſchon den Kopf zu rechte ſetzen! Der ſchöne Herr! iſt er nicht in gleicher Verdammniß? Und er hat wohl Ehre zu reden? Doch, ſetzte ſie hinzu, laſſen ſie uns auf ein Mittel denken, den uns ſo verhaßten Aufſeher, den teufeliſchen Argus, auf die Seite zu ſchaffen. Vielleicht, war die Antwort, kann ich ihnen ei-

nen Vorſchlag thun, der unſere Abſichten ſehr befördern wird; und gelingt er uns, ſo ſoll dieſer gute Herr ganz gewiß nicht einen Tag länger im Hauſe bleiben. Ey! ſagte die Dame, das wäre vortreflich! Entdecken ſie mir geſchwind ihre Meynung deutlicher. Laſſen ſie uns erſt zuſehen, ſagte die Mannsperſon, daß wir unſere Dame, die wir erwarten, nicht verlieren. Darauf gieng er vor die Laube, und ſahe ſich um, worauf er wieder zurück kam, und ſagte: Ich ſehe ſie noch nicht, wir wollen uns aber doch der Thüre etwas näher ſetzen, damit ſie uns nicht entwiſchen kann. Sie thaten es, und darauf hörte ich ihn, weiter reden: Hören ſie, hieß es, ich habe die ganze Sache genau überlegt, wenn ſie nur alle vermögend ſind, eine theatraliſche Rolle zu ſpielen. Ich werde es alsdann ſo einzurichten wiſſen, daß es uns keinesweges fehl ſchlagen kann. Morgen früh ſoll ihr Eydam von einer unbekannten Perſon und von einer verſtellten Hand einen Brief erhalten, in welchem man ihn vor ſeinem guten Freunde aufs beſte warnen wird. Man wird ihn darinn beſchuldigen, er ſuchte darinn ſeine Frau zu verführen, und an ihm zum Verrähter zu werden. Ich werde ihn ſo liſtig aufſetzen, daß er gewiß betrogen werden ſoll. Vornemlich hoffe ich, ſoll mir die Sache vollkommen gelingen, wenn ſie auf ihrer Seite, wenn * * * Indem er fortreden wollte, hörten ſie jemand vor der Laube vorbey gehen; ſie ſtunden daher plötzlich auf, und eilten fort. Ich war erſtaunt über dieſer Entdeckung, nur bedauerte ich, daß ich nicht mehr

erfah-

erfahren, und die Haupturſache, warum man meiner ſo gerne los ſeyn wollte, nicht deutlicher entdecken konnte. Ich ſtund, ſo bald ſie fort waren, gleichfalls auf, um ihnen nachzuſchleichen; doch mußte ich ſehr vorſichtig verfahren, damit ſie nichts merken möchten. Als ich in den Gang trat, ſahe ich drey Perſonen im Gange. Zwo giengen voran, die dritte aber folgte den erſtern allein und langſam nach. Da ich nun ſahe, daß ich ihnen, ohne mich verrathen, nicht gehörig folgen konnte: ſo kehrte ich um, und gieng in einen andern Gang. Doch daſelbſt begegneten mir, zu meinem Verdruſſe, ein paar Damen ohne Begleitung; dieſe riefen mich, und baten mich, ihnen, beym Spatzieren, Geſellſchaft zu leiſten. Die Höflichkeit erlaubte mir nicht, ihnen ihr Verlangen abzuſchlagen; ſie nahmen mich zwiſchen ſich, und wir giengen wohl eine Viertelſtunde herum, bis wir endlich an das obere Ende des bedeckten Ganges kamen. Hier erhielten meine Damen andere Begleiter, und ich bediente mich der Gelegenheit, ihnen zu entwiſchen. Ich ſuchte nunmehr die Perſonen, die ich zuvor verlohren hatte; allein, da ich nur eine von ihnen, nämlich ihre Schwiegermutter, an der Stimme erkannt hatte, ich auch nicht wußte, in welcher Laube ſie ſich müßten verſteckt haben: ſo unternahm ich eine vergebliche Mühe. Als ich nun noch einige Zeit herumgegangen war, ſo begegnete mir endlich ihre Schwiegermutter. Sie redete mich an, und wunderte ſich, warum ich meine Dame verlaſſen hätte, und warum ich ohne

Begleiterinn wäre? Ich machte ihr daſſelbe Compliment, und darauf bot ich ihr die Hand, und wir giengen, ohne uns, mit ſpatzieren, länger aufzuhalten, in den Saal zurück. Dieſes iſt es, was ich ihnen geſtern entdecken wollte; nur Schade! daß meine Entdeckung nicht vollkommener ſeyn kann.

So lauteten ſeine Nachrichten, die mich in nicht geringes Erſtaunen ſetzten. Alles, was ſich geſtern und heute zugetragen hatte, ſchien mir lauter Begebenheiten aus einer andern Welt zu ſeyn, deren Auflöſung aber mir nicht geringe Verdrieslichkeiten drohte. Ich konnte alles, was ich gehört, geſehen und geleſen hatte, auf keinerley Weiſe zuſammen reimen, noch weniger aber in einen vernünftigen oder wahrſcheinlichen Zuſammenhang bringen. Als ich nun eine Zeitlang in tiefen Gedanken geſeſſen hatte: ſo gab ich meinem Freunde erſt den Brief zu leſen, den ich in der Nacht, ſo unvermuthet, erhalten hatte; hiernächſt gab ich ihm auch den anderen, der mir dieſen Vormittag war eingehändiget worden. Er war in dem Urtheile, das ich ſchon zuvor über beyde Briefe gefället hatte, gänzlich mit mir einſtimmig. Er ſagte: er glaubte allerdings, daß beyde Briefe von zwo verſchiedenen Perſonen geſchrieben, und auch, in Anſehung der Bedeutung, eines verſchiedenen Inhalts wären. Er meynte ferner: der erſte Brief müßte eine Dame zur Verfaſſerinn haben, die vielleicht in voriger Nacht einige wichtige Nachrichten eingezogen hätte, die ſich auf die Untreue meiner Frau gründeten; vor wel-

welcher man mich alſo hätte warnen wollen. Der letztere Brief hingegen ſey derjenige, den man mir abgeredeter maſſen dieſen Morgen hätte zuſenden wollen, und der alſo unſere bisherige Freundſchaft trennen ſollte. Ich fand ſeine Meynung ſehr gegründet. Hierauf erzählte ich ihm auch meine Begebenheiten, insbeſondere, was mir in dem bedeckten Gange und in der Laube begegnet war. Ich vergaß nicht, dasjenige mit anzuführen, was meine Rentmeiſterinn zu mir geſagt, und welcher rätzelhaften Ausdrücke ſie ſich bedienet hatte. . . . Hierbey fiel mir das Verſprechen ein, daß ich ihr ſie den folgenden Morgen zu beſuchen, gegeben hatte. Er rieth mir zu dieſem Beſuche, indem er glaubte, daß ſie nicht nur die Urheberinn des erſtern Briefes wäre, ſondern mir vielleicht auch die wichtigſten Erläuterungen darüber geben könnte. Hierauf berathſchlagten wir uns, was wir in Anſehung des letztern Briefes, und meiner Damen wegen, vorzunehmen hätten. Er war der Meynung, ich ſollte ihm in einem Billet zu verſtehen geben, daß er ſich nach einer andern Wohnung umſehen mögte. Er verſprach mir, ſich bey dem Empfange deſſelben ganz fremde zu ſtellen, damit niemand meiner Bedienten ein Verſtändniß zwiſchen uns argwohnen könnte. Er hoffte dadurch, deſto beſſer und ſicherer hinter alles zu kommen, was mir etwa nachtheilig ſeyn könnte. Er wüßte überdieſes eine Wohnung, die in der Straſſe, in welcher das Hinterhaus lag, zu vermiethen wäre, und die er gleich beziehen könnte. Er könnte in ſelbiger alles ſehr genau beobachten,

achten, was in meinem Hinterhause vorgienge, und er würde sich also dieser Gelegenheit, unsern Absichten gemäß, zu bedienen wissen.

Bey diesem Entschlusse liessen es wir inzwischen bewenden, und mein **Mentor** kehrte in der Stille auf sein Zimmer, und legte sich aufs Bette, als ob er die ganze Zeit über geschlafen hätte. Mein **Heinrich** mußte darauf die verriegelten Thüren in der Stille wieder eröffnen und mir Nachricht einholen, ob die Damen noch schliefen? Er vollstreckte meinen Befehl ganz genau, und machte die Thüren ganz behutsam auf, ohne daß solches jemand bemerken konnte. Mein Frauenzimmer schlief noch, und alle Bedienten waren in ihrer Kammer, und schliefen gleichfalls. Ich war sehr vergnügt darüber. Hierauf mußte mir **Heinrich** seine Treue aufs neue angeloben, und mir insonderheit eine unverbrüchliche Verschwiegenheit zuschwören. Hiernächst band ich ihm ein, alle meine Bedienten, doch ohne daß solches einigen Argwohn verursachen könnte, auszuforschen, und durchaus ein wachsames Auge auf sie alle zu haben; insbesondere sollte er die Bedienten meiner Frau nicht leicht aus den Augen lassen. Er sollte auch auf alle Personen, die etwa meine Frau oder ihre Mutter besuchen mögten, ein wachsames Auge haben, und mir von allem, was er erführe, genaue und geheime Nachricht geben. Da er mir, dieses alles genau zu verrichten, aufs theuerste angelobet hatte: so befahl ich ihm, einen meiner Bedien-

dienten zu rufen, und ihm zu befehlen, mir ein angezündetes Licht zu bringen.

Als **Heinrich** weg war, ſetzte ich mich an meinen Schreibetiſch, und ſchrieb, abgeredeter maſſen, einen Brief an meinen lieben **Mentor.** „Ich meldete ihm, gewiſſe Urſachen zwängen „mich, ihn zu bitten, ſich ohne Aufſchub eine andere Wohnung auszuſuchen, und je eher je lieber auszuziehen. Ich ſähe mich gedrungen, „ihn darum zu erſuchen; er mögte mir es alſo „für keine Unhöflichkeit anrechnen. Ich bäte „ihn zugleich, dieſes nicht als eine gänzliche „Trennung unſerer Freundſchaft anzuſehen; es „würde mir ſeine Perſon und ſein Zuſpruch jederzeit eben ſo angenehm, wie bisher, ſeyn. „Ich glaubte daher, er würde auch inskünftige „meine Angelegenheiten in meinem Vaterlande „beſtens beſorgen.„ Als nun der Bediente kam, ſiegelte ich den Brief, und befahl, ſelbigen dem Herrn **Slegaard** einzuhändigen, und mir die Antwort darauf in dem Zimmer meiner Frau zu überbringen. Hierauf gieng ich zu meinen Damen ins Hinterhaus, die aber eben erſt aufſtunden. Ich ſetzte mich zu ihnen, und fieng an, von allerhand gleichgültigen Dingen zu reden. Der Bediente kam nunmehr mit der Antwort. Er ſagte: der Herr **Slegaard** hätte den Brief mit Erſtaunen geleſen, und ihm hierauf aufgetragen, mir zu melden: Er würde meinem Befehle unverzüglich nachkommen, und noch vor Abend mein Haus verlaſſen. Meine Damen

spitzten die Ohren gewaltig, und ich konnte ihnen ihre Meynung sehr deutlich ansehen. Meine Frau bedankte sich bey mir aufs zärtlichste, daß ich, wie sie sagte, vor ihre Ruhe so grosse Achtsamkeit bezeugt hätte. Es thäte ihr zwar sehr leid, und sie bedauerte es ganz ausserordentlich, daß ihre Person Gelegenheit gegeben hätte, eine so alte Freundschaft wo nicht zu trennen, wenigstens doch kaltsinnig zu machen. Sie glaubte aber gleichwohl, ich würde seinen Umgang nicht ganz und gar aufheben; weil uns solches gar leicht in übele Nachrede bringen könnte. Ich gab ihr zur Antwort: ich würde ihm keine Gelegenheit geben, mit mir misvergnügt zu seyn, oder an mir Rache zu üben. Er würde auch, wie bisher, meine Angelegenheit in meinem Vaterlande besorgen, theils weil ich, in seine Redlichkeit und Uneigennützigkeit ein Mistrauen zu setzen, keine Ursache hätte, theils, weil sich in ganz Paris niemand finden würde, der vermögend wäre, vor diese Sachen gehörige Sorge zu tragen. Es schien mir zwar, daß sie mit diesem Umstande nicht sonderlich zufrieden wäre, doch ließ sie sich nichts davon merken; sie pflichtete vielmehr meiner Meynung bey, und sagte: sie wäre in allen Stücken, was mir gefiele, auch meiner Meynung; denn sie wußte, daß ich nichts ohne gehörige Untersuchung unternähme. Sie begegnete mir hierauf diesen ganzen Abend über mit allen Annehmlichkeiten des Herzens, und sie überschüttete mich mit Schmäucheleyen und Caressen, und kam mir in allen, was ich nur wünschen konnte, zuvor.

Ihre

Ihre Mutter war ſehr geſchäftig um uns. Sie ſtellte ſich an, vor Freuden, über unſere liebenswürdige Eintracht, zu weinen. Kurz, das Bezeigen dieſer beyden Weiber war ſo angenehm, unverſtellt und liebenswürdig, daß ich aufs neue glaubte, es wäre keine Verſtellung oder Häucheley in ihnen zu finden. Und ſo lange ich dieſen Abend in ihrer Geſellſchaft war, regte ſich der, zuvor ſo wohlgegründete, Argwohn im geringſten nicht. Wir brachten dieſen Abend inzwiſchen ohne weitere Geſellſchaft ganz vergnügt zu.

Den folgenden Morgen gieng ich aus, meine Frau Rennmeiſterinn zu beſuchen. Ich traf ſie noch im Bette an; ſie ſagte: ſie hätte mich ſchon längſt erwartet, ſonſt würde ſie ſchon aufgeſtanden ſeyn. Aber weil ſie beym Nachttiſche von mehrern Beſuchen umgeben ſeyn mögte, mich aber gern allein ſprechen wollte: ſo habe ſie vor meiner Ankunft nicht aufſtehen dörfen. Ich ſetzte mich darauf zu ihr vors Bette, und nach dem ich ihr, ihrer Höflichkeit und Gütigkeit wegen, aufs verpflichteſte gedanket hatte, nahm ſie mich bey der Hand und ſagte: Mein Herr! wenn ich nicht eine ganz beſondere Neigung zu ſie bey mir empfände, und wenn ſie nicht ſo redlich und des gröſten Glückes in der Welt würdig wären: ſo würde ich mich nimmer unterſtehen, mich in ihre häusliche Angelegenheiten zu miſchen. Sie ſind zu bedauren, denn man hintergehet ihre Liebe und ihre Aufrichtigkeit aufs unanſtändigſte. Ein Freund, dem ſie es am wenigſten zutrauen, iſt ihr eigener Verräther. Er ſucht eine Frau, die

ſie

sie lieben, die sie anbeten, zu verführen, oder er hat sie vielmehr schon längst verführet. Und ich fürchte, es sey bereits mit ihr so weit gekommen, daß sie in kurzen die Folgen eines so ungerechten Betragens mit Erstaunen erfahren dörften. Ich bin diejenige Person, die sie vorgestern auf dem Lande durch einige Zeilen gewarnet hat. Ich glaubte, binnen dieser Zeit ein näheres Licht in dieser gefährlichen Begebenheit zu erhalten; allein, ich bedaure, daß mir meine Hoffnung fehl geschlagen ist. Zwar weiß ich dasjenige leider! gewiß, was ich ihnen bereits entdecket habe, nur mangeln mir gewisse Umstände, ohne welche ich nicht im Stande bin, ihnen dieses Rätzel gänzlich aufzuschliessen.

Aber, sagte ich ganz bestürzt, können sie mir nicht zum wenigsten die Person nennen, die sie im Verdachte haben? Nein! gab sie zur Antwort, ich werde und kann solches noch nicht thun. Allein, gedulden sie sich nur noch einige Tage, denn ich hoffe, künftige Woche auf eine solche Art hinter alles zu kommen, daß sie sich gegen alle diejenigen Gefährlichkeiten, die ihnen drohen, in gehörige Sicherheit setzen können. Trösten sie sich inzwischen damit, daß sie in Paris eine grosse Anzahl solcher unglücklichen Männer antreffen werden, denen alle Tage beynahe auf gleiche Art begegnet wird, und daß sie, wenn ihre Frau auch nicht die sanfte Zärtlichkeit ihres liebenswürdigen Gemüthes mit gleicher Aufrichtigkeit belohnet, gar leicht Personen finden werden, die es sich für das größte Glück ihres Lebens schätzen würden,

ihnen

ihnen Proben einer wahrhaften Gewogenheit zu ertheilen, wenn ihnen nur nicht noch einige anderweitige Verbindungen im Wege ſtünden. Bey dieſen Worten drückte ſie mir die Hand auf eine ſolche Art, daß ich ihre Meynung gar leicht errathen konnte. Ich küßte ſie darauf, indem ich ſagte: ich wäre von ihrer Aufrichtigkeit ſo vollkommen überzeugt, und ſo ſehr eingenommen, daß ich nur wunſchte, Gelegenheit zu haben, ihr eine ſolche Erkenntlichkeit zu bezeigen, die ihren Verdienſten gemäß wäre. Und gewiß, ſie kam mir in dieſem Zuſtande ſo ſchön und ſo reizend vor, daß ich von ihren Annehmlichkeiten des Leibes und des Gemüthes ganz bezaubert ward, und ihre ungeheuchelte Aufrichtigkeit und Freundſchaft rührten mich nicht weniger. Aber, fragte ſie mich darauf ſeufzend: was für eine Erkenntlichkeit ſollte dieſes wohl ſeyn? Ach! ſie müſſen einer Frau, die es doch nicht verdienet, getreu verbleiben, und ſie dörfen es nicht bemerken, was in dem Herzen einer Perſon vorgehet, die gewiß alle ihre Ruhe aufopfern würde, wenn ſie nur einige Hoffnung haben könnte, der einſten von ihnen geliebet zu werden, die aber auch bey allen ihren Wunſchen von der Ehre, von der Tugend und durch die weibliche Zucht in ſolchen Schranken gehalten wird, daß ſie eher das Leben verlieren, als ſie überſchreiten würde. Die ſchönſte Schamröthe, die ihre ſchönen Wangen überzog, erhob den Werth und den Nachdruck ihrer Worte ungemein, und ich empfand gegen dieſe vollkommene Perſon ſo viel Ehrfurcht, als Liebe. Gewiß,

wiſt, antwortete ich, Madame, ſie thun mir Unrecht, wenn ſie glauben, daß ich bey den Verdienſten einer ſo unvergleichlichen Perſon, als ſie ſind, unempfindlich wäre. Ach! mögten doch unſere Umſtände von der Beſchaffenheit ſeyn, daß ich ihnen dasjenige frey entdecken könnte, was ich fühle, was in meinen Herzen vorgehet, und was ich zu meiner größten Quaal verbergen ſoll! Ich habe, da ich mich mit meiner Frau verband, blos den Empfindungen meines Herzens gefolgt; nur dieſe habe ich zu Rathe gezogen; ich habe ſie aus Zärtlichkeit, aus Liebe geheyrathet. Und ich muß es geſtehen, ich würde ſie beſtändig und ungeheuchelt geliebt haben, wenn ſie ſich meiner Hochachtung länger würdig gemacht hätte, und wenn es ... Doch darf ich es wohl läugnen: daß mein Herz viel zu empfindlich iſt, einen ſo groſſen Betrug, eine ſo groſſe Verrätherey länger zu ertragen? Ach! ich ſage mich von ihren unwürdigen Banden loß. Ich opfere ſie einer Perſon auf, deren Aufrichtigkeit, Anmuth und Tugend ich demüthigſt verehre, und mit der ich meine Tage beſtändig zubringen mögte, wenn mir eine ſo groſſe Glückſeligkeit beſtimmt wäre. Ach! daß mir beyde ſo vielem Zwange unterworfen ſeyn müſſen! Ach! daß wir einander nicht Zeitlebens zugehören ſollen!

Unter dieſen Worten hatte ich mich ihr genähert; wir umarmten uns, und wünſchten derjenigen Bande entlediget zu ſeyn, die unſere Neigungen einſchränkten. Und beynahe wäre ich verwegener geworden, aber ſie wußte meinen

Begier-

Begierden, mit einer ſolchen anſtändigen Art, Schranken zu ſetzen, daß ich, von Ehrfurcht und Schamhaftigkeit angefüllet, vor ihr Bette kniete, und ihre Hand, die ſie mir reichte, aufs demüthigſte küſſete.

Doch indem gieng die Thüre plötzlich auf. Ich ſprang zurück, und ſetzte mich auf einen Stuhl, der bey dem Bette ſtund. Es trat darauf eine alte, magere und einem Geſpenſte ähnliche Geſtalt ins Zimmer, die ſich mit beyden Armen auf zweene, neben ihr gehende, Bediente ſtützte, die ihr ſtatt der Krücke dienen mußten. Dieſe Geſtalt war der Herr Rentmeiſter ſelbſt. Er blieb in der Thüre ſtehen, und fieng an, auf ſo heftige Art zu huſten, daß ich gewiß glaubte, er würde ſeinen Geiſt ausblaſen, bevor er ſich dem Bette nähern könnte. Da ich nun inzwiſchen dieſes alte Gerippe gegen die ſo ſchöne, ſo reizende Perſon betrachtete: ſo kam mir dieſe Ungleichheit ſo lächerlich vor, daß ich mich des Lachens ſchwerlich enthalten konnte. Die Dame merkte meine Gedanken, und winkte mir daher lächelnd: ich mögte doch eine ernſthafte Miene annehmen. Sie ſelbſt nahm ein mattes und ſchmachtendes Weſen an, als ob ſie ſich nicht allzuwohl befände. Und könnte ſich eine junge und ſchöne Frau bey einem ſo elenden und armſeligen Gedächtniſſe eines Menſchen wohl befinden?

Als er endlich ausgehuſtet hatte, ſah er ſich mit ſeinen halberſtorbenen Blicken im Zimmer um. Da ſein Geſicht aber viel zu dunkel war, auch nur die nächſten Gegenſtände zu unterſcheiden: ſo

mußte ihm einer seiner Bedienten eine grosse Brille auf die dicke und küpferiche Nase setzen. Darauf näherte er sich dem Bette. Als er mich nun erblickte, so sperrte er Augen und Maul, auf eine rechte fürchterliche Art, auf. He! zum Teufel! Madame, rief er, sie liegen noch im Bette, und nehmen gleichwol Besuch an? Nun! sagte sie, ist denn das in Paris eine so sonderbare und ungewöhnliche Sache? Und geschieht es denn von mir zum erstenmale? He! war seine Antwort, zum erstenmale? He! das steht mir eben gar nicht an. Wissen sie wohl, daß sie meine Frau sind, und daß ich ihnen deraleichen schon so oft verbothen habe? Können sie nicht mit ihrem Manne allein zufrieden seyn? Mit meinem Manne? fragte sie lachend. Ja, bey dem würde ich viel Vergnügen finden. He! zum Teufel, rief er, was sind das für Reden? Mir so etwas ins Gesichte zu sagen? He! ich will ihnen gleich beweisen, daß ich noch wohl im Stande bin, Kinder zu zeugen? Kinder zu zeugen? sagte sie. Ey mein Herr! denken sie doch daran nicht mehr. Sie sollten bey ihrem Alter und bey ihren schwächlichen Umständen vielmehr an etwas anders denken. Lassen sie diese Sorge andern Leuten über, die es besser verstehen. Ich? Ho? Verflucht! schrie er. Ich glaube, sie wollen mir Hörner aufsetzen? Ich dächte, mein junger Herr! hier redete er mich an, sie träten eine Viertelstunde ins Nebenzimmer; hernach soll meine Frau schon aus einem andern Tone schwatzen. He! hören sie es nicht? Ey! pfup doch! sagte die Dame

und wurde ganz roth. Bemühen sie sich doch nicht, mein Herr! sagte sie zu mir, bleiben sie nur hier; sie können ja leicht denken, daß mein Mann Lust zu scherzen hat. Und sie werden doch nicht glauben, daß seine Thorheit so groß wäre, im Ernste zu reden. He! rief er abermals, wollen sie noch nicht fort gehen? Unter einer guten Viertelstunde dürfen sie mir nicht wieder kommen. Gut! sagte ich lachend, ich will ihnen Platz machen. Aber hüten sie sich, daß sie nicht mit Schanden bestehen. Denn alsdann würde ich sie gar sehr auslachen. Was! was! schrie er mir nach. Ich blieb inzwischen in der Thüre stehen; denn sein Unternehmen kam mir viel zu abentheuerlich vor, als daß ich ihm hätte Glauben beymessen sollen. Hier! sagte er darauf zu einem seiner Bedienten, hier, hast du meine Brille. Nun, fuhr er fort, kommt ihr alle zum Teufel gehen! He! was wollt ihr? hört ihr es nicht? Zum Henker! seyd ihr noch nicht fort. Die Bedienten entfernten sich darauf lachend. Er hatte sich inzwischen aufs Bette gesetzt. Da nun die Dame sahe, daß es sein Ernst war: so sprang sie geschwind aus dem Bette, und sagte: nun das gestehe ich. In ihrem Alter nehmen sie noch solche kindische Streiche vor. Wie? haben sie denn alle Scham verloren? daß sie so unverschämt sind, mir in Gegenwart fremder Leute auf eine so unerlaubte Art zu begegnen? Bisher habe ich alles für Scherz gehalten, aber da ich nun sehe, daß sie weder Ehre noch Schande achten: so bin ich es müde, mich einem so lüderlichen Bezeigen länger

zu unterwerfen. Sie sagte diese Worte in vollem Eyfer, indem sie sich von ihm losreissen wollte; denn er hatte sie beym Unterrocke angefaßt, da sie aus dem Bette springen wollte. Nun! nun! sagte er darauf, mein schöner Engel! warum müssen sie denn gleich so böse werden? Wir sind ja nun allein. Hiermit wollte er sie umarmen; denn da er eine so grosse und halbentblößte Schönheit sahe; so ward er dadurch immer erhitzter. Ey! lassen sie mich! rief sie. Ich sage es ihnen, und zugleich zog sie die Glocke an, und klingelte auf ihr Kammermägdchen. Da sie aber etwas zuviel Gewalt brauchte, von ihm loßzukommen, so verlohr der Alte das Gleichgewichte. Sie flog wie ein Pfeil in ihr Kabinet, indem das Kammermägdchen die Thüre aufmachte, er aber stürzte vom Bette auf den Boden.

So bald er fiel, erhub er ein jämmerliches Geschrey: He! **Peter! Martin! Hans!** He! Hülfe! Hülfe! Ach! ich armer, ich unglücklicher Mann! ⁘ Ich bin des Todes! ⁘ Ach! mein Arm! ⁘ Mein Bein! ⁘ Mein Rückgrad! ⁘ Meine Brust! ⁘ Ach! alles ist in Stücken! ⁘ Da die Dame dieses Mordgeschrey hörte, so war sie fast zugleich mit den Bedienten wieder im Zimmer. Ihr Kammermägdchen folgte ihr, und ich kam gleichfalls zum Vorschein. Aber! was für ein Anblick! Der alte Mann hatte einen elenden Fall gethan; er lag da, beynahe ohne Bewegung. Sein Schlafrock war von einander gefallen, die Beinkleider hiengen ihm bis an die Ferſen, und neben

ihm

ihm lag der Unterrock ſeiner Frau, den ſie in der Flucht zurück gelaſſen hatte. Da die Dame dieſe Poſitur gewahr ward, lief ſie vor Scham in ihr Kabinet; die Bedienten ſtunden um ihn herum, und hatten Mühe, ihr Gelächter zu verbergen. Ich ſelbſt mußte alle meine Ernſthaftigkeit zuſammen faſſen, um nicht in ein lautes Lachen auszubrechen. Ey, mein Herr! rief ich, ungewohnte Arbeit läuft insgemein ſchlecht ab. Doch, ich bedaure ſie, daß ſie ihr Wort ſo ſchlecht gehalten haben. Der arme alte Rentmeiſter mogte ſich endlich beſonnen haben, wie thörigt er ſich aufgeführet hatte; er ſagte daher zu mir: ich bitte ſie um aller Heiligen willen, helfen ſie mir, daß ich in mein Zimmer komme, und laſſen ſie mir einen Wundarzt und meinen Leibdoktor hohlen. Ich ſehe doch, daß ich mit dieſen Beſtien da gar nichts anfangen kann. Ich ſprach darauf ſeinen Leuten zu, und brachte ſie ſo weit, daß ſie ihn ganz gelinde in die Höhe hoben, und in ſein Zimmer trugen.

Sie waren eben mit ihm fort, als die Dame wieder aus ihrem Kabinet kam. Sie hatte ſich etwas beſſer mit Kleidern verſehen, denn zuvor war ſie faſt halb entblöſet. Sie fragte mich ſo fort; wie ihr Mann ſich befände. Ich ſagte: daß ich glaubte, er habe einen ſehr ſchlimmen Fall gethan. Er habe mich auch gebeten, ihm ſeinen Wundarzt und Leibdoktor holen zu laſſen. Ueber dieſer Nachricht erſchrack ſie gar ſehr; denn ſie hatte ſich die Sache mehr lächerlich, als gefährlich vorgeſtellet. Das Kammermägdchen mußte daher einen Bedienten ohne Aufenthalt

zu den verlangten Arzte schicken. Ich aber mußte sie darauf in das Zimmer ihres Mannes begleiten. Er lag im Bette ganz entkräftet. Ach! sagte er zu mir mit matter Stimme: Kommen sie, einen unglücklichen zu verspotten. Nein! mein Herr! war meine Antwort. Ich komme vielmehr, sie zu beklagen. Doch ich beklage auch ihre Frau, die sie durch diesen Zufall nicht wenig erschrecket haben. Indem ich dieses sagte, trat der Wundarzt ins Zimmer. Als er ihn überal betrachtet, alle seine Glieder untersuchet, und ihm einige Fragen vorgeleget hatte: so machte er eine sehr bedenkliche Miene. Mein Herr! sagte er zugleich, wer hat sie so gefährlich zugerichtet? Als die Dame diese Ernsthaftigkeit bemerkte, erschrack sie noch mehr, und gab mit matter Stimme zur Antwort: Ach! er hat das Unglück gehabt, auf der Treppe zu stolpern, und zu fallen. Der Wundarzt antwortete: ja das kann ich wohl denken; aber ich finde noch einen andern innerlichen Zufall bey ihm, und ich trage diesfalls Bedenken, diesen Patienten allein auf meine Hörner zu nehmen. Ich sagte darauf, man habe bereits nach einem Arzt geschickt, den man alle Augenblicke erwartete. Das ist sehr gut, sagte er mir ins Ohr, denn ich fürchte, wir bekommen mehr mit ihm zu thun, als man glaubt, denn das Verbinden will es am wenigsten ausmachen. Ich bemerke einen innerlichen Schlag an ihm, und vielleicht wird er nicht lange mehr leben. Nunmehr erschrack ich würklich, und die Dame, die meine Unterredung mit dem Wundarzte und mei-

meinen Schrecken bemerkt hatte, trat zu mir, und wollte wiſſen; wie es mit ihrem Manne eigentlich ſtünde? Ich gab es ihr ſo behutſam, als ich konnte, zu verſtehen. Sie veränderte darauf die Farbe, und wir befürchteten, eine neue Patientinn an ihr zu bekommen. Sie bekam aber den Augenblick einen ſtärkenden Balſam, der ihre Lebensgeiſter wieder in Ordnung brachte. Indem trat der Arzt ins Zimmer. Er unterſuchte ſo fort gemeinſchaftlich mit dem Wundarzte den Patienten. Das erſte war, daß er ihm eine Ader ſchlagen ließ; hierauf mußte ihn der Wundarzt, ſo gut er konnte, die zerſchlagene Seite verbinden. Beyde aber ſagten darauf zu uns: ſie glaubten ſchwerlich, daß er durchkommen würde, und wir mögten es ihm beſtens zu verſtehen geben. Was er vor ſeinem Tode zu beſorgen hätte, dazu müßte er noch heute Anſtalt machen, denn morgen dürfte es zu ſpat ſeyn. Als ſie hierauf ſeinetwegen noch einige Verordnungen gemacht, einen aber von den Leuten des Wundarztes zu beſſerer Aufſicht bey ihm gelaſſen hatten, ſo giengen ſie fort, und hinterlieſſen die Dame in einer groſſen Angſt.

Sie hatte doppelte Urſache, ſich dieſen gefährlichen Zufall ſehr zu Herzen gehen zu laſſen. Sie befürchtete, nicht nur ein groſſes Erbgut zu verlieren, ſondern auch, wenn die Urſache ſeines Todes ſich ausbreiten ſollte, einen böſen Namen in ganz Paris zu erhalten; zumal wenn die Bedienten ausplaudern würden, in welcher Poſitur ſie ihn vor dem Bette gefunden hätten. Man

würde ihr alsdann die Ursache seines Todes lediglich beymessen, und sie in allen Gesellschaften zum Gelächter machen. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, denn mir war selbst bange dabey, ich würde zugleich mit in die Rede kommen. Ich nahm darauf über mich, die Verschwiegenheit der Bedienten zu besorgen. Ich bat daher ihr Kammermägdchen, alle Bediente ins Vorzimmer der Dame zu rufen. Dieses geschah. Ich stellte ihnen hierauf in Namen ihrer Frau vor, wie nothwendig es sey, reinen Mund zu halten. Ich bat sie, wenn sie sich auch ihrem todtkranken Herrn nicht verpflichten wollten: so mögten sie doch die Ehre ihrer so gnädigen Dame bedenken, und ihr eine völlige Verschwiegenheit angeloben, damit niemand, es sey auch, wer es wolle, dasjenige erführe, was sich heute zugetragen hatte. Sie würde nicht unterlassen, dafür erkenntlich zu seyn, und ihre Treue aufs beste zu belohnen. Ich unterstützte meine Verstellung durch eine Hand voll Ducaten, die ich unter sie austheilte, und diese gaben ihnen den besten Nachdruck. Sie versprachen mir auch sämtlich, vollkommen verschwiegen zu seyn, und gegen keinen Menschen die heutige Begebenheit zu verrathen. Sie bezeugten insonderheit, daß sie sich ein Gewissen machen würden, etwas auszuplaudern, welches ihrer gütigen und freundlichen Frau beleidigen könnte. Ihre Ehrfurcht gegen sie wäre ohne dieß so groß, daß sie auch ohne diese Vorstellungen das Gesetz der Verschwiegenheit, aufs genauste würden beobachtet haben. Ich war mit diesem

Ver-

Verſprechen ſehr wohl zufrieden, und ich erfuhr auch nachher, daß ſie es als ehrliche Leute gehalten hatten.

Nachdem ich dieſe Sache in Ordnung gebracht, und der Dame Nachricht davon gegeben hatte: ſo bat ſie mich aufs inſtändigſte, ſie dieſen Tag nicht zu verlaſſen; weil ich die einzige Perſon wäre, der ſie ſich anvertrauen könnte. Ich verſprach, ihrem Verlangen Genüge zu leiſten. Da ich aber auf einen füglichen Vorwand denken mußte, mein Auſſenbleiben in meinem Hauſe geſchickt zu bemänteln: ſo gieng ich mit ihrer Erlaubniß in ihr Kabinet, um ein Billet an meine Frau zu ſchreiben. Ich meldete ihr darinnen, ich befände für gut, vor Abends nicht nach Hauſe zu kommen, und würde dieſen Mittag bey einem gewiſſen guten Freunde ſpeiſen. Da die Begebenheit mit dem Herrn **Slegaard** noch allzu neu wäre: ſo müßte ich, mich ſeinem Zuſpruche ſo viel, möglich entziehen. Dieſes wäre mir erſt nachher als ich bereits ausgegangen geweſen, eingefallen, und ich hätte geglaubt, da ich der Sache nachgedacht hätte, daß dieſe Vorſicht ſehr nöthig wäre. Ich ſiegelte dieſes Briefchen zu, und rief einen Bedienten, den ich auftrug, damit nach meinem Hauſe zu gehen, und es daſelbſt abzugeben. Wenn man ihn fragte: wo ich wäre? ſo ſollte er antworten: er wüßte es ſelbſt nicht, denn ich hätte es ihm vor einer halben Stunde gegeben, als ich aus dem Hauſe ſeines Herrn gegangen wäre. Ich ſagte ihm, ich würde die richtige Beſtellung dieſes Gewerbes für eine

Probe

Probe seines heutigen Versprechens ansehen. Er gieng fort, und ich erfuhr, daß er alles aufs genaueste bestellet hatte. Man hatte ihm völlig Glauben beygemessen, und man dachte am wenigsten, daß ich in dem Hause der Dame mich aufhielt.

Da es binnen dieser Zeit meist Mittag geworden war: so befahl die Dame eine kleine Tafel vor uns beyde in ihrem Zimmer zurechte zu machen, weil wir daselbst allein speisen wollten. Ihr Mann hatte inzwischen etwas geschlafen; doch als wir uns eben zu Tische setzen wollten, war er erwacht. Die Aerzte hatten sich auch wieder eingefunden, um die Beschaffenheit seiner Zufälle desto genauer zu bemerken. Sie wurden aber ohne Mühe solche Kennzeichen an ihm gewahr, die sie in ihrer ersten Meynung völlig bestärkten. Er selbst hatte aus seiner Schwachheit geschlossen, daß es sehr schlecht mit ihm stünde. Er ließ daher seine Frau aufs höflichste ersuchen, ihm ihre Gegenwart zu gönnen. Sie gieng auch ohne Verzug zu ihm, und als die Aerzte und die Bedienten auf die Seite getreten waren, so redete er sie mit folgenden Worten an: Madame, sagte er, ich sehe nun wohl, daß ich ihnen nicht lange mehr beschwerlich seyn werde. Ich fühle, daß meine Zeit bald vorhanden ist, und daß ich sie nun in kurzen in Freyheit setzen werde. Ich bezeuge ihnen aber auch zugleich, daß sie an meinem heutigen Zufalle keine Schuld haben; ich habe vielmehr die Schuld einzig und allein mir beyzumessen. Aber ich bitte sie zugleich, lassen sie doch

den

den Herrn von R.. ersuchen, daß er sich zu mir bemühen mögte. Sie sagte, ich wäre noch hier, und seinetwegen nicht wenig bekümmert; ich hätte daher nicht eher weggehen wollen, bis ich wüßte, wie es mit seiner Gesundheit stünde. Sie rief mich darauf. Als ich vor sein Bette getreten war, bat er mich und seine Frau wegen seiner so schlechten und ungeziemenden Aufführung um Verzeihung. Er setzte hinzu, er wünschte, daß man verhüten könnte, daß sie nicht ruchtbar würde; nicht, daß er sich schämte, nach seinem Tode in einen übeln Ruf zu gerathen, denn er hätte diesen Schimpf nur allzuwohl verdienet, sondern damit seine Frau, die er so sehr, ja am schändlichsten beleidiget hätte, durch ihren guten Namen seine Thorheit nicht bezahlen möate. Die Dame ward durch sein großmüthiges bezeigen so gerühret, daß sie vor Weinen und Betrübniß nicht sprechen konnte; sie nahm seine Hand und küßte sie aufrichtig. Ich aber sagte: ich hätte bereits die Vorsicht gebraucht, die Bedienten zur Verschwiegenheit zu vermahnen, und ich glaubte, versichert zu seyn, daß sie reinen Mund halten würden. Er sollte sich also diesfalls gar keine Sorge machen. Im übrigen, sagte ich, ist es mir sehr angenehm, da ich sehe, wie sie einer Gemahlinn, die mit so viel Tugend, Schönheit und mit andern liebenswürdigen Eigenschaften begabt ist, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er verlangte darauf, daß man den Notarius und den Beichtvater sollte hohlen lassen. Er machte darauf sein Testament,

wel-

welches gar bald vollbracht war; indem er selbiges schon längst entworfen, und fertig liegen hatte. Es ward also nur in gehörige Ordnung gebracht, und nachdem dieses geschehen war; so verlangte er, ich sollte es in Verwahrung nehmen, bis die Zeit käme, daß es geöffnet werden müßte. Ich nahm es also auf sein Verlangen, und in Gegenwart des Notarius, des Beichtvaters und einiger anderer Personen zu mir. Hierauf nahm er von seiner, auf das stärkste gerührten Frau, den beweglichsten Abschied. Alsdenn bat er uns, ihn zu verlassen. Er hätte nichts weltliches mehr zu besorgen, und die Zeit, die ihm etwa noch übrig wäre, wollte er auf eine andere Beschäftigung wenden. Wir überliessen ihn also der Vorsorge seines Beichtvaters, und traten sehr bewegt, und mit thränenden Augen, in das Zimmer seiner Gemahlinn.

Wir fanden den Speisetisch noch in völliger Ordnung; denn wir waren vom Tische gerufen worden. Ungeachtet wir also noch nicht gespeiset hatten: so waren wir doch nicht vermögend, etwas zu geniessen. Die Dame beklagte voller Wehmuth den Verlust eines so braven Mannes, der ihr noch zuletzt so grosse Merkmale einer wahren Hochachtung und eines edlen und großmüthigen Herzens hatte sehen lassen. Ihr Betrübniß war also unverstellt. Ich aber war durch alle diese vorgefallene Umstände ganz erweicht, vornemlich, da ich alles, was vorgegangen war, genau überlegte. Daher war ich auch kaum vermögend, sie zu trösten.

Der

Der Tag verlief endlich, ohne daß ſich die Zufälle unſers Patienten merklich veränderten. Ich nahm, als es Abend war, Abſchied, mit dem Verſprechen, den folgenden Morgen wieder zu kommen. Als ich nach Hauſe kam, fand ich einige Perſonen, die mit uns vor drey Tagen in Geſellſchaft geweſen, bey meiner Frau. Sie ſaſſen beym Spiele; ich ließ ſie ſitzen, und gieng in mein Kabinet. **Heinrich** folgte mir, und gab mir die Nachricht: daß mein **Mentor** die bewußte Wohnung bezogen hätte. Uebrigens wäre der Nachmittag unter verſchiedenen Beſuchen verſtrichen, ohne daß jemand insbeſondere meiner Frau aufgewartet habe. Meine Schwiegermutter aber wäre ein paar Stunden ausgefahren geweſen. Der Bediente, der ſie begleitet gehabt, habe ihm geſagt, ſie hätte einige Beſuche abgeſtattet. Nunmehr fiel mir die Nachricht ein, die ich heute Morgen erhalten. Nur bedauerte ich, daß ſie nicht umſtändlicher oder deutlicher geweſen. Hierauf gieng ich hinunter zur Geſellſchaft. Die Nachricht von dem ſchlechten Zuſtande des alten Rentmeiſters hatte ſich bereits ausgebreitet, und einige Anweſende ſprachen davon, als ich ins Zimmer trat. Ich ſagte, ich hätte von einem ſeiner Bekannten, den ich bey einem meiner Bekannten angetroffen, gehört: er werde kaum den morgenden Tag erleben. Ich ſagte dieſes, um zu hören, ob der Bediente auch geplaudert habe? Allein, niemand wußte den Urſprung der Krankheit; man wußte ſo gar nicht einmal, daß ich des Morgens einen Beſuch daſelbſt abgeſtattet hatte. Man

fahr

sahe inzwischen diese Zufälle als Folgen seiner bis-
herigen schlechten Umstände, an; vornemlich da
er sich, wie man glaubte, dem Trunke und der
Liebe allzusehr überlassen habe.

Der Abend verfloß inzwischen; doch hatte ich
in der That Mühe, aufgeräumt zu scheinen.
Theils vergrösserte sich alle Augenblicke der Arg-
wohn, den ich wegen meiner Frau gefasset hatte;
theils machte die traurige Begebenheit des Rent-
meisters einen grossen Eindruck in mein Gemü-
the. Ich gieng daher alles in Gedanken durch,
was seit etlichen Tagen vorgefallen war, und
was diese Begebenheit für Folgen haben könn-
ten, und machte meine moralischen Betrachtun-
gen darüber. Dieses setzte mich in ein so ernst-
haftes und tiefes Nachdenken, daß ich, um die
Aufmerksamkeit der Gesellschaft nicht rege zu ma-
chen, in der Stille auf ein Zimmer gieng, um
daselbst meinen Gedanken ohne Aufseher und
besser nachzuhängen. Man kann leicht urthei-
len, daß bey dieser Gelegenheit, mein Gewissen
aufwachen, und mir die bittersten Vorwürfe
machen mußte. Ich ward mein eigener Gewis-
sensrath, und strafte alle seine Ausschweifungen,
in die ich nicht nur seither, sondern schon vorzei-
ten, gerathen war, aufs nachdrücklichste. Ich
begriff es gar wohl, daß ich es allerdings an mir
selbst verdienet hätte, wenn der Verdacht in wel-
chem ich meine Frau hatte, gegründet wäre, und
daß mir ein grosser Theil der gegenwärtigen Ver-
drieslichkeiten gar nicht unverdient begegnete.
Ich faßte daher aufs neue den Schluß, mich ins-

künf-

künftige gegen alle Ausſchweifungen ſtandhaft zu bewaffnen. Ich nahm mir auch vor, ich wollte, die Ruhe meines Gemüthes und meiner häuslichen Geſellſchaft zu befördern, von keinen Nachrichten und Warnungen mehr hören, durch welche mir etwa meine Frau noch verdächtiger werden würde. Ich wollte daher von der Eyferſucht nichts mehr wiſſen. Doch wollte ich auch meine Frau, ſo viel als es möglich wäre, und als es der Wohlſtand erlaubte, beobachten, um nicht allen übermäßigen Handlungen derſelben freyen Lauf zu laſſen, ihr auch beſtändig, oder wenigſtens ſo lange, mit aller Zärtlichkeit begegnen, bis ich ſolche Proben ihrer Untreue erführe, die ganz unwiderſprechlich wären.

Nach dieſen ernſthaften Entſchlieſſungen ließ ich mich auskleiden, und legte mich ins Bette. Mein Heinrich aber mußte mich bey der Geſellſchaft entſchuldigen, daß ich ſie verlaſſen müſſen, und vorſchützen, ich befände mich mit gewaltigen Kopfſchmerzen beſchweret.

Viertes Buch.

Mit dem Entſchluſſe, den ich beym Schlafengehen gefaßt hatte, ſtund ich des Morgens auch wieder auf. Ich glaubte, meine Gemüthsruhe dadurch ungemein befeſtiget zu haben. Ich beſuchte hierauf meine Rentmeiſterinn. Die erſte Nachricht, die ich vernahm, als ich ins Haus trat, war dieſe, daß man mir ankündigte, der Patient ſey dieſen

Morgen gestorben. Ich erschrack in der That darüber; denn es schien mir noch immer, unglaublich zu seyn, daß ein so lächerlicher Fall ihm das Leben kosten sollte. Doch als ich von dem Umständen seiner Krankheit näher unterrichtet ward: so kam mir sein so geschwinder Tod nicht mehr fremde vor. Er hatte vor ungefehr drey oder vier Jahren den einen Arm und das eine Bein durch einen Fall vom Pferde gebrochen. Man hatte ihn zwar bestens hergestellet, allein, da er so plötzlich, indem er seine Frau halten wollte, zu Boden fiel, so hatte er das Unglück, auf eben die Seite zu fallen, die schon einmal geheilet war. Arm und Bein brachen aufs neue, und zwar auf denen schon einmal geheilten Stellen. Das Podagra, an dem er ohne dies bisher bettlägerig gewesen war, hatte neue Kräfte erhalten, und der Schrecken hatte verursachet, daß es ihm in in den Leib getreten war. Ein innerlicher Schlag hatte alle diese gefährlichen Zufälle vermehret, und daher war es kein Wunder, daß er in einem sieben und siebenzigsten Jahre in die andere Welt reisete. Und konnte er wohl vernünftiger handeln, da er eine Frau, der er doch nichts helfen konnte, und die vor ihm viel zu zärtlich und zu feurig war, zur Wittwe machte? Das Klügste also, was er thun konnte, war, zu sterben. Da wir nun hernach sein Testament untersuchten: fand es sich, daß seine Frau eine Erbinn von 20000. Livres jährlicher Einkünfte geworden war, ohne einmal 10000. Livres zu nehmen, woraus ihr eigenes Vermögen bestund.

Indem ich nun mit dieſen Sachen beſchäftiget war; ſo dachte ich endlich gar nicht mehr daran, daß ich Urſache hätte, auf die Aufführung meiner Frau ein wachſames Auge zu haben. Ich begegnete ihr, wie gewöhnlich, das iſt, als ein Liebhaber, und nicht als ein Ehemann; ſie erwiederte auch meine Liebkoſungen auf eben ſo feurige und, wie ich glaubte, unverſtellte Art. Mein **Heinrich** brachte mir zwar ein paarmal die Nachricht: er habe beobachtet, daß der Bediente, den ich meiner Frau zu ihrer Bedienung gegeben hatte, mit einem Billet wäre ausgeſchickt worden. Doch habe er nicht erfahren können, wohin? Ich ließ mir zwar dieſen Umſtand geſagt ſeyn, allein, ohne viel darüber nachzudenken. Ich glaubte, man könne in ſolchen Unterſuchungen oft zu weit gehen, oder auch ſich ſelbſt betrügen. Ich bekümmerte mich alſo nicht viel um ſolche Nachrichten, die mir meine Frau oder ihre Mutter verdächtig machen konnten. Ich war alſo in einer völligen Gemüthsruhe. Dieſe ward zugleich dadurch befördert, daß mein **Mentor**, den ich gar öfters beſuchte, ohne daß meine Frau mir ein Wort diesfalls ſagte, nicht das mindeſte bemerket hatte, was nur den allergeringſten Argwohn erregen konnte. Meine beyden Damen erwehnten dieſes Freundes auch auf keinerley weiſe; vielweniger berührten ſie die Urſache, oder den Argwohn, warum ich mich von ihm trennen müßte. Ich war daher in meinen Beſuchen ſehr fleißig; denn ich mußte ihn des Tages wenigſtens einmal ſehen und ſprechen. Wiewohl meine

ſuche beruheten in kurzen auf ſolchen wichtigen Urſachen, die eine groſſe Ueberlegung erforderten.

Nunmehr rückte unſere verabredete Landluſtbarkeit wieder heran, um die eingekommenen Strafgelder gehörig anzuwenden. Sie war vierzen Tage länger aufgeſchoben worden, theils weil ich mit den Angelegenheiten meiner jungen Wittwe beſchäftiget war, theils weil auch einige andere Perſonen aus der Geſellſchaft Verrichtungen bekommen hatten, die ſie, einer Luſtbarkeit wegen, nicht ausſetzen konnten. An dem, vor dieſem Feſte vorhergehenden, Tage, ſetzte ich mir, meinem einmal genommenen Endſchluſſe gemäß, ganz feſte vor, mich allen Gelegenheiten zu entziehen, durch welche ich in Ausſchweifungen gerathen könnte.

Wir hatten dieſesmal zwo Damen weniger, als das vorigemal; denn ſtatt der verwittweten Frau Rentmeiſterinn und einer ihrer näheſten Verwandtinnen, die da Trauer wegen zu Hauſe blieben, ward kein anderes Frauenzimmer gebethen, es mußten daher zwo Mannsperſonen ungepaart verbleiben. Ich hatte mit allem Fleiße dieſes bewirket, weil ich und mein **Mentor** unſere Freyheit behalten und ungepaaret bleiben wollten. Wir hatten zwar Mühe, unſern Willen zu erhalten, vornemlich waren meine Frau und ihre Mutter am meiſten dagegen; allein, endlich, da die Geſellſchaft unſern Ernſt ſahe: ſo wollte ſie uns auch nicht zwingen, und wir blieben daher unter dem Vorwande ungepaaret, wir wollten die Wirthſchaft beſorgen.

Die

Die Geſellſchaft reiſete darauf fort, und kam glücklich in der ehemaligen Gegend an. Da mein **Mentor** und ich Wirth oder Schafner vorſtellen ſollte; ſo waren wir frühe hinausgefahren; wir empfingen daher die Geſellſchaft unter den aufgeſchlagenen Gezelten. Ich fand, daß meine Frau dieſesmal einen Begleiter hatte, der mir gewiß keinen Schaden thun konnte. Er war ein alter ſonſt wohlverdienter Seeofficier. Er hatte aber das Unglück gehabt, in ſeinem Alter lahm geſchoſſen zu werden; da er nun groſſe Mittel beſaß: ſo hatte er einige Zeit hernach ſeinen Abſchied genommen, um ſein Leben in Ruhe zu beſchlieſſen, und er lebte nun von ſeinen Renten. Da er ſchon über ſechzig Jahr alt war, als er ſich von der See loß machte: ſo hatte er auch keine Luſt mehr, ſich zu verheyrathen, denn diejenigen Jahre waren vorbey, in denen er den Eheſtand mit Vergnügen hätte genieſſen können; und gekrönt wollte er auch nicht gerne ſeyn. Ich freute mich daher gar ſehr, als ich meine Frau in ſo guter Hand ſahe. Sie führte ſich auch den ganzen Tag ſo eingezogen auf, daß ich mich auch endlich nicht viel um ſie bekümmerte, und ihr alle Freyheit ließ. Ich glaubte gar keine Urſache zu haben, ein wachſames Auge auf ſie zu richten. Der Tag verfloß inzwiſchen ganz angenehm. Nachdem wir des Mittags geſpeiſet hatten, vergnugten wir uns mit Spazieren. Das Wetter war noch ganz angenehm, ungeachtet der Herbſt ſich bereits angefangen hatte. Wir wollten alſo das gute Wetter noch mitnehmen; diesfalls

falls verſparten wir den Tanz bis auf den Abend, der vermöge der Jahrszeit anfieng etwas kälter und rauher zu werden.

Nachdem wir des Abends, wie gewöhnlich, geſpeiſet hatten, ſo gieng der Ball an. Diejenigen aber, die das Spiel liebten, ſetzten ſich an den Spieltiſch. Da ich mich dieſen Tag über alles Umgangs mit den Damen entzogen hatte: ſo wollte ich auch nicht tanzen, ich ließ mich daher, nebſt dem alten Seeofficier gleichfalls ins Spiel ein. Ungeachtet der rauhen Abendluft beſuchten doch einige aus der Geſellſchaft nebſt ihren Damen die Lauben; und ſie mogten ihre beſondere Urſachen dazu haben. Als nun meine Frau eine Zeitlang getanzet hätte, ſo ſuchte ſie mich auf und bat mich, ſie in den Garten zu begleiten. Ich konnte ihr dieſe Gefälligkeit, die ſie mit einer ſehr angenehmen Art verlangte, nicht abſchlagen, und wir giengen alſo hinunter. Sie führte mich in eine Laube, wo ſie mich mit ſo vielen Liebkoſungen überhäufte, daß ich mich ihr gänzlich überließ. Als wir hierauf wieder in den Saal kamen, ſo war ich ſo wohl mit ihr zufrieden, daß ich ihr auch alle Freyheit ließ, die ſie nur wünſchen konnte, und ſie hatte ſich derſelben auch, wie ich hernach erfuhr, ſehr wohl bedienet. Mein werther **Mentor** war hingegen beſſer für mich beſorget, allein, dieſe Vorſorge hätte ihm bald das Leben gekoſtet. Als es ſchon Mitternacht war: ſo ward er gewahr, daß meine Frau nebſt ihrer Mutter ſich in den Garten ſchlichen. Er folgte ihnen von weiten nach, zumal, da er bemerkte,

daß

daß ſie in einem tiefen und vielleicht wichtigen Geſpräche waren. Allein als er ungefehr mitten im bedeckten Gange war, und ſich ihnen ziemlich genähert hatte, ſo geſchah unvermuthet ein Schuß, und er befand ſich in der linken Schulter gefährlich verwundet, ohne gleichwol zu bemerken, wo der Schuß eigentlich müſſe hergekommen ſeyn. Das Knallen eines Gewehrs in einer holzichten Gegend, bey ſtillem Wetter und in der Nacht war ſo fort fähig, alle Perſonen der Geſellſchaft aus dem Saale in den Garten zu ziehen. Sie ſprungen daher alle unverzüglich hinunter, um zu unterſuchen, woher der Schuß, und von wem er gekommen ſey, oder was er zu bedeuten habe? Mein lieber **Mentor** fiel uns ſo fort ins Geſichte, wir fanden ihn an der Seite des Ganges an der Hecke, an die er ſich gelehnet hatte, ganz ſchwach und kraftloß auf der Erde ſitzen. Er hatte ſeinen Rock ausgezogen, und bemühte ſich mit der rechten Hand die Wunde zuzuſtopfen, damit das Geblüte, welches ſehr häufig von ihm floß, ſich etwas ſtillen mögte. Wir erſchracken bey dieſem Anblicke nicht wenig. Da ich aber die Gefahr ſahe: ſo rief ich in der Eil einen meiner Bedienten, der ein Wundarzt war, um ihn zu verbinden. Er kam, und unterſuchte die Wunde ſehr genau, und fand, wie er glaubte, daß ſie zwar nicht tödlich ſey, doch konnte er ſo genau noch nicht ſagen, ob vielleicht die Kugel den Knochen gequetſcht, oder wohl gar zerſchmettert hätte. Da es ihm nun an gehörigen chirurgiſchen Inſtrumenten, wie auch an andern, zum

Verbinden benöthigten Sachen mangelte: so rieth er, man sollte ihn ohn Verzug in die Stadt schaffen, wo man bessere Sorgfalt anwenden könnte, zumal da keine Zeit dabey zuverlieren sey. Nachdem er dem Verbluten, so viel als es möglich war, vorgebeuget und ihn einigermassen verbunden hatte: so setzten wir den Patienten in meine Kutsche, und mein **Heinrich** nebst dem Bedienten, der die Wunde am besten besorgen konnte, mußten sich zu ihm setzen, um auf ihn genaue Achtung zu haben, und sein Bestes in der Stadt gehörig zu besorgen. Dem Kutscher ward befohlen, auf das geschwindeste zu fahren, damit keine Zeit verlohren würde, und er auf das eiligste in der Stadt wäre. Ich erbot mich, ihn zu begleiten, allein, er wollte es durchaus nicht haben, und ich mußte wider meinen Willen zurück bleiben.

Inzwischen hatte dieser merkwürdige und ganz erstaunliche Zufall die Gesellschaft ausserordentlich aufgebracht. Man konnte leicht urtheilen, daß dieser Schuß ernstlicher gemeynt gewesen, als er ausgefallen war; folglich war ein jedes über den Thäter ganz ungemein und rechtmäßig erzürnt. Man wünschte, einen so scheltenswürdigen Mörder zu kennen, und zu finden, damit er seinen verdienten Lohn bekommen mögte. Wir forderten hierauf alle Bedienten, nebst den Gärtner mit seinen Leuten, den Verwalter des Guthes, Musikanten, Köche, Knechte und Mägde vor uns. Auch die Kutscher und Stallknechte wurden nicht vergessen. Sie wurden aufs nachdrücklichste befragt:

fragt: ob ſie nicht wüßten, wer etwa um dieſe Zeit und ſo ſpät im Garten geweſen, und ob ſie auf niemand Argwohn hätten? Zuvor aber hatten wir die Eingänge in den Hof, in den Garten und ins Haus, und folglich alle Thüren wohl verſchloſſen, und die Schlüſſel in meine Verwahrung gebracht. Allein, alle Mühe war vergebens. Sie ſchwuren alle, es wäre ihnen nichts mehr, als uns bekannt; und ſie bezeugten es auf ſolche Art, daß wir allen Verdacht auf einen oder den andern unter ihnen fahren lieſſen. Sie viſitirten ſich auch unter ſich ſehr genau; aber da war weder in Kleidern noch in Taſchen Pulver oder Gewehr zu finden. Wir unterſuchten hiernächſt Kutſchen und Chaiſen, aber ebenfalls vergebens. Zuletzt entſchloß ſich die ganze Geſellſchaft, Mannsperſonen und Damen ſich untereinander zu viſitiren. Allein, abermal umſonſt. Auch nicht einmal der Argwohn fand Statt. Endlich giengen wir bey dem Scheine viele Fackeln in den Garten, um alle Hecken, Gänge, Lauben und Bäume zu unterſuchen. Wir vertheilten uns in verſchiedene Partheyen. Aber auch dieſe Unterſuchung war vergebens. Zuletzt beſahen wir den Ort, wo der Schuß geſchehen war, oder vielmehr getroffen hatte, noch einmal. Da wir nun die Hecken zur linken Seite nochmals genau unterſuchten: ſo fanden wir endlich ein kleines Taſchenpiſtol, nebſt einen kleinen Säckchen, welches halb voll Pulver und halb voll kleine Kugeln war, auf dem Graſe liegen. Das Piſtol ſahe alt, ſchlecht und verroſtet aus, das Säckchen aber war von

schwarzer Leinewand und sehr alt. Gleichwohl besahen alle Personen beyde Stücke, um zu sehen, ob ihnen nichts davon bekannt wäre; aber niemand konnte sich erinnern, eines oder das andere irgendswo gesehen zu haben. Am Ende aller Nachforschungen konnten wir also nicht einmal etwas Wahrscheinliches entdecken, geschweige, daß wir auf den Grund der Sache hätten kommen sollen.

Endlich war es sehr merkwürdig, daß, nach allen diesen vergeblichen Untersuchungen, die meisten Personen einmüthig darauf fielen: Es müßte ohnfehlbar einer aus der Gesellschaft, wo nicht der Thäter, doch der Anstifter dieser That seyn, und er müßte sie also entweder selbst verrichtet oder einen seiner Bedienten dazu gebraucht haben, der hernach Gewehr und Kraut von sich geworfen, und sich, da die Gesellschaft in den Garten gekommen, unter sie gemischet habe. Das Mistrauen, das auf diesen Argwohn folgte, nahm endlich so sehr überhand, daß sich in kurzen die Gesellschaft trennte. Ein jeder setzte sich in seinen Wagen und fuhr mit seiner Dame nach Hause. Meine Frau blieb nebst ihrer Mutter bey mir, und so bald mein Wagen wieder zurück kam, so fuhren wir gleichfalls nach Paris. So bald ich nach Hause kam, erkundigte ich mich sofort durch einen Bedienten, wie es mit meinem Freunde stünde? Mein **Heinrich** kam darauf mit der Nachricht: daß man bey dem ersten Verbande befunden hätte, die Kugel sey oben auf der Schulter durch die Haut gegangen, ohne

den

den Knochen verletzt zu haben, der aber doch eine ſtarke Dröhnung davon bekommen hätte. Sie habe zugleich den Hals an der Seite und zwar ziemlich tief geſtreifet, doch ohne einen ſonderlichen Schaden zu thun. Die Wunde ſey alſo nicht ſonderlich gefährlich, nur der häufige Verluſt des Blutes habe den Patienten ſehr mitgenommen. Man habe aber bereits allen üblen Zufällen gehörig vorgebeugt. Die Wundärzte hätten ferner bereits an ihm ein Wundfieber bemerkt; welches vielleicht von Schrecken und von der rauhen Luft entſtanden ſeyn könnte. Sie glaubten übrigens, er würde wohl etliche Wochen in der Stube bleiben müſſen, zumal da die etwas friſche Luft fieberhaften Patienten ohne dieß ſchädlich wäre. Ueberdieſes müſſe er ſich, bevor die Wunde völlig zugeheilet wäre, aller Bewegung enthalten, zumal wegen der Wunde am Halſe, indem daſelbſt eine Ader Schaden gelitten hätte. u. d. g. Dieſe Nachricht war mir aber dießfalls ſehr angenehm, weil ſie mich belehrte, der Patiente ſey keiner Gefahr unterworfen, und dies machte mich ſo erfreut, daß ich den Augenblick würde zu ihm gegangen ſeyn, wenn man mir nicht geſaget hätte: Die Wundärzte hätten geboten, er ſolle ſich in den erſten vier und zwanzig Stunden der Ruhe, ſo viel möglich, bedienen, und ſich aller Gemüthsbewegungen enthalten; daher würde es ſehr gut ſeyn, wenn er ſich bis dahin allen Beſuchen entzöge. Dieſes hielt mich alſo ab, ihn ſo fort zuſehen. Ich legte mich daher auch ins Bette, und ſchlief, bis

es

es Mittag ward, da ich denn den Tag in Gesellschaft meiner Damen ganz vergnügt zubrachte, ob mir schon dann und wann der Gedanke in den Sinn kam, ob auch wohl der Urheber des Briefes, der mich vor meinen Freunde warnete, Schuld an diesem Unfall wäre.

Als ich meinen Freund des folgenden Morgens besuchte, so erzählte ich ihm alles, was wir nach dem Schusse vorgenommen hatten, um entweder den Thäter zu entdecken, oder doch einiges Licht in dieser Sache zu bekommen. Ich zeigte ihm auch das gefundene Pistol und das Pulversäckchen. Beydes war ihm auch unbekannt. Ich verhehlte ihm auch die Muthmassungen und das Mistrauen der Gesellschaft gegen sich selbst und unter sich keinesweges, und daß dieses verursachet hätte, daß die Gesellschaft sehr misvergnügt von einander gegangen wäre. Mein **Mentor** gerieth über allen diesen Nachrichten in ein tiefes Nachdenken. Endlich sagte er: es ist in so weit noch gut, daß der Schütze nicht richtiger gezielet hat. Ich fragte ihn darauf: ob er nicht eine oder die andere Person in der Nähe bemerket hätte, entweder ehe der Schuß geschehen, oder auch nachher? Ingleichen erkundigte ich mich, ob er vielleicht mit einem oder dem andern in der Gesellschaft Verdruß oder Streit gehabt hätte? Allein, er versicherte mich, daß er, so lange wir in Frankreich wären, niemals den geringsten Wortwechsel oder irgend einen Verdruß mit irgend einer Person gehabt hätte: so habe er auch weder vor, noch nach dem Schusse,

eine

eine oder die andere Perſon in der Nähe bemerkt, ausgenommen, daß es ihm geſchienen, ob bewegte ſich hinter der Hecke im Geſträuche etwas, indem daſelbſt nach dem Schuſſe ein ziemliches Geräuſche entſtanden wäre. Er hätte aber geglaubet, daß dieſes durch einige Feldhühner oder ander Vogelwildprät entſtanden wäre, die durch den Schuß aufgeſtanden, und rege geworden wären. Es verliefen inzwiſchen einige Tage, die wir dieſes Unfalls wegen mit bloſſen Muthmaſſungen zubrachten, ohne daß wir etwas Gewiſſes errathen, oder herausbringen konnten. Mein Hofmeiſter aber ward endlich immer tiefſinniger ohne ſich gegen mich zu erklären. Ich machte mir aber darüber keine Sorge, denn ich ſchrieb die Urſache ſeiner Schwermuth ſeiner Krankheit zu, indem ihm die oft wiederhohlten fieberhaften Zufälle die Zeit ſehr beſchwerlich, und ſeine Krankheit langwieriger, machten, als wir anfangs glaubten. So lange nun dieſer werthe Freund ſein Zimmer hüten mußte, ſo lange leiſtete ich ihm auch Geſellſchaft. Ich theilte meine Zeit zwiſchen ihn und meine Frau, und ich wußte von keinen andern Beſuchen, ſo gar, daß ich auch meiner ſchönen Rentmeiſterinn darüber vergaß

Ungefehr drey oder vier Wochen nach dieſer Begebenheit, und da mein Hofmeiſter meiſtentheils wieder hergeſtellet war, bekam ich ſehr wichtige Briefe aus meinem Vaterlande. Ich erhielt ſie durch Einſchluß an einen gewiſſen Wechſler. Meine Oheime ſchrieben mir nunmehr, „daß „ſie genöthiget wären, die Vorſorge über mein

„Ver-

„Vermögen gerichtlich niederzulegen. Meine „Güter wären endlich gänzlich zu Grunde gerich„tet, so daß sie jährlich alle zusammen nicht etli„che hundert Thaler mehr abwürfen; die mei„sten meiner Schuldner wären Bankerott; so „daß es ihnen unmöglich fiele, mir inskünftige „ferner etwas Geld zu schicken. Tausend Tha„ler, die hierbey durch einen Wechselbrief über„kämen, wären alles, was sie anitzt noch über„machen könnten; denn so viel hätten sie vor „mich noch in Kasse gehabt. Das wäre aber „auch das letzte Geld; denn es würde viel Zeit „vergehen, ehe ich nur den allergeringsten Wech„sel von meinem Vermögen würde heben können. „Sie versicherten mich, daß mein Vermögen „durch so viel unglückliche Zufälle, die unmöglich „alle aufzurechnen wären, ausserordentlich mit„genommen, und gänzlich erschöpft wäre. Ich „hätte mich glücklich zu schätzen, wenn mir je„mand für alles zusammen, was noch vor„handen wäre, gutwillig 20000. Reichsthaler „geben wollte. Sie versicherten mich endlich, sie „wollten, als ehrliche Männer, alles thun, was „nur in der Welt möglich wäre, damit sie meine „Güter, die nichts mehr werth wären, als sie „an den ersten, den besten Mann, zu bringen, „aufs beste verkaufen könnten, damit nicht noch „alles gänzlich zu Grunde gienge.„ Kurz, ihre Briefe kündigten mir den gänzlichen Verlust meines grossen Vermögens an. Mein Hofmeister erhielt zugleich Briefe von ihnen, aber diese waren fast desselben Inhalts. Sie setzten nur hin-

zu:

zu: „Sie bäten ihn, mich in dieſem Unglücke mit „Troſte zu unterſtützen, welchen ich ohnfehlbar „würde nöthig haben. Zugleich meldeten ſie ihm „beſonders: ſie hätten zwar in den Briefen an „mich mein Vermögen noch etwa auf 20000. „Rthaler geſchätzet, allein, ſie müßten ihn auf„richtig verſichern, ſie glaubten, daß wenn al„les aufs reichlichſte gerechnet würde, wenig „über 10000. Thaler heraus kommen würde.„

Man kann leicht ermeſſen, wie erſtaunt wir über dieſe wunderbaren und unglücklichen Berichte waren. Mein **Mentor** wußte meine Umſtände; er wußte, daß ich in Paris bereits etliche tauſend Thaler ſchuldig war, und was konnten dazu tauſend Thaler verſchlagen? Er wußte ferner, und konnte es ſehr genau ausrechnen, daß meine guten Herren Oheime nur ſeit den neulichſt erhaltenen Briefen und Wechſeln reichlich noch einmal ſo viel gehoben hatten, und er konnte dieſes aus den damals beygelegten Rechnungen deutlich genug erſehen und beweiſen. Doch alle Betrachtungen, über die Möglichkeit oder Ungründlichkeit dieſer Nachrichten, vermogten nicht, ſie zu ändern, oder beſſer zu machen. Wir mußten vielmehr darauf denken, wie die Umſtände meiner Güter und meines Vermögens auf beſſern Fuß zu ſetzen, und meine Oheime zu gehöriger Rechenſchaft zu ziehen wären. Ich entſchloß mich endlich, ſelbſt nach Hauſe zu reiſen, um perſönlich zu unterſuchen, wie die Aufführung meiner Oheime geweſen ſey, und dann mich meiner verfallenen Sachen gehörig anzuneh-

nehmen, und ſie auf beſſern Fuß zu ſetzen. Mein Hofmeiſter war mir zwar darinnen nicht entgegen; doch hielt er dafür, daß meine Anweſenheit in Paris eben ſo nöthig, als in meinem Vaterlande, wäre; denn, ſagte er: Wie wollen ſie ihre hieſigen Gläubiger befriedigen? Reiſen ſie in der Stille weg: ſo wird man ſie für einen Schelm und Betrüger ausrufen, und in ihrer Abweſenheit ihr ganzes Haus plündern. Reiſen ſie öffentlich: ſo müſſen ſie befürchten, mit Arreſt belegt zu werden, und man wird ſie alsdenn nicht eher frey laſſen, bis ſie alles bezahlt haben. Ueberdieſes, wenn ſie auch reiſen, wie wollen ſie es mit ihrer Frau machen? Und können ſie ihr wohl ſo völlig trauen, daß ſie verſichert ſind, ſie werde ſich ihrer Sachen mit gehöriger Treue und Ordnung ſo annehmen, daß ſie auch durch ſie keine Gefahr laufen? Aber, ſagte ich, ich ſehe gleichwol kein ander Mittel, aus der Sache zu kommen, wenn ich nicht noch gröſſere Gefahr laufen will? Was ſoll ich alſo thun? Sie müſſen, erwiederte er, einem Freunde, auf den ſie ſich verlaſſen können, auftragen, dieſe Reiſe in ihrem Namen zu thun, und, mit ihren ehemaligen Vormündern Rechnung zu machen, ihn mit gehörigen Vollmachten verſehen. Sie ſelbſt aber müſſen ſich allhier gegen niemand, auch nicht einmal gegen ihre Frau, etwas davon merken laſſen, und ſo lange hier bleiben, bis ſie umſtändliche Nachricht erhalten, wie ihre Sachen zu Hauſe ſtehen. Doch, ſetzte er hinzu, ich will nicht hoffen, daß eine Zeit von ungefehr acht Tagen

ihnen

ihnen ſo ſehr ſchädlich ſeyn könne. Ich werde binnen dieſer Zeit unfehlbar richtigere Nachrichten aus unſerm Vaterlande erhalten, denn ich habe bereits alle Poſttäge darauf mit Verlangen gewartet. Wir wollen unſere endliche Entſchlieſſungen alſo bis dahin aufſchieben, vielleicht, daß wir alsdann etwas gewiſſers erhalten, worauf wir fuſſen können. Hierauf erzählte er mir, daß er, weil er beym Empfange der vorigen Wechſel Urſachen genug gehabt hätte, meine Oheime in Verdacht zu ziehen, bereits die Vorſorge gebraucht hätte, an ein paar ſichere Freunde und Bekannte diesfalls zu ſchreiben, um ihm von den Umſtänden meiner Oheime und von ihrer Aufführung Bericht zu erſtatten. Er ſähe alſo den zuverläßigen Antworten derſelben in dieſen Tagen ganz gewiß entgegen.

Nachdem wir nun alles nochmals aufs genaueſte überleget hatten, ſo blieben wir bey dieſem Schluſſe, die Erläuterungen, die wir hoffeten, abzuwarten, zugleich aber wollte ich mir in meinem Hauſe weder gegen meine Frau, noch gegen meinen **Heinrich** etwas merken laſſen, und daher wollte ich auch jederzeit meine freye Miene behalten, damit man auf kein heimliches Anliegen rathen könne.

Dieſe Unterredung geſchahe Vormittags. Als ich mich von der Ernſthaftigkeit derſelben etwas wieder erhohlet hatte, und es Tiſchzeit ward: ſo gieng ich nach Hauſe. Meine Frau hatte bereits mit der Mahlzeit auf mich gewartet, und ſie empfieng mich mit groſſer Zärtlichkeit Sie ſagte

zugleich: ſie habe die Mahlzeit etwas frühzeitig beſorgen laſſen, weil ſie mich bitten wollte, nach dem Eſſen mit ihr etwas auszufahren, um friſche Luft zu ſchöpfen. Es wäre heute ein ſehr angenehmer Tag, den man ſich müßte zu Nutze machen, zumal, da die Jahrszeit uns wenige ſo angenehme Tage mehr hoffen lieſſe. Ich war dazu willig, und erbot mich zur Verſtärkung unſerer Geſellſchaft noch ein paar gute Freunde bitten zu laſſen. Allein, ſie verbat dieſes, indem ſie ſagte: ſie befände ſich bey mir allein beſſer, als in einer groſſen Geſellſchaft. Ihre Mutter war etwas unpäslich, oder ſie ſtellte ſich, es zu ſeyn, diesfalls konnte ſie uns nicht begleiten. Wir ſpeiſeten alſo geſchwind, und, weil die Tage ſchon ſehr kurz waren: ſo fuhren wir gar bald aus. Wir beſuchten einige Gärten, Spaziergänge und Luſthäuſer, und brachten die Zeit mit ſehr angenehmen Geſprächen, in denen mich meine Frau ganz bezauberte, vollkommen vergnügt zu. Da der Abend einbrach, kehrten wir wieder zurück. Ihre Mutter kam uns an der Thüre entgegen, und ich fand meinen Freund, den Flamänder, bey ihr. Es war mir ſehr lieb, ihn zu ſehen, und ich bat ihn, uns dieſen Abend ſeine Geſellſchaft zu gönnen, und er blieb auch bey uns.

Den folgenden Morgen beſuchte ich, nach meiner Gewohnheit, meinen **Mentor** wieder. Er empfieng mich mit einer ſehr bedenklichen Miene, daß ich mich auch gar ſehr darüber verwunderte. Endlich fragte ich ihn, ob ſich etwa etwas Neues zugetragen hätte, weil er mir ſo verändert vorkäme?

me? Er ſagte darauf: Er müßte ſich über mich verwundern, denn er hätte geſtern Nachmittags bemerket, daß ich einige Kiſten, die ſehr ſchwer geweſen wären, aus meinem Hinterhauſe hätte tragen laſſen, und er könnte nicht begreifen, was dieſes zu bedeuten hätte? zumal, da mir groſſes Nachtheil daraus entſtehen könnte, wenn einige meiner Gläubiger dieſes erfahren ſollten. Würde man, ſetzte er hinzu, daraus nicht ſchlieſſen: ich wollte heimlicher Weiſe ausziehen, und ſie betrügen? Ich ſtutzte über dieſen Vorwurf ungemein, und gab ihm aufs deutlichſte zu verſtehen, daß ich davon gar nichts wüßte, und er in meine Ehrlichkeit ein beſſeres Vertrauen ſetzen könnte, und überdieſes wäre ich den ganzen Nachmittag mit meiner Frau ſpazieren gefahren geweſen. Ich ſagte dieſes halb entrüſtet, daß er gar wohl ſahe, ich ſagte die Wahrheit. Allein, dadurch ward ſeine Verwunderung noch groſſer, und nachdem er der Sache etwas nachgedacht hatte, ſo ſagte er: Mein liebſter Herr! ich fürchte, ich fürchte nunmehr ärgere Dinge, als uns ſchon begegnet ſind, und wollte Gott! daß meine Furcht ungegründet wäre! Ihre Nachſicht gegen ihre Frau iſt bisher zu weit gegangen, und ſie haben ihr allzufreye Hände gelaſſen. Sie hat ihre Gütigkeit gemisbrauchet, und ich fürchte mit Recht, ſie werden von ihr aufs ſchändlichſte betrogen werden. Doch mir fällt etwas bey. Setzen ſie ſie auf die Probe. Sie haben geſehen, daß ihre Frau an dem Tage ihrer Verbindung eine Beſitzerinn einer anſehnlichen Geldſumme war. Ge-

hen ſie daher zu ihr, und ſtellen ſie ihr vor: ſie hätten heute etliche tauſend Livres nöthig; da ſie nun nicht eher als übermorgen ihren Wechſel heben könnten, gleichwol ihrer Ehre und ihrem Credit daran gelegen wäre, die heutige Ausgabe unausgeſetzt zu beſtreiten: ſo hofften ſie, ſie würde ihnen mit dieſer Summe aushelfen, zumal da ſie es übermorgen wiederbekommen könnte. Oder, ſetzte er hinzu, verſuchen ſie, ob ſie ohne Aufſeher und mit einem Nachſchlüſſel in das Zimmer, wo ihre Frau ihr Geld und ihre Koſtbarkeiten verwahret, kommen können, und unterſuchen ſie alsdann, ob noch alles ſeine Richtigkeit hat. Verſuchen ſie dieſes letztere zuerſt; fehlt es ihnen aber an Gelegenheit dazu, ſo können ſie das erſtere verſuchen. Ich nahm dieſe Vorſchläge in Bedenken. Da mir aber bey dieſer Gelegenheit alles, was mir von ihrer Aufführung bewußt war, nebſt denen Nachrichten, die mir mein Hofmeiſter und die ſchöne Wittwe gegeben hatten, wieder in die Gedanken kam: ſo wuchs mein Argwohn ſo augenſcheinlich und ſo plötzlich, daß ich ganz gewiß glaubte, ich wäre vollkommen überzeugt, wie häßlich und wie ſchändlich ich von meiner Frau und von ihrer ſaubern Mutter betrogen würde. Ich theilte meinem Freunde dieſe Betrachtungen mit, und da ſich dabey das Geſpräch auf die gedachte Wittwe lenkte: ſo rieth er mir, ſie ohne Verzug zu beſuchen, um zu vernehmen, ob ich nicht denjenigen Buhler meiner Frau erfahren könnte, der unter dem Deckmantel eines guten Freundes mich ſo ſchändlich hin-

ter-

tergienge. Dieſes brachte mich auf den Einfall, ſie ſofort zu beſuchen, zumal, da ich ohnedieß ſchuldig war, ihr aufzuwarten, indem ich ſie bisher lange nicht geſehen hatte.

Sie freute ſich aufrichtig, da ich zu ihr kam; doch da ſie gewahr ward, daß mein Geſichte nicht die gewöhnliche lebhafte und freye Miene hatte; ſo ſagte ſie ſcherzend: wenn man nicht aufgeräumt wäre: ſo müßte man keine Trauerhäuſer und Leidtragende beſuchen. Ich beantwortete ihren Scherz ſo gut ich konnte, und ohne daß ſich meine ſtrenge Ernſthaftigkeit verlieren wollte. Ich drehete aber ſo fort die Unterredung auf diejenige Sache, die mich zu dieſem Beſuche bewogen hatte, und ich fragte ſie: ob ſie mir noch keine nähere Erklärung oder Erläuterung der ehemaligen Nachricht wegen meiner Frau ertheilen konnte? Es wäre mir anitzt insbeſondere daran gelegen, vornehmlich aber mögte ich wiſſen, wer der verrätheriſche Freund wäre, der mich ſo ſchändlich hintergienge, und meine Frau verführte? Mein Herr! ſagte ſie: Weil ich ſehe, daß ſie dieſe Fragen mit groſſer Ernſthaftigkeit an mich thun, und ſie vielleicht neue Urſachen haben mögen, ein näheres Licht in den Begebenheiten ihrer Frau zu erhalten: ſo würde es gegen die Pflichten der Freundſchaft ſeyn, wenn ich ihr Begehren nicht verantworten wollte. Ich kann ihnen alſo nunmehr eine Erzählung nicht länger vorenthalten, über welche ſie ſich nicht wenig wundern werden. Ich habe bisher Urſache genung gehabt, gegen ſie damit zurückzuhalten, da

ich bemerkt habe, daß sie, ungeachtet solcher augenscheinlichen Merkmale und überzeugenden Proben, dennoch die Tugend ihrer Frau in keinen Zweifel gezogen haben. Ich habe also, ihre mir so angenehme Freundschaft nicht zu verlieren, wohl schweigen müssen. Und noch trage ich Bedenken, mich gegen sie völlig herauszulassen. Es könnte zwar anfangs eine fliegende Hitze entstehen, die aber nicht viel zu bedeuten hat; denn so bald sie ihre Frau wieder sehen, einige Liebkosungen erhalten, und von ihr umarmet werden: so ist alle Hitze verschwunden, aller Argwohn ungegründet. Und wenn sie auch die Untreue ihrer Frau mit ihren eigenen Augen gesehen hätten; so würde doch ihre Frau vermögend seyn, sie durch ihre Bezauberungen eines andern zu belehren. Sehen sie, sagte sie lächelnd, ich kenne sie sehr genau, und ich weiß, daß sie der zärtlichste, der beste Mann von der Welt sind; ein Mann, bey dem der Argwohn niemals Wurzeln schlagen kann. Ach! daß sie eine solche Frau haben, die ein so sanftes, ein so liebenswürdiges Gemüth nur misbrauchet. Ich erwiederte auf diese Predigt, und auf die schmäuchelhaften Ausdrücke, mit welchen sie sie beschloß: Ich gestände ihr frey, daß sie meinen bisherigen Charakter ganz richtig abgeschildert hätte; allein, nunmehr wäre ich so weit gebracht, daß es nur an ihrer aufrichtigen Erzählung, die sie mir anitzt versprochen hätte, mangelte, ihn ganz und gar umzuschmelzen. Ich wäre bereits sehr deutlich überzeugt, wie schlecht ich mich auf meine

Frau

Frau verlaſſen könnte. Ich meldete ihr zugleich alles, was ſich bisher mit ihr zugetragen hatte, ſeit dem ich ſo nachläßig geweſen wäre, ihr meine Auſwarnung zu machen, insbeſondere fügte ich die Nachricht bey, die mir mein werther **Mentor** erſt dieſen Morgen ertheilet hatte. Hierauf bat ich ſie nochmals, ihre Erzählung nicht länger aufzuſchieben. Da ſie nun meinen Ernſt ſahe, ſo fieng ſie endlich folgendermaſſen an, zu reden:

„Als ich, ſagte ſie, damals, als ſie ihre Ver„bindung öffentlich bekannt machten, das erſte„mal in ihrem Hauſe ſpeiſete: ſo entdeckten die „meiſten Anweſenden gar bald, daß ihre Frau „die berüchtigte Operiſtinn * * wäre, von der „bekannt iſt, daß ſie der Herzog von * * aus „einer anſehnlichen Seeſtadt eines benachbarten „Landes mit nach Paris gebracht, und auf die „Opernbühne geführet hat. Sie verlor ſich „aber, als ſie ungefehr ein und ein halbes Jahr „auf der Bühne erſchienen war, ganz unver„merkt; und zwar werden es nun ein Jahr und „zwey oder drey Monate oder etwas darüber „ſeyn, ſeit dem man ſie nicht mehr geſehen hat. „Niemand wußte auch, wohin ſie gekommen „war? bis man ſie das erſtemal bey ihnen wie„der fand. Ihre Mutter hat den Ruhm, das „liſtigſte Weibsbild in ganz Paris zu ſeyn. Sie „verſteht ſich vollkommen darauf, verbothene „Heyrathen zu ſtiften, und rechtmaßige zu tren„nen. Sie iſt geſchickt, Leute zuſammen zu kup„peln, die ſich gar nicht zuſammen ſchicken, und

„hundert andere Arten listiger Betrügereyen „anzustiften. Kurz, ihr Charakter ist so bekannt, „daß wenn sie nur eine jede Person, die nicht „mit ihnen bekannt ist, fragen wollten: wer die „Frau = = (hier nennte sie mir einen ganz an„dern Namen, als den sich diese saubere Schwie„germutter in meinem Hause gab,) ist? denn „das ist ihr eigentlicher Name: so würden sie „den Ruhm bald hören, den sie sich in Paris „erworben hat. Die Ursache aber, daß Mutter „und Tochter sich ihrer Person, mein Herr! be„meistern wollten, war eigentlich diese: Ihre „Frau hatte, bevor sie nach Paris kam, nämlich „schon in Deutschland und in Brabant mit ei„nem gewissen jungen und reichen Herrn eine ver„traute Bekanntschaft aufgerichtet. Diese war „aber nachher aus Ursachen, die beyde Personen „betrafen, getrennet worden. Nachher war „ihre Frau in die Hände des gedachten Herzogs „gerathen, der ihrer aber in Paris gar bald „müde ward. Nun hatte sie einige Zeit zuvor, „ehe sie aus der Oper gieng, erfahren, ihr alter „Liebhaber würde in kurzen in Paris seyn. Sie „wollte sich daher ihm nicht als eine Operistinn „zeigen, folglich mußte sie ein Mittel ausfinden, „vor ihm auf bessere Art zu erscheinen. Ihre „Augen fielen auf sie, und sie hatten das Glück, „ihr damals zu gefallen, vornehmlich, als sie um„ständliche Nachricht von ihrer Gemüthsart, „Lebensart, und was das wichtigste war, von „ihrem Vermögen erhielt. Und ihre Mutter „verschafte ihr gar bald alle diese Nachrichten.

„Die-

„Dieſe alte Kupplerinn fand zugleich, daß ſie „eine anſtändige Parthie vor ihre Tochter wären. „Sie urtheilten, daß wenn ſie die Sache in „Richtigkeit bringen könnten, ihre Frau dadurch „Gelegenheit erhielt, ihrem alten Liebhaber auf „eine ſehr anſehnliche Art entgegen zu gehen, und „hernach deſto beſſer und ſicherer ſo lange mit „ihm zu leben, als ſie beyde es für gut befänden. „Nur ihr ehrlicher Freund, der Herr Sle„yaard, deſſen vortreflicher Charakter ihnen „verhaßt war, ſchien allen Anſchlägen den Un„tergang zu drohen. Sie mußten ſich alſo ſei„nenwegen in Sicherheit ſetzen. Die Liſt alſo, „die ſie, dieſes ins Werk zu ſetzen, erſonnen hat„ten, gelung auch, und man bemächtigte ſich ih„rer Perſon, mein Herr! ohne daß ſie es ſelbſt „wußten. Sie wurden der Mann einer Perſon, „die nur zum Deckmantel der ſchändlichſten Bos„heit einen Mann verlangte. Inzwiſchen war „dieſer Liebhaber, den man erwartete, nach Pa„ris gekommen, und ihre Schöne erfuhr dieſes „gerade an dem Tage, da ſie ſich mit ihnen ver„band, und dieſer ihr Hochzeittag brachte beyde, „ihnen unbewußt, wieder zuſammen. Sie er„neuerten auch ohn Verzug die alte Bekannt„ſchaft, die alte Liebe, und den ehmaligen ſtraf„baren Umgang. „

„Einige Monate darnach luden ſie ihre Bekann„ten ein, und gaben ihnen ein Feſt, um ihre Ver„bindung auf eine anſehnliche Art bekannt zu ma„chen. Wir fuhren aufs Land, und zwar gepaart. „Wir zogen die Looſe, allein ihre Schwiegermut-

„ter bestimmte das Glück der Loose. Sie wußte „es so zu machen, daß sie einer Person in die Hän„de geriethen, die sie verliebt machen sollte, um „sie dadurch abzuhalten, daß die Tochter destomeh„rere Freyheit geniessen könne, die damals mit ih„rem alten Liebhaber gepaaret ward. = =„

Wie? fiel ich ihr in die Rede. Was sagen sie? = = = mit dem alten Liebhaber meiner Frau? = = = Der Begleiter meiner Frau war ja einer meiner allerbesten und vertrautesten Freunde. Sie irren sich! unmöglich! der Flamänder ist zu einem solchen Bubenstücke nicht aufgelegt. = = =

„Nun! sagte sie. Glauben sie denn, daß ich „das nicht wohl überlege, was ich erzähle. Nein, „mein werthester Freund! ich irre mich gar nicht. „Erinnern sie sich nur des Briefes, den ich ihnen „in selbiger Nacht zuschickte. Eben derjenige Fla„mänder, der vermeynte treue Freund, ist diejeni„ge Person, die an ihnen aufs schändlichste zum „Verräther wird.„ Himmel! schrie ich. Ist das möglich? Aber, woher wissen sie dann dieses so gewiß? „Das will ich ihnen sagen, „erwiederte sie. Einestheils sind mir die Bege„benheiten ihrer Frau schon lange Zeit bekannt „gewesen, und ich habe gewußt, wie nahe der „Flamänder mit ihr verwandt war, ohne daß ich „ihn noch gekannt habe. Anderntheils aber, was „die eigentliche Person ihres Mitbuhlers oder ihres „verrätherischen Freundes betrift: so hat mir der „Tag, da wir das erstemal nach ihrer Hochzeit zu„sammen auf dem Lande waren, alles aufs ge-

„naue-

„naueſte entdeckt. Sie wiſſen, mein damaliger Be-
„gleiter war der Seeofficier, ein Mann, der nicht
„eben dazu aufgelegt iſt, dem Frauenzimmer Ver-
„gnügen zu machen. Seine Erzählungen von
„Schiffarthen, Schiffbauen und von Seeſchlach-
„ten ſind nicht eben geſchickt, einer Dame die Zeit
„zu vertreiben. Ich bediente mich alſo des Vor-
„mittags meiner Freyheit, meinen Gedanken im
„Holze allein nachzuhängen. Ich ſpazierte herum,
„um einige Freundinnen, die ſich ſonſt ſo heilig
„anſtellten, zu belauſchen, und ſie hernach herum-
„zunehmen. Bey dieſer Gelegenheit erblickte ich
„auch ihre Frau, mit ihrem Begleiter, dem wahr-
„haften Flamänder. Ich ſahe, daß ſie ſich beyde
„ſehr nachdruckliche Liebkoſungen erwieſen, die die
„genaueſte Bekanntſchaft verriethen. Ich ſchlich
„mich endlich durchs Gebüſche ſo ſachte, als mir
„möglich wäre, um ihr Geſpräche zu vernehmen.
„Meine Neugierde ward geſtillet. Ich hörte,
„daß ſie, nachdem ſie von ihren Liebesbezeugungen
„ganz ermüdet waren, in eine ernſthafte Unterre-
„dung gerathen waren. Man ſprach insbeſonde-
„re von ihrem Freunde, dem Herrn **Slegaard**,
„denn dieſer war dieſem verliebten Paare in ſei-
„nen Zuſammenkünften ſehr hinderlich. Man
„müſſe alſo Anſchläge ſchmieden, ihn aus dem
„Hauſe zu ſchaffen. Damals entdeckte ich nun
„alles dasjenige, was ich ihnen bereits vor eini-
„gen Wochen erzählet habe. Vielleicht würde
„ich ihnen ſchon damals weit mehr und alles ent-
„deckt haben, wenn mich nicht die Urſachen, deren
„ich vor meiner Erzählung gedachte, davon ab-

„gehal-

„gehalten hätten. Doch ich fahre in der Haupt-
„erzählung fort.„

„Ich würde vielleicht von dieſem getreuen Paare
„mehrere Merkwürdigkeiten erfahren haben, wenn
„man nicht indem das Zeichen zur Tafel gegeben
„hätte. Dieſes unterbrach dieſe vertrauete Unter-
„redung, und ich ſchlich mich in der Stille glück-
„lich von ihnen, um meinen Begleiter zu ſuchen.
„Als wir darauf des Abends durchs Loos zuſam-
„men kamen, und wir beym Spazieren, wie ſie
„wiſſen, zwo Perſonen in einem ernſthaften Ge-
„ſpräche bemerkten: ſo entdeckte mir der Ton ihrer
„Stimme ſo fort, daß ſie der Flamänder und ihre
„Schwiegermutter waren. Aber wiſſen ſie wohl,
„wer die Perſonen waren, die zu uns in die Laube
„kamen? Gewiß, ich wunderte mich ſehr, daß ſie
„nicht bemerkten, daß ihre Frau und der Flamän-
„der eine ſo verliebte Zuſammenkunft damals ſo
„nahe bey uns hielten. Mir war auch diesfalls nicht
„wenig bange, daß ſie ſolches errathen würden.
„Da ſie mich nun hernach im Saale verlieſſen, ſo
„erhielt ich Gelegenheit, ihre Frau nebſt der Mut-
„ter zu belauren; da denn die letztere von einem
„Anſchlage unterrichtete, vermöge deſſen man ſich
„ihres Freundes, des Herrn **Slegaards**, des fol-
„genden Tages entledigen wollte. Dieſes gab mir
„Gelegenheit ihnen das bewußte Billet zuzuſenden.
„Sehen ſie mein Herr! das iſt dasjenige, was
„mir von ihrer Frau bekannt iſt. Und ſie können
„daraus nunmehr ſchlieſſen, wer an dem Unglücke,
„das nach der Zeit ihrem Freunde in demſelbigen
„Garten begegnete, Schuld iſt, und weſſen ſie ſich

„noch

„noch ferner von ihrer Frau und ihrem Liebhaber „zu verſehen haben. Ich will aber hoffen, dieſe „Nachricht werde ſie zu keinen gewaltſamen Ent„ſchlieſſungen reitzen. Die Behutſamkeit und eine „ſtille Abſonderung, von einem ihnen ſo unanſtän„digen Bündniſſe, werden das Beſte ſeyn, was „ſie zu erwählen haben. Ueberlegen ſie alles mit „dem Herrn **Siegaard** ſehr reiflich, bevor ſie „etwas unternehmen, damit weder ihr Leben, „noch ihre Ehre, noch ihr Nutzen darunter „leiden. „

Dieſes war die merkwürdige Nachricht, die mir dieſe edle und angenehme Perſon ertheilte. Und ich war dadurch in ein ſolches Erſtaunen geſetzt worden, daß ich meiner ſelbſt kaum bewußt war. Sie ſahe die groſſe Unruhe gar wohl, in der ich mich befand. Daher hatte ſie ihre Erzehlung mit einem ſehr vernünftigen Rathe beſchloſſen. Ich begriff mich endlich, und nachdem ich mich erhohlet hatte: ſo unterließ ich nicht, ihr für ſo viel Gütigkeit und für einen ſo wichtigen Bericht den verbindlichſten Dank abzuſtatten. Und endlich verließ ich ſie, und taumelte in einer groſſen Verwirrung nach der Wohnung meines **Mentors.**

Als ich in ſein Zimmer trat: ſo war ich noch ganz auſſer mir. Ich war des Gebrauchs meiner Sinne faſt gänzlich beraubet, und einer lebloſen Bildſäule ſehr ähnlich. Er entſetzte ſich nicht wenig über dieſer Veränderung. Er fragte mich daher ſehr begierig, was mir zugeſtoſſen wäre? Ich wollte anfangen, zu reden, allein, da ich weder

der denken, noch sprechen konnte: so konnte er aus zwey oder drey gebrochenen Tönen, die ich horen ließ, am wenigsten klug werden. Ich hatte mich auf einen Stuhl gesetzt; allein, alle meine Kräfte verliessen mich so sehr, daß ich fast zu Boden gesunken wäre. Er war über den wunderlichen Zustand, in welchem er mich sahe, sehr bekümmert. Er ließ daher ohne Verzug einen Wundarzt hohlen, der mir, weil alle andere Mittel, mich wieder zu beleben, fehl schlugen, endlich eine Ader öfnete. Dieses brachte meine Lebensgeister einigermassen wieder in Bewegung. Als ich nun nach und nach wieder zu Verstande und zu Kräften kam, und gewahr ward, daß man mich auf ein Bette gelegt hatte, mein Hofmeister aber sehr betrübt neben mir saß: so erinnerte ich mich auch der Unordnung, in welcher ich zu ihm gekommen war, und mir ward bange, ich möchte in Gegenwart anderer Personen einige bedenkliche Worte ausgesprochen haben. Allein mein Freund erklärte mir den Zustand, in welchem ich mich bisher befunden hatte. Der Wundarzt und die Bedienten verliessen uns nunmehr, und da wir wieder allein waren, brachte ich endlich, doch mit stammelnder Zunge, so viel heraus, daß er mein Unglück vollkommen begreifen konnte. Er erstaunte über eine so ausnehmende Bosheit und über die giftige Verstellung des Flamänders ausserordentlich. Doch muß ich ihn zugleich rühmen, daß er mir bey dieser Gelegenheit und auch nachher, niemals die geringsten Vorwürfe wegen meiner übereilten Heyrath machte. Er sahe wohl,

daß

daß ich beſtraft genug war, und ob ich ſchon die bitterſten Verweiſe mit allem Recht verdienet hatte: ſo war er doch viel zu edel, mich auch noch damit zu kränken, da ich ohne dies genung gekränkt und faſt aufs äuſſerſte gebracht war.

Ich wollte ihn nunmehr verlaſſen, und nach Hauſe gehen; allein, da er meinen Zuſtand ſehr genau einſahe, und wohl urtheilte, wie wenig ich in einer ſolchen Verwirrung des Gemüths zu Hauſe nutze war, zumal er mit allem Rechte urtheilte, ich möchte in meinem Zorne vielleicht auf gefährliche Ausſchweifungen gerathen: ſo bat er mich inſtändig, dieſen Tag bey ihm zuzubringen, damit mir über meine verwirrten Umſtände gehörige Maaßregeln nehmen könnten, ich auch nicht die Gefahr liefe, mich meiner beleidigten Ehre allzuſehr zu überlaſſen. Ich ſahe die Gründlichkeit ſeiner Vorſtellung gar bald ein, und entſchloß mich, ihnen nachzukommen. Ich ſchickte in mein Haus, und ließ meinen **Heinrich** rufen. Als er kam, ſo erſchrack er nicht wenig über mein verwirrtes Ausſehen, und über mein zerſtreutes Weſen. Wir unterrichteten ihn von der Sache, ſo weit als es nöthig war, und fragten ihn, was meine Frau machte? Er berichtete: „Der „Bediente, der zu ihrer Aufwartung beſtimmt „war, hätte den ganzen Morgen verſchiedene Be„ge vor ſie verrichtet, ſie ſelbſt aber wären nebſt „der Mutter und ihren weiblichen Bedienten be„ſtändig allein und verſchloſſen geweſen. Er hätte „ſich zwar viel Mühe gegeben, ſie zu belauren, al„lein, alle Mühe wäre umſonſt geweſen, er habe

von

„von ihren Heimlichkeiten nicht das geringste ent-
„decken können. Auch der Bediente, den sie zu
„ihren Verrichtungen gebraucht hätte, schien gänz-
„lich von ihr eingenommen zu seyn, und ihr alle
„Nachrichten, und was sie verlangte, auf das
„treulichste zu übertragen, daher habe er sich auch
„sehr vor ihm müssen in Acht nehmen. Er glaub-
„te daher zugleich; sie müssen alle zusammen nicht
„nur unter einer Decke stecken, sondern auch et-
„was Wichtiges im Schilde führen.„ Diese Nachrichten erregten alle unsere Aufmerksamkeit, und wir kamen diesfalls auf mancherley Gedanken. Aber wer hätte wohl auf dasjenige denken sollen, was wir in kurzen erfuhren? wir befahlen **Heinrichen** darauf, wieder nach Hause zu gehen, reinen Mund zu halten, auf alles genaue Achtung zu geben, und wenn sich etwas ereugete, oder mein Frauenzimmer ausfahren sollte, uns solches so fort zu wissen zu thun. Der Tag verfloß inzwischen, ohne daß wir etwas Neues erfuhren. Gegen Abend kam **Heinrich** wieder, und berichtete, daß meine Frau Gesellschaft hätte. Der aufgeweckte Marquis, die verbuhlte Tochter des Parlamentsraths und der Flamänder wären bey ihr, und sie hätten sich eben an den Spieltisch gesetzt. Da ich den letztern nennen hörte, gerieth ich in nicht geringe Wuth. Ich stund auf, und wollte mit Gewalt nach Hause eilen, um die Untreue dieses boshaften Verräthers zu bestrafen. Mein **Mentor** aber fiel mir in die Arme, und da mich meine bisherige Gemüthsunruhe und die heutige Schwachheit, die kaum vor-

vorüber war, annoch ganz entkräftet hatte: ſo gelung es ihm, mich zurück zu halten. Ich mußte daher auch dieſe Nacht bey ihm bleiben, ohne daß ich meiner Frau Nachricht davon geben ließ; mein **Heinrich** aber hatte Befehl, auf alles genau aufzupaſſen.

Den folgenden Morgen hatte ich mich völlig wieder erholet, und ich entſchloß mich, ganz früh, ſo bald es Tag war, nach Hauſe zu gehen, um zu ſehen, wie es in den Zimmern meiner Frau beſchaffen, und ob auch alle ihr Geld und ihre Koſtbarkeiten noch vorhanden wären. Mein Hofmeiſter, ungeachtet er noch nicht vollkommen hergeſtellet war, wollte mich gleichwol nicht allein gehen laſſen, er begleitete mich daher nach meinem Hauſe, um allenfalls meine Hitze zu mäßigen, oder mir ſonſt mit gutem Rathe beyzuſtehen. So bald ich ins Haus trat, ſo berichtete mir **Heinrich**: meine Frau ſey ſehr früh aufgeſtanden, auch ſchon ſeit zwo Stunden, da es noch ganz dunckel geweſen, ausgegangen. Dieſes kam mir ſo wunderlich vor, daß ich mich auch nicht einmal nach allen Umſtänden erkundigte, ſondern, ohne mich aufzuhalten, in ihr Zimmer gieng. Ich muß anmerken, daß ich, weil ich von meinem **Mentor** kam, ſo fort in das Hinterhaus gieng, weil mir dieſes am bequemſten und am näheſten war, und auch die Zimmer meiner Frau darinnen waren, als welche ich hauptſächlich unterſuchen wollte. Ich gieng alſo ſporenſtreichs und voller Verwunderung in die Zimmer meiner Frau. Aber, da war weder Frau, noch Schwie-

germutter, noch Kammermädchen, noch Magd, noch Bedienter. Das ganze Haus war leer. Da nun mein Hofmeister und ich einander stillschweigend ansahen, und nicht wußten, was wir von dieser Unsichtbarkeit denken sollten: so sagte **Heinrich**: „Die Thüre aus dem Hinter„hause in den Hof des Vorderhauses wäre seit „gestern Abend beständig verschlossen gewesen; „und man habe sie von innen verriegelt, so bald „die gestrige Gesellschaft Abschied genommen, die „doch sehr bald weggefahren wäre. Er habe so „lange, bis alles in den Zimmern stille geworden, „und er kein Licht mehr bemerkt, aufgepasset; „allein er habe nicht nöthig gehabt, lange zu wa„chen, denn um zehn Uhr wären sie alle zu Bet„te gewesen. Er habe sich diesfalls ohne Sor„gen gleichfalls zu Bette geleget, um desto früher „bey der Hand zu seyn. Er sey auch schon vor „Tage aufgestanden; allein, so bald er in den „Hof gekommen, so habe er ein Gepolter auf „den Treppen vernommen, und einen Augen„blick darnach habe man die Hausthüre zuge„schlagen, da denn alles auf einmal stille gewor„den. Da er nun niemand auf den Treppen „mehr gehöret, auch kein Licht gesehen: so habe „er versucht, die Hofthüre zu eröffnen, es habe „ihm aber nicht gelingen wollen, weil man dop„pelte Riegel vorgeschoben gehabt. Endlich, da „er gesehen, daß alle Mühe vergebens wäre, er „aber dadurch in grössere Angst gerathen, indem „ihm ein solches Gepolter auf den Treppen bey „so frühen Morgen und fast noch in der Nacht

„wun-

„wunderliche Gedanken erwecket: ſo habe er ſich „entſchloſſen, die Thüre mit Gewalt aufzuma„chen. Binnen der Zeit ſey es Tag geworden. „Da er nun ins Haus gekommen: ſo habe er „gefunden, daß kein einziger Menſch darinnen „vorhanden wäre. Daraus habe er gemuth„maſſet, daß ſie alle, mein Frauenzimmer ſo„wohl, als ihre Bedienten, des Morgens, als „er den Lärmen gehöret, müßten fortgegangen „ſeyn. Er habe darauf die Hausthüre mit dem „Hauptſchlüſſel aufgeſchloſſen, um uns entgegen „zu gehen, allein, wir wären ihm bereits in der „Thüre begegnet. Er erinnerte hiernächſt, er „wäre noch geſtern Abend, ehe er zu Bette ge„gangen, in meinem Vorzimmer geweſen, weil „aber die Thüre zu meinem Kabinet, wider mei„ne Gewohnheit, verſchloſſen geweſen: ſo habe „er nicht durch meine Zimmer gekonnt, die mit „dem Hinterhauſe zuſammenhängen.„

Aus dieſer Erzählung konnten wir nun zwar ſchlieſſen, daß die ganze weibliche Haushaltung des Morgens ſich unſichtbar gemacht habe; allein der Schlüſſel zu dieſer Sache fehlte uns noch. Inzwiſchen weil ich in den Zimmern meiner Frau war: ſo fiengen wir die Hausſuchung an. Ich gieng zuvörderſt in das Kabinet meiner Frau, allein da waren weder Chatoulle, noch Schmuckkäſtchen, noch einige andere Koſtbarkeit zu ſehen. Ich ſuchte in der Schlafkammer und in dem Zimmer meiner Schwiegermutter, aber da war auch nichts vorhanden. Ich ließ endlich den Schloſſer holen, der mir denn einige Schränke

und Kisten, die in den Zimmern waren, aufmachen mußte, allein diese waren alle leer. Kurz, im ganzen Hintergebäude war nichts anders vorhanden als das bloſſe Hausgeräthe. Alles war leer und ausgeräumt. Man kann leicht denken, wie mir bey diesen Umständen zu Muthe war, und mein Hofmeister und **Heinrich** machten nicht weniger grosse Augen; denn diese Verwandlung war von nicht geringer Wichtigkeit. Endlich verlieſſen wir das leere Nest, und wir giengen durch die Zimmer, die mit meinen Zimmern in dem Vordergebäude verbunden waren. Aber alles war gleichfalls leer. Als ich endlich in mein eigen Zimmer treten wollte, so fand ich, daß es von der Seite meiner Frau verriegelt war. Ich schob den Riegel zurück, und schloß die Thüre mit meinem Schlüssel auf. Als wir ins Zimmer kamen: so fanden wir darinn zwar nicht die geringste Veränderung; allein, da ich das Kabinet aufmachte: so fiel mir auf meinem Schreibetische zuerst ein versiegelter Brief in die Augen. Ich ließ ihn liegen, um nach meiner Chatoulle zu sehen. Sie war, dem Ansehen nach, unversehrt. Da ich sie aber aufschloß: so ward ich einen neuen Verlust gewahr. Man hatte sich alles baaren Geldes bemächtiget, verschiedene Kostbarkeiten an Gold, Silber und Jubeelen entwendet, und endlich alle meine Briefschaften und Dokumente herumgerissen, doch ohne sie zu verletzen, oder wegzunehmen. Mein Glück war es noch, daß ich den letztern Wechsel von tausend Thalern noch nicht gehoben hatte, sonst würde

ich

ich alles Geldes entblöſet geweſen ſeyn. Mein Verluſt war gewiß ſehr beträchtlich. Meine Koſtbarkeiten, die in alten, raren, goldenen und ſilbernen Münzen, Uhren, Tobacksdoſen, Stockknöpfen, Hemdenknöpfchen, Schnallen, Ringen u. d a. deren einige von auſſerordentlicher koſtbarer Arbeit, andere aber ſehr reich mit Jubeelen beſetzt waren, beliefen ſich allein auf 4000. Reichsthaler. Das baare Geld war das wenigſte, denn es waren über fünf bis ſechshundert Thaler nicht in Kaſſe geweſen. Auſſer dieſem bemerkten Sachen, die aus meinen Kabinete weggekommen waren, hatte mir meine Frau gleichfalls viele Koſtbarkeiten und einen treflichen Jubeelenſchmuck, und überhaupt alles, was ſie von mir, ſeit unſerer Verbindung bekommen hatt, mit entführet. Auch dieſer Verluſt belief ſich über 1200. Livres an Werthe. Unter allen denen Koſtbarkeiten, die ſie mir entwendet hatte, waren aber auch noch verſchiedene, deren Werth ſich gern auf 2000. Livres belief, die noch nicht bezahlet waren. Kurz, alles was ich dieſen Morgen verlohren hatte, konnte ich gerne über 32000. Livres rechnen. Gewiß, eine Summe, deren Verluſt mir bey den ſchlechten Umſtänden, die ich aus meinem Vaterlande erfahren hatte, faſt unerſetzlich war. Denn meine Umſtände hätten auch daſelbſt noch ſo ſchlecht ſeyn mögen, ſo hätte ich mich doch wenigſtens in Paris aus den Schulden retten können, wenn ich dieſes alles behalten hätte. So aber war mir in Paris faſt gar keine Hülfe übrig, und mein Zuſtand war

alſo ſo ſchlecht, daß er faſt nicht ſchlechter werden konnte.

Da wir nun alles aufs genaueſte unterſuchet hatten, und ich dadurch meines Verluſtes nur deſto gewiſſer war: ſo dachte ich endlich an den Brief. Ich eröfnete ihn, und fand folgende Worte darinnen!

Mein Herr!

Es thut mir leid, daß ich Sie verlaſſen muß. Gleichwohl bin ich genöthiget, mich zu entfernen. Hätten Sie Sich es nicht gelüſten laſſen, meine Aufführung zu unterſuchen: ſo wären wir vielleicht beyſammen geblieben. Allein, ich mag nicht gerne mit eyerſüchtigen Leuten zu ſchaffen haben. Ich bedaure nur, daß es einer mir ſehr werthen Perſon fehl geſchlagen hat, Ihrem Herrn Bärenhäuter, dem überklugen **Slegaard** das Licht auszublaſen. Hätte uns dieſes geglückt: ſo wären wir vielleicht nicht ſo bald getrennet worden, und Sie würden alsdann weniger eyerſichtiger und deſto williger geweſen ſeyn, Ihre Frau mit einem andern guten Freunde in guter Gedult zu theilen. Inzwiſchen iſt es Ihr Glück geweſen, daß Sie dieſe Nacht nicht zu Hauſe geſchlafen haben; man würde ſonſt gewaltſamere Mittel ergriffen haben, ſich desjenigen zu bemächtigen, was wir nun ohne Mühe bekommen haben. Tröſten Sie

Sich

Sich inzwiſchen damit, daß Sie eine gute Zeit meine Liebkoſungen genoſſen haben, die ich Ihnen aber nicht würde erwieſen haben, wenn ich nicht gewußt hätte, mich dafür bezahlt zu machen. Ich bin nicht gewohnt, meine Gunſtbezeugungen umſonſt auszutheilen, Sie können alſo Abrechnung halten. Ueberdieſes habe ich eine weite Reiſe vor, und da gehört Geld dazu. Leben Sie inzwiſchen wohl! bemühen Sie ſich aber nicht mehr um Ihre

geweſene

Frau.

Nachſchrift.

Wegen des Alleineſchlafens können Sie Sich nun deſto bequemer mit der jungen Brunette, die Sie neulichſt im Holze ſo zärtlich bedienten, tröſten. Und ſollten Sie bey ihr nicht mehr ankommen: ſo können Sie Ihre Zuflucht zu der ſchönen Witwe des verſtorbenen Rentmeiſters, die Sie doch ſehr gerne beſuchen mögen, nehmen. Sie werden ihr doch anſtändiger ſeyn, als Sie mir ſind.

So bald ich dieſen raſenden Brief geleſen hatte, und daraus überzeuget war, daß ſie mit dem Flamänder durchgegangen war: ſo ſchickte ich einen Bedienten nach der Wohnung dieſes feinen Herrn. Er kam wieder, und brachte die Nach-

richt: „„Dieser Junker hätte schon gestern Abend „„sein Haus verlassen, und man glaubte, er wäre „„schon diese Nacht weiter gereiset. Seine Be„„dienten hätten bisher mit Einpacken sehr viel zu „„thun gehabt, und es hätte geschienen, sie mach„„ten sich zu einer sehr weiten Reise bereit. „„

Diese Nachricht stimmte mit dem Briefe und mit unsern Muthmassungen überein, und ich sahe, wiewohl zu spät, daß meine schöne Wittwe und mein **Mentor** mich nicht ohne Ursache so oft gewarnet hatten. Ich bedauerte nur meine Blindheit, und daß ich mich durch eine so thöriate Neigung meiner Vernunft hatte berauben lassen. Doch dieses schätzte ich noch für ein Glück, daß mich diese schändliche Kreaturen, die mich bisher in ihren Stricken gehabt, freywillig und auf ewig verlassen hatten; ob mich schon dasjenige, was sie mir diebischer Weise mitgenommen, nicht wenig schmerzte. Durch diesen Trost, den ich noch in meinem Unglück fand, erholte ich mich noch einigermassen, und mein treuer Freund kam mir darinn aufs beste zu Hülfe, und er spahrte keine vernünftigen Vorstellungen, meine Standhaftigkeit zu ermuntern, und mich geschickt zu machen, alle Streiche des Glücks zu ertragen, die mir etwa noch bevorstünden. Da er auch das Ansehen wußte, in welchem die junge Wittwe bey mir stund: so überredete er mich, diesen Mittag bey ihr zu speisen, um mich einigermassen wieder lebhaft zu machen. Er wußte gar wohl daß die Gesellschaft einer Dame, die man hochschätzet, unser Herz gar sehr erfrischen, und uns eine grosse

Lob-

Lebhaftigkeit einflöſſen kann. Ich nahm ſeinen Vorſchlag auch an. Wir giengen, ohne uns zu Hauſe länger aufzuhalten, zu dieſer liebenswürdigen Frau.

Wir wurden von ihr ſehr freundlich aufgenommen, und ich konnte es ihr anſehen, daß ſie ſich wunderte, mich in Geſellſchaft meines Freundes bey ihr zu ſehen. Wir trafen einen ehrbaren Alten bey ihr an. Dieſer war ihr naher Verwandter und ein berühmter Parlamentsadvokat, im übrigen aber ein ſehr ernſthafter und ſtrenger Mann. Mein **Mentor** kannte ihn, und ſie empfiengen daher einander als Bekannte. Die Dame hatte ihrem Verwandten geſagt, daß ich der Ausländer wäre, dem ſie gröſtentheils das erhaltene Erbguth zu danken hätte. Er erzeigte mir daher ſehr groſſe Höflichkeiten. Als wir uns niedergeſetzt hatten: ſo frug die Dame, woher ein ſo unerwarteter Beſuch käme? Zumal da ſie den Herrn **Slegaard** nur ſehr ſelten in ihrem Hauſe geſehen hätte, und dann, warum ich ſo blaß und unaufgeräumt ausſähe? Ich ſagte, daß mir heute ein ſehr groſſes Glück, oder Unglück, ich wüßte noch nicht, wie ich es nennen ſollte, begegnet wäre. Sie ſtutzte nicht wenig darüber, und frug ob man nicht wiſſen dörfte, worinnen ſolches beſtünde? Ich ſagte, da es eine Sache wäre, welche gar bald in ganz Paris bekannt werden würde: ſo hätte ich keine Urſache dazu, ein Geheimniß daraus zu machen. Doch ſetzte ich hinzu, da ich vor Aergerniß und Verwirrung kaum ſprechen kann, indem es eine Bege-

benheit betrift, die mich auſſerordentlich gerühret hat; ſo wird es mir unmöglich ſeyn, die Erzählung ſelbſt zu verrichten. Ich werde alſo dem Herrn Slegaard erſuchen müſſen, dieſe Mühe über ſich zu nehmen, und er wird es auch eben ſo gut als ich thun können, weil ihm, als meinem beſten Freunde, alles ſehr genau bekannt iſt. Sie ſetzen mich in Erſtaunen, fiel mir die Dame ins Wort, denn ich ſehe es ſchon voraus, es muß ihnen nichts gemeines begegnet ſeyn. Mein wertheſter Herr Slegaard! halten ſie mich ja nicht länger auf. Meine Begierde iſt auſſerordentlich groß, zumal, da ich an allen, was den Herrn von R * * * betrift, nicht geringen Theil nehme.

Mein Hofmeiſter erzählte nunmehro alles, was ſich ſeit geſtern früh, bis heute frühe zugetragen, und wie ſchändlich meine Frau ihren Abſchied beſchloſſen hatte. Ich zeigte ihr auch den Brief, den ſie mir zurück gelaſſen hatte. Die Dame ſowohl, als ihr Verwandter, wurden nicht wenig durch dieſe Erzählung gerührt. Der letztere bat mich auch ſofort, ihm zu erlauben, dieſe boshaften Flüchtlinge gerichtlich zu verfolgen. Ich aber ſagte, daß ich ein ſo lüderliches Weibesbild keinesweges wieder verlangte; vielmehr wäre ich froh, daß ich ſie auf dieſe Art wäre losgeworden. Nur dieſes wäre mir empfindlich, daß ſie mich ſo beträchtlich beſtohlen, und daß ſie für alle meine Liebe und Zärtlichkeit, die ſie ſo unverdient genoſſen hätte, meiner noch ſo höhniſch ſpottete. Er wiederhohlte ſeinen Vortrag,

trag, mit der Verſicherung, daß ich mir keine Sorge machen dörfte, ſie wieder zu bekommen. Das Bündniß wäre ohne Mühe zu trennen, und ich würde ſofort die Freyheit erhalten, nach meinem Gefallen eine andere Heyrath zu thun; da ſie hingegen mit allem ihrem Anhange denen bürgerlichen und vielleicht gar peinlichen Strafen ausgeſetzt bliebe. Ueberdieſes, ſetzte er ſehr verbindlich hinzu, da meine Muhme ihnen ſo viel ſchuldig iſt, ſo würde es ſehr ſchlecht von unſerer Seite ſeyn, wenn wir ihnen nicht alle Gefälligkeiten erzeigen wollten, die wir könnten. Kurz, mein Herr! ich nehme ihren Proceß auf mich, und ſie brauchen ſich um nichts zu bekümmern. Die Unkoſten, der Ausfall, kurz, der Verluſt, den ſie leiden können, ſollen meine, der Gewinn aber ihre, ſeyn. Ich war alſo damit zufrieden, nur verlangte ich auch die Unkoſten zu tragen. Allein er wollte davon nichts wiſſen, und ſeine Ernſthaftigkeit war viel zu groß, als daß ich es hätte wagen dörfen, ihm länger zu widerſprechen. Ich bekam alſo ganz unvermuthet einen Advokaten, ohne daß ich mich um die Unkoſten bekümmern dorfte.

Da keine weitläuftigen Beweiſe nöthig waren, indem die Sache ganz klar war: ſo machte dieſer alte Herr ſie ſofort gehörigen Ortes anhängig. Denen Flüchtigen wurden überall Steckbriefe nachgeſchickt; allein ſie hatten das Glück, aus dem Reiche zu entkommen. Meine Ehe ward darauf durch einen formlich beſtätigten Gerichtsſpruch für nichtig erkannt, mir ward die Freyheit, mich

mich anderweitig zu verheyrathen, ertheilet, aber meine gewesene Frau, ihr Liebhaber, ihre Mutter und alle ihre Anhänger und Bediente, wurden für unehrlich erkläret, und zu schimpflichen Leibesstrafen und einem ewigen Gefängnisse verurtheilt. So endigte sich mein Proceß. Und, wie ich nach einigen Jahren erfahren habe: so hatte diese lüderliche Bande verschiedene Länder, als unstät und flüchtig, durchwandert, und nachdem alles, was sie mir entwendet, oder sonst auf unehrliche Art erworben, verzehret war, die Wirkung ihrer Bosheit sehr theuer büssen müssen. Der Flamänder war von seinem braven und verdienten Vater, der eine Stütze seines Vaterlandes war, nachdem seine Mutter vor Gram und Aergerniß gestorben, enterbet worden; doch hatte er noch das Glück erlanget, sein mütterliches Erbtheil zu erhalten. Hierauf war dieser Landstreicher nebst seiner Frau, (denn er hatte sich inzwischen ordentlich mit ihr verehliget,) und mit ihrer schändlichen Mutter an den Hof eines gewissen grossen Fürsten gekommen. Weil er sich aber daselbst durch allerhand Streiche und durch einen verrätherischen Briefwechsel gar bald verdächtig gemacht: so ward er ins Gefängniß gesetzt, und da man ihn schuldig befunden: so mußte er seine Schelmerey mit dem Leben bezahlen. Wohin aber die beyden Weibsbilder hingekommen sind, habe niemals erfahren: vermuthlich werden sie ihrer wohlverdienten Strafe nicht entflohen seyn, sie mag sie nun früh oder spät betroffen haben. Ich selbst ward für meine Uebereilung und

für

für meine raſende Liebe durch ſo viel gefährliche Zufälle, die mir, wie man bereits geſehen, und noch ſehen wird, plötzlich auf den Hals kamen, nicht wenig geſtrafet. Ich empfand die Früchte meiner thörigten Heyrath mit Schmerzen, und mein Gewiſſen ſagte mir ofters in der Stille, daß ich alle dieſe Strafen und noch mehrere blos diesfalls verdienet hätte, weil ich dem guten und gegründeten Rathe meines treuen **Mentors** nicht allein keine Folge geleiſtet, ſondern ihm auch ſo gar mit Undank und Trutz begegnet hatte. Doch ich muß die Ordnung meiner Erzählung nicht weiter unterbrechen.

Mein Hofmeiſter und ich ſpeiſeten dieſen Mittag bey der Wittwe, ihr Anverwandter aber verließ uns noch vor der Mahlzeit. Als wir abgeſpeiſet hatten, rief mich die Dame auf die Seite, und darauf führte ſie mich in ihr Kabinet. Mein Herr! ſagte ſie daſelbſt, ich habe ihnen alles zu danken, was ich beſitze. Darf ich mich daher unterſtehen, ihnen dasjenige, was mir ihre Großmuth erworben hat, anzubiethen? Verſtellen ſie ſich nicht gegen mich. Sagen ſie mir ihre Meynung unverſtellt und ohne Bedenken. Sie werden in kurzer Zeit von ihrem verhaßten Bündniſſe frey ſeyn: könnte ich alsdann hoffen, daß wenn ſie ſich wieder verheyrathen ſollten, ſie einer Freundinn, die den größten Antheil an allem ihrem Schickſaale nimmet, den Vorzug in der Wahl ihrer Braut ertheilen würden? Sie erröthete bey dieſen Worten, und drückte mir die Hand ganz ſanft. Ich aber ward von dieſem

Vor-

Vortrage ſo gerühret, daß ich ſie auf das zärtlichſte umarmte. Ich empfand zugleich alle Regungen der Freundſchaft, der Erkenntlichkeit und der Zärtlichkeit: doch empfand ich auch bey mir einen ſo groſſen Widerwillen gegen alle eheliche Verbindungen; daß ich auch damals glaubte, ich würde mich nimmer einem Joche wieder unterſen, das mir einmal ſo ſchädlich geweſen war, und deſſen Laſt ich mit ſo groſſer Gefahr getragen hatte. Ich gab ihr daher meine Gedanken in den anſtändigſten und verbindlichſten Ausdrücken zu erkennen. Ich miſchte in meine Worte ſo viel Erkenntlichkeit gegen ihre Großmuth, und ſo viel Zärtlichkeit gegen ihre Meynung, daß ſie wohl ſehen konnte; es wäre etwas mehr als Freundſchaft, was ich gegen ſie fühlte, und daß mich nur das groſſe Ungluck, welches mich noch drückte, gegen ein neues Bündniß verhärtete. Sie wollte damals nicht weiter in mich dringen, denn ſie ſahe wohl, daß mein Schmerz noch zu neu war, als daß ich ihn ſo leicht überwinden konnte. Ich mußte aber ihr Bildniß, welches ſehr koſtbar eingefaſſet war, und in einer Kabſel, von prächtiger Arbeit und mit koſtbaren Steinen verſehen, lag, von ihr annehmen. Sie verehrte mir zugleich einen ſehr koſtbaren Ring, und einige Tage darauf empfieng ich noch eine vortrefliche Tobacksdoſe und einen ſchön ausgearbeiteten goldnen Degen, mit Jubeelen beſetzt von ihr; beyde Stücke waren von auſſerordentlichem Werthe. Sie zwang mich recht, dieſe Geſchenke anzunehmen. Sie bat mich, ſie nicht als ein Merk-

mal

mal einer Verbindung anzuſehen. Nein! ſagte ſie, es iſt ein geringes Opfer, das mein Herz ihrer Freundſchaft bringet, und dafür es nichts weiter, als eine beſtändige freundſchaftliche Erinnerung meiner, erwartet, und erbittet. Und ich hoffe dadurch, das Vergnügen zu haben, verſichert zu ſeyn, daß ſie ſich in meiner Abweſenheit auch gegen ihren Willen noch dann und wann meiner erinnern müſſen. Ich dorfte mich auch nicht unterſtehen, ihr ein Gegengeſchenk anzubiethen; ſie hatte mir dieſes auf eine ſolche ernſthafte und gebietheriſche Art unterſaget, daß ich wohl ſahe, ich würde ſie aufs heftigſte beleidigen, wenn ich ihrem Willen entgegen handeln würde.

Drey oder vier Tage nachher ſchickte ſie des Morgens zu mir, und ließ mich bitten, aufs eiligſte zu ihr zu kommen, ſie hätte etwas nothwendiges mit mir zu reden, und ich mögte doch ja bald kommen, denn die Chocolade warte bereits auf mich. Ich folgte ihrem Befehle unverzüglich. Ich fand ſie in einem Zimmer, aus welchem man in den Garten ſehen konnte. In einem Winkel ſtund ein groſſer und prächtiger Schirm, gegen welchen ſich die Dame mit dem Rücken auf einen niedrigen Seſſel ſetzte, ich aber mußte mich ihr gegenüber auf einen Lehnſtuhl ſetzen. Wir trunken Chocolade, und ſprachen von ganz gleichgültigen Dingen. Und wenn ich auch die Unterredung auf eine ernſthafte Materie drehen wollte: ſo ward ich von ihr allemal unterbrochen, daß ich auch nicht wußte, was ich dieſesmal von ihrem Betragen denken ſollte. Als wir nun auf

dieſe

dieſe Art wohl eine Stunde zugebracht hatten, ſo regte ſich etwas hinter dem Schirme, worauf die Dame den Schirm plötzlich auf die Seite ſchob. Nunmehr ſahe ich die Urſache ihres Betragens ein. Sie hatte einen Miniaturmaler hinter den Schirm geſtellet, der mich, ohne daß ich es wiſſen ſollte, abmalen mußte. Nun! ſagte ſie lachend, habe ich ihr Bildniß erhalten, und ich will ihnen zeigen, ſagte ſie ganz ſachte zu mir, wo ich es beſtändig aufbewahren werde. Sehen ſie, hier wieß ſie auf ihre Bruſt, an dieſem Orte ſollen ſie ihr Bildniß jederzeit antreffen.

Wir verlieſſen hierauf das Zimmer, und ich folgte ihr in ihr Kabinet. Wir ſetzten uns auf ein Kanapee, wo ich mich nicht enthalten konnte, ſie aufs brünſtigſte zu umarmen, und ihr meine Liebe und meine Zärtlichkeit auf ſolche Art zu erkennen zu geben, welche ſie gewiß überzeugte, daß ſie mein Herz ganz allein beſaß, und daß ich, nur ſie zu lieben, fähig wäre. Wir hielten uns lange umarmet, und unſere Worte waren nur Seufzer. Ich ward endlich kühner, und ausſchweifender. Sie wiederſetzte ſich mir zwar, doch auf ſo angenehme Art, daß meine Begierden nur mehr gereizet wurden. Ich verfolgte daher meine Vortheile. Allein, eben als ſie ſich mir mit den Merkmalen einer vollkommenen Entzückung vielleicht ergeben hätte, hörten wir die Thüre des Zimmers auf- und eine Perſon gegen das Kabinet zugehen. Wir flogen in größter Beſtürzung von einander, die Dame aber eilte, um nicht überfallen zu werden, an die Thüre, die

aber

aber in demſelben Augenblicke aufgieng. Ich aber war inzwiſchen ans Fenſter getreten, um mein Geſicht in Ordnung zu bringen. Ihre Eilfertigkeit aber, mit der ſie in die Thüre trat, verhinderte, daß ich nicht geſehen ward. Sie trat alſo mit dem Fremden, der ſie ſprechen wollte, ins Zimmer. Dieſe Perſon aber war niemand anders, als ihr alter Verwandter, der Parlamentsadvokat, der ſeiner ſchönen Verwandtinn Nachricht geben wollte, wie es mit meinem Proceſſe gegen meine abtrünnige Frau ſtünde. Ich blieb alſo ſo lange allein im Kabinet, bis der alte Herr ſich entfernet hatte.

Inzwiſchen hatte man die Tafel zu rechte gemacht; ich ſollte mit ihr ſpeiſen, und ſie gab Befehl, uns im Kabinet zu bedienen. Man veränderte alſo die Tafel, und brachte die Speiſen dahin; allein wir ſchickten die Bedienten gar bald von uns. Anfangs als wir uns zu Tiſche ſetzten, waren wir ganz beſchämt, und wir unterſtunden uns kaum, einander anzuſehen. Endlich, da uns der Wein erhitzte, ich mich auch neben ſie aufs Kanapee geſetzt hatte: ſo wurden wir kühner. Erſt ſahen wir uns mit verſtohlenen und ſähnſuchtsvollen Blicken an, die aber immer dreuſter, freyer und zärtlicher wurden. Wir laſen aus unſern Blicken den Verdruß, daß man uns in unſern Vergnügen geſtöret hatte. Wir wurden endlich immer verliebter und feuriger, und unſere Blicke gaben ſich einander eine Sähnſucht zu erkennen, die uns aufs ſtärkſte entflammte. Die Reizungen meiner ſchönen Wittwe wurden da-

durch immer verführeriſcher, ſie vermehrten ſich in einem jeden Blicke. Und wer war vermögend, einer ſolchen Bezauberung zu widerſtehen? Es war ſchon kalt; allein man hatte vermittelſt eines kleinen Windofens das Kabinet auſſerordentlich erwärmet; hierzu kam noch die innerliche Hitze, von der wir brannten. Die Dame hatte es ſich daher bequem gemacht, und ihr Halstuch von ſich geworfen. Sie trug ein dünnes ſeidenes Oberkleid und einen dergleichen Unterrock, und dieſe, obſchon etwas nachläßige, Kleidung verſchaffte die Annehmlichkeit, daß ihre reizende, regelmäßige und wohlgemachte Geſtalt deſto anziehender und liebenswürdiger ward. Sie war zwar wegen der Trauer ganz ſchwarz angekleidet; allein auch dieſe ſchwarze Farbe gereichte ihr zur Zierde, und die überaus feine und weiſſe Wäſche ſtachen ungemein ſchon ab. Da ich mich nun nicht mehr faſſen konnte, nahm ich ſie in meine Arme, und zwar mit einem ſolchen Feuer, daß meine Begierde aufs deutlichſte verrieth. Ihre Hitze war auch viel zu groß, als daß ſie mir hätte länger widerſtehen können. Und nunmehr glaubten wir, unſer gemeinſchaftliches Vergnügen zur Vollkommenheit zu bringen. Allein, indem klopfte jemand an die Thüre des Kabinets. Wir ſprungen erſchrocken und erzürnt in die Höhe, daß man uns nun zum zweytenmale in dem Genuſſe unſerer Leidenſchaften ſtörte. Ich eilte darauf zu erſt an die Thüre, und indem ich mich erholte, und die Dame ſich in Ordnung brachte, ſchob ich ganz langſam, und als ob es

mir

mir viele Mühe koſtete, den Riegel inwendig auf; denn wir hatten uns von innen eingeſperret. Aber, als ich die Thüre eröffnete: ſo ward ich mit nicht geringer Beſtürzung meinen werthen **Mentor** gewahr. Er hatte eine ganz erſchrockene, zerſtreute, verſtörte und wenig gutes verſprechende Miene. Er that auſſerordentlich, mich ohne den geringſten Verzug zu ſprechen.

Ach! ſchrie er mir entgegen, finde ich ſie endlich? Ich habe ſie ſchon an zehn Orten, aber vergebens, geſucht, weil ſie des Mittags nicht zu Hauſe geſpeiſet haben. (Wir wohnten nun wieder in einem Hauſe beyſammen.) Und hätte ich ſie nicht gleich hier ſuchen ſollen? fuhr er fort. O! kommen ſie doch aufs geſchwindeſte mit mir nach Hauſe. Halten ſie ſich ja nicht auf. Ich habe heute Sachen von groſſer Wichtigkeit, gewiß die wichtigſten Sachen von der Welt, von denen ihre ganze zeitliche Wohlfarth abhänget, und die folglich kaum einen Augenblick Aufſchub vertragen, ja! gewiß, ſolche Sachen habe ich mit ihnen abzuthun. Er nahm mich darauf bey der Hand, und ſeine Hitze war ſo groß, daß er meiner Dame faſt nicht die geringſte Höflichkeit bezeigte. Kaum daß ich meinen Hut und meinen Rock zu mir nehmen konnte; ſo geſchwind rieß er mich mit ſich fort, und mich entrieß er zugleich meinem Vergnügen. Ich ſahe meine Geliebte blos mit einem beweglichen Blicke an; mehr Zeit hatte ich nicht übrig. Sie aber begegnete mir mit demſelben Geſichte, und mit eben denen matten und niedergeſchlagenen Augen, die meinem

Hofmeister an mir unsere beyderseitigen Triebe würden errathen haben, wenn er damals geschickt gewesen wäre, mich mit seiner gewöhnlichen nachdenkenden und durchdringenden Aufmerksamkeit zu betrachten, oder wenn er sich nur dazu Zeit genommen hätte. Meine Geliebte und ich wurden also unvermuthet getrennet, und ich eilte mit meinem eilfertigen Freunde fort, doch in der Hofnung, mich gar bald von ihm loszureissen, und zu meinem, mir entzogenen, Vergnügen zurück zu kehren.

Nunmehr eilten wir nach meinem Hause. Unser Aufenthalt unterwegs war nur sehr kurz. Wir erreichten meine Wohnung gar geschwind, und verschlossen uns darauf, um desto besser allein zu bleiben, in mein Kabinet; nachdem wir unsern Bedienten befohlen hatten, uns gegen einen jeden, der uns besuchen wollte, zu verläugnen. Setzen sie sich, mein liebster Herr von R . . . sagte mein Hofmeister nunmehro. Sie werden viel Zeit und Gedult nöthig haben, alles dasjenige anzuhören, was ich heute ihrentwegen erfahren habe. Darauf langte er einige Briefe aus seiner Tasche. Sehen sie, sagte er, hier sind Briefe, die ich ihnen vorlesen will, und die ich erst vor einigen Stunden von der Post bekommen habe. Wir wollen diese zu erst lesen. Er ist von einem meiner Freunde in unserm Vaterlande, und enthält diejenige Nachricht, die ich schon längst erwartet habe. Darauf las er mir diesen Brif vor; er enthielt ungefehr folgende Worte:

Mein

Mein Herr!

Ihren Befehlen gemäß, habe ich mich nach denen Herren ... ſehr genau erkundiget; allein ich bedaure, daß meine Nachrichten nicht viel Gutes enthalten, und ich daher ein Unglücksbote ſeyn muß. Ihr Freund, der junge Herr von R. .. iſt aufs ſchändlichſte betrogen. Seine eigene Oheime haben ihn um alles das Seinige gebracht, und ſind endlich nach einem derer wichtigſten Bankerotte unſichtbar geworden. Sie werden zwar über dieſe betrübten Neuigkeiten nicht wenig erſchrecken; allein, gleichwol enthalten ſie die richtigſte Wahrheit in ſich; wie ich ihnen nunmehro ausführlicher erzählen werde.

Als vor einiger Zeit Dero Schreiben in meinem Vaterlande einlief, war ich meiner Angelegenheiten wegen nach Deutſchland verreiſet. Ich hatte damals erſtlich auf der Braunſchweiger, und hernach auch auf der Leipziger Michaelsmeſſe zu verrichten. Mein Buchhalter überſchickte mir zwar Dero Briefe, allein, da ſie eine Sache enthielten, die ich keiner andern Perſon auftragen konnte: ſo mußte ich ſelbige bis auf meine Zurückkunft ausſetzen. Folglich wird meine Antwort etwas zu ſpät einlaufen, und vielleicht nur allzuſpät; denn hätte mich meine Reiſe nicht daran verhindert, meine Erkundigung früher einzuziehen: ſo würde es vielleicht

leicht beſſer geweſen ſeyn. Doch ich komme nun zur Sache ſelbſt.

Nachdem ich vor etwa vier Wochen von meinen Meßverrichtungen zu Hauſe gekommen war: ſo bemühete ich mich ſofort, den eigentlichen Charakter und die beſondern Umſtände derer nun entflohenen, damals aber ſehr, anſehnlichen, Männer zu erforſchen. Allein, alle Berichte, die ich anfangs erhielt, waren ungemein vortheilhaft, und aller Argwohn ſchien mir gänzlich ungegründet zu ſeyn. Gleichwol ſetzte ich mein Nachforſchen ämſig und heimlich fort, inſonderheit bemühete ich mich unter der Hand, von den eigentlichen Umſtänden der bewußten Güter ſichere Nachricht einzuziehen. Ich erfuhr darauf, daß dieſe Landgüter ſämtlich in ſehr guten Umſtänden ſind, ja vor allen andern Gütern in dieſen Gegenden einen billigen Vorzug verdienen. Ich kann davon ſo gar, als ein augenſcheinlicher Zeuge, reden; denn nur erſt vor vierzehn Tagen bin ich auf einigen dererſelben zur Luſt, um nebſt meiner Frau das angenehme Herbſtwetter noch zu genieſſen, herumgereiſet. Allein, leider! die Eigenthümer dererſelben haben ſich meiſtentheils verändert. Das eine Gut gehört dem Herrn von * * *, das andere aber dem Herrn von * * *, nur das dritte allein iſt ihrem jungen Herrn zuſtändig. Inzwiſchen iſt dieſes, wie man ſagt, noch wohl 40000. Reichsthaler werth, und folglich von Wichtigkeit.

tigkeit. Die Entdeckung dieſer Verände-rung gab mir Gelegenheit, mich wegen derer Herren * * * in Kopenhagen zu erkundi-gen. Allein, ich kann verſichern, daß dieſe Männer in dem beſten Zuſtande von der Welt ſind! Ihre Handlung iſt wichtig und ſicher, ſie haben von fremden Geldern wenig oder nichts, denn ſie haben ſich ſeit ein paar Jahren von allen Depoſiten oder andern Geldern losgemachet, indem ſie überflüßig mit Vermögen geſegnet ſind, ihre Hand-lung mit ihren eigenen Mitteln zu beſtreiten. Die von dem ſeligen Herrn von R. * * in Handen gehabten Gelder ſind inſonderheit die erſten mit geweſen, die ſie abgezahlet ha-ben. Folglich iſt die Nachricht von ihrem Bankerotte aufs höchſte ungegründet ge-weſen.

In Anſehung derer übrigen ſpecificirten, dem jungen Herrn von R. * * zugehörigen, Gelder vermelde ferner, daß ſie ſämtlich von deſſen Oheimen nach und nach eincaßiret ſind. Da ſie bey verſchiedenen, mir ſehr wohl bekannten, Perſonen geſtanden haben: ſo habe Gelegenheit gehabt, die einaelöſeten Obligationen ſelbſt zu ſehen, und die ihnen noch beſonders dieſfalls ausgeſtellten Schei-ne zu leſen.

Aus allen dieſen Nachrichten erhellet nun aufs deutlichſte, daß alle ihnen überſchriebe-ne anderweitige Berichte falſch ſind: denn der Herr von R. * * hat weder an ſeinen

Gütern, die seine Oheime baar bezahlt bekommen haben, noch an denen aussenstehenden Geldern, die gleichfalls diese Herren richtig und wohl gehoben haben, einen einzigen Schilling verloren. Und so weit hatte ich diese sichere Nachricht erhalten, als ich gesonnen war, mit der ersten Post an Sie, mein Herr! zu schreiben. Doch ich ward unvermuthet durch eine wichtige und erstaunende Neuigkeit daran verhindert. Eben als ich schreiben wollte, kam mein Handelsdiener in meine Schreibestube, und verkündigte mir: Die Herren ***, als die beyden Oheime ihres Herrn von R*** wären bankerott. Ich legte meine Feder stracks bey Seite, und gieng aus, um mich um die Wahrheit dieses Gerüchtes persönlich zu erkundigen. Ich ward auch so fort überzeuget, daß dieses Gerüchte völlig gegründet war. Den folgenden Tag aber erhielt ich erst umständliche Nachricht von dem Zusammenhange dieses Bankerottes.

Man erzählte: Diese beyde Herren wären vor vier Tagen aufs Land gereiset. Ein segelfertiges Schiff aber, das drey Stunden von hier auf sie gewartet, habe sie und ihren Buchhalter darauf eingenommen, auf welchem Schiffe sie denn vermuthlich nach Holand gesegelt wären. Sie hatten wenige Tage zuvor noch einen neuen Buchhalter angenommen, dem sie aber weder ihre Bücher, noch einige andere Nachrichten, die ihre Umstände

ſtände oder Handlung betreffen, anvertrauet, wohl aber vor ihrer Abreiſe den Befehl ertheilet hatten, wenn ſie den dritten Tag darnach nicht wieder vom Lande zurück kämen: ſo ſollte er einen verſiegelten Brief, den ſie ihm zurückgelaſſen, dem hieſigen Präſidenten einhändigen. Dieſer hatte dann dem Befehle nachgelebet, und den Brief gehörig überliefert. Da nun der Präſident ihn eröffnete: ſo fand er mit Erſtaunen, daß ſich die Flüchtigen darinn ſelbſt für bankerott erklärten. Es wurden hierauf gehörige Befehle ausgegeben. Man verſiegelte, nachdem man die Hauptbücher vergebens geſuchet, und die übrigen vorhandenen Documente und Bücher in Verwahrung und zur Unterſuchung angenommen hatte, Haus, Gewölbe, Waarenlager, die aber ſehr leer waren, und alles, was nur zu verſiegeln war. Und, wie man anitzt für gewiß ſagt, ſoll ſich der Bankerott über drey bis vier Tonnen Goldes belaufen. Das Gut, welches ihrem jungen Herrn gehört, und von welchem ich oben meldete, daß es noch unverkauft ſey, wird bereits ſequeſtrirt: denn ein gewiſſer von Adel hat ſich gemeldet, und durch ein von denen Flüchtlingen ausgeſtelltes Document bewieſen, daß es ihm verpfändet ſey. Ob aber dieſes ſeine völlige Gründlichkeit habe, kann ich nicht für gewiß ſagen. Inzwiſchen erfahre ich noch dieſen Augenblick, daß die Bankerottirer ſeither, doch un-

ter der Hand, grosse Geldsummen nach Holland übermachet haben. Auch verlautet, daß sie das Schiff, mit welchem sie durchgegangen sind, seit einigen Wochen auf eine unvermerkte Art befrachtet, nachdem sie es mit baaren Gelde dem vorigen Eigenthümer abgekaufet hatten.

Aus allen diesen Umständen erhellet nunmehr, daß die ansehnliche Nachgelassenschaft des ehrlichen alten Herrn von R * * * von dessen nächsten Anverwandten sehr schlecht in Acht genommen worden. Diese Betrüger haben alles aufs listigste und heimlichste getrieben, und auf eine verwundernswürdige Art auf die Seite gebracht, und sich folglich, durch die bisherige Vormundschaft, einer fetten Erbschaft bemächtiget, und sich dadurch reich, den jungen Herrn von R * * aber beynahe arm, gemacht. Denn gesetzt, daß auch die hinterlassenen Effecten, so wie man sagen will, woran ich aber doch sehr zweifele, noch etwa 20. bis 30000. Reichsthaler betragen: so ist doch dieses gegen den Verlust nur sehr wenig, überdieses haben sich noch andere Gläubiger gemeldet. Das verpfändete Gut könnte vielleicht noch erhalten werden: allein welche Unkosten wird dieses verursachen? Ihr junger Herr ist also höchlich zu bedauren, daß er so schändlich um sein schönes Vermögen gekommen ist. Schlüßlich bitte, mir die Ehre zu erzeigen,

mich

mich fernerer Befehle zu würdigen. Ich aber verharre allſtets mit aller Hochachtung

Ew. Edlen

ergebenſter Diener

N. N.

Das war mir in der That ein ſehr wichtiger Brief; und man kann daher gar leicht ermeſſen, in welche Beſtürzung ich gerieth. Der folgende Brief, den mir mein Freund vorlas, war von ſeinem andern Correſpondenten. Dieſer war nun mit dem vorigen Briefe faſt gleiches Inhalts, auſſer daß er mir groſſe Hoffnung machte, daß aus der Fallitbude meiner ſchelmiſchen Oheime noch ein ſehr Beträchtliches für mich ausfallen würde; er glaubte auch, das eine, noch unverkaufte, Gut, von dem im vorigen Briefe Meldung geſchiehet, könnte mir unmöglich entzogen werden, und er führte dieſfalls einige triftige Urſachen an. Gleichwol bemerkte er auch, daß die Unkoſten ſehr beträchtlich ſeyn würden. Er rieth daher, ich möchte aufs geſchwindeſte entweder mich ſelbſt einfinden, oder auch eine verſtändige und anſehnliche Perſon mit gehöriger Vollmacht zur Betreibung meiner Gerechtſame und mit zuverläßigen und umſtändlichen Nachrichten von meines ſeeligen Vaters gänzlichen Verlaſſenſchaft verſehen; damit man dasjenige, was etwa noch zu retten wäre, ohne Zeitverluſt retten könne, und folglich meine Sachen in meinem Vaterlande ſo gut, als

es

es möglich wäre, in Ordnung gebracht werden könnten.

Endlich brachte mein Mentor noch einen Brief zum Vorschein. Dieser war von meinen beyden treflichen Herren Vormündern selbst. Sie schrieben recht Cavaliermäßig, und ihr Brief gab mir folglich nur sehr schlechten Trost. Es hieß: „Das wankelhafte Glück der Kaufmannschaft habe sie nun schon zum zweytenmale betroffen. Sie wären dadurch gezwungen geworden, ihr Vaterland zu verlassen, und ihr dasiges Vermögen ihren unbarmherzigen Gläubigern Preis zu geben. Der Verlust einiger Schiffe, die Bankerotte ansehnlicher ausländischer Kaufleute u. d. g. hätten dieses verursachet. Zuletzt bedauerten sie mich, daß ich dadurch zugleich leiden müßte. Sie hätten sich meiner Gelder zur Aufnahme ihrer Handlung bedienet; mein seeliger Vater habe ihnen dieses selbst erlaubet. Ihre Absicht sey auch gewesen, mit mir den Gewinst zu theilen; da es aber unglücklich ausgefallen, wofür sie nicht könnten: so müßte ich freylich unschuldiger Weise auch den Schaden mit tragen. Endlich ermahnten sie mich, aufs schleunigste nach meinem Vaterlande zu reisen, um ihren übrigen Gläubigern zuvor zu kommen, und mein annoch vorhandenes Erbgut in Besitz oder Sicherheit zu bringen; indem ich schon noch so viel finden würde, wovon ich ziemlich bequem leben könnte.„ Das war nun der ganze Trost, den sie mir gaben, und die ganze schöne Nachricht, die sie mir ertheilten. Uebrigens

gens war dieſer Brief ohne Zeit und Ort und ohne eigentliche Namen geſchrieben; er war ſo gar mit einem unbekannten Pitſchaft verſiegelt. Allein, wir urtheilten nicht ohne Grund, daß er aus Holland gekommen ſey, wohin ſich, nach den übrigen Nachrichten, dieſe Herren geflüchtet hatten.

Nachdem wir nun alle dieſe tröſtlichen Berichte vollkommen eingenommen hatten: ſo fiengen wir endlich auch an, zu überlegen, was bey der Sache nunmehro zu thun ſey. Reiſen ſollte ich, das war einmal eine feſtgeſetzte und faſt unvermeidliche Sache. Aber das Schlimmſte war dieſes, daß ich ohne Geld war, und in Paris ziemliche Schulden hatte. Wäre ich von meiner ſchändlichen Frau nicht ſo häslich betrogen worden: ſo hätte ich noch endlich meine Schulden bezahlen können, wenn ich meine Jubeelen und meine übrige Koſtbarkeiten gröſtentheils zu Gelde gemacht hätte. Doch nunmehr war guter Rath theuer. Ich kam endlich auf den Einfall: Ich wollte zu demjenigen Kaufmanne, der mir bisher, ſo lange ich in Paris geweſen, alle meine Wechſel bezahlet hatte, unverzüglich gehen, und ihm berichten, daß ſich, in Anſehung meiner Verwandten, die meine Güter bisher verwaltet hätten, ſolche Veränderungen zugetragen hätten, welche verurſachten, daß ich nicht ſo bald friſche Wechſel bekommen könnte, und mich zugleich zwängen, mich meiner Güter ſelbſt anzunehmen, um meine Sachen auf einen andern Fuß zu ſetzen. Da ich nun alſo anjetzo um Geld verlegen wäre: ſo ſähe ich mich gend-

genöthiget, eine anſehnliche Summe gegen meinen Wechſel und billige Zinſen aufzunehmen. Ich wollte ihn daher erſuchen, mir damit auszuhelfen, und mir ſo lange Credit zu geben, bis ich meine Sachen in Ordnung gebracht hätte. Mein **Mentor** ſagte mir aber ſo fort: er glaubte, ich würde eine abſchlägige Antwort erhalten; gleichwol hielt er dafür, ich könnte mein Heil verſuchen, und er erbot ſich, mich zu begleiten, und meinen Vortrag aufs kräftigſte zu unterſtützen. Wir giengen darauf ohne Zeitverluſt aus, und fanden unſern Kaufmann zu Hauſe und in ſeiner Schreibeſtube. Ich that ihm, auf die vorher überlegte Art, meinen Antrag; allein, ich erfuhr dasjenige von ihm, was mein Freund gemuthmaſſet hatte. Er ſchuttelte den Kopf, und fraate: ob ich ihm einen Bürgen ſtellen könnte, daß ich nicht binnen der Zeit, und bevor er wieder bezahlet wäre, Paris verlaſſen, und nach Deutſchland, Holland oder Engelland gehen würde? Ueberdieſes, ſetzte er hinzu, könnten vielleicht durch den Bankerott derer Herren (hier nennte er meine Oheime, und erklärte ſich zugleich, daß er von ihrer Entweichung bereits Nachricht hätte,) meine Umſtände ſchlechter geworden ſeyn, als ich es ſelbſt noch wüßte, und wer könnte ihn und mich verſichern, daß ich alsdann, wenn ich auch Wort halten wollte, im Stande wäre, ihn zu bezahlen? Mein **Mentor** wiederleget darauf alle dieſe und noch andere Einwürfe. Allein, vergebens. Es war nicht möglich, ihn zu bewegen. Er blieb auf ſeinen argwöhniſchen Gedanken, und gab

mir

mir zuletzt zu verſtehen, ich dörfte mir bey ihm keine weitere Ruhe geben. Ich ſtund alſo auf, und wollte ſehr betrübt, und ohne Hofnung, fort gehen. Mein Hofmeiſter merkte meinen Kummer, und winkte mir. Zugleich zog er ſein Taſchenbuch heraus, und ſagte zum Kaufmanne: Mein Herr! ich will ihnen einen Vorſchlag thun, der ſie ohne Zweifel auf andere Gedanken von uns bringen, und ſie vollkommen befriedigen wird. Hierauf zeigte er ihm ein Papier mit dieſen Worten: Sie werden vermuthlich dieſe Hand kennen? O ja! erwiederte den Kaufmann. Nun! wenn das iſt, ſagte mein Freund, ſo iſt hier eine ſichere Verſchreibung von 9000. Reichsthalern, die dieſer Herr, deſſen Hand ſie kennen, mir, wie ſie hier ſehen ſchuldig iſt. Ich gebe ſie ihnen zur Verſicherung und zum Unterpfande der verlangten Gelder in die Hände, ſo lange bis der Herr von R * * ſie befriediget hat. In Anſehung der Zinſen, die mir darauf noch zu gute kommen, werde ich alsdann ſchon mit ihnen Rechnung machen; denn die Hebung der Zinſen von Zeit zu Zeit ſoll auf ſie ankommen, doch daß das Kapital ohne meine Bewilligung nicht aufgekündiget werde. Das iſt gut, erwiederte der nun aufgeheiterte Kaufmann. Ich verlange nun keine weitere Verſicherung. Der Beſitz dieſer Verſchreibung iſt mir Sicherheit genung. Kommen ſie morgen, ſo früh ſie wollen, das Geld ſoll fertig ſtehen, und im übrigen können ſie ſich auf mein Wort verlaſſen; ich bin mit den vorgeſchlagenen Bedingungen ganz wohl zufrieden, und ich will ihnen diesfals noch meine

Hand

Hand geben. Das ist nicht nöthig, sagte mein großmüthiger Freund; ich habe keine Ursache, einiges Mißtrauen in ihr Wort zu setzen. Morgen früh werden wir das Geld von ihnen empfangen. Hierauf giengen wir nach Hause.

Doch ich muß allhier meine Erzählung unterbrechen, um meinen Lesern einen Argwohn zu benehmen, der meinen edlen Freunde sehr nachtheilig seyn würde, und den ich mir für die größte Schande anrechnen müßte, wenn ich ihm nicht gehörig vorbeugen würde. Man wird sich aus dem Ersten Buche zu erinnern wissen, daß mein Hofmeister, auf Befehl meines Vaters, als ein Geschenk, 4000. Reichsthaler empfangen hatte. Ueberdieses hatte er, unterdessen, daß wir auf Reisen waren, von einem nahen Verwandten einige tausend Thaler geerbet. Und daraus war ein ziemliches Kapital erwachsen, das er denn jährlich durch seine richtig empfangenen und ihm ausgemachten 300. Reichsthaler vergrössert hatte. Folglich war er gar wohl im Stande, eine solche Summe zu besitzen, ohne sich durch meinen Schaden bereichert zu haben. Er war ein guter Haushalter, und hatte seine Gelder vor ein paar Jahren nach Paris kommen lassen, wo er sie besser, als anderwärts, zu nutzen, glaubte. Und ausser diesen 9000. Thalern, hatte er noch in Hamburg, eine Summe von 3000. Thalern bey einem sichern Manne stehen. Und so hoch belief sich sein Vermögen, das er aber hernach sämtlich unserm gemeinschaftlichen Nutzen überließ. Ich fahre nun in meiner Erzählung wieder fort.

Ich

Ich ward durch die Großmuth meines treuen Freundes in nicht geringes Erſtaunen geſetzt. Ich betrachtete ihn als einen Engel, der mir meiner Wohlfarth wegen vom Himmel geſchenkt wäre. Ich ſetzte ihn in meinen Gedanken ſo weit über mich weg, daß ich mich ſchämte, unvermögend zu ſeyn, ihm nur in ſeinen geringſten Handlungen nachzuahmen. Ich ſahe ihn als eine Perſon an, die die größte Glückſeeligkeit von der Welt verdiente, und ich mußte mich, für unwürdig zu ſeyn, erkennen, ſeine Führung, ſeine Huld und ſeine Gütigkeit zu genieſſen. Ich ward durch dieſe Betrachtungen ſo erweichet; daß es Zeit war, daß wir nach Hauſe in mein Kabinet kamen. Ein Thränenſtrom überſchwemmte mein Geſicht, und ich war ſo voll von Dank, Erkenntlichkeit und allen zärtlichen Regungen, daß ich glaubte, zu erſticken. Mein zärtlicher Freund bemerkte alle Empfindungen, die ich fühlte, und die mich ſo innigſt rührten. Er kam mir zu Hülfe und umarmte mich freundſchaftlich, bat mich, ruhig zu ſeyn, und an nichts zu gedenken. Gleichwol, da ihn meine Bewegungen nicht wenig gerühret hatten: ſo ward er endlich ſelbſt ſo bewegt: daß er die Hand vors Geſicht hielt, und mich auf einen Augenblick verließ. Ich erhohlte mich darauf wieder, und nach einer Viertelſtunde fand ſich mein **Mentor** wieder bey mir ein. Ich wollte anfangen, ihm meine Dankſagung und meine Erkenntlichkeit zu bezeigen; da er aber meinen Vorſatz ſahe: ſo legte er mir die Hand auf den Mund, und ſagte: Schweigen

ſie ſtille! Ich weis ſchon, was ſie ſagen wollen. Es iſt genug, daß ich ſehe, daß ſie zufrieden ſind. Laſſen ſie uns von etwas wichtigern reden!

Wenn wollen ſie abreiſen? frug er mich darauf. Dieſe Frage beſchäftigte uns den ganzen Abend. Endlich als ich mich nicht entſchlieſſen konnte, was ich thun wollte: ſo ſagte er zu mir: Er hätte Urſachen zu glauben, daß es mit meiner Gegenwart in meinem Vaterlande eben noch nicht ausgemacht wäre. Einestheils ſahe er wohl den Verdruß, den mir dieſe Reiſe machte, anderntheils wüßte er wohl, daß mir die Beſchaffenheit der Proceſſe und die Führung derſelben eben ſo wenig, als meine eigene Gerechtſame und die Beſchaffenheit meiner Foderungen unbekannt wären. Er glaubte daher, daß es beſſer ſey, wenn man alles durch eine dazu bevollmächtigte Perſon, die in allen dieſen Stücken gründlich erfahren wäre, verrichten könnte; doch, ſagte er, müßte es eine Perſon ſeyn, die ganz und gar nicht eigennützig wäre, und weder Geſchenke noch Verſprechungen achtete. Ich ſahe gar wohl ein, daß ſeine Gedanken vollkommen gegründet waren, und ich ſann vergeblich herum, wem ich meine Geſchäfte auftragen könnte. Mein Hofmeiſter ſahe die Urſache meines bekümmerten Nachdenkens gar wohl ein. Endlich ſagte er: Darf ich ſie, mein Wertheſter! bitten, mich nach Hauſe in ihrem Namen zu ſenden? Ich verſpreche ihnen, ihre Geſchäfte nach meinem beſten Vermögen zu beſorgen. Ich umarmte ihn voller Zufriedenheit und Vergnügen, und wollte anfangs ihm eine ſo

groſſe

groſſe Beſchwerlichkeit nicht zumuthen; als er aber aufs äuſſerſte in mich drang: ſo nahm ich ſeinen Vorſchlag mit der größten Freude und Erkenntlichkeit an. Ich war darüber um deſto mehr vergnügter, weil ich keine Luſt hatte, mein Vaterland in meinen gegenwärtigen Umſtänden wieder zu ſehen. Ich beſchämte mich, daſelbſt zu erſcheinen, da ich mich, gegen meine Ausflucht zu betrachten, viel zu ſehr gedemüthiget fand, und meinem Hochmuthe war es unerträglich, nunmehr als ein demüthiger Supplicante zu erſcheinen, da ich vor einigen Jahren einer der anſehnlichſten jungen Edelleute in meiner Provinz geweſen war. Ich ſahe alſo, durch den geneigten Vortrag meines Freundes meinen Nutzen und meine Eitelkeit befriediget. Wir beſchloſſen darauf, er ſollte in zween Tagen abreiſen, binnen dieſer Zeit wir alle unſere Geſchäfte allhier in Ordnung bringen, oder anders einrichten wollten. Mit dieſem Entſchluſſe giengen wir endlich ſehr ſpät zu Bette.

Den folgenden Morgen empfiengen wir die beſtellten 9000. Thaler Geld von unſerm Kaufmanne. Darauf bezahlte ich alle meine Wechſel und andere Schulden. Eine hinreichende Summe bezahlte ich meinem Freunde zu denen benöthigten Reiſekoſten, die er aber durchaus nicht annehmen wollte; endlich aber mußte er ſich doch entſchlieſſen, die Hälfte davon zu behalten, und die andere Hälfte mußte ich wieder zurück nehmen. Hierauf dankte ich meine mir überflüßigen Bediente ab. Ich behielt niemanden als meinen **Heinrich** und einen franzöſiſchen Lakay,

der aber ſehr getreu war. Ein Bedienter folgte meinem Freunde. Die übrigen, unter welchen ein franzöſiſcher Koch war, mußten wandern; denn nachdem ich geheyrathet hatte: ſo hatte mir meine Frau eine weitläuftige Hofſtadt zugeleget. Hiernächſt machte ich Anſtalt, meine Wohnung zu verändern. Ich miethete, ſtatt meiner bisherigen, die Wohnung, in welcher mein **Mentor** einige Zeit geweſen war. Als nun endlich alles in Ordnung war, und ich meinen Hofmeiſter mit gehörigen und rechtskräftigen Vollmachten verſehen hatte: ſo reiſete er zur beſtimmten Zeit ab, und ich bezog den folgenden Tag meine neue Wohnung.

Fünftes Buch.

Es waren auf dieſe Art vier Tage verfloſſen, und die vielen Verrichtungen, die mich beſchäftiget hatten, hatten mir keine Zeit übrig gelaſſen, meine ſchöne und innigſtgeliebte Wittwe wieder zu ſehen; ob ich ſchon verſchiedene male mit groſſer Sähnſucht an ſie gedacht hatte. Als ich nun endlich in Ordnung, mein Haus verwechſelt, und mein **Mentor** fortgereiſet war, ſo nahm ich keinen längern Anſtand, meinen Leitſtern zu beſuchen. Ich ſchämte mich zwar, mich, nach einer ſo langen Entfernung, vor ihr ſehen zu laſſen; weil ich Urſache zu glauben hatte: ſie würde mir, meiner Nachläſſigkeit wegen, die gerechteſten Vorwürfe machen, vornemlich, weil ich mein Auſſenbleiben nicht einmal durch ein

einzi-

einziges Compliment hatte entſchuldigen laſſen; ungeachtet ich doch mein Wort gegeben, ſie aufs baldeſte wieder zu ſehen. Ich entſchloß mich daher, ihr bey meiner erſten Aufwartung eine aufrichtige Erzählung aller meiner Begebenheiten und aller meiner Unglücksfälle abzuſtatten. Konnte ich ohne dies wohl Bedenken tragen, einer ſo lieben Perſon, von deren Redlichkeit, Großmuth und unverfälſchten Neigung zu mir, ich die deutlichſten Proben erfahren hatte, meine Geheimniſſe und verborgenſten Angelegenheiten zu offenbaren? Mit dieſem Vorſatze gieng ich den Tag darauf, nachdem ich mein Haus verändert hatte, zu ihr.

Sie war noch nicht aufgeſtanden, und ich fand ſie daher noch im Bette. Sie ſchien etwas unpäslich zu ſeyn, und ich ward gewahr, daß ihre ſchönen Augen Thränen vergoſſen hatten. Ich ergriff darauf ihre Hand, küßte ſie mit groſſer Bewegung, indem ich ſie ſehr erhitzt fragte: was die Urſache ihrer gegenwärtigen Betrübniß wäre? Sie erwiederte mit ſtammelnder Stimme: ob ich mich wohl unterſtehen konnte, dieſe Frage an ſie zu thun? Ich hätte ſie ja ſo unvermuthet verlaſſen, und mein Wort, ſie wieder zu beſuchen, hätte ich auch nicht gehalten; ja ſie hätte nicht einmal, auch nicht durch eine bloſſe Nachricht, etwas von mir erfahren. Ein ſolches kaltſinniges Bezeigen eines Freundes, den man gleichwol beſtändig hochſchätzet, ſagte ſie, ja, dem man ſeine ganze Neigung gewiedmet hat, iſt ja wohl von der Wichtigkeit, uns in die gröſte Betrübniß zu ſetzen.

Auf dieſe Vorwürfe entſchuldigte ich mich aufs allerbeſte. Ich ſagte: eine lange Reyhe gegründeter Urſachen, die ſie für groß und vollkommen halten würde, hätte mich abgehalten, meiner Pflicht nachzukommen. Die allerwichtigſten häuslichen Angelegenheiten, auf denen meine ganze Wohlfarth beruhete, und die Sorgfalt meines großmüthigen Freundes, des Herrn Slegaards, für meinen Nutzen, hätten mich ſo beſchäftiget, daß es kein Wunder wäre, wenn ich meine beſten, meine theuerſten Freunde, insbeſondere ſie, als meine andere Seele, zu beſuchen unterlaſſen müſſen; vornehmlich da ich mit denen größten Verdrieslichkeiten zu kämpfen gehabt, indem ich Sachen erfahren hätte, die mir die größte Bekümmerniß und die größten Unruhen zugezogen hätten.

Endlich hatte ich durch dieſe Vorſtellungen, die ich gar ſehr betheuerte, das Glück, meine Schöne zu beſänftigen; und ſie mußte bekennen, daß ſie einen ungerechten Argwohn auf mich geworfen hätte. Ich küßte ſie für dieſes liebreiche Bekenntniß aufs feurigſte, und ſie bat mich darauf, ihr doch meine Zufälle zu offenbaren, wo ich anders ein Vertrauen auf ihre Verſchwiegenheit hätte, oder, wo es Sachen wären, die ich einer wahren Freundinn anvertrauen dörfte. Ich wußte gar wohl, wie groſſen Antheil ſie an meinem Glücke und Unglücke nähme, und wie ſehr ihr alles, was mich beträfe, zu Herzen gienge. Dieſes freundliche, liebreiche und billige Begehren zu befriedigen, ſetzte ich mich ſo fort zu ihr vors Bette, um

ihr

ihr von allen meinen Begebenheiten eine umſtändliche und ungehäuchelte Erzählung abzuſtatten. Ich verſchwieg ihr nichts von allen meinen Zufällen, die mir ſeit dem Tode meines Vaters begegnet waren. Ich lehrte ſie, meinen **Mentor** auf eine ſolche Art kennen, die ihre ganze Bewunderung erregen mußte; insbeſondere hielt ich mich bey ſeiner letzten großmüthigen That auf ſolche Art auf, daß ſie wohl ſahe, wie mein Herz allein ihn ſchilderte, und welche Achtung ein ſo edler Freund verdiente. Als ich endlich fertig war, ſchloß ich mit dieſen Ausdrücken: Ich weiß nicht, Madame, ſagte ich, ob meine Begebenheiten verdienen, von ihnen in einige Achtung gezogen zu werden. Sie ſehen inzwiſchen an mir einen Menſchen, der von ſeiner erſten Ausflucht an, mit nicht geringen Unglücksfällen iſt begleitet worden, und der endlich um ein anſehnliches Vermögen durch ſeine eigenen und nächſten Verwandten gekommen iſt. Doch dieſes letztere Unglück würde ſich vielleicht nicht zugetragen haben, wenn ich denen oftern Vorſtellungen meines Freundes, des Herrn **Slegaards**, gefolget, und auf meine Angelegenheiten ein wachſames Auge, mich aber nicht ſo ſehr auf meine Oheime verlaſſen, und endlich wenn ich mich nicht noch, gegen den guten und verſtändigen Rath dieſes treuen Freundes, mit einer Frau, die meiner Hochachtung gänzlich unwürdig war, verbunden hätte. Und gewiſſer maſſen kann ich dieſer letztern unvorſichtigen Aufführung alles gegenwärtige Unglück beymeſſen. Ich ward durch meine Heyrath ſo eingeſchläfert,

daß ich alles Nachdenken vergaß, und mich so so gar um mich selbst nicht bekümmerte. Gerade zu dieser Zeit erhielt ich auch die erste sehr zuverläßige Muthmassung von dem schlechten Betragen meiner ehmaligen Vormünder; doch anstatt, daß ich darauf alle meine Aufmerksamkeit hätte richten, und den, mir gegebenen, guten Rath in Erwägung ziehen sollen, blieb ich in meiner Schlafsucht, und machtete alle Vorstellungen. Wäre ich noch zu der Zeit in mein Vaterland zurück gekehret: so hätte ich vielleicht diese gegenwärtige Begebenheit und das Austreten meiner Oheime verhindern können. Doch mein Schicksal wartete auf mich; ich war endlich reif dazu. Als meine betrügerische und ungetreue Frau ihren schändlichen Streichen ein Ende machte, erhielt ich auch die betrübte Nachricht, die meinen Untergang sehr deutlich verkündigte, und dieses setzte mich in eine solche Niedergeschlagenheit, daß ich meine schädliche Heyrath aufs heftigste verfluchte, und dadurch einen unüberwindlichen Abscheu gegen alles Heyrathen bekam. Ich faßte daher den Endschluß, mich niemals wieder zu verbinden; und dieser Vorsatz hat so tiefe Wurzeln in meinem Herzen geschlagen, und ist so halsstarrig geworden; daß ich zweifele, ihn zu überwinden. Ich bin auch nunmehro fest entschlossen, so bald mein Freund wieder zurück kommt, Paris, wo ich so viele Betrübnisse erfahren habe, auf ewig zu verlassen. Verdiene ich nun einigermassen Dero großmüthiges Mitleiden: so werde ich mich glücklich schätzen, wenn

sie

ſie mir erlauben wollen, dieſe kurze Zeit, welche ich noch in Paris zubringen muß, mit ihnen zu theilen, um in ihrem Umgange mein niedergeſchlagenes Gemüthe einigermaſſen aufzumuntern, das, wie ſie ſehen, Urſachen genung hat, eine Aufklärung zu ſuchen, um ſich allen melancholiſchen Grillen zu entſchlagen.

Die Dame war durch meine Erzählung ſehr gerührt worden. Die Thränen traten ihr in die Augen, und ſie ließ mir die ungezweifelten Merkmale einer wahren und ungehäuchelten Menſchenliebe ſehen, die bey den Unglücksfällen unglücklicher Perſonen ein wahres Mitleiden nicht unterdrücket, und, wo es möglich iſt, ihre Betrübniſſe großmüthig zu lindern, bemühet iſt. Sie ſagte wenig, aber was ſie ſprach, war aufrichtig, gründlich und zärtlich. Sie gab mir auch darauf einen freundſchaftlichen Verweis, daß ich nicht bey meinem letztern Geldmangel meine Zuflucht zu ihr genommen hätte. Sie bewunderte den Charakter meines, mir ergebenen, Freundes in ſolchen Ausdrücken, die ihr gutes Herz aufs deutlichſte zu erkennen gaben, und die ſie mir weit reizender machten, als ſie mir jemals durch ihre äuſſerliche Schönheiten und andere angenehmen Gemüthsgaben vorgekommen war. Sie ſtund endlich unter dieſer Unterredung auf, und ich mußte ihr in ihr Kabinet folgen. Daſelbſt ſchloß ſie eine Chatulle auf, und wollte mich mit denen verbindlichſten und dringendenſten Ausdrücken nöthigen, eine Verſchreibung anzunehmen, mit welcher ich die Verſchreibung, die

meinen Freunde zugehörte, vollkommen einlösen sollte. Ich schlug sie aber gänzlich aus, doch mußte ich ihr beynahe eidlich angeloben, daß ich sie, wenn mein Freund etwa mit schlechtern Nachrichten, als ich vermuthete, wieder zurück käme, alsdann nicht ausschlagen wollte. Zugleich aber mußte ich ihr mein Wort geben, so lange ich noch in Paris wäre, bey ihr zu speisen, und mich ihres Hauses und ihres Vermögens, als meines eigenen, zu bedienen.

So viele Proben ihrer aufrichtigen Liebe gegen mich würden unfehlbar stark genung gewesen seyn, mich zu reizen, ein ewiges Bündniß mit ihr einzugehen, wenn nicht der ungemeine Abscheu gegen alle eheliche Verbindungen, der mich damals ganz allein regierte, mich zurück gehalten hätte. Sie sahe dieses auch gar wohl ein, daher war sie bemühet, mich ihr so sehr zu verpflichten, als es nur in ihrem Vermögen stund, um dadurch unvermerkt zu versuchen, ob sie meinen, so eisernen, Wiederwillen nicht endlich überwinden könnte.

Wir brachten darauf diesen Tag in der zärtlichsten Freundschaft und allein sehr vergnügt zu. Auch den Abend mußte ich bey ihr zubringen, und wir speiseten ohne Bedienung in ihrem Kabinette. Ich war endlich durch so viele reizende Leibes- und Gemüthsschönheiten gänzlich entzündet. Ich war meiner Vernunft nicht mehr Meister! ich bemächtigte mich ihrer, und erhielt einen Sieg über sie, den sie mir mit tausend Annehmlichkeiten versüßte. Als wir endlich wieder zu uns selbst kamen,

kamen, ſo rief ſie ſeufzend aus: Ach! wozu verleitet uns die Liebe! Mein Wertheſter! ſagte ſie darauf zärtlich zu mir, indem ſie mich umfaßte, und ihren Kopf an meine Bruſt legte, ob ſie ſchon einen ſo unbezwinalichen Wiederwillen gegen alles Heyrathen haben: ſo müſſen ſie mir doch nunmehr vergönnen, ſie für meinen Eheherrn Zeitlebens anzuſehen. Ich weiß zwar, daß ich ſie, vielleicht nur gar zu bald, aus Paris werde müſſen reiſen laſſen: dennoch aber ſchwöre ich ihnen hiermit mit dem theureſten Eide, daß ich niemals eine andere Mannsperſon, als nur ſie, lieben werde und kann, vielweniger aber einer Mannsperſon, ſie ſey auch, wer ſie wolle, und wenn ſie auch des höchſten Standes in der Welt wäre, die geringſte Gunſtbezeugung verſtatten will. Ich knüpfe, von dieſem Augenblicke an, ein ewiges Band mit ihnen, welches auf meiner Seite von beſtändiger und unterbrochener Dauer ſeyn ſoll, und das nur der Tod trennen wird. Da ich aber von aller Eyferſucht entfernet bin, niemals aber ihren, ſo feſten, Wiederwillen gegen die Ehe zu beſtreiten ſuchen werde, oder einem andern ihnen bevorſtehenden Glücke hinderlich ſeyn will: ſo werden wir die wenigen Stunden, die wir noch mit einander zubringen können, als ein paar Verliebte, zubringen, die ſich ihrem erſten angenehmen Neigungen, durch den Ausbruch oft wiederhohlter Zärtlichkeiten und durch einen ſanften und reizenden Umgang, unaufhörlich überlaſſen. Verſagen ſie mir dieſe Bitte, dieſe zärtliche, dieſe ſüſſe Hofnung nicht!

Ach!

Ach! was empfand ich bey diesen rührenden Ausdrücken! Ich ward so erweicht, daß ich sie mit thränenden Augen umarmte, und ich faßte, von diesem Augenblicke an, den festen Vorsatz, meinen Abscheu gegen des Heyrathen so lange zu bekämpfen, bis ich ihn überwunden hätte. Ich brach in die zärtlichsten Worte aus. Ich versicherte sie einer ewigen Liebe, wenn ich auch nicht so glücklich seyn sollte, sie auf ewig zu besitzen. Ich bekannte, derer stärksten Vorwürfe würdig zu seyn, daß ich noch einigen Anstand nehmen mußte, mich zu entschliessen, und daß ich mein unbändiges Herz, das sich in seinem Glücke nicht zu fassen wüßte, noch nicht bezähmen könnte, um es gänzlich ihren Befehlen zu überlassen. Wir versiegelten darauf unsere beyderseitigen Versprechungen mit denen süssesten Liebkosungen. Ich bat sie auch auf das inständigste, daß wenn ich auch von meinem Verhängnisse aus Paris vertrieben würde, sie, einem Unglücklichen zu gefallen, der sich nicht zu fassen wüßte, sich nicht vor der Welt verbergen sollte. Da sie geboren wäre, die Glückseeligkeit des männlichen Geschlechts zu seyn: so müßte sie künftig ihr Herz nicht gegen die Treue und gegen den Ehestand verschliessen. Und ach! sagte ich, könnte ich derjenige Glückseelige sey, den sie einmal auf ewig zugehören sollten! Sie versicherte mich hingegen, daß diejenige Entschliessung, die sie einmal genommen hätte, einmal fest und unverändert bleiben würde, ich möchte sie verlassen oder nicht; denn so bald ich aus Paris seyn würde, so würde sie sich ohne

Auf-

Aufſchub in ein, bereits darzu auserſehenes, Kloſter begeben, um darinnen ihre Tage zu beſchlieſſen.

Ich beſuchte ſie nunmehr alle Tage, und es verlieſen einige Wochen, die wir mit einander auf dieſe Art zubrachten. Sie wußte mir alle Tage neue Reizungen zu zeigen, um meine Liebe zu vergröſſern. Endlich konnte ich ohne ſie nicht mehr ſeyn, und ich war nunmehr ſchon ſo weit mit mir ſelbſt gekommen, daß ich nur die Zurückkunft meines verreiſeten Freundes erwartete, um meinem Wiederwillen den letzten Stoß zu geben, und meine geliebte Wittwe wirklich zu heyrathen. Ich erhielt inzwiſchen alle vierzehn Tage Briefe von ihm, in denen er mir von der Beſchaffenheit und von dem Fortgange meiner Angelegenheiten richtige Nachricht ertheilte. Doch ich will die Erzählung dieſer oeconomiſchen Dinge bis auf eine andere Zeit verſparen; weil ich zuvor eine derer wichtigſten Begebenheiten meines ganzen Lebens zu erzählen habe, die mir noch itzt, da ich ſie beſchreibe, eine groſſe Betrübniß erweckt; die ich, ſo lange ich leben werde, nicht vergeſſen werde, und die mir endlich Paris aufs äuſſerſte und auf ewig verhaßt machte.

An einem Morgen, da ich mir vorgenommen hatte, etwas Arzeney zu gebrauchen, kam ein fremder Bedienter zu meinem **Heinrich**, und verlangte, mich zu ſprechen. Er erhielt aber zur Antwort: ich wäre unpäslich, und er käme daher vergebens, weil ich mich heute nicht ſprechen lieſſe. Dieſer Bericht gefiel ihm gar nicht, endlich zog er,

ſehr misvergnügt, einen Brief hervor, und gab ihn meinem **Heinrich**, mit dem Zuſatze, er mögte mir dieſen Brief ſofort geben, und ich müßte ihm unverzüglich meine Antwort ſchriftlich darauf ertheilen; denn er hätte von ſeiner Herrſchaft ausdrücklichen Befehl, nicht ohne meine Antwort wieder zu kommen. Da er dieſes Begehren ſehr trotzig verrichtete: ſo nahm mein **Heinrich** ſeinen Brief, und brachte mir ihn lachend ins Zimmer; da er mir denn zugleich die trotzige Aufführung und das Verlangen des fremden Briefträgers erzählte. Dieſes alles kam mir ſehr wunderlich und abgeſchmackt vor, und ich erbrach daher den Brief begierig, und las folgende Zeilen mit nicht geringen Erſtaunen darinnen:

Mein Herr!

Ich habe Sie ehmals für die Redlichkeit ſelbſt gehalten, und Sie daher auch bey dem Unglücke, das Ihnen mit Ihrer Frau begegnet iſt, nicht wenig bedauert. Allein, da ich endlich an mir ſelbſt erfahren müſſen, wie wenig Sie Sich aus einem Frauenzimmer machen, daß Ihnen ihre Gewogenheit geſchenket, und ſich Ihnen, leider! nur allzuſehr überlaſſen hat: ſo iſt meine Hochachtung, die ich gegen Sie trug, nicht wenig gefallen. Erinnern Sie Sich deſſen nicht mehr, was zwiſchen uns beyden im Holze vorgegangen iſt, als ich vor einiger Zeit mit ihnen auf dem Lande war, und Sie Ihre Hochzeit uns bekannt

mach-

machten? Ihre verführeriſchen Schmäucheleyen, Ihre verbindlichen Zärtlichkeiten, womit Sie mich zu bezaubern ſuchen, brachten mich damals um dasjenige, was eine junge Dame am höchſten zu ſchätzen hat. Kurz, mein Herr! ich befinde mich ſeit der Zeit ſchwanger, und ich muß folglich die Wirkung Ihrer Liebkoſungen theuer genug bezahlen. Haben Sie nun noch einige Empfindungen der Ehre und Redlichkeit übrig: ſo werden Sie wiſſen, wie Sie einer Dame meines Standes, die ſich Ihnen überlaſſen hat, zu begegnen ſchuldig ſind; vornehmlich, da Sie nunmehr ledigen Standes ſind, und folglich deſto leichter mir die Ehre erſetzen können, die Sie mir geraubet haben. Ich weiß zwar wohl, daß Sie mich nach der Zeit mit einer gewiſſen jungen und reichen Wittwe vertauſchet haben; allein, das wird mich nicht hindern, meine Sache gehörig auszuführen, wenn Sie Sich weigern ſollten, meinem rechtmäßigen Begehren ſo nachzukommen, wie ich wünſche, und wie meine und Ihre Ehre erfordert. Bedenken Sie Sich daher ohne Aufſchub, und entſchlieſſen Sie Sich ohne viele Umſtände. Es erwartet Dero zuverläßige Antwort

die beleidigte

Iſabelle von X.

Man kann es ſich leicht vorſtellen, wie ſehr ich mich über einen ſo unverſchämten Brief erzürnte.

Ich

Ich hatte dieſe Dame, welche die Tochter eines Parlamentsrathes war, und deren ich ſchon oft gedacht habe, damals, als ich, meiner Frau zu gefallen, eine Landergetzlichkeit angeſtellet hatte, bedienet, weil ſie mir des Morgens durchs Loos zufallen mußte. Es war die Wahrheit, ich hatte mich verleiten laſſen, Ausſchweifungen zu begehen; allein, würde ich ſie begangen haben, wenn ſie mir keine Gelegenheit dazu gegeben hätte? Ich wußte ferner auch diejenige Vertraulichkeit, in der ſie einige Zeit mit dem luſtigen Marquis, der auf meinem ehmaligen Feſte ſo luſtig war, gelebt hatte. Ich hatte ſie beyde ſo gar einmal in dem bedeckten Gange belauret. Nach der Zeit aber hatte ich ſie ſehr ſelten geſehen, und da mir ihre üderliche Aufführung bekannt war: ſo nahm ich mich gar ſehr in Acht, mich mit ihr irgend auf eine Art einzulaſſen, wenn ich ja zuweilen mit ihr in Geſellſchaft ſeyn mußte. Ich überließ ſie dem Marquis mit Vergnügen, der aber, wie ich gar wohl wußte, nicht ihr einziger Liebhaber war, ſich ihrer aber gleichwohl zu ſeiner Ergetzlichkeit bediente. Nur noch vor wenigen Tagen hatte ich auch erfahren, daß der Marquis ſelbſt endlich war genöthiget worden, ſie, ihres allzu unverſchämten und ſtadtkündig lüderlichen Betragens wegen, ganz und gar zu verlaſſen. Ungeachtet er ſonſt auch nicht der ordentlichſte oder ſittſamſte junge Herr war, und viele Hiſtörchen von ihm bekannt waren; gleichwol hatte er Bedenken tragen müſſen, ſeinen Umgang mit ihr fortzuſetzen. Sie mußte alſo ohne Zweifel noch ausſchweifender, als er, ſeyn.

Man

Man wird mir, nach Erwägung aller dieſer Umſtände, allerdings Recht geben, daß ich auf ihren thörichten Brief in folgenden Ausdrücken antwortete:

Madame!

Eine Dame, die ſich allen und jeden Preis giebt, verdienet keinesweges die Hochachtung vernünftiger und erbarer Leute. Machen Sie die Anwendung dieſer Regel auf Sich. Ich habe geſehen und gehört, was eben denſelben Abend, da ich den Tag über das Unglück, Sie zu begleiten, gehabt hatte, zwiſchen Ihnen und einem meiner Bekannten in der Laube vorgefallen iſt. Ich erinnre mich noch ſehr wohl, daß Sie Ihrem damaligen Liebhaber, da Sie Leute um Sich merkten, erſuchten, Ihre angefangene Ergetzlichkeit an einem ſicherern Ort ungeſtörter fortzuſetzen; weil Sie ſelbſt Ihre ungemeine Begierde darnach nicht verbergen konnten. Ingleichen, ſo iſt mir auch derjenige Ruf ſehr wohl bekannt, den Sie Sich durch Ihre ausſchweifende und wollüſtige Lebensart, da Sie Sich faſt einem jeden Preis geben, zugezogen haben. Ich erſuche Sie daher, um Ihres eigenen Vortheils willen, daß Sie mich inskünftige mit Ihrem unanſtändigen Zumuthen verſchonen; wo Sie mich nicht zwingen wollen, Ihrer Sittſamkeit, und Ihrer tugendhaften Aufführung das gebührende Lob öffentlich zu ertheilen.

theilen. Verachten Sie dieſe Warnung nicht, ich bitte Sie darum; ſie wird Ihnen von einer Perſon ertheilet, die eine Dame nicht gerne öffentlich beſchimpfen wird. Ich werde Sie daher auch ſo lange ſchonen, als von Ihnen in Ruhe gelaſſen wird

Madame

Dero
ergebenſter Diener.

Nachdem ich dieſe Antwort verſiegelt hatte, ſo ſchickte ich den Boten der Dame damit fort; und ich glaubte, nunmehr in Ruhe zu ſeyn. Allein, etwa eine Stunde darnach ließ ſich ihr Bruder bey mir melden. Ich ließ ihm ſagen: ich könnte heute unmöglich die Ehre haben, ihn zu ſehen, weil ich medicinirte; er mögte mich daher morgen beſuchen. Er bezeugte ſich aber gegen meinen **Heinrich** ſehr unhöflich und unbändig. Er ſagte: er wollte mich ſprechen, wenn er Luſt dazu hätte, und nicht, wenn es mir gelegen wäre, und daran ſollten ihn auch tauſend Teufel nicht hindern. Hierauf riß er ſich vom **Heinrich** loß, ſtürmte aufs raſendſte die Treppe hinauf, und durch mein Vorzimmer auf mein Kabinet loß. Er riß die Thüre, als eine Furie, auf, und tratt, als ein toller Menſch, zu mir hinein. Er legte die Hand an den Degen, indem er zu mir ſagte: Entweder entſchlieſſe dich, meiner Schweſter die verlorne Ehre wieder zu geben, und ſie noch dieſen

ſen Abend zu heyrathen, oder dich mit mir zu ſchlagen. Nun, ſagte ich lachend, guter Freund! nicht ſo hitzig. Wir wollen erſt die Urſache unſerer Streitigkeit unterſuchen, und iſt es alsdann noch nöthig, uns zu ſchlagen: ſo will ich gar nicht dagegen ſeyn. Allein, er wollte von keiner Unterſuchung hören; denn weil er in ganz Paris für einen Erzſchläger bekannt war: ſo mogte er vielleicht denken, er würde mich durch ſeine Drohungen ſo fort in Furcht jagen. Da ich nun ſahe, daß alle vernünftige Vorſtellungen nur vergebens ſeyn würden: ſo erariff ich gleichfalls meinen Degen, und ſetzte mich gegen dieſen Eiſenfreſſer zur Wehre. Unſer Gefechte war gar nicht erheblich, und nur ſehr kurz. Ich trieb meinen Feind zur Thüre hinaus, nachdem ich ihm eine leichte Wunde in den Arm beygebracht hatte. Als er zur Thüre hinaus war, traff er meinen **Heinrich** und meinen andern Bedienten an, die ihn denn, ohne daß ich ſie dazu antrieb, aus lauter Höflichkeit bis an die Thüre des Vorzimmers begleiteten, worauf ſie ihn, den Weg zu verkürzen, ohne viele Complimente die Treppe hinunter und dann zum Hauſe hinaus warfen. Dieſe geſchwinde Expedition meiner Bedienten konnte ich nicht ohne Lachen anſehen; zumal da ich mich des Trutzes und des Pochens dieſes guten Junkers zugleich erinnerte. Dieſe abwechſelnde Auftritte hatten mich inzwiſchen an meinen Vorſatze geſtöret; denn ohne Aergerniß konnten ſie doch nicht abgehen. Ich zog mich daher an, und gieng aus.

Ich nahm meinen Weg zum Marquis, von dem ich nur erst geredet habe. Ich traf ihn zu Hause, und, ungeachtet es bald Mittag war, noch im Bette an, und er hatte die linke Hand verbunden. So bald ich in sein Zimmer tratt: so war meine erste Frage: ob er von der Dame, die er bey unserer Lustbarkeit des Abends bedienet hatte, nichts Neues gehöret hätte? Er sahe mich auf diese Frage sehr nachdenkend an, und endlich sagte er: Kommen sie, als Freund, oder Feind? Vorgestern habe ich mich mit dem Bruder dieser Dame schlagen müssen, wollen sie etwa heute sich ihrentwegen auch mit mir schlagen? Ich lachte, daß er diese Meynung von mir hatte. Nein! sagte ich, behüte der Himmel! daß ich mit ihnen einer Person wegen, die es am wenigsten verdienet, daß man sich um sie bekümmert, schlagen sollte! Ich habe aber andere Ursachen, warum ich diese Frage, die ihnen so wunderlich vorkommt, an sie gethan habe. Er erwiederte: wenn das ist, so will ich ihnen aufrichtig antworten. Darauf stund er auf, und langte einen Brief, den er mir zu lesen gab. Aber, ich konnte mich des Lachens unmöglich enthalten, als ich ihm, was den Hauptinhalt betraf, fast von eben der Beschaffenheit befand, als derjenige gewesen war, den ich erhalten hatte. Nachdem ich ihn nun mit Lachen gelesen, so erzählte er mir, wie der Inhalt seiner Antwort darauf gelautet hätte; allein, auch diese war nicht sonderlich von meiner Antwort unterschieden. Hierauf erzählte er weiter, daß der Bruder unserer Dame ihn kurz darnach

nach beſuchet hätte, und ihn gezwungen, ſich mit ihm zu ſchlagen, durch welches Gefechte er ein wenig in die Hand wäre verwundet worden, ſeinem Gegner aber habe er entwafnet; da aber indem ein paar gute Freunde dazu gekommen wären, die ſich zwiſchen ſie geleget hätten: ſo habe er ihn laufen laſſen, und ſich nicht weiter um ihn bekümmert. Er habe ihm aber zum Abſchiede noch zu verſtehen gegeben, daß er, wo er ihn nicht zufrieden lieſſe, die Urſache ſeiner Verwegenheit und ihres Streites der ganzen Stadt bekannt machen würde. Ich beantwortete ſeine Erzählung mit einer andern; indem ich ihm dagegen berichtete, was mir heute früh ſo wohl mit der Dame als mit dem Bruder derſelben begegnet war. Es freute ihm nicht wenig, daß ich unſern gemeinſchaftlichen Feind auf eine ſo nachdrückliche Art abgeführet hatte; insbeſondere gefiel ihm die ordentliche Aufführung meiner Bedienten, und die ſanfte Begleitung, mit der ſie ſeinen Zuſpruch bis vor die Thüre gebracht hatten. Er bedauerte, die Ungeſchicklichkeit ſeiner Bedienten, die noch nicht wüßten, einen ſolchen Herrn die gebührende Ehre zu erzeigen. Wir nahmen darauf Abrede, uns unter der Hand zu erkundigen, was dieſe Dame weiter anfangen, und ob ſie ſich noch an mehrere Perſonen machen würde? weil ihr Umgang doch ſehr weitläuftig geweſen, und viele mit ihr aufs vertrauteſte umgegangen waren. Der Marquis nahm zugleich über ſich, einem Bekannten von ihr, der bey ihrem Vater in gutem Anſehen ſtund, und mit dem der Mar-

quis eine vertraute Freundschaft unterhielt, den ganzen Handel im Vertrauen zu eröffnen, und ihn zu ersuchen, daß er ihr die nachdrücklichsten Vorstellungen machen mögte, mit der angehängten Drohung, daß, wenn sie oder ihr Bruder uns inskünftige nur im geringsten beschwerlich fallen würden, wir nicht nur ihrer Familie, sondern auch ganz Paris ihre vortrefliche Aufführung bekannt machen wollten. Diese Vorstellung that, wie ich nachher erfuhr, die gehoffte Wirkung. Wir hörten auch nach der Zeit nichts weiter von ihr, als daß sie kurz darauf aus Paris verschwunden war. Ihr Bruder aber erhielt zu gleicher Zeit eine Stelle bey der Armee, und er mußte unverzüglich zu seinem Regimente reisen.

Als ich nun den Marquis verließ, gieng ich, ohne mich länger aufzuhalten, zu meiner schönen Wittwe. Ich kam in ihr Zimmer zu einer Zeit, da sie mich gar nicht erwartete; weil sie glaubte, ich würde, so, wie ich ihr zuvor gesagt hatte, diesen Tag auf meinem Zimmer zubringen. Als ich kam, fand ich sie in ihrem Kabinette Ich eröfnete darauf die Thüre des Kabinets ganz leise, um sie zu beschleichen, und hernach mit ihr zu spassen. Allein, wie sehr erschrack ich, als ich sie in einer sehr betrübten Stellung erblickte. Ihren Kopf unterstützte sie mit ihrem rechten Arm, ihre Augen waren voller Thränen, die ihr ganzes Gesichte überströmten. Vor ihr lag ein Brief auf einem vor ihr stehenden Tischen; und dieser Brief schien mir Ursache an ihrer ganzen Betrübniß zu seyn. Ich näherte mich ihr, ohne daß

sie

ſie mich gewahr ward; denn ſie war auſſerordentlich in ſich ſelbſt verrieſet. Ich legte meinen rechten Arm ganz ſanfte um ihren ſchönen Hals, und wollte ſie umarmen. Allein, wie ſehr ſtutzte ich, als ſie mich mit einer ungemein erzürnten Miene und mit entflammten Blicken von ſich ſtieß? Wie? rief ſie zugleich aus: Sie kommen vielleicht, meiner zu ſpotten, indem ſie im Begriffe ſtehen, eine gewiſſe Dame zu heyrathen, deren Umgang ihnen rühmlicher, als der meinige, ſeyn wird? Ich? Heyrathen? rief ich erſtaunet: indem ich vor Verwunderung und Schrecken auf ein hinter mir ſtehendes Kanapee viel. Ja! ſagte ſie. Meynen ſie denn, daß mir ihre heimlichen Schliche und Schlupfwinkel ſo unbekannt bleiben können? Ach! ſetzte ſie hinzu; muß denn eine Perſon, die ich über alles in der Welt hochgeſchätzet, ja, recht abgöttiſch geliebet habe, an mir zum treuloſeſten Verräther werden? Gehen ſie, verfolgte ſie, gehen ſie! verbinden ſie ſich nur mit ihrer ſchönen **Iſabella**, die einen ſo reizenden Ruf der Tugend beſitzet. Gehen ſie doch! was halten ſie ſich bey einer Perſon länger auf, die ihnen doch bisher nur zum Geſpötte gedienet hat? Himmel! Eine Perſon heyrathen ſie, von der beynahe ganz Paris die übelſte Meynung heget, und deren ſich der ſchlechteſte Menſch ſchämen müßte? ‥

Hier erſtickten ihr die Thränen die Worte. Ich gerieth durch dieſe Vorwürfe, durch den wehmüthigen Zuſtand, in welchem meine Geliebte war, und durch die verdammte Bosheit der ſchändlichen Verrätherinn, durch welche meine

Geliebte unfehlbar war aufgebracht worden, gegen die Urheberinn in einen gewaltigen Zorn. Himmel! rief ich voller Wuth mußte noch dies Unglück fehlen? und muß eine ſo verdammte Perſon ⁂ Mehr konnte ich nicht ſprechen. Der Zorn und das Schrecken bemeiſterten ſich meiner, daß ich, gänzlich zu verſtummen, glaubte. Es war als ob ich erſticken ſollte. Als ich mich endlich etwas erhohlet hatte; ſo ſtund ich auf, ergriff die Hand meiner Geliebten in der traurigſten und kläglichſten Stellung, und küßte ſie kniend. Ach! rief ich zugleich. Ach! Und ſie müſſen auch noch auf mich erzörnet ſeyn! Ach! dieſes iſt unfehlbar das letzte Unglück, das ich aber unmöglich überleben werde! Wie? Sie? diejenige Perſon, die ich mehr als mich ſelbſt liebe, und die ich allein, zu lieben, fähig bin, muß mich in einem ſolchen Verdacht, und zwar in dem ſchimpflichſten Verdachte von der Welt haben? Ich? ⁂ Ich? ſollte eine Perſon heyrathen, an welche ich nicht ohne Abſcheu gedenken kann? ⁂ Eine Perſon? ⁂ Die ſich nicht nur einer groſſen Anzahl von Perſonen Preis gegeben, ſondern die ſich ſo gar ſehr oft ſelbſt ausgeboten hat? ⁂ Himmel! und dieſe ſollte ich heyrathen? ⁂ Iſt es möglich! daß die liebreicheſte, die zärtlichſte Perſon, die einzige Perſon, die ich ewig lieben werde, einen, meiner ſo unwürdigen, Verdacht auf mich werfen kann? Ach! Soll dieſe reizende Perſon, die mich bloß durch ihre Gewogenheit in meinem bisherigen Unglücke ermuntert und glücklich gemacht hat, ſoll dieſe liebenswürdige

Perſon,

Perſon, durch ihren Zorn mich nun auch zum unglücklichſten Menſchen machen? Ach! und ein ſolches Unglück ſoll ich noch überleben? ⁂ Aber! kann ich denn nicht wiſſen, woher ein ſo ſchimpflicher Verdacht entſtanden iſt? Schönſte! Geliebteſte! laſſen ſie mir nur dieſe einzige Gerechtigkeit wiederfahren, mir meinen Ankläger zu nennen, bevor ſie mich verdammen! Hören ſie gegen eine ſo ungerechte Anklage, die mir ſo ſehr zu Herzen gehet, meine Vertheidigung an, bevor ſie mich ſterben laſſen. Ich küßte ihr bey dieſen Worten die Hand verſchiedenemale.

Sie ward durch meine Worte ſehr gerührt; ein ganzer Strom von Thränen überſchwemmte ſie aufs neue; und als ich aufhörte, zu reden, ſo ſagte ſie unter einem beweglichen und durchdringenden Blicke mit ſchluchzender Stimme und gebrochnen Worten: Hier! leſen ſie dieſen Brief ⁂ urtheilen ſie ⁂ was ſoll ich von einer Perſon denken ⁂ die einer ſo groſſen Untreue beſchuldiget wird? ⁂ Ach! ⁂ entſchuldigen ſie ſich nun ⁂ wenn ſie können. ⁂ Ich nahm dieſen fürchterlichen Brief. Aber mit nicht geringer Verwunderung ſahe ich, daß die verbuhlte **Iſabella**, mit der ich heute früh zu kämpfen gehabt, eigenhändig an meine Geliebte geſchrieben hatte. Sie gab ihr die Nachricht; „Ich würde mich binnen „zween Tagen mit ihr ehelich verbinden. Wir „hätten ſchon ſeit langer Zeit den vertrauteſten „Umgang mit einander gepflogen, und uns ſchon „längſt insgeheim mit einander verſprochen; und „die Sache würde auch ſchon längſt bekannt ſeyn,

„wenn ihr nur nicht die Einwilligung ihres Va„ters gemangelt hatte. Doch dieſe Schwierig„keit wäre nunmehr gehoben worden, daher wir „unſer Geheimniß in kurzen bekannt machen „würden. Sie hätte mir zwar bisher erlaubt, „eine andere Dame fleißig zu beſuchen, damit „kein Argwohn auf die rechte Perſon fallen mögte: „doch dieſes wäre nun nicht mehr nöthig. Sie „wollte ſie daher freundſchaftlich warnen, ſich „vor mir in Acht zu nehmen, damit ſie ſich nicht „ſo weit mit mir einlieſſe. Im übrigen würde ſie „die Ehre haben, ſie in kurzen zur Hochzeit zu „bitten. „

Als ich dieſe betrügeriſchen und lügenhaften Zeilen geleſen hatte: ſo ſagte ich: Die Entſchuldigung, ſchönſte Madame! wird mir ungemein leicht fallen. Ich darf ihnen nur erzählen, was mir vor einiger Zeit und nur noch heute frühe mit dieſer boshaften Kreatur, die, mich bey ihnen anzuſchwärzen, geſucht hat, begegnet iſt. Wie glücklich bin ich, daß ich ihnen allen Argwohn ohne groſſe Schwierigkeiten, und ſo gar mit einem bewährten Zeugen, benehmen kann! Nach dieſem Eingange erzählte ich ihr meine ganze Begebenheit mit **Iſabellen.** Ich verſchwieg ihr keinen einzigen Umſtand. Ich zeigte ihr auch den Brief, den ſie mir zugeſendet hatte. Ich gab ihr Nachricht, von allen, was mit ihr und dem Marquis vorgegangen war. Ich verſprach, dieſen jungen Herrn, wenn ſie es verlangte, augenblicklich zu ihr zu bringen, der ihr nicht nur ſeine ganze Hiſtorie

mit

mit **Iſabellen** aufrichtig erzählen, ſondern auch ihr den erhaltenen Brief würde leſen laſſen.

Da ich nun meine ganze Erzählung mit einer anſtändigen Freymüthigkeit, die insgemein der Wahrheit zur Begleiterinn dienet, vorgebracht hatte: ſo verlieſſen ſie die Thränen, ihre Augen klärten ſich auf, ihre Stirne ward heiter, und das trübe Gewölke, das ihr Geſicht umzogen hatte, verlor ſich. Sie ward wieder munter, ihre Traurigkeit, ihr Zorn, alles, was mich ſo ſehr erſchreckte, war verſchwunden. Sie umarmte mich mit einer ſüſſen Freundlichkeit. Sie bat mich ſehr zärtlich um Verzeihung, daß ſie mich in ſolches Schrecken geſetzt, und mir bittere Vorwürfe gemacht hätte. Sie ſagte, ich könnte aus ihrer Hitze ſehen, wie ſo ſehr viel ihr an meiner Gewogenheit und an meiner Liebe gelegen wäre, und wie heftig ſie wünſchte, mein Herz ungetheilt zu beſitzen.

Nunmehr legte ſich der Sturm gänzlich; der Himmel klärte ſich völlig auf, und die Sonne der Zufriedenheit erheilte unſere, nunmehr neuvergnügten, Herzen. Wir machten auf die angenehmſte Art Friede, und verſiegelten ihn durch die zärtlichſte Umarmung. Gleichwol aber war ich bemühet, ihr auch den allergeringſten Zweifel, den ſie etwa noch in mich ſetzen könnte, zu benehmen. Ich bat ſie daher um Erlaubniß, ſie nur einen Augenblick zu verlaſſen. Ich erhielt ſie, doch mit der Bedingung, ohne Verzug wiederzukommen, und den Tag bey ihr zuzubringen.

Ich flog, was ich konnte, zum Marquis. Er wunderte ſich, daß ich ſo bald wiederkam. Ich ſagte

ſagte aber: Luſtig! Marquis! in die Kleider! Nun was iſt denn? frug er. Was es iſt? ſagte ich darauf. Je! ich will euch dieſen Augenblick zu einer derer ſchönſten Damen in ganz Paris führen, bey der ihr einem guten Freunde eine Gefälligkeit erzeigen, und nur die bloſſe Wahrheit geſtehen ſollet. Aber, den Brief der Iſabelle müßt ihr zu euch ſtecken; denn darauf kommt es eigentlich an. Ey! ſagte er, ich mag heute mit denen Damen nichts zu ſchaffen haben. Und überdieſes, wenn ich ja mitgehen ſoll: ſo nehmt euch ja wohl in Acht, daß ihr nicht eyerſüchtig werdet; denn ich bin verteufelt verliebt, und ich verliebe mich in alles, was nur einigermaſſen hübſch iſt. Nun! nun! erwiederte ich; wir wollen einander nicht ins Gehege gehen. Was ich einmal im Beſitze habe, das werdet ihr mir wohl zufrieden laſſen müſſen; ſo wie ich euch eure Schönheiten auch unbenaſchet laſſen werde. Unter dieſen Scherzreden kam mein Marquis in die Kleider, worauf er mir unverzüglich folgte. Ich brachte ihn zu meiner Wittwe. Indem er ins Haus trat, ſagte er zu mir: Hier werde ich mich wohl nicht verlieben dörfen, ein alter Hund vertheidigt ſeine Hütte. Ich lachte, und ſtellte ihn meiner Geliebten unter dieſen Worten vor:

Hier iſt der bewährte Zeuge, ſagte ich, der alles, was ich ihnen erzählet habe, und noch viel mehr mit ſeiner eigenen Begebenheit bekräftigen wird. Sie antwortete: ſie wäre meiner Aufmerkſamkeit ſehr verbunden, ob ſie ſchon meiner Erzählung bereits völligen Glauben beygemeſſen hätte, und folglich

das Abhören eines Zeugen nur ihr Mistrauen verrathen würde. Ja, ja, ſagte der Marquis, wir Mannsperſonen ſagen denen Damen beſtändig Unwahrheiten genug vor; daß es daher gar wohl nöthig wäre, uns nichts zu glauben, als was wir durch bewährte Zeugen erhärten können, und wenn es auch die Wahrheit ſelbſt wäre. Für meine Tüchtigkeit habe ich eben nicht Luſt Bürge zu ſeyn. Ich kann aber dafür einen andern weit ſicherern Bürgen, und zwar eine Dame, ihnen vorſtellen, und dieſe wird und muß glaubwürdig ſeyn; weil man doch ſeinem eigenen Geſchlechte immer den meiſten Glauben beymiſſet. Er übergab ihr hierauf den Brief der **Iſabelle.** Sie las ihn, und erröthete. Ach! Madame, ſchrie der Marquis, ſie werden ſchon roth, da ſie dieſe Zeilen nur leſen? In Wahrheit, ich wollte wohl darauf ſchwören, daß **Iſabelle** nicht einmal roth geworden, da ſie den ganzen Brief geſchrieben hat. Schweigen ſie! ſchweigen ſie! rief die Dame, ſie ſind allzuloſe. Ey! Marquis! ſagte ich darauf, Scherz bey Seite! erzeigen ſie der Dame und mir vielmehr die Gefälligkeit, uns ihre verliebten Begebenheiten mit **Iſabellen** zu erzählen. Nun, nun! ſagte er, ein klein wenig Geduld, es ſoll gleich geſchehen.

Wir ſetzten uns, und er fieng ſeine Erzählung an. Allein, er machte ſie ſo weitläuftig, und er wußte ſie mit ſo vielen aufgeweckten, witzigen und oft allzumuthwilligen Einfällen auszuſchmücken, daß es Zeit zum Speiſen ward, ehe er damit nur halb fertig war. Man kündigte uns die Mahlzeit an; denn die Dame hielt in ihrem Hauſe

alles sehr ordentlich. Sie nöthigte ihn daher, mit uns zu speisen, und er verfolgte über der Mahlzeit seine Erzählung. Er beschloß sie endlich sehr lächerlich, indem er das Gefechte, in welches er mit dem Bruder der Isabellen gerathen war, sehr scherzhaft beschrieb, und es mit meinem Gefechte verglich, und zugleich saate: meine Bedienten wären viel höflicher, als die seinigen, indem sie, unserm Gegner die gebührende Ehre zu erzeigen, gewußt hätten.

Nach der Tafel hielten wir uns nicht lange mehr bey der Dame auf. Der Marquis nahm Abschied, und ich zum Scheine zugleich. Es hatte ihm aber die Gesellschaft meiner schönen Wittwe sehr wohl gefallen. daß er auch, beym Abschiednehmen, sich die Erlaubniß ausbat, ihr öfterer aufzuwarten. Sie konnte ihm zwar keine gänzlich abschlagige Antwort ertheilen; doch sagte sie: Er würde in einem Hause, in welchem alles noch so traurig aussähe, nur wenig Vergnügen genieſſen können. Er verließ sie darauf, und ich begleitete ihn bis nach seinem Hause, woselbst ich mich wegen seiner Gefälligkeit bedankte. Ich hielt mich nur einen Augenblick bey ihm auf, und kehrte darauf zu meiner Geliebten zurück.

Sie gab mir bey meiner Zurückkunft zu erkennen: der Marquis wäre keine Person vor sie. Sein Umgang gefiel ihr gar nicht; weil er in allen seinen Reden übertrieben, ausschweiffend und beynahe verwegen wäre. Er machte sich ein Vergnügen daraus, eine Dame alle Augenblicke schamroth zu machen, indem er ihr starr ins Gesichte

ſichte ſähe, und ihr zugleich die zweydeutigſten und anſtoſſigſten Redensarten vorſagte. Sie hielt ihn zugleich für ſehr boshaft, und glaubte, man hätte ſich nicht eben auf ſeine Redlichkeit zu verlaſſen. Ein Menſch, der ſehr unverſchämt in ſeinen Reden wäre, könnte unmöglich ein gutes Herz haben, oder mit der Wohlanſtändigkeit und mit der Tugend bekannt ſeyn. Wir kamen dadurch auf ein moraliſches Geſpräch, und unterſuchten, welche Aufführung derer Mannsperſonen denen Damen am beſten gefiele. Und wir machten den Schluß, nachdem wir alles wohl erwogen hatten: daß ein junger Menſch das Herz einer Dame am beſten gewinnen könne, wenn er ſtill, ehrerbietig, züchtig und ſittſam in ſeinem ganzen Umgange und in ſeinen Worten wäre. Doch müßte er auch wiſſen, gelegentlich etwas verwegener zu werden, und, wenn er ſich allein bey ihr befände, ihr auf das zärtlichſte zu begegnen. Eine ſolche Aufführung, die durch Klugheit, Vorſichtigkeit und Zärtlichkeit geleitet würde, müßte ihn ohne Zweifel glücklich machen. Ich weiß nicht, warum wir damals auf dieſe Art urtheilten; denn, wenn wir der Erfahrung hätten folgen wollen, ſo würden wir einem würdigen Betragen, einer unverſchämten Unbeſcheidenheit und einer unbändigen Dreuſtigkeit den Vorzug ertheilt haben.

Einige Tage darnach nahm ich mir vor, mich meiner verſäumten Kur zu bedienen, und ich blieb auch diesfalls ein paar Tage in meinem Zimmer. Den darauf folgenden Morgen, als ich eben aufgeſtan-

gestanden war, kam ein Bedienter meiner Dame, und brachte mir folgendes Billet.

Mein Wertheſter!

Wenn Sie noch einige Liebe zu mir tragen: ſo kommen Sie aufs eiligſte zu mir. Es ſind geſtern Sachen von gröſter Wichtigkeit, und die uns beyde betreffen, vorgefallen; die ich Ihnen daher ohne Aufſchub entdecken muß. Kommen Sie ohne Verzug. Es erwartet Sie mit Verlangen

Dero
ganz ergebene Freundinn.

Ich ließ mich darauf unverzüglich ankleiden, und eilte zu ihr. Ich traf ſie ganz allein in ihrem Kabinette an. Setzen ſie ſich, ſagte ſie bey meiner Ankunft. Ich habe ihnen eine lange Erzählung zu machen, über die ſie ſich nicht wenig verwundern werden. Es hätte wenig gefehlet: ſo wäre ich ihnen auf ewig entzogen worden; doch die Sache iſt glücklich vorbey, und überſtanden. Ich ſetzte mich darauf zu ihr, und erwartete mit Verlangen ihre Erzählung.

Als ich geſtern nach Tiſche, fieng ſie an, der Mittagsruhe zu genieſſen, mich aufs Bette geleget hatte: ſo ließ ſich mein alter Vetter, der Parlamentsadvokat, den ſie gar wohl kennen, bey mir melden. Ich ſtund daher auf, und empfieng ihn nach meiner gewöhnlichen Art. Er ſetzte ſich ganz ernſthaft bey mir nieder. Endlich nachdem er

mich

mich eine Weile ſehr genau angeſehen hatte, und zwar auf eine ſo bedenkliche Art, daß ich nicht wußte, was ich davon denken ſollte, ſagte ich: Nun, Herr Vetter! was ſoll denn das bedeuten, daß ſie mich ſo genau durch die Muſterung gehen laſſen? Sie müſſen mir dieſes gar nicht übel nehmen, verſetzte er, denn es geſchiehet zu ihrem Beſten. Es gehet in der Stadt ein ſolches Gerüchte von ihnen herum, welches ihnen eben nicht vortheilhaft iſt. Gleichwol finde ich an ihnen nichts, welches mich von der Gründlichkeit dieſes nachtheiligen Gerüchts überzeugen ſollte, ungeachtet ich mich ſonſt gar wohl auf die Damen verſtehe; denn in meiner Jugend habe ich ſehr viel Erfahrung erlanget. Ich will alſo davon ſchweigen. Wovon wollen ſie denn ſchweigen? frug ich. Das habe ich eben nicht nöthig zu ſagen, erwiederte er. Genug, ich habe eine beſſere Meynung von ihnen, als andere Leute, die ihnen vielleicht nicht allzugünſtig ſind. Ich habe ihnen vielmehr einen ganz andern Vortrag zu thun. Und, wenn ſie mir und ihrem Nutzen folgen wollen, ſo werden ſie ihn keinesweges ausſchlagen. Nun! was wird das für ein Vortrag ſeyn? fiel ich ihm fragend in die Rede. Nur Geduld! ſagte er, ſie ſollen ihn gleich hören. Ein gewiſſer junger Herr von ihrem Alter, der wohl ausſiehet, munter und aufgeweckt iſt, eine gute Lebensart beſitzet, zugleich aber von vornehmen Stande, altem Adel und groſſem Vermögen iſt, iſt heute früh bey mir geweſen, und hat mich inſtändigſt gebeten, ihnen ſeinetwegen einen Antrag

zu thun, der ihnen allerdings gefallen muß. Und ich muß ihnen zugleich im Voraus ſagen, daß ich ihm bereits diesfalls mein Wort gegeben habe. Nun! frug ich, worinn beſtehet denn dieſer beſondere Antrag? Je! ſagte er, das können ſie, als eine junge, unverheyrathete Dame leicht denken. Und gewiß, es iſt ein Antrag, den ſie ſich unmöglich beſſer wünſchen können. Kurz! hören ſie wohl zu, dieſer liebenswürdige Herr iſt in ſie verliebt, und verlangt die Ehre zu haben, ſie zu ſeiner Frau zu machen. Zu ſeiner Frau? frug ich. Ey Herr Vetter! thun ſie mir den Gefallen und grüſſen ſie dieſen ihren jungen, galanten, liebenswürdigen, reichen und vornehmen Herrn, und ſagen ſie ihm: es wäre nichts. Was? Was? ſchrie er, es wäre nichts? Ich habe es ihnen ja ſchon einmal geſagt, daß ich ihm bereits mein Wort, und zwar, hören ſie wohl darauf, mein Wort in beſter Form und in ihrem eigenen Namen gegeben habe. Das thut nichts, Herr Vetter! ſagte ich. Haben ſie ihm ihr Wort in beſter Form gegeben, ſo können ſie es auch in beſter Form wieder zurück nehmen, ſo iſt die Sache aus. Und hören ſie doch, Herr Vetter! ſoll ich einen Mann vor ſie, oder vor mich nehmen? Nein! ich ſage es ihnen, ich laſſe mich in keine Heyrath ein. Und wenn ich ja heyrathen ſollte: ſo will ich mich des Rechtes bedienen, das mir niemand abſprechen kann, und das mir bey meiner erſten Heyrath fehlte. Ich will nämlich nach meinem eignenen Kopfe heyrathen, und nicht ſo, wie es andere Leute verlangen. Ich werde alsdann

dann das Vergnügen haben, einen Mann, den ich lieben kann, zu wählen, und mir einen Gegenſtand auszuſuchen, der meine Neigung verdienet, und mit dem ich ein vergnügtes Leben führen werde. Wiewohl, es iſt noch in weitem Felde; denn zur Zeit bin ich noch gar nicht geſonnen, mich zu verehligen. Was das für ein Eigenſinn iſt! ſagte mein alter Vetter darauf. Sie wiſſen ja noch nicht, wer die Perſon iſt, die ihre Abſichten auf ſie gerichtet hat. Sie kennen inzwiſchen dieſen Herrn ſehr wohl, und wer weis, ob ſie ihn nicht ſchon längſt lieben? So wiſſen ſie mehr als ich, ſagte ich. Je! wer iſt denn dieſer ſchöne Herr, der eine ſo gute, ſo vortheilhafte Meynung in ſeine Eigenſchaften geſetzet hat? Wer er iſt? verſetzte mein Vetter, das ſollen ſie gar bald erfahren; denn er wird in einer Viertelſtunde und vielleicht noch eher da ſeyn, um ihr Jawört in eigener Perſon von ihnen zu empfangen. So? ſagte ich, wenn er deswegen kommt, ſo bedaure ich ihn; denn er wird vergebens kommen, und wenn er meinem Rathe folgen wollte, ſo mögte er ſeine Mühe lieber ſparen, und wegbleiben. Ich ſage es ihnen aufrichtig, Herr Vetter! es wird nichts daraus. Das war kurz und gut, verſetzte er. Doch, meine ſchöne Muhme! ich ſehe nun wohl, daß die Leute nicht eben ganz unrecht haben, wenn ſie ſie in einem gewiſſen Verdachte haben. Ihre gegenwärtige Aufführung überzeuget mich davon. Und ſie entdeckt mir eine Sache, durch welche ſie gewiß alle meine Hochachtung verlieren, und alle ihre Verwandten gegen ſich

aufbringen werden. So? frug ich. Darf ich mir denn von dieſer Sache, von dieſem Gerüchte, oder von dieſem Verdachte, wie ſie, es zu nennen, belieben, keine nähere Erklärung ausbitten? So wiſſen ſie denn, ſagte der alte Herr zornig, daß der junge däniſche Herr, deſſen Proceß ich bisher in Händen gehabt habe, ihr Abgott iſt, und daß ſie ſich dadurch zur allgemeinen Rede in allen Geſellten gemacht haben. Ja! und man ſagt noch mehr. Man ſagt ... hören ſie wohl ... man ſagt ... Nun was ſagt man denn? frug ich hitzig, weil er eine ſo bedenkliche Miene machte, und mit der Sprache nicht heraus wollte. Beym Teufel! ſchrie er, man ſagt, ſie wären bereits ſchwanger von dieſem ihren Galan. Hören ſie, ſagte ich erbittert, mein guter Herr Vetter! grüſſen ſie alle dieſe unverſchämten Leute, die dieſes von mir ſagen, und bitten ſie ſie, ſie mögten ſich nur um ſich ſelbſt, und nicht um andere Leute, bekümmern. Indem ich dieſes ſagte, und mich vor Aergerniß kaum der Thränen enthalten konnte: ſo gieng die Thüre des Zimmers auf. Und können ſie rathen, wer es war, der auf Veranlaſſung meines alten Herrn Vetters dreuſte herein trat? Doch ſie werden ihren Mitbuhler unmöglich errathen, ob ſie ihn ſchon ſehr genau kennen. Es war der Marquis, und zwar derſelbe Marquis, den ſie vor einigen Tagen zu mir brachten, und den ſie bisher für ihren Freund gehalten haben. Und derſelbe Marquis ...

Was? fiel ich ihr allhier in die Rede. Erlauben ſie, fuhr ich voller Wuth fort, erlauben ſie, meine

ne Wertheſte! daß ich eile, ſeine Untreue und Verwegenheit zu beſtrafen! Nein! ſagte ſie, bleiben ſie! Es iſt nicht mehr nöthig, denn er iſt ſchon dafür beſtrafet worden. Laſſen ſie mich nur meine Erzählung zu Ende bringen.

So bald nun dieſer Marquis in die Thüre trat, ſo gieng ihm mein Vetter entgegen, und ſagte ganz erbittert: Kommen ſie! kommen ſie! mein lieber Marquis! Ueberlaſſen ſie dieſe Undankbare ihrem thörichten Eigenſinne: ſie verdienet ihre Hochachtung und ihre Liebe doch nicht. Ach! was ſie ſagen? ſchrie der Marquis. Darauf warf er ſich zu meinen Füſſen, und ſagte: Wie? ſchöne Wittwe! ſie wollen meinen Antrag verwerfen? ſie wollen den treueſten, den aufrichtigſten unter allen ihren Liebhabern, unter allen ihren Anbetern, vor Liebe zu ihnen ſterben laſſen? Gehen ſie, gehen ſie, Marquis! ſagte ich zu ihm, ſagen ſie dergleichen herzbrechende Worte, die mir zu hoch ſind, andern Damen vor, die ſie beſſer verſtehen, und beſſer gewohnt ſind. Ich habe keine Anbeter, und ich verlange auch keine. Und überdieſes, ſo hat ihnen, mein Herr Marquis! mein Vetter bereits, wiewohl auf eine etwas unhöfliche Art, die man aber ſeinem Alter zu gute halten muß, meine Meynung eröffnet; und dabey wird es ſein Bewenden haben.

Hiermit ließ ich ſie ſtehen, und gieng in mein Kabinet, und ſchloß die Thüre hinter mir zu. Ich horchte hierauf, ob ich nicht verſtehen könnte, was ſie auf dieſen Beſcheid miteinander ſprechen würden? In Wahrheit! mein Herr! ſagte end-

lich der Marquis zu meinem Vetter; Sie müſſen ihrer ſchönen Muhme auch ſehr wunderlich begegnet haben, daß ſie ſie ſo aufgebracht haben? Ich habe ihr nichts, als die Wahrheit, geſagt, verſetzte mein Vetter. Und wie lautete denn dieſe Wahrheit? frug der Marquis. Da ich ihr meinen Antrag gethan hatte, ſagte mein Vetter, und ſie mir deutlich unter die Augen ſagte, daß, ungeachtet meines ihnen gegebenen Wortes, nichts aus der Sache werden ſollte: ſo können ſie leicht urtheilen, daß ich nicht wenig verdrüßlich ward. Ich ſagte ihr alſo alles dasjenige, was, wie ſie mir erzählet haben, die Leute in der Stadt von ihr reden. Und ſie haben ihr das alles unter die Augen geſagt? frug der Marquis. Freylich, ſagte mein Vetter. Und warum ſollte ich aus einer Sache ein Geheimniß machen, die, wie ſie mir bezeugt haben, in ganz Paris bekannt iſt? Ey! Ey! hörte ich den Marquis ſagen, es iſt alſo gar kein Wunder, daß ihre ſchöne Muhme ſo erſchrecklich böſe iſt. Doch hören ſie, ſetzte er hinzu . . . Hier ſprachen ſie ganz ſachte miteinander, daß ich alſo von ihrer Unterredung nichts weiter verſtehen konnte. Endlich hörte ich die Thüren des Zimmers auf- und zumachen, und, wie ich durchs Schlüſſelloch bemerkte, ſo giengen beyde fort.

Da ich mich nun von dieſem unvermutheten und verdrieslichen Zuſpruche etwas erhohlet hatte, denn ich hatte mich ſehr darüber geärgert: ſo rief ich mein Kammermägdchen, ließ mich ankleiden; denn, da ich keines Beſuches gewärtig war, auch ohnedieß, Beſuche anzunehmen, keine Luſt hatte:

ſo

ſo war ich den ganzen Tag in meinen Nachtkleidern geweſen. Ich befahl darauf, meinen Wagen anzuſpannen, und fuhr aus, ohne vor Verdruß zu wiſſen, wohin ich wollte. Ich ließ mich endlich nach einen Nonnenkloſter fahren, in welchem eine nahe Verwandtinn von mir war, die ſich nur erſt ſeit einem halben Jahre hatte einkleiden laſſen. Ich ließ ſie ans Gitter rufen, und ſaß wohl eine halbe Stunde bey ihr, und brachte die Zeit mit Geſprächen zu. Endlich kamen noch einige andere junge Nonnen zu uns, und das Geſpräche ward allgemein und luſtig. Einige wußten ſehr artige und kleine Hiſtörchen ſehr angenehm zu erzählen, andere machten witzige oder ſinnreiche Anmerkungen darüber, und ich brachte auf dieſe Art den Reſt des Nachmittags ſehr vergnügt mit ihnen zu; denn ſie hatten mich durch ihre Einfälle ganz aufgeräumt gemacht. Hierauf fuhr ich ganz munter nach Hauſe, und weil es noch nicht Zeit zu ſpeiſen war: ſo nahm ich ein Buch, und vertrieb mir damit die Langeweile. So bald ich geſpeiſet hatte, ließ ich mich auskleiden. Mein Kammermägdchen aber kam mir dabey ganz wunderlich vor. Sie veränderte einmal über das andere die Geſichtsfarbe, und alles, was ſie angriff, griff ſie verkehrt an, daß ich auch nicht wußte, was ich von ihr denken ſollte. Ich fragte ſie endlich, was ihr fehlte? Ich konnte aber mit allen meinen Fragen nichts anders von ihr herausbringen, als daß ſie über Kopfſchmerzen klagte; und dabey ließ ich es auch bewenden. Ich legte mich endlich ins Bette. Da ich aber noch nicht

schläfrig war: so mußte sie mir das Buch langen, in welchem ich zuvor gelesen hatte, und mir darauf einen Geridon mit einem Wachslichte vors Bette setzen. Hierauf ließ ich sie von mir.

Nachdem ich etwa eine Stunde gelesen hatte: so hörte ich ein Geräusche in der Nähe. Ich steckte den Kopf zum Bette heraus, und horchte, aber es war stille, und ich dachte, ich hätte mich betrogen, oder meine Leute mögten sich vielleicht mit einander lustig machen. Gleichwohl kam es mir bedenklich vor, daß ich auch diesfalls klingelte. Es wollte aber niemand hören, und ich klingelte daher verschiedenemale, aber vergebens. Endlich kehrte ich mich nicht weiter daran, und ich las wieder, denn ich konnte gar nicht schläfrig werden, und es war mir, als ob ich die ganze Nacht nicht schlafen sollte. Als ich nun etwa wieder eine Viertelstunde gelesen hatte: so hörte ich abermal ein Geräusche, zugleich sprang, mit einem grossen Gepolter, die Thüre meiner Kleiderkammer, die, wie sie wissen, am Ende des Schlafzimmers ist, auf. Ich erschrack nicht wenig, und sprang vor Furcht, ohne mich lange zu besinnen, zum Bette heraus, und wollte die Thüre des Zimmers suchen. Allein, als ich in der Mitte des Zimmers war, so trat mir eine lange, weisse und fürchterliche Gestalt entgegen. Halt! rief sie. Vor Schrecken zitterte ich über und über, und ich konnte mich kaum auf den Füssen erhalten. Endlich erhohlte ich mich etwas, und hielt mich an einen, hinter mir stehenden, Stuhl. Ich bekam endlich so viel Muth, das Gespenste anzusehen. Ich erblickte

erblickte nunmehr ein altes mageres Geſicht, aus deſſen Munde feurige Strahlen ſchoſſen. Was mich aber am meiſten erſchreckte, das war die Einbildung; denn es kam mir vor, als ob dieſe Figur meinem verſtorbenen Manne ſehr ähnlich wäre. Heilige Marie! ſchrie ich endlich mit Furcht und Zittern. Heilige Marie! ſtehe mir armen Sünderinn bey! Das Geſpenſt winkte mir hierauf ſehr ehrbar mit der Hand, als ob es Stilleſchweigen verlangte. Endlich ſagte es mit einem langſamen, hohlen und dumpfichten Tone: **Margareta Bellieu!** (denn das iſt mein Geſchlechtsname,) es ſind nun ſchon einige Monate verfloſſen, ſeit dem mich, deinen verſtorbenen Mann, dein niederträchtiges und ruchloſes Betragen in meiner Ruhe geſtöret hat. Entweder heyrathe die dir heute angetragene Perſon, oder ich werde künftige Nacht wiederkommen, und dich auf eine entſetzliche Art plagen. Indem das Geſpenſt ſeine Rede anfieng, ſchlich mich langſam und rücklings nach der Thüre zu. Es hatte ſeinen Vortrag eben geendiget, als ich auch die Thüre plötzlich aufriß. Ich eilte durchs Vorgemach, nach der Treppe zu, wo ich ein entſetzliches Geſchrey erhub, und alle meine Leute mit ihren Namen rief. Sie hatten unten in der Pforte unter der Treppe in der Kammer meines Schweizers geſeſſen, daher hörten ſie mich ſo fort. Sie ſtürmten darauf alle zugleich, wie der Blitz, die Treppe hinauf. Ich ſagte mit keichender Stimme, denn ich hatte mich ganz heiſer geſchrieen: Ins Schlafgemach! Ins Schlafgemach!

mach! zugleich wies ich mit der Hand ins Zimmer. Sie konnten aus mir zwar nicht klug werden, doch folgten ſie meinem Befehle, und eilten ins Schlafgemach. Ich folgte ihnen von ferne nach, allein, als wir hinein kamen, ſo war kein Geſpenſt vorhanden.

Da ich nun Leute um mich hatte: ſo bekam ich wieder Muth; insbeſondere, da ich den partheiiſchen Vortrag deſſelben überlegte, und es mir daher deſto verdächtiger vorkam, zumal da ich ohne dieß nicht ſonderlich an die Geſpenſtern glaubte. Da mich nun meine Leute mit Verwunderung anſahen, und nicht wußten, warum ich ſie ſo erſchrocken gerufen hatte: ſo erzählte ich ihnen endlich, es wäre ein Geiſt in der Geſtalt ihres verſtorbenen Herrn in mein Schlafzimmer gekommen, und ich glaubte, er müßte aus der Kleiderkammer gekommen ſeyn. Da ſie dieſe Nachricht hörten: ſo wurden die meiſten ſo bleich, wie ein weiſſes Tuch, und ſie zitterten vor Furcht, ob ſie ſchon nicht das geringſte ſahen. Was iſt euch denn? ſagte ich zu ihnen. Ihr ſehet ja nichts. Faſſet doch Herz! ich glaube ganz gewiß, es war kein rechter Geiſt. Mein Schweizer, der ein Proteſtante iſt, und an der Wiederkunft der Seelen der Verſtorbenen noch immer gezweifelt hatte, war der herzhafteſte, daher ſagte er zu ſeinem Kameraden: Sapperment! Sapperment! (denn dieſes iſt immer ſein Wort.) Laßt uns den Teufel ſuchen, wir wollen doch ſehen, wie er ausſieht. Meine übrigen Bedienten erhohlten ſich endlich auch wieder, ſie bekamen Muth, und fiengen an, alles durchzuſuchen.

ſuchen. Ihre Mühe aber war lange Zeit vergeblich. Endlich ſagte mein Kutſcher, der, nach dem Schweizer, der beherzteſte iſt: Mich dünkt, da um dieſe Kiſte herum hat ſich etwas gerühret. Wo? Wo? rief der Schweizer. Sapperment! Das iſt vortreflich! nun werden wir ihn finden. He! Gnädiger Herr Teufel! He! Laſſen ſie ſich doch einmal ſehen! Sapperment! Wo ſtecken ſie denn? Hiermit ſtieß er an die Kiſte, die denn ſo fort aufſprang, und das Geſpenſt entdeckte. Sie fielen alle einmüthig über ſelbiges her, und ob es ſchon jämmerlich zu ſchreien anfieng, und mich um aller Heiligen Willen bat, ihm zu Hülfe zu kommen, und es aus der Hand meiner Leute zu retten: ſo zogen ſie es doch aus der Kiſte, und ſchlugen tapfer darauf los. Beſonders hielten der Kutſcher und der Schweizer ſich ſehr wohl. Sie riſſen ihm ſeine geſpenſtermäßigen Kleider beynahe herunter, und theilten ihm eine ſolche Tracht Schläge mit, daß mir endlich bange ward, ſie mögten es wohl gar zu Tode prügeln. Alle lachten, ſchrien, prügelten darauf los, und ſpotteten des armen Teufels aufs ärgſte. Ich bemüthe mich daher, ſie von fernern Gewaltthätigkeiten abzuhalten. Ich hatte aber groſſe Mühe, ihren Eifer zu bezähmen, und ſie aus der Kammer zu bringen. Sie giengen endlich ins Vorgemach, um es daſelbſt aufs neue zu empfangen, und ihm das Geleite bis vor die Pforte zu geben. Als ich nun mit meinem Geſpenſte allein war: ſo fiel es mir zu Füſſen, und ſagte: Ach! Madame! was für Dank bin ich ihnen für die Gütigkeit ſchuldig, daß ſie mir das

Leben

Leben gerettet haben. Ihre Leute hätten mich unfehlbar todt geſchlagen.

Nunmehr kam mein Kammermägdchen zum Vorſcheine, die bisher, ſo lange die Hiſtorie gedauert hatte, unſichtbar geweſen war. Ich ſahe ſie mit zornigen Augen an. Sie fiel mir aber zu Fuſſe, und bat um Vergebung ihres Verbrechens, zu welchem ſie faſt wider ihren Willen wäre verleitet worden. Das Geſpenſt hatte inzwiſchen ſeine Maſke abgenommen, der es die alte magere und meinem Manne ähnliche, Bildung zu danken hatte; und ich ſahe nunmehr unſern leibhaftigen Marquis vor mir liegen. Ich mußte über ſeine Figur nicht wenig lachen, ſo zornig ich auch war. Doch da er ungemein kläglich that, und ſagte: er glaubte, es wären ihm alle Ribben im Leibe zerſchlagen, ich auch gar wohl ſahe, daß es ihm nicht moglich war, ſich, als er aufſtehen wollte, ohne Hulfe aufzurichten: ſo dauerte mich doch ſein Zuſtand etwas. Gleichwol ſagte ich ſehr ernſthaft zu ihm: Herr Marquis! ſie müſſen dasjenige, was ihnen anitzt begegnet iſt, als eine wohlverdiente Strafe ihrer Verwegenheit und ihrer Untreue anſehen. Sie haben nicht nur eine Dame wider ihren Willen zwingen wollen, ſich mit ihnen zu verheyrathen, ſondern ſie haben auch einen Freund, der ſie zuerſt zu mir geführet hat, auf die unanſtändigſte Art hintergangen. Und was für ein Betragen iſt gegenwärtiger unehrbarer Streich? Iſt es der Ehre einer Dame nicht nachtheilig, daß ſie mich in einer ſolchen verdächtigen Kleidung mitten in der Nacht überfallen? Pfuy! ſchämen ſie ſich

einer

einer ſo niederträchtigen Aufführung wegen! Doch ich will ſie ihrem eigenen Gewiſſen überlaſſen, wo ſie noch einiges beſitzen, das wird mich, durch die gerechteſten Vorwürfe, noch ärger an ihnen rächen, als itzt meine Bedienten mich an ihnen gerächet haben. Nehmen ſie nunmehr ihre Maſke wieder vor; ich will meine Leute rufen, die ſie in eine Miethkutſche ſetzen ſollen, damit ſie ohne weitere Beſchimpfung nach Hauſe kommen können. Ich will inzwiſchen hoffen, ſie werden ſich die Luſt, ein Geſpenſt fernerhin vorzuſtellen, nunmehr vergehen laſſen; wie ich denn auch nicht zweifele, ihre hitzige Neigung gegen mich, werde ſich wohl ziemlich abgekühlet haben.

Mit dieſen Worten gieng ich von ihm und rief einen meiner Bedienten, dem ich denn befahl, eine Miethkutſche zu ſchaffen, und ſie ſollten dieſen Herrn hinein ſetzen, damit er ſich könnte dahin fahren laſſen, wohin er wollte. Sie ſollten ihn aber nicht weiter beſchimpfen, ſondern ihm mit aller Höflichkeit begegnen. Mein Kammermägdchen gab ihm ſeinen Stock, Degen und Hut, die ſie in Verwahrung hatte, und ein paar meiner Leute nahmen ihn zwiſchen ſich, und führten ihn fort, und kamen im übrigen meinem Befehle genau nach.

Nunmehr nahm ich mein Kammermägdchen vor. Ich ſetzte ſie ſehr nachdrücklich zur Rede, warum ſie dem Marquis zugelaſſen, ſich in mein Zimmer zu verſtecken? Sie fieng an, zu weinen, und geſtund mir: Mein alter Herr Vetter ſo wohl, als der Marquis, hätten ihr verſprochen, alle

Ver-

Verantwortung, die sie davon haben könnte, über sich zu nehmen. Der letztere hätte seine Worte mit einer Handvoll Dukaten begleitet, der erstere aber habe so wohl mit Drohungen, als mit guten Worten, in sie gesetzet, und beyde hätten sie bald mit Gewalt dazu gezwungen, daß sie endlich nicht länger widerstehen können. Sie habe den Marquis, indem ich gespeiset hätte, durch ein paar Nebenzimmer geführet, und in die Kleiderkammer versteckt, wo er sich hierauf verkleidet, und darauf in die grosse Waschkiste, mehrerer Sicherheit wegen, versteckt; in welcher er dann so lange zugebracht, bis er geglaubt, ich wäre eingeschlafen. Nach diesem Berichte erfolgte von mir ein derber Verweis, und ich drohete ihr, sie mit anbrechenden Tage fortzujagen. Sie umfassete aber meine Knie, und bat mich aufs wehmüthigste um Gnade. Sie versprach, unter vielen Thränen, niemals etwas zu unternehmen, welches mich nur einigermassen beleidigen mögte, und sie schwur, sich niemals wieder bestechen zu lassen. Ich ließ mich endlich durch ihr Bitten, Klagen und Versprechen besänftigen Ich vierzieh ihr, doch mit der Bedingung, daß auch das geringste Versehen keine weitere Nachsicht haben sollte. Um mich aber an meinem alten Vetter einigermassen zu rächen, daß er Theil an einer so niederträchtigen Handlung genommen hatte: so sagte ich zu meinem, nun wieder erfreuten, Mägdchen: ich wollte nunmehr versuchen, ob ich mich auf ihre Treue besser, als zuvor, verlassen könnte. Hierauf befahl ich ihr, meinen Wagen eiligst anspan-

ſpannen zu laſſen, ſich unverzüglich hinein zu ſetzen, und darauf zu meinem alten Vetter zu fahren. So bald ſie vor ſeinem Hauſe wäre, ſo ſollten der Kutſcher und der mitgegebene Lakay erſchrecklich an die Pforte andonnern, und einen groſſen Lärmen machen. Ich wußte, wie ſehr bequem er war, und daß man ihm dadurch den größten Poſſen ſpielen und ihn am heftigſten ärgern konnte, wenn man ihn aus ſeinem erſten Schlafe, auf eine ſo plötzliche und gewaltſame Art, ſtörte. Wenn er nun aufmachen lieſſe: ſo ſollte ſie gerade nach ſeinem Schlafzimmer eilen, und ihm ſagen: er mögte ſich ſo fort in meinen Wagen ſetzen, und zu mir kommen. Der Marquis wäre bey mir, und ich wäre mittlerweile ganz anders als zuvor geſinnet. Es käme daher nur blos auf ihn an, die Sache zum gänzlichen Schluſſe zu bringen.

Mein Befehl ward ausgerichtet. Sie fuhr zu ihm, und mein guter alter ehrlicher Vetter ward durch das abſcheuliche und donnernde Gepolter, welches meine Leute an der Pforte machten, aus ſeiner ganzen Gelaſſenheit gebracht. Er wachte darüber auf, und fluchte wider ſeine Gewohnheit erſchrecklich, daß man ſich unterſtünde, ihn ſo ſpät und ſo unhöflich in ſeine Ruhe zu ſtören. Endlich, als das ihm ſo fürchterliche Gepolter kein Ende nehmen wollte, befahl er, der Pförtner ſollte aufmachen, und zuſehen, wer ſo verwegen wäre, ihm dieſe Unruhe zu machen. Da aber der Pförtner beym Aufmachen meinen Wagen, meine Bedienten und mein Kammermägdchen ſahe: ſo ließ er dieſe letztere ungehindert ins

Haus

Haus gehen, die denn ohne Verzug ihren Weg nach dem Schlafgemache des alten Herrn nahm, und sie war vor seinem Bette, ehe er noch wußte, wer so spät vorhanden wäre. Er machte grosse Augen, da er sie sahe. Wie? zum Teufel! schrie er, Jungfer, wo kommt sie in der Nacht her? Ich? sagte sie, ich bringe ihnen eine gute Zeitung. Der Marquis hat seine Sachen recht gut gemacht, und meine Frau und er sind die besten Freunde. Es kommt nunmehr blos auf sie an, mein Herr! und daß sie sich in den Wagen meiner Frau, der vor ihrer Pforte hält, unverzüglich setzen; denn ich bin ausdrücklich hergeschickt worden, sie diesfalls abzuhohlen. Ey! sagte er, ich kann unmöglich aufstehen. Zum Henker! können sie sich denn nicht allein mit einander vergleichen? Und was wird ihnen der dritte Mann helfen sollen? Wenn sie denn nicht wollen, versetzte mein Kammermägdchen, so weiß ich weder dem Marquis, noch ihnen weiter zu helfen. So weit ist alles gut von Statten gegangen, und nun, da es auf sie ankommt, um der Sache den Ausschlag zu geben: so ziehen sie auf einmal zurücke, da sie doch anfangs so hitzig waren. Sie sehen inzwischen wohl, daß es Ernst seyn muß, weil der Wagen meiner gnädigen Frau selbst da ist, der ja, ohne ihren ausdrücklichen Befehl, nicht einmal angespannt werden darf. Ihr eigener Kutscher sitzt auf dem Bocke, und **Jacob**, unser Bedienter, stehet hinten auf. Nun! nun! geht der Mund nicht wie eine Klappermühle; sagte mein Vetter. Hör nur einmal auf zu plappern, und gehe nur

ein

ein wenig ins Vorzimmer und laß mir einen meiner Leute heraufkommen: ſo will ich euch endlich den Gefallen thun, und mitfahren. Er ließ ſich hierauf eiligſt ankleiden, und ſetzte ſich in den Wagen. Aber wie verdrieslich war er, als er ſahe, wie ſehr er betrogen war!

Als er in mein Schlafzimmer tratt, redete ich ihn mit dieſen Worten an: Herr Vetter! nach dem oroben und einem ehrbaren Manne ganz unanſtändigen Streiche, den ſie und ihr Narre vom Marquis mir geſpielet haben, war es nöthig, ihnen wenigſtens einige Beſchwerlichkeit zu machen: um ihnen nur einigermaſſen fühlen zu laſſen, wie ärgerlich es iſt, wenn man des Nachts unvermuthet im Schlafe geſtöret wird. Ich habe ſie aber auch diesfalls zu mir hohlen laſſen, damit ſie mir eine ſo unwürdige Aufführung abbitten, und mir verſprechen, ſich nicht in die geringſte Sache, die mich angehet, ohne meinen Beyfall und ohne mein Verlangen zu miſchen. Dem Marquis aber werden ſie in meinem Namen ausdrücklich unterſagen, ſich niemals meinem Hauſe wieder zu nähern, ſonſt würden mein Schweizer und mein Kutſcher ihr Meiſterſtück noch einmal an ihm machen. Er war ganz beſchämt, als er mich ſo reden hörte, und ſo erzürnt ſahe. Endlich machte er einen groſſen, altfränkiſchen Reverenz, den er mit einem ſehr verdrieslichen Geſichte begleitete, und ſagte: weil ſie denn ihr Glück muthwillig verſcherzen wollen: ſo bitte ich ihnen hiermit ab, daß ich auf ihren Vortheil bedacht geweſen bin; ich werde mich auch inskunftige hüten,

mich in etwas zu miſchen, was ſie betrift; denn ich ſehr wohl, ſie ſind der aufrichtigen Vorſorge ihres alten und erfahrnen Vetters nicht werth. Was aber den Marquis betrift: ſo iſt ihm ganz recht geſchehen, daß er eine gute Bezahlung für ſeine Mühe bekommen hat. Warum hat er ſeine Sachen nicht klüger angefangen? Hiermit gieng er ganz entrüſtet fort, und fuhr unter Begleitung meiner Bedienten wieder nach ſeinem Hauſe. Er hatte den ganzen Weg über beſtändig und gewaltig gebrummt, daß man ihn ſo zum Beſten gehabt, und als er in ſeine Pforte kam: ſo hatte es noch der Pförtner entgelten müſſen, weil er meinem Kammermägdchen aufgemacht, und ſie hineingehen laſſen. Dieſer arme Kerl mochte ſich entſchuldigen, und ſeinen eigenen Befehl, aufzumachen, vorſchützen, wie er wollte: ſo ward er doch gewaltig ausgeſcholten, und dieſes Schelten hatte nicht eher aufgehört, bis er ſich wieder ins Bette geleget hatte. Meine Leute, die ihn begleitet hatten, brachten mir dieſe Nachricht. Hierauf legte ich mich auch wieder ins Bette. So bald ich nun heute früh erwachte, ließ ich ſie, mein Wertheſter! zu mir bitten; weil ich glaubte, dieſe Begebenheit verdiente ihre Aufmerkſamkeit. Sie haben aber nunmehr auch nicht nöthig, ihren Zorn an dem Marquis abzukühlen; meine Bedienten haben ſie, doch ohne zu wiſſen, wen ſie ſchlugen, dieſer Mühe überhoben, die ohnedieß ihnen nicht anſtändig geweſen wäre. Er müßte auf eine andere Art gezüchtiget werden, denn ſein Verbrechen war viel zu niederträchtig, als daß

es verdienet hätte, von ihnen ſelbſt beſtrafet zu werden.

Nach dem Schluſſe dieſer Erzählung bezeugte ich meiner Geliebten eine aufrichtige Dankbarkeit. Insbeſondere entzückte mich ihr muthiges Betragen gegen ihren Vetter. Und da ich daraus ihre aufrichtige und ungehäuchelte Neigung zu mir aufs deutlichſte erkannte: ſo vermehrte ſich dadurch meine heftige Liebe gegen ſie noch ſtärker. Ich ſahe es gar wohl ein, wie viel Urſache ich hatte, ihr beſtändig verpflichtet zu ſeyn. Die Verbindung mit dem Marquis, der ſehr reich, und von einem derer anſehnlichſten Geſchlechter in Frankreich war, wäre ihr allerdings ſehr vortheilhaft geweſen, und konnte ich ihr alſo eine ſo vollkommene Probe ihrer Gegengunſt genug verdanken? Indem wir uns nun über dieſe Hiſtorie noch unterredeten, ſonderlich aber des geprügelten Geſpenſtes und des Verdruſſes des alten Herrn lachten, kam das Kammermägdchen ins Kabinet, und meldete, der alte Herr Vetter wäre in ſeinem Wagen vor der Pforte, und hätte ſeinen Bedienten herauf geſchickt, um zu vernehmen, ob er ſich unterſtehen dörfte, ihr ſo früh aufzuwarten? Dieſer unerwartete Beſuch und das ſehr höfliche Compliment, das er ihr machen ließ, ſetzten uns in beſondere Aufmerkſamkeit. Die Dame gab endlich zur Antwort: ſie ſollte ihm nur melden, er würde ihr ſehr willkommen ſeyn. Das Mägdchen gieng mit dieſem Beſcheide fort, und die Dame verlangte darauf ausdrücklich von mir, ich ſollte bey ihr bleiben, um zu hören, was der alte Herr

vorbringen würde. Ich folgte ihrem Verlangen, und wir empfiengen den alten Herrn in dem Vorzimmer. Er ſtutzte nicht wenig, als er mich erblickte. Er bat darauf die Dame, ihn auf einen Augenblick in ihr Kabinet zu führen, weil er gerne die Ehre haben wollte, ſie auf ein paar Worte insgeheim zu ſprechen. Sie entſchuldigte ſich aber, und ſagte, es wäre dieſes gar nicht nöthig, weil ſie einen Freund bey ſich hätte, der alle ihre geheimſten Angelegenheiten wiſſen dörfte; ſie hätte mir auch bereits die geſtrigen Begebenheiten umſtändlich erzählet, und ſie wüßte, ich würde ſie nicht weiter bringen; er dörfte alſo nur ohne Scheu, ihr alles ſagen, was er wollte. Dieſe Antwort mogte ihn ſehr ärgern, denn er ſtampfte mit dem Fuſſe, er nahm Schnupftoback und mit dem Munde biß er in ſeinem Stockknopf. Doch mit Worten hielt er an ſich, und ſagte nichts, welches ihr hätte empfindlich ſeyn können. Er wiederholte nur ſeine Bitte um eine geheime Unterredung. Da ſie ihn nun ohnedieß genung geärgert hatte: ſo wollte ſie ihn nicht noch verdrieslicher machen; ſie gieng daher mit ihm ins Kabinet, und ich blieb inzwiſchen im Zimmer. Dieſe geheime Audienz dauerte nur ſehr kurze Zeit; ſie kamen gar bald zurück, und der alte Herr nahm ſowohl von ihr als von mir ſehr höflich Abſchied, und verließ uns, ohne uns lange beſchwerlich zu ſeyn.

Nach ſeiner Entfernung entdeckte mir die Dame; er habe ſie im Namen des Marquis inſtändigſt gebeten, ihm nur dieſe Gefälligkeit, ſeiner Familie wegen, zu erzeigen, und alles, was zwiſchen ihnen

ihnen vorgefallen wäre, geheim zu halten. Da ſie nun aber die Sache mir bereits offenbaret hätte; ſo bäte er, ſie mögte mich zugleich erſuchen, verſchwiegen zu ſeyn. Die Sache wäre nun einmal vorbey, und der Marquis geſtraft genung, alſo könnten wir ihm dieſe Gefälligkeit gar leicht zugeſtehen. Sie hatte ihm darauf ſo wohl meinet- als ihrentwegen ihr Wort gegeben, und er war gar ſehr damit zufrieden geweſen. Hiernächſt hatte er ihr gemeldet, der Marquis befände ſich ſehr übel, und allem Anſehen nach, würde er wohl eine gute Zeit Bette und Zimmer hüten müſſen. Er war übrigens ſehr höflich geweſen, und hatte zugleich ſeiner Aufführung wegen um Verzeihung gebeten; in Anſehung meiner Perſon aber hatte er kein Wort geſagt. Wir waren daher ſehr wohl zufrieden, daß er ſich ſo vernünftig aufgeführet hatte. So ſchloß ſich dieſe Begebenheit, von der wir uns keine weitere Folgen vermutheten, und ſie endlich faſt gänzlich vergaſſen. Wir glaubten in guter Sicherheit zu ſeyn, ohne zu gedenken, daß ſie uns mit der Zeit in ſehr gefährliche und tödtliche Umſtände verſetzen würde.

Einige Wochen darnach erhielt ich Briefe von meinem Freunde, die mir die Nachricht ertheilten, er würde in kurzen wieder in Paris ſeyn. Meine ſchöne Wittwe fieng daher an, ſich zu beklagen, daß ich ſie nun bald verlaſſen würde. Ich tröſtete ſie aber aufs beſte; denn da mein Widerwillen gegen das Heyrathen ſich nun gänzlich verloren hatte: ſo war es mir leicht, ſie wieder munter zu machen. Ich erklärte mich gegen

ſie: Ich wäre bereit, mich mit ihr auf ewig zu verbinden, wenn ſie mir ihre Hand ſchenken wollte. So bald mein Freund wieder zurückgekommen wäre, ſo ſollte unſere Hochzeit nicht länger aufgeſchoben werden. Auf mein Erſuchen machte ſie hierauf unſere ſo nahe Verbindung allen ihren Verwandten bekannt, und da ſie ihren freyen Willen hatte: ſo unterſtund ſich niemand, ihr entgegen zu ſeyn, obſchon einige derſelben nicht allzuwohl damit zufrieden waren. Wir ſahen nunmehro dieſem glücklichen Tage mit Verlangen entgegen; allein folgender unglücklicher Zufall machte alle unſere Freude zunichte.

Einige Tage nachher, als wir die Beſchwerlichkeiten derer häufigen Glückwünſchungen vieler Perſonen überſtanden hatten, ſaſſen wir des Abends ſehr vertraut beyſammen. Sie entdeckte mir damals, daß meine Liebkoſungen eine gewiſſe Wirkung bey ihr gethan hätten, die uns nöthigen würden, die, zu unſerer Verbindung annoch nöthige öffentliche, Ceremonie zu beſchleunigen. Weil ich aber meinen Freund aufs höchſte binnen drey Wochen gewiß erwartete: ſo beſchloſſen wir, der Tag nach ſeiner Ankunft ſollte unſer Hochzeittag ſeyn; ſollte er aber, wider Vermuthen, länger ausſenbleiben: ſo wollten wir auch nicht länger auf ihn warten. Dieſes gab uns Gelegenheit zu einem vertrauten Geſpräche, welches Freude, Vergnügen und Zärtlichkeit ungemein angenehm machte. Die Zeit verſtrich uns ſo dabey unvermerkt, daß es bereits ſehr ſpät in der Nacht war, als ich meinen Abſchied nahm. Ihr Wagen ſtund ſchon lange

fertig,

ſertia, und erwartete meiner vor der Pforte, mich nach Hauſe zu fahren. Als ich nun in den Wagen ſteigen wollte, ich aber meinen Stock fallen ließ, und mich, um ihn aufzuheben, bückte: ſo geſchahe plötzlich ein ſtarker Schuß, der mich zu Boden warf. Der Bediente, der den Wagen aufgemacht hatte, erſchrack darüber, und lief ins Haus, wo er ein erſchreckliches Geſchrey machte. Man kam mit Fackeln, um ſich nach dem Thäter und nach mir umzuſehen. In Anſehung des erſtern war alle Mühe umſonſt. Das Haus war ein Eckhaus, und es liefen daſelbſt vier Straſſen zuſammen, daher der Thäter ohne Mühe ſich gar leicht verbergen, oder entwiſchen konnte. Mich aber fanden ſie für todt bey dem Wagen auf der Erde. Sie huben mich unverzüglich auf, und trugen mich, ſo wie ich war, zur Dame ins Zimmer. Sie war, ſo bald ſie erfuhr, was mir begegnet war, in eine heftige Ohnmacht gefallen, und ihr Kammermägdchen hatte geglaubt, ſie würde ſich ſchwerlich wieder erhohlen. Ein Bedienter ſetzte ſich darauf unverzüglich in den Wagen, und fuhr nach meinem Hauſe, meinen Kammerdiener, den alten **Heinrich** zu hohlen, und zugleich einen erfahrnen Wundarzt mitzubringen.

Sie kamen gar bald zurücke, und fanden mich noch in meiner vorigen Ohnmacht. Man hatte mich in einem andern Zimmer auf ein Bette gelegt, und ſich viele Mühe gegeben, mich zu ermuntern. Der Wundarzt und mein **Heinrich** unterſuchten mich ſehr genau, und brachten es endlich ſo weit, daß ich mich wieder erhohlte. Sie frag-

ten mich, wie ich mich befände, und ob ich verwundet wäre? denn sie hatten mit aller ihrer Untersuchung keine Wunde an mir finden können. Ich sagte, ich befände mich ausserordentlich matt, und ich glaubte, ich müsse gefährlich verwundet seyn, besonders klagte ich über den untersten Theil des Rückgrades, wo ich grosse Schmerzen fühlte. Sie kleideten mich darauf eiligst aus, und fanden, da sie mir den Rock ausgezogen hatten, das Hemde unten ganz blutig. Als sie mir aber die Beinkleider vollends auszogen: so schoß ihnen das Geblüte strommweis entgegen. Nunmehr entdeckte der Wundarzt die Wunde ohne Mühe. Er untersuchte sie sehr genau, und fand, daß die Kugel durch die Beinkleider über dem dicken Fleische nach dem Rückgrade hinaufgegangen, wo sie aber, weil ich mich gebückt hatte, zwischen dem Gesässe und dem Rückgrade durch die blosse Haut gegangen war, und weiter keinen Schaden verursachet hatte. Mein Glück war es also gewesen, daß ich mich eben nach meinem Stocke gebücket hatte, sonst würde der Schuß allerdings tödtlich gewesen seyn. Der heftige Stoß, den mir die Kugel gegeben, hatte mich zu Boden geworfen, die starcke Erschütterung aber, und weil ich im Fallen mit dem Kopfe an die Kutsche gestossen hatte, hatten mich ohnmächtig gemacht. Da auch die starke Verblutung, indem es wohl eine halbe Stunde und länger dauerte, bevor ich Hülfe bekam, mich ausserordentlich entkräftet hatte; so war dem Wundarzte nicht wenig bange dabey. Die Wunde an sich selbst war von keiner Bedeutung;

die

die Kugel hatte blos das Fleiſch und die Haut berühret, aber weder einer Ader von Wichtigkeit noch einem Knochen Schaden zugefüget.

Nachdem ich nun endlich verbunden, und das Geblüte aufs möglichſte geſtillet war: ſo erkundigte ich mich nach meiner Geliebten. Man ſagte mir, der Zufall, der mir begegnet wäre, hätte ihr ein auſſerordentliches Schrecken verurſachet, und ſie wäre in eine tiefe Ohnmacht gefallen, aus der man ſie noch nicht wieder bringen könnte. Der Wundarzt eilte daher aufs geſchwindeſte zu ihr, und da alle andere Mittel vergebens waren: ſo eröffnete er ihr eine Ader. Dieſes that die gehoffte Wirkung, und ſie erhohlte ſich ſo fort. Ihre erſte Frage war dieſe: ob ich noch am Leben wäre, und wie ich mich befände? Man ſagte ihr, die Wunde hätte nichts ſonderliches zu bedeuten, das Wichtigſte wäre dieſes, daß ich mich gar ſehr verblutet hätte, doch wäre ich gänzlich auſſer Gefahr. Sie wollte dieſem ſchmäuchelhaften Berichte keinen Glauben beymeſſen; man mußte ſie daher in das Zimmer bringen, in welches man mich gebracht hatte. So bald ſie mich erblickte, flog ſie gleichſam vor mein Bette. Nun wie befinden ſie ſich, mein Liebſter? frug ſie. Ich ſagte, ich wäre überzeugt, daß mein Zufall von ſchlechter Bedeutung wäre, denn meine Wunde würde gar bald zu heilen ſeyn. Zugleich bedankte ich mich für ihre liebreiche Vorſorge, und bat ſie, ſich zu beruhigen. Inzwiſchen tratt der Wundarzt zu uns, und ſagte: es wäre nöthig, daß ich mich des Redens und aller heftigen Gemüthsbewegun-

gen enthielte, weil die Wunde noch allzu neu wäre. Da er auch den Zuſtand der Dame bemerkte, und wie ſehr ſie ſich erſchrocken hatte, ſie ihm auch ſehr bedenklich vorkam: ſo bat er ſie gleichfalls, ſich ins Bette zu legen, und für ihre Geſundheit zu ſorgen, insbeſondere aber, ſich aller unruhigen Gedanken zu entſchlagen. Man beredete ſie alſo, daß ſie ſich ins Bette legte. Der Wundarzt aber brachte die Nacht bey mir zu; denn da er, wegen des häufig von mir gegangenen Geblütes, ſehr beſorgt war, auch eine heftige Bewegung des Gemüthes an mir bemerkte: ſo wollte er mich nicht eher verlaſſen, bis er geſehen hätte, welche Wirkung die erſte Verbindung bey mir thun würde. Er ſorgte auch für die Dame; denn da er, an ihr gewiſſe Kennzeichen eines heftigen Fiebers bemerkt zu haben, glaubte: ſo war er bemühet, alle gehörige Vorſicht dagegen anzuwenden. Er ließ daher noch einen erfahrnen Arzt fodern, der gar bald die Nothwendigkeit dieſer Vorſorge erkannte, und einige Mittel dagegen verordnete. Allein, ungeachtet aller dieſer Bemühungen, wurde ſie doch immer kränker. Mit mir hingegen beſſerte es ſich ſo merklich, daß ich, als ich das andremal verbunden ward, die vollkommenſte Verſicherung erhielt, wenn ich mich nur einigermaſſen nach einigen gewiſſen Geſundheitsregeln, die man mir vorſchrieb, richten wollte: ſo würde ich nicht über acht Tage das Bette zu hüten haben, und in vierzehn Tagen würde ich unfehlbar wieder ausgehen können.

Inzwiſchen verſchwieg man mir, mit gutem Vorbedacht, den wahren Zuſtand meiner Geliebten. Man ſagte mir nur den erſten Morgen, ſie hätte ſich nach dem Schrecken nicht wohl befunden; daher hätte ihr der Arzt, den man, hieß es, eigentlich meinetwegen berufen hätte, einige Arzeney verordnet, deren ſie ſich dieſen Tag über bedienen müßte, ohne ſich aus dem Zimmer zu machen. Auf dieſe Weiſe vergiengen zweene Tage, ohne daß ich meine Dame zu ſehen bekam. Endlich den dritten Tag, da es ſich ſchon ſehr mit mir gebeſſert hatte, kam des Morgens das Kammermägdchen zu mir vors Bette. Sie ſagte, ich mögte mich nur nicht erſchrecken, ihre gnädige Frau wäre ſehr krank, und ſie verlangte, mich, ſo bald, als es möglich wäre, zu ſprechen. Sie ließ mich daher bitten, ich mögte mich zu ihr in ihr Zimmer tragen laſſen. Ich ließ ihr ihr Gewerbe kaum zu Ende bringen; ich fiel ihr vor Schrecken in die Rede, und frug ſie nach den Umſtänden der Krankheit, und ob auch Gefahr vorhanden wäre? Darauf erfuhr ich, daß die Dame, nachdem ſie mich in der erſten Nacht verlaſſen, ſelbige Nacht in einer groſſen Wallung des Geblütes und ohne Schlaf zugebracht hätte. Gegen Morgen wäre ſie von einem heftigen Fieber überfallen worden, woran ſie noch itzo krank wäre. Sie hätte beſtändig groſſes Verlangen bezeuget, mich zu ſehen, und zu ſprechen. Allein, der Arzt hätte es immer verhindert, um ſie zu ſchonen, endlich aber habe er in ihr Begehren eingewilliget.

Ich

Ich ließ mich nunmehr ohne Verzug in einem Armſtuhl vor ihr Bette tragen. Ich fand, daß ſie überaus ſchwach war. Sie redete mich nur mit keichender und oft unterbrochener Stimme an, und bezeugte mir ein wehmüthiges Mitleiden über meinen Zuſtand. Ich hingegen empfand einen viel gröſſern Schmerz. Ich ſahe ihre gefährliche Schwachheit, und aus allen Umſtänden, die ich an ihr bemerkte, urtheilte ich, ſie wäre in gröſſerer Gefahr, als man mich bereden wollte. Dieſe ſtumme Ueberlegung und die Vorſtellung, daß ich ſie vielleicht in kurzen verlieren mögte, preßten mir die bitterſten Thränen aus. Ich ergriff ihre Hand, die ſie mir ſehr freundlich reichte, mit Zittern und mit gröſter Bewegung. Ich wollte ſprechen, und ihr meine Betrübniß über ihre Krankheit zu erkennen geben, aber es war mir nicht möglich, denn ich war ſo beklemmt, daß ich es kaum ausſtehen konnte. Sie ſahe und merkte die Urſache meiner Beklemmung gar wohl, und die Bewegung meines Herzens war ihr nicht verborgen. Ihre Großmuth übertraf auch ihre Leibeskräfte. Sie ſelbſt ſprach mir, mit einen ſanften und ruhigen Weſen, Troſt zu. Endlich, da ich, mich wieder zu faſſen, anfieng, verlangte ſie, mit mir allein zu ſeyn. Da man ihrem Befehle nachgekommen war, ſo drückte ſie mir die Hand mit groſſer Zärtlichkeit, indem ſie zu mir ſagte: Mein Wertheſter! der Himmel hat nicht haben wollen, daß ich ein Glück genieſſen ſollen, welches mir mein ganzes Leben verſüſſet hätte. Ich fühle, daß meine Krankheit täglich

lich heftiger wird, und ich kann aus allen Umſtänden derſelben urtheilen, daß ich das Pfand unſerer Liebe bald mit mir in die Gruft nehmen werde. Dieſes . . Hier konnte ſie ſich der Thränen nicht länger enthalten. Dieſes, fieng ſie endlich wieder an, iſt noch das empfindlichſte; es iſt dasjenige, was mir meinen herannahenden Tod am bitterſten macht. Ach! mögte ich nur noch ſo lange mein Leben behalten haben, bis ich ihnen dieſes angenehme Pfand in ihre Arme liefern können. Doch ich fühle, daß dieſes ein Wunſch iſt, deſſen Erfüllung die Kräfte meiner Natur überſteiget. Ach Himmel! rief ich aufs kläglichſte. Ach! bin ich denn zu lauter Unglück gebohren? Und muß ich denn ſo gar Urſache an dem frühzeitigen Verluſte der ſchönſten, der beſten, der liebreichſten Perſon ſeyn, in deren Umgange ich erſt ein wahres geſellſchaftliches Leben zweyer, ſich aufrichtig liebenden, Herzen habe kennen lernen! . . Boshafter Verräther! ſetzte ich wütend hinzu. Boshafter Verräther! der du dieſes himmliſche Glück, das ich genoſſen habe, ſo wütend geſtöret haſt! O mögte ich vor meinem Tode nur noch das einzige Vergnügen genieſſen, den ſchändlichen Mord, den du an zween Perſonen zugleich begangen haſt, aufs empfindlichſte an dir zu rächen: Mögte ich . . .

Mein Geblüte fieng zugleich an, heftig zu wallen. Mein ſchwacher und entkräfteter Körper, konnte eine ſo heftige Bewegung nicht vertragen, ich verlor, mitten in dieſen Drohungen, alle Empfindlichkeit, und ſank ohnmächtig in den

Arm-

Armſtuhl zurück. Die Dame klingelte, und man kam mir zu Hülfe. Man trug mich faſt todt in mein Bette. Der Wundarzt, der zu allem Glücke eben dazu kam, hatte Mühe, mich wieder zu ermuntern. Meine Wunde war dadurch aufs neue entzündet worden. Das Blut fieng an, ſo ſtark zu flieſſen, als ob die Wunde noch friſch wäre. Es überfiel mich ein heftiges Fieber; ich gerieth in eine Raſerey, daß auch alle, die mich in dieſen Umſtänden ſahen, an meinem Leben zweifelten. Ich lag auf dieſe Art vier und zwanzig Stunden ohne Verſtand. Ich that nichts anders, als den Namen meiner Geliebten bald wütend, bald ſeufzend, bald thränend auszurufen. Binnen dieſer Zeit trug man Bedenken, der Dame die wahre Beſchaffenheit meiner Veränderung zu eröfnen. Man hatte ihr nur geſagt, der Wundarzt hätte ausdrücklich verbothen, mich aus dem Bette zu laſſen, weil ſich meine Wunde noch nicht gehörig geſetzt hätte.

Es ward endlich immer gefährlicher mit dieſer liebenswürdigen Perſon, und ihre Verwandten unterlieſſen nicht, immer bey ihr zu ſeyn. Es war ihnen bange, ſie mögte zu ihrem Nachtheile, und zu meinem Vortheile, ein Teſtament machen, und dieſes mußten ſie verhindern. Als ich nun endlich nach Verlauf von mehr als vier und zwanzig Stunden meines Verſtandes wieder mächtig ward, mich aber annoch in einer auſſerordentlichen Mattigkeit befand, verlangte ich, zu meiner Geliebten gebracht zu werden. Mein Heinrich machte mir alle Vorſtellungen, mich davon abzuhalten,

aber

aber vergebens, ich ſchrie: Ach ſie iſt todt. Ich werde ſie nicht mehr ſehen! Ich fuhr zugleich im Bette in die Höhe, und wollte, meiner gefährlichen Schwachheit ungeachtet, in das Zimmer der Dame gehen. Da nun alles vernünftige Zureden bey mir ohne Wirkung war: ſo trug man mich endlich auf dem vorigen Stuhle in das Zimmer der Dame, der man bereits aus Vorſichtigkeit einige Nachricht gegeben hatte, daß ich, ſie zu ſehen, ausdrücklich verlangte. Da ich nun vor ihr Bette kam, und ſie zwar noch am Leben, doch gänzlich kraftlos fand, ſo erhohlte ich mich zwar einigermaſſen; aber der Schmerz, den ich dadurch empfand, daß ich mir vorſtellte, ich würde einer ſo liebenswürdigen Perſon nun bald gänzlich beraubet werden, machte mich faſt ſprachlos. Ach! rief ich endlich mit ſtockenden Worten: Ach! ſie ſterben! ... meine Geliebte! ... Und ich bin annoch des Troſtes beraubt, ſie meine Gemahlin! zu nennen! ... Ich ſterbe, ſagte ſie darauf mit ſchwacher und faſt gebrochener Stimme. Ich ſterbe, mein Geliebter! Ich ſage ihnen nunmehr die letzte gute Nacht! Die Hoffnung, ihre Gemahlinn geworden zu ſeyn, wenn ich länger gelebt hätte, beruhigt mich; ich ſterbe gelaſſener, als wenn ich einer ſo ſchönen Hoffnung wäre beraubt geweſen. Sie winkte hierauf ihrem Kammermägdchen, welche alsdann die Anweſenden bat, uns einen Augenblick zu verlaſſen. Als ſie ſich entfernet hatten, ſo überreichte ihr das Kammermägdchen ein verſiegeltes Paket, welches ſie nahm, und mir

über-

überlieferte, indem sie sagte: Mein einziger Geliebter! meine Verwandten haben mich verhindert, vor meinem Tode gehörig an sie zu gedenken. Da ich sie für meinen Gemahl ansehe, so gebührte es sich, daß sie auch der Erbe meines Vermögens würden. Aber man hat mich mit List und mit Gewalt an der Ausführung meines billigen Vorsatzes verhindert. Es ist nur etwas geringes, dessen ich mich habe bemächtigen können, und dieses überreiche ich ihnen in diesem Paket. Sie werden dabey noch einige Beylagen antreffen, die unsere Liebe angehen, und die ich nicht in andere Hände habe wollen kommen lassen. Ich wollte antworten, aber sie winkte mir, und gab mir zu verstehen, sie würde keine Einwendung annehmen. Ihre argwöhnischen Verwandten liessen mir auch keine Zeit dazu, einige Vorstellungen gegen ihre freundschaftliche Gesinnung zu machen; sie kamen wieder ins Zimmer, ehe wir es uns versahen; ich war also genöthiget, das Paket unvermerkt und stillschweigend zu mir zu stecken. Ich hatte inzwischen ihre Hand ergriffen, die ich mit meinen Thränen benetzte. Unsere gemeinschaftliche Zärtlichkeit und der Kummer, den diese schmerzhafte Trennung verursachte, verhinderten uns, einander viele Worte vorzusagen. Unsere Blicke führten eine stumme, eine wehmüthige Sprache, die dann und wann ein klägliches: Ach! unterbrach. Alle, die uns in dieser Stellung erblickten, wurden dadurch auf das empfindlichste gerühret, und so gar diejenigen, denen an dem Tode meiner Geliebten und an unserer Trennung am meisten gelegen

legen war, konnten einer wehmüthigen Bewegung nicht widerſtehen. Eine traurige Stille herrſchte im ganzen Zimmer, und vielleicht würde der Tod uns beyde zugleich in dieſem beweglichen Zuſtande hingeriſſen haben, wenn nicht ihr Beichtvater, der ein ſehr ehrwürdiger und vernunftiger Mann war, ins Zimmer getreten wäre. Er ward aber durch einen ſo traurigen Anblick ebenfalls nicht wenig gerührt. Die Empfindungen des Herzens ſind von ſolcher Kraft, daß ihnen niemand widerſtehen kann.

Dieſer ehrwürdige Vater näherte ſich endlich dem Bette, indem er bemühet war, ſeine mitleidigen Thränen zu verbergen, und eine geſetzte Miene an ſich zu nehmen. Ach! ſagte er, Perſonen, die einen ſo zärtlichen Abſchied von einander nehmen, ſollte man billig nicht trennen! Ein jeder, der nicht ohne Menſchlichkeit iſt, wird und muß ihnen ein glückliches Schickſal wünſchen, und ihren Schmerz gemeinſchaftlich beklagen. Aber, meine Wertheſten! die Stunde iſt vorhanden. Gott und die Natur trennen ſie ſelbſt. Dörfen ſie wohl dagegen murren? Und da ſie ſich zu guter letzt noch diejenigen ſüſſen Regungen erwieſen haben, die eine beyderſeitige Pflicht zärtlicher Herzen erforderte: ſo iſt es nunmehr auch Zeit, der Vernunft und der Religion zu folgen. Es nahen ſich ihnen ſolche Augenblicke, die ſie nicht wieder zurück rufen können, und auf deren vernünftige und gottſeelige Anwendung eine Glückſeeligkeit ankommt, auf deren Erreichung ihre beyderſeitigen Wünſche, wenn ihre Liebe rechtmäßig und

vernünftig seyn soll, anitzt gerichtet seyn müssen. Verlassen sie sich daher eines das andere! Der Anblick einer Person, die man innigst liebet, zerstreuet uns in der Stunde des Todes allzusehr. Ihre Gedanken müssen weit erhabener werden. Fühlen sie denn noch nicht in ihren Seelen diejenigen göttlichen Triebe, die ihnen den Anbruch eines ewigen, eines heitren, eines himmlischen Tages verkündigen, zu dessen Anblicke sie das erhabenste Wesen schon vor dem Tage ihrer Geburth bestimmet hat? Ach! mögten sie in diesem Augenblicke diese hohen, diese allein glücklich machenden Triebe empfinden! ⁂

Indem uns dieser vernünftige Mann mit diesen nachdrücklichen und rührenden Worten anredete: so empfanden wir nach und nach diejenige Bewegung, die er, in uns zu erwecken, suchte. Es breitete sich in unserer Seele eine gewisse Ruhe aus, die sich besser empfinden, als beschreiben läßet, ob wir schon unsern Schmerz nicht ganz vergessen konnten. Ach! so wollen wir uns denn auf ewig trennen! fielen wir beyde zugleich ihm in die Rede; wir druckten uns zu guter letzt die Hände und seegneten einander. Hierauf trug man mich fast ohnmächtig in mein Zimmer zurück. Dieses war nun das letztemal, da ich diese vortrefliche Person gesehen habe. Sie starb zwölf Stunden darnach, und zwar auf eine solche Art, und mit einer Vorbereitung, die ihres gleichen wenig hatte, daß alle Personen, die bey ihrem Tode zugegen waren, sich einen so schönen und lehrreichen Tod wünschten. Dieses erfuhr ich einige Zeit

nach

nach meiner Herſtellung von ihrem Beichtvater, der ihr in ihren letzten Augenblicken auf das treflichſt: beygeſtanden hatte.

Als man mich nun wieder in mein voriges Bette gebracht hat, gerieth ich in eine Unempfindlichkeit und Fühlloſigkeit, in der ich mit aufgeſperrten Augen ohne Bewegung, ohne Schlaf und ohne etwas zu ſehen und zu hören, was man mit mir vornahm, zwölf Stunden zubrachte. Binnen dieſer Zeit genoß ich nichts, auch nicht einmal Medikamente, und mein **Heinrich** nebſt allen, die mich ſahen, auch ſo gar nebſt denen Aerzten zweifelten aufs Neue an meinem Aufkommen. Endlich, nach zwölf Stunden fuhr ich auf einmal plötzlich und mit einem Geſchrey in die Höhe. Ich rief: Ach Himmel! nun iſt ſie todt! Und es iſt merkwürdig, daß ſie in eben dieſem Augenblicke geſtorben war. Hierauf fiel ich aufs neue ohnmächtig nieder; doch, durch Hülfe der Aerzte, erhohlte ich mich gar bald, und auf ein oft wiederholtes und bewegliches Zureden genoß ich einiger Stärkungen, worauf ich in einen tiefen Schlaf gerieth, der beynahe wieder zwölf Stunden dauerte. Als ich darauf erwachte, ſo hatte ſich meine Krankheit zu meinem Vortheil ſo merklich verändert, daß mir alle Umſtehende Gluck wünſchten. Ich ſelbſt fühlte mich auch ſehr geſtärkt, und bey vollem Verſtande. Mein treuer **Heinrich** ward dadurch ganz entzückt.

Ich hätte mich nunmehr ſehr gern nach meiner Geliebten erkundiget, wenn es mir die Furcht, ihren Tod zu erfahren, vergönnet hätte; denn

ich erinnerte mich, doch nur als im Traume, derjenigen Umſtände einigermaſſen, in welchen ich ſie verlaſſen hatte. Bey dieſer Erinnerung gedachte ich an das verſiegelte Päckchen, welches ich damals von ihr erhielt. Ich ſuchte es, und fand es in meinen Unterkleidern. Ich zog es daher heraus, doch ohne es zu unterſuchen, und aufzumachen, und gab es meinem **Heinrich** in Verwahrung.

Das Nachdenken über dieſe betrübten Umſtände ward aber gar bald durch mancherley Poltern und Lärmen geſtört. Ich hörte ein ſtarkes Fahren mit Kutſchen; es giengen viele Perſonen die Treppen auf und ab; in denen nächſt bey mir befindlichen Zimmern hörte ich die Thüren auf- und zugehen, und ein ſtarkes Getöſe verſchiedener Leute. Endlich entſtund auch vor meinem Zimmer ein Geräuſche, und es guckten zweene Gerichtsperſonen ins Zimmer, die aber, ſo bald ſie mich erblickten, ſo fort in der Thüre wieder umkehrten. Alle dieſe Anſtalten kündigten mir den Tod meiner Geliebten an. Ach! ſagte ich zu meinem **Heinrich**, ſo iſt ſie denn gewiß todt? Ich ſchlieſſe es aus allen dieſen lärmenden Anſtalten, die man allhier im Hauſe macht. **Heinrich**, da er ſahe, daß ich mich weit beſſer, als vor zweenen Tagen, befand, geſtund mir es endlich, und ſagte mir, daß ſie in verwichener Nacht geſtorben wäre. Seit ihrem Tode wären die Freunde beſtändig verſammlet geweſen, und man hätte angefangen, alle Zimmer und Kiſten und Schränke gerichtlich zu verſiegeln, und man

hätte

hätte noch damit zu thun. Er ſagte mir auch, daß er den alten Parlamentsadvokaten geſprochen hätte. Dieſer hätte ihm aufgetragen mich ſeinetwegen über den Tod meiner geliebten Dame beſtens zu tröſten, und mich zugleich zu erſuchen, mich dieſes Zimmers und aller Bequemlichkeit, die ich nur wünſchen mögte, bis zu meiner völligen Herſtellung beſtens zu bedienen. Es wäre dieſes ein ausdrücklicher Befehl ſeiner verſtorbenen Verwandtinn. Unter dieſer Erzählung hatte ich mich auf die andere Seite des Bettes gekehrt, um meine Thränen, die ich nicht zurück halten konnte, zu verbergen.

Endlich kamen die Aerzte. Sie fanden mich nunmehr gänzlich auſſer Gefahr, und ſie wünſchten mir zu dieſer Beſſerung Glück. Ich war nicht im Stande, ihrer Höflichkeit gehörig zu begegnen. Sie ſahen wohl ein, daß ſolches von meiner Traurigkeit, die ſie wohl vorhergeſehen hatten, herrührte. Ich fragte endlich, ob ich wohl dörfte mich aus dieſem Hauſe nach meiner Wohnung bringen laſſen? Sie ſagten, daß ich es durchaus nicht wagen müßte; zugleich vermeldeten ſie mir im Namen des alten Parlamentsadvokatens, der der vornehmſte unter denen Erben war, eben dieſelbe Höflichkeit, die mir mein **Heinrich** bereits gemeldet hatte. Ich bedankte mich aber ſo gut ich konnte, und ſagte: es wäre mir gleichwol unmöglich, länger an einem ſo traurigen Orte zu bleiben, und wenn es auch mein Leben koſten ſollte. Die Aerzte baten mich darauf, ich mögte doch nur ein paar

Tage Geduld haben, vielleicht daß ſich dieſe Veränderung alsdenn bequemer vornehmen lieſſe. Ich ſchwieg darauf ſtille, indem ich, meine Entſchlieſſung zu verbergen, mich anſtellte, als ob ich damit zufrieden wäre. Nachdem ſie ſich entfernet hatten, ſagte ich zu meinem **Heinrich**, ich hätte nun einmal feſt beſchloſſen, nicht eine Stunde länger hier im Hauſe zu bleiben. Es wäre alſo mein ernſtlicher Wille, daß er unverzüglich Anſtalt machte, mich in einer Sänfte wegtragen zu laſſen. Ich ſagte ihm dieſes auf eine ſolche Art, daß er wohl ſahe, es wäre nichts mit mir anzufangen, und alle Vorſtellungen wurden vergebens ſeyn, und mich vielleicht nur in Zorn ſetzen. Er verließ mich alſo eiligſt, und gab den Aerzten Nachricht von meinem Vorſatze; die denn endlich, da es nicht anders ſeyn konnte, und gröſſere Gefahr, in die mich meine Heftigkeit ſtürzen mögte, zu vermeiden, darein willigten. Er meldete ſolches darauf den Parlamentsadvokaten, und bedankte ſich bey ihm in meinem Namen für alle mir erzeigten Höflichkeiten. Man trug mich nunmehr in einer Sänfte, in Betten wohl eingehüllet, ob es ſchon mitten im Frühlinge war, nach meiner Wohnung. Die Aerzte waren mir ſo gleich gefolget um allen verdrießlichen Folgen meines Eigenſinnes aufs beſte vorzubeugen.

Nunmehr war ich wieder in meinem Hauſe, einſam, ohne Freunde, und ohne Geſellſchaft; denn ich entſagte mit allem Fleiſſe allen Beſuchen. Ich ward aber nun etwas ruhiger. Ich

beſchäf-

beſchäftigte mich zwar mit meiner Traurigkeit, die mir aber darum angenehm war, weil ich ihr ungeſtört und ungehindert nachhängen konnte. Meine Geſundheit nahm auch täglich zu, und ſie beſſerte ſich ſo wohl, daß ich in zehen Tagen das Bette verlaſſen konnte, und folglich allen gefährlichen Zufällen glücklich entkommen war.

Als ich hierauf eines Morgens von ungefähr an das, zuletzt von meiner erblaßten Geliebten erhaltene, Geſchenk gedachte: ſo langte ich es aus meiner Chatoulle, in die es mein **Heinrich** verwahret hatte. Ich machte das Päckchen auf, und das erſte, was ich zu Geſichte bekam, war ein kleiner Zeddel, auf welchem mit Bleiſtift und in ſehr unleſerlichen Zügen folgende Worte geſchrieben waren:

Mein Geliebter!

Empfanget allhier ein geringes Denkmal meiner Liebe. Es iſt das einzige, deſſen ich mich in meiner Krankheit habe bemächtigen können. Hierbey findet Ihr Euer Bildniß. Wie gern hätte ich es mit ins Grab genommen? aber ich mußte befürchten, meine geizigen Verwandten mögten es mir nicht gelaſſen haben. Bey Euch, mein Wertheſter! wird es daher beſſer aufgehoben ſeyn. Ihr werdet auch hierbey alle Briefe finden, die ich zur Zeit unſerer Glückſeeligkeit von Euch erhalten habe. Verwahret Sie zum Andenken einer Perſon, die, wenn es der Himmel vergönnet hätte, mit größtem Vergnügen

Eure geliebte Gemahlinn, ach! Eure treuſte, Eure zärtlichſte Gemahlinn würde geworden ſeyn. Lebet glücklich, mein einziger Geliebter! Lebet auf ewig wohl, und gedenket zuweilen an eine Perſon, die gleichwol, als Eure Gemahlinn ſtirbt, ob ſie ſchon dieſen werthen Namen nicht mit ins Grab nehmen kann.

Margaretha Bellieu.

Dasjenige, was dieſe zärtlichen Worte begleitete, war eine Verſicherung auf eine gewiſſe und ſichere Perſon auf 35000. Livres, die ſie vermuthlich mußte an ſich gekauft haben, weil ſie nicht auf ihren eigenen Namen geſchrieben war. Hiernächſt fand ich mein Bildniß, das ſie ſich, wie ich oben gemeldet habe, ohne mein Vermuthen, ſelbſt hatte malen laſſen. Sie hatte es hernach in Gold einfaſſen und mit koſtbaren Jubeelen beſetzen laſſen. Die Kabſul, in welcher es lag, war gleichfalls von gröſſem Werthe. Die Betrachtung aller dieſer Sachen, und der, ihr ehmals zugeſchickten, Briefe, wie auch der Innhalt ihrer letzten Zeilen erinnerten mich aufs neue der unerſetzlichen Koſtbarkeit des Verluſts, den ich durch den Tod dieſer vortreflichen Perſon erlitten hatte. Meine ganze Seele ward ſo übermäßig traurig, daß ich als eine lebloſe Bildſäule ohne Empfindung ſtehen blieb, bis ich endlich in die heftigſten und betrübteſten Klagen ausbrach. Ich erinnerte mich aller Stunden, aller Minuten, die ich mit ihr zugebracht hatte;

te; wie lieb ich ihr geweſen war; wie ich ſie nun in kurzen, als meine Gemahlinn, beſtändig würde beſeſſen haben; auf welche ſchändliche Art ſie mit dem, noch unvollkommenen, Pfande unſerer Liebe war ums Leben gebracht worden. Dieſer letzte Umſtand erweckte endlich die bitterſte Wuth in mir. Ich fluchte dem unbekannten Mörder, ich tobte, ich ſchwur ihn die grauſamſte Rache. Endlich ſtellte ich mir die Möglichkeit, mich und ſie aufs fürtreflichſte zu rächen, ſo gewiß vor, daß ich, als die ſicherſte Wahrheit, glaubte, den Thäter zu entdecken, und ihn auf eine erſchreckliche Art zu beſtrafen. Dieſe Einbildung machte mich überaus vergnügt, denn ich ſchmeckte die Süßigkeit der Rache bereits vollkommen. In dieſer angenehmen Zufriedenheit ergrief ich das Bildniß meiner Geliebten, ſtellte es vor mich auf den Tiſch, redete ſie ſelbſt, als ob ſie gegenwärtig wäre, an, und bezeigte ihr meine Liebe, meine Treue, meine Ehrfurcht; zugleich verſicherte ich ſie mit den theuerſten Eidſchwüren, Paris nicht ehe zu verlaſſen, bis ich ihren Tod gerächet hätte.

Ich mogte ſchon eine gute Zeit mit dieſer thörigten Beſchäftigung zugebracht haben, als mich jemand plötzlich umarmte. Ich mußte alſo ſehr vertieft geweſen ſeyn, weil ich die Eröffnung meiner Thüren nicht gehört hatte. Ich war recht ſehr verdrieslich, daß ich in einer, meiner Meynung nach, ſo angenehmen und ſüſſen, Beſchäftigung geſtöret ward, daß ich mich auch ſehr zornig umkehrte, um zu ſehen, wer ſo kühn ſeyn dörfte, mich, zu einer ſo ungelegenen Zeit, und wider meinen Wil-

len, zu überfallen? Doch da ich mich umkehrte, ſo umfaßte mich dieſe Perſon nochmals, indem ſie zu mir ſagte: Wie? mein wertheſter Freund! bin ich ihnen ſo fremde oder ſo misfällig geworden, daß ihnen meine Ankunft und meine Amarmung ſo ſehr verdrieslich iſt? Himmel! rief ich aus, es iſt mein einziger Freund! Kommen ſie! kommen ſie! und tröſten ſie ihren betrübten, ihren unglücklichen Freund! Ich umarmte ihn hierauf mit einer Vermiſchung von Freude und Traurigkeit. Ich hieß ihn, von ganzen Herzen, willkommen! Mein **Mentor**, er war es würklich, war aber über mein Bezeigen, indem er mir, als er mir unwiſſend ins Zimmer gekommen, etwas zugehöret hatte, nicht wenig betrübt, mich in einer ſo groſſen Gemüthsunruhe anzutreffen. Er ſagte endlich, unter wiederholter Umarmung: ich glaubte, das Vergnügen zu genieſſen, ſie bey meiner Ankunft geſund, frölich, und in den Armen einer geliebten Braut anzutreffen; ſtatt deſſen aber finde ich ſie krank, betrübt und faſt in Verzweifelung. Wie ſoll ich das verſtehen? Was für Zufälle ſind ihnen begegnet? Woher kommt eine ſo klägliche Veränderung? Ach! ſagte ich, können ſie wohl hoffen, mich jemals vergnügt zu ſehen? Nein! das iſt nicht möglich. So bald mir nur ein Schein der Ruhe, der Zufriedenheit, des Vergnügens aufgehet, ſo bald kann ich auch eines fürchterlichen Unglücks verſichert ſeyn. Doch, mein liebſter Freund! wie glücklich bin ich nunmehr, daß ich ſie wieder bey mir habe! Ich beſitze doch nun eine Perſon wieder, der ich mich

gänz-

gänzlich vertrauen, der ich meine Schmerzen klagen kann, und die unfehlbar Theil an meinem Kummer nehmen wird. Bisher habe ich alle Geſellſchaft geflohen, und ich habe die gröſte Urſache dazu gehabt. Wen hätte ich, zu einem Freunde, erwählen können, da mir ganz Paris, eine Wohnung von Ungeheuern zu ſeyn, ſcheinet? Bey wem hätte ich alſo einen Troſt in meinem Unglücke ſuchen ſollen?

Ich glaube, ich würde die angefangene Klage noch viel weitläuftiger fortgeſetzet haben, ohne daß mein **Mentor** das geringſte davon verſtanden hätte, wenn nicht mein **Heinrich**, durch ſeine Ankunft, mich geſtöret hätte. Es kam und meldete mir: es wäre ein unbekannter Kerl vor der Thüre, der mir, wenn ich ihm, eines groſſen, gegen mich begangenen, Verbrechens wegen, würde Sicherheit und Verzeihung verſprochen haben, eine wichtige Sache zu entdecken hätte, auf welcher die Sicherheit meines Lebens beruhete. Ich wurde durch dieſe Nachricht auf einmal aus meinen Klagen in eine Art der Freude und des Vergnügens verſetzet, und es war mir, als ob ich gewiß wüßte, wie viel mich eine Sache angienge, die gleichwol ein gänzlicher Betrug hätte ſeyn können. Ich ließ den Kerl daher unverzüglich ins Zimmer kommen. So bald er aber herein trat, und meinen **Mentor** erblickte, den er nicht kennte: ſo gab er mir zu verſtehen, die Sache, die er mir zu offenbaren hätte, wäre ein groſſes Geheimniß, er müßte daher ohne Aufſeher mit mir reden. Ich ſagte ihm aber, was er mir zu melden hätte, und

was ich wiſſen könnte, und ſollte, das dörfte einer Perſon, die mein beſter Freund wäre, niemals verborgen bleiben; er konnte alſo nur frey ſprechen. Um ihm auch ein beſſer Herz zu machen: ſo verſprach ich ihm, wegen ſeines gegen mich begangenen Verbrechens, die verlangte Sicherheit und Verzeihung, und wegen der mir zu entdeckenden Sache, eine anſehnliche Belohnung, die nach der Wichtigkeit derſelben eingerichtet ſeyn ſollte. Er ward dadurch bewogen, zu reden, und er fieng folgendermaſſen an:

„Gnädiger Herr! ſagte er, ſie ſehen eine Per„ſon vor ſich, die gewiſſermaſſen Schuld an dem „Unglücke iſt, welches ſie vor kurzer Zeit betroffen hat. Ich bin der Unglückſeelige, der den „Tod der vortreflichen und unſchuldigen Da„me.„ „ Indem er ſo weit in ſeiner Erzählung gekommen war, blickte ich ihn ganz ergrimmt an, indem ich ihn in die Rede fiel: Und du, Verfluchter! (ſchrie ich mit einer wütenden Stimme,) biſt noch ſo dreuſte, mir unter die Augen zu treten? Mit dieſen Worten ergriff ich ihm bey dem Halſe, und ich hätte ihn unfehlbar erwürgt, wo mir mein **Mentor** nicht Einhalt gethan hätte. Er fiel mir in die Aerme, und bewog mich, meinen Raub fahren zu laſſen. Der arme Kerl zitterte und bebte, und bat fußfällig um Leben und um Gnade; denn, ſetzte er hinzu: ich bin unſchuldig. Mein **Mentor**, der wohl geſehen hatte, wie übereilt mein Zorn war, ungeachtet er noch nicht begreifen konnte, was alles dieſes für Grund hätte, bat mich inſtändigſt, mich zu faſſen, und den

Kerl

Kerl erſt ausreden zu laſſen, bis ich ihn für ſtraf-fällig hielte. Ueberdieſes wäre ich mir ſelbſt ſchuldig, mein gegebenes Wort unverbruchlich zu halten, und ihm Sicherheit, Verzeihung und Belohnung angedeihen zu laſſen. Ich begriff mich auf dieſes vernünftige Zureden, und durch das Anſehen meines Freundes, und befahl dem Kerl, mit gelaſſenem Geſichte, er ſollte nunmehro ungehindert fortreden. Er fieng darauf folgende merkwürdige Erzählung an, anfangs zwar mit bebender Stimme, doch ward er endlich beherzter. Er ſagte:

„Der Marquis von .. (hier nennte er den „Namen des Marquis, der ſchon oft in meinen „Begebenheiten vorgekommen iſt, und mich noch „zuletzt, bey meiner Geliebten ausſtechen wollte) „ließ mich vor ungefehr fünf oder ſechs Wochen „zu ſich rufen; denn ich habe ihn lange gekannt, „weil ich ſonſt unter ſeinem Regimente gedienet „habe, und weil er mir meinen Abſchied ertheilet „hat. Ich ſtellte mich bey ihm ein, und er that „die Frage an mich: ob ich wohl Luſt hätte, hun„dert Luis d'or zu verdienen? Ey! ſagte ich, ſie „kennen ihren Diener noch nicht recht, wenn ſie „ihn dieſes fragen. Nun, verſetzte er, wenn das „iſt: ſo mußt du mir den theuerſten Eid thun, „mir in allem, was ich dir auftragen werde, getreu „und verſchwiegen zu ſeyn, auch dasjenige richtig „und gut auszurichten, was ich dir befehlen wer„de. Ich ſchwur ihm ohne Bedenken den ver„langten Eid. Nun gut! redete er darauf fort. „Hier iſt die Hälfte deines dir gelobten Lohnes vor„aus;

„aus; so bald du dasjenige gethan hast, worauf „es eigentlich ankommt, so sollst du auch die andere „Hälfte haben. Kennst du den Herrn von R.. „den Ausländer? Nein! sagte ich. Nun, so ist „es vor diesesmal gut, versetzte er; komm über„morgen des Abends um zehn Uhr in veränderter „Kleidung zu mir; du brauchst dich nicht melden „zu lassen, du kannst nur unangemeldet herauf zu „mir kommen. Aber daß du mir die Zeit nicht „versäumest. Ich gieng diesesmal von ihm, oh„ne etwas weiter von ihm zu erfahren. Er schien „mir damals noch sehr schwach zu seyn, und wie „ich hernach erfuhr; so war er einige Wochen zu„vor, fast ganz zerschlagen, mitten in der Nacht, „nach Hause gekommen. Er mogte also davon „noch etwas unpäslich seyn. Ich stellte mich „darauf in der bestimmten Stunde bey ihm ein. „Er war in einen schlechten Rock gekleidet, und „nahm eine Maske vor, und ich mußte desgleichen „thun. Hierauf gab er mir zwo geladene Pisto„len und sagte: Es käme darauf an, einen nichts„würdigen Ausländer, einen Ketzer, der ihm nach „dem Leben stünde, in die andere Welt zu schicken. „Er wollte mich begleiten, und mir seinen Feind „und den Ort zeigen, wo ich ihm den Rest geben „sollte. Ich folgte ihm. Wir kamen an das „Haus derjenigen Dame, die ich, ihre Betrübniß „nicht zu erregen, nicht nennen will.„ (Bey die„sen Worten sahe mich dieser Kerl seitwerts und furchtsam an, als wenn er ein neues Donnerwet„ter gewärtig wäre. Hierauf fuhr er fort:)

„Wir

„Wir lauerten daſelbſt auf ſie, gnädiger Herr!
„einige Zeit, aber umſonſt; und wir wiederholten
„unſer Lauern verſchiedene Nächte hinter einan-
„der, aber jederzeit vergebens. Entweder, wa-
„ren ſie nicht da geweſen, oder früher weggegan-
„gen, oder ſie giengen in Geſellſchaft anderer Per-
„ſonen aus dem Hauſe, oder es waren einige Fa-
„ckeln um ſie herum, oder die Straſſe war uns
„nicht leer genug. Wir fanden alſo jederzeit
„Hinderniſſe, unſer Vorhaben ins Werk zu ſe-
„tzen, ungeachtet wir einen ſehr bequemen Poſten
„eingenommen hatten, denn die Ecke des Hauſes,
„wo vier Straſſen zuſammen liefen, war uns
„im übrigen überaus vortheilhaft. Endlich traf
„es ſich, daß ſie ganz allein nebſt einem einzigen
„Diener, und ſehr ſpät in der Nacht, aus dem
„Hauſe kamen. Da ſie nun in die Kutſche ſtei-
„gen wollten, drückte ich meine Piſtole los. In
„dem ich losdrückte, bückten ſie ſich, ſie fielen
„aber ſo fort, und wir entſprungen glücklich,
„und ohne angehalten zu werden. Wir nahmen
„Umſchweife, ſchmiſſen in einem dunkeln Winkel
„einer entlegenen Straſſe unſere Oberröcke von
„uns, in einem andern unſere Masken und ka-
„men darauf in dem Palaſte meines Fuhrers zu-
„rück. Den folgenden Morgen breitete ſich das
„Gerüchte von ihrem Unfall überall aus, aber
„mit verſchiedenen Umſtänden. Der Marquis
„erkundigte ſich hierauf bey dem Vetter der Da-
„me nach dieſer Begebenheit. Er erfuhr, daß
„unſer Anſchlag eine verkehrte Wirkung gethan
„hatte. Doch ich will mich dabey nicht aufhal-
„ten.

„ten. Der Marquis ward dadurch faſt raſend,
„und wollte mir meinen, mit Lebensgefahr ver-
„dienten, Lohn nicht eher vollends bezahlen, bis
„ich ſie, mein Herr! gänzlich hingerichtet hätte.
„Binnen dieſer Zeit hatte ich Gelegenheit, in dem
„Hauſe der kranken Dame bekannt zu werden.
„Ich erfuhr dadurch Sachen, die mich in
„groſſe Verwunderung ſetzten. Ich bin zwar
„ein ſchlechter Kerl, doch konnte ich mich der Thrä-
„nen nicht enthalten, als man mir erzählte, auf
„welche Art ſie beyderſeits Abſchied von einander
„genommen hatten, und wie rührend ſie geſtor-
„ben wäre. Es kränkte mich auch ungemein,
„daß ich mich zu einem verfluchten Werkzeuge ge-
„brauchen laſſen, durch welches eine ſo ſchöne
„Perſon unſchuldiger Weiſe das Leben einbüſſen
„müſſen. Vornehmlich ward ich noch mehr ge-
„gen den Marquis aufgebracht, als ich ſeine Be-
„gebenheit mit der Dame erfuhr, und folglich
„die Urſache ſeiner Rache begriff, und dadurch
„von ſeiner Ungerechtigkeit noch mehr überzeuget
„ward. Ich bin nun ſeit dem Sterbetage dieſer
„Dame in einer halben Verzweifelung herum-
„gegangen. Endlich, habe ich meinen Beicht-
„vater wegen meines Eides um Rath gefragt,
„doch ohne ihm die Sache umſtändlich zu entde-
„cken. Da er mich nun verſicherte, daß ein Eid,
„der einer Uebelthat wegen geſchähe, unrecht-
„mäßig, und weder bey Gott noch bey Men-
„ſchen gültig ſey: ſo entſchloß ich mich, ihnen,
„mein Herr! dieſe ganze Sache zu offenbaren,
„und ſie zugleich zu warnen, ſich für den Nach-
„ſtellun-

„ſtellungen des Marquis zu hüten; denn er wird „nicht eher ruhig ſeyn, bis er ſie ſeiner Rache „aufgeopfert hat. Nun, gnädiger Herr! kön„nen ſie mit mir anfangen, was ihnen gefällig „iſt. Doch ich verlaſſe mich auf ihr mir gege„benes Wort, und da ich ſelbſt vor den Nach„ſtellungen ihres Freundes nicht ſicher bin: ſo „werde ich ihnen vielleicht einige Dienſte leiſten „können, die ſie von meiner Treue überzeugen „ſollen.„

Hier ſchloß dieſer Kerl ſeine Nachricht. Ich befand mich in einer erſtaunenden Verwunderung, der gar bald eine, meine noch nicht hergeſtellten Kräfte übertreffende, Wuth folgte. Inzwiſchen befahl ich meinem **Heinrich**, Sorge für dieſen Kerl zu tragen, der denn mit ihm fort gieng. Mein Hofmeiſter, der nunmehro von meinen Begebenheiten einige Kenntniß erhalten hatte, konnte mich nun zwar deſto beſſer tröſten, obſchon ſeine Troſtworte nicht eben die gewünſchte Wirkung bey mir thun wollten. Doch endlich nahm ich ein geruhiges Weſen an, wiewohl nicht ſo viel durch den erhaltenen Troſt, als vielmehr, weil ich mich freuete, den Urheber meines Unglücks endlich zu kennen, und meiner Rache durch ihn ein ſüſſes Verſöhnungsopfer zu bringen. Dieſe Vorſtellung that ihre vollkommene Wirkung. Ich ward gar bald ruhig, geſund, munter und alle Tiefſinnigkeit verlor ſich. Ich ſann eine Liſt aus, alles deſto bequemer, und ohne entdeckt zu werden, auszuführen, und ſie gelung mir, wie ich nun bald erzählen werde.

Den ersten Morgen nach der Ankunft meines Freundes schickte ich ganz früh, und ihm ganz unwissend, meinen **Heinrich** mit der von meiner geliebten erhaltenen Verschreibung zu meinen Kaufmann, und ließ die meinem Hofmeister zugehörige Verschreibung, das darüber schiessende Geld nebst denen binnen der Zeit gehobenen Zinsen darauf abfordern. Kurz, mein **Heinrich** mußte alles mit ihm in Richtigkeit bringen, weil ich, wie ich sagte, nichts weiter mit dergleichen Sachen zu thun haben wollte. Er kam in einer Stunde wieder zurück, nachdem er alles richtig in Ordnung gebracht hatte, und überlieferte mir Dokument und Geld in meine Hände. Mein Freund war eben aufgestanden, und ich war mit dieser Sache kaum fertig, so kam er in mein Zimmer, um mit mir Thee zu trinken. Ich überlieferte ihm darauf so fort seine Verschreibung, nebst dem ihm zuständigen Gelde. Er stutzte, und wunderte sich, wie ich zu einer so ansehnlichen Summe gekommen war. Ich sagte, dieses gehörte unter die mir in seiner Abwesenheit begegneten Zufälle, die ich ihm zu gelegener Zeit umständlich erzählen würde. Ich zeigte ihm darauf noch einen ansehnlichen Beutel mit Gold, und setzte hinzu: er dörfte kein Bedenken tragen, dasjenige, was ihm zustünde, in Empfang zu nehmen, weil ich dennoch eine ziemliche Summe in meinen Händen behielte. Ich sagte ihm hierauf, mit den verbindlichsten Worten, Dank für seine damalige Gütigkeit, mich aus einer so grossen Sorge zu ziehen. Er wollte aber nichts von allen anhören; er sagte,

ich wollte ihn beſchämen, und ich mußte endlich ſchweigen, weil er darüber ganz unwillig ward. Hierauf fragte er mich: ob es mir nunmehr beliebte, eine vollſtändige Nachricht von ſeiner Reiſe und ſeinen Verrichtungen anzuhören, und dann mein noch erhaltenes Vermögen, das ſich nunmehr in ſeinen Händen befände, von ihm zu übernehmen.

Da er mich nun bereit fand, ihn anzuhören: ſo erzählte er mir, daß nach dem er die Reiſe ins Vaterland glücklich zurück gelegt, er ſich ſofort nach allen Umſtänden gehörig erkundiget hätte. Ich fand, ſagte er, alles in groſſer Unordnung. Ich ließ darauf die Verſiegelung abnehmen, um das zurück gelaſſene Vermögen ihrer Oheime zu unterſuchen, und zugleich alle verhandene Papiere, die ſie betreffen mögten, aufs genaueſte nachſehen. Dieſes alles koſtete mir ſehr viel Mühe, vornemlich, da ich mit einigen Gläubigern, die doch nur geringe Summen zu fodern hatten, viele Schwürigkeiten abzumachen hatte. Endlich aber kam ich damit ſo weit in Ordnung, daß ich den Ueberſchlag machen konnte, und da ſie als der vornehmſte und erſte Gläubiger anzuſehen waren; ſo mußten ihnen alle andere nachſtehen, vornemlich, da ihre Foderungen Vormundſchaftsgelder waren, die die Bankerottirer ſo viele Jahre in Händen gehabt hatten. Das ſchlimmſte war, daß ihre Oheime bey ihrer Flucht alles baares Geld und alſo die ganze Kaſſe nebſt den Hauptbuche mit genommen hatten. Das diesfalls ergangene Proclama half auch zu nichts, denn ſie

hatten alle ihre Gelder gehoben, und es war nichts da, auſſer einigen geringen Kleinigkeiten, was die Fallitbude zu fodern hatte. Dasjenige, was ſich im Hauſe und in den Waarenlagern befand, war alſo das vornehmſte, woran ich mich halten konnte; allein man fand, daß ſich, ungeachtet man etwas wichtiges zu finden glaubte, doch der Werth aller dieſer zurück gelaſſenen Sachen nur auf ein ſehr geringes, in Anſehung ihrer Foderung, belief. Darauf ward alles auf gewöhnliche Art im öffentlichen Ausrufe verkauft, und, ungeachtet ſich ſehr gute Käufer fanden: ſo kam doch, das Haus und die vorerwehnten kleinen Rechnungen mitgerechnet, nicht mehr als 11000 Rthlr. heraus, nachdem nämlich alle dabey aufgelaufene Unkoſten abgezogen waren. Eine geringe Summe, in Betrachtung ihres ehmaligen anſehnlichen Vermögens! In Anſehung derer verkauften Güter ſahe es faſt noch ſchlechter aus. Sie waren ſämtlich in fremden Händen, und in den erſten Jahren der Vormundſchaft bereits verkauft worden. Die neuen Beſitzer hatten die Güter nach allen Rechten in Beſitz genommen, die Gelder dafür richtig bezahlet, ſie konnten alles mit richtigen und unumſtößigen Dokumenten beweiſen, und man dagegen nichts anfangen. Sie hatten ſogar noch ein anſehnliches mehr dafür bezahlt, als ſie von ihrem ſeeligen Herrn Vater in ſeinem, in Händen habenden, Verzeichniſſe angeſetzet waren. Ein einziges Gut war blos verpfändet, und dieſe Verpfändung war zu einer Zeit geſchehen, da ſie bereits mündig geweſen waren,

und

und ſolglich konnte man, wenn man die Sache genau und nach der Schärfe der Rechte ſuchen wollte, den neuen Beſitzer daraus allerdings vertreiben; denn er konnte nicht beweiſen, daß ſie, als der rechte Eigner, ihre Einwilligung in dieſe Verpfändung ertheilet hatten. Ich machte die Sache darauf gehörig anhängig, und bewies ihre Gerechtſame gerichtlich, und ohne daß etwas dagegen einzuwenden war. Das Gut ward ihnen darauf zugeſprochen. Allein, es ward von der Gegenſeite appellirt. Dieſes ſetzte mich in neue Weitläuftigkeiten. Ich ließ mich daher, um deſto eher aus der Sache zu kommen, durch Vermittelung einiger angeſehenen Perſonen, und weil ich erfahren, daß ſich das Gut ſeit einigen Jahren ſehr verſchlimmert hatte, bewegen, mich in einen Vergleich einzulaſſen. Der Vergleich ward darauf gar bald geſchloſſen, und der Beſitzer bezahlte mir für das Gut 21000 Rthlr. Mit dieſem Vergleiche konnte ich ſehr wohl zufrieden ſeyn, denn das Gut war von ihrem ſeeligen Vater nur für 24000 Rthlr. angeſetzet worden; da es ſich nun nach der Zeit ſehr verringert hatte, auch alle Proceßunkoſten von der Gegenſeite erſtattet wurden: ſo war dabey faſt gar kein Verluſt. Die ausgemachte Summe erhielt ich darauf baar, und ich habe ſie in einer anſehnlichen Handelsſtadt in unſerm Vaterlande an ſichere Perſonen auf gewöhnliche Zinſen untergebracht; worüber ich ihnen denn hierbey die gehörigen Dokumente überliefere. Das übrige Geld, welches ſich, wie ich ſchon gemeldet habe, und wie aus gegenwär-

tigen Dokumenten zu erſehen iſt, auf 11000 Rthl. belief, habe ich zu ihrem etwanigen Gebrauch in Wechſelbriefen baar mitgebracht. Die Begierde, ſie aufs eheſte wieder zu ſehen, und ihrer, mir vor einiger Zeit angekündigten Hochzeit beyzuwohnen, beſchleunigte meine Rückreiſe. Doch, wie beſtürzt wurde ich, als ich ſie geſtern früh, bey meiner Ankunft, unpäßlich, bekümmert, ja faſt in Verzweiflung fand, und als ich darauf, wiewohl nur auf eine dunkle Art, den tödtlichen Verluſt ihrer Braut erfahren mußte.

Nach dem Schluſſe ſeines Berichtes händigte er mir alle in Händen habende Dokumente, nebſt denen mitgebrachten Wechſelbriefen, ein. Ich bat ihm aber, nachdem ich ihm für alle ſeine beſchwerliche Mühe, und für alle für mich getragene Vorſorge, gehörig und von Herzen gedanket hatte, alles in Verwahrung zu behalten, weil ich annoch ſo zerſtreuet wäre, daß ich mich gänzlich ungeſchickt befände, auf etwas dergleichen zu denken. Ich bot ihm darauf die Helfte der mitgebrachten Gelder, theils für gehabte Mühe, theils zur Bezahlung einer Foderung, die er noch an mich zu machen hatte, theils auch für die Reiſekoſten, an; allein, es war mir unmöglich, ihm nur einen Schilling aufzudringen. Hierauf that ich ihm folgenden Vorſchlag: Ich bat ihn, ſich niemals von mir zu trennen. Wir wollten unſer Vermögen vereinigen und in ein einziges verwandeln. Ein jeder ſollte daran ein gleiches Recht haben. Ich wiederhohlte dieſe Bitte auf ſolche Art, daß er wohl ſahe, es würde unmöglich ſeyn, wenn

wenn er ſich dagegen ſetzen würde. Wir machten darauf unverzüglich einen Vergleich von dieſer Art; doch konnte ich ihm nicht gänzlich dahin bewegen, an meinem Vermögen einen gleichen Antheil zu nehmen. Wir verglichen uns aber gleichwol, uns nimmer ohne beyderſeitigen freywilligen Beyfall zu trennen, und dann an dem Glücke oder Unglücke eines oder des andern gemeinſchaftlichen Antheil zu nehmen. Wir ſchoſſchen unſere Gelder und unſer Vermögen zuſammen, ob er ſchon mir einen anſehnlichen Vorzug und Anſpruch darauf durchaus übergab. Wir legten den Grund zu einer Freundſchaft, die bisher viele Jahre beſtändig und ungeſtört geblieben iſt, und die, wie wir hoffen, unſere Kinder dereinſten noch fortſetzen werden. Nur eine einzige Sache bedung ich mir aus. Wir hatten zwar feſt geſetzt, es ſollte keiner ohne des andern Willen und Mitwiſſen etwas unternehmen: allein, ich hatte etwas im Sinne, welches ich ihm unmöglich entdecken konnte. Ich erſuchte ihn daher, mir nur in einer Sache, die ich in Paris noch auszuführen hätte, meinen Willen zu laſſen, daß ich ſie vor mich behalten dörfte. Ich verſicherte, daß ſie weder unſere Freundſchaft, noch unſere Geldkaſſe, noch eine andere Sache, die wir gemein hätten, beträffe, und ſie würde auch aufhören, ſo bald wir aus Frankreich reiſeten. Er geſtund mir dieſes Begehren willig zu. Und von dieſer Stunde an, hatten wir einen Willen, einerley Neigungen und eine Geldkaſſe; wir waren gleichſam eine Perſon, ein Herz und eine Seele.

Nachdem meine Gesundheit völlig hergestellet war: so überlegten wir, wohin wir aus Paris reisen wollten. Wir sagten uns einander unsere Absichten, endlich aber überredete ich ihn, wir wollten zuerst nach Holland, dann nach Engelland und endlich nach Hamburg gehen, wohin wir den größten Theil unserer Gelder durch Wechsel übermachen wollten. Wir beschlossen zugleich, weil es in einer angenehmen Jahrszeit war, unsere Reise, so bald wir unsere überflüßigen Sachen würden verkauft und unsere Bedienten abdanket haben, nebst unsern **Heinrich** zu Pferde nach Holland anzutreten. Um auch desto besser und geschwinder fortzukommen, wollte ich den Kerl, den ich seit kurzer Zeit zu mir genommen hatte, voraus schicken, um uns von Station zu Station die Pferde voraus zu bestellen. Dieser Entwurf ward von ihm gebilliget, und in kurzen waren wir mit unserer Einrichtung fertig. Weil ich seit einigen Wochen aller Bekanntschaft entsaget und gänzlich eingezogen gelebet hatte: so waren wir an kein Ceremoniel gebunden, welches uns das Abschiednehmen würde verursachet haben. Wir konnten also desto geschwinder fertig werden. Unsere Gelder waren besorgt; unsere Sachen meistentheils verkauft, bis auf einige Nothwendigkeiten, die wir in unsere Felleisen packten, deren jeder von uns dreyen eines hinter sich haben konnte, und die den Pferden keine Beschwerung verursachten. Wir setzten uns alle drey also an einem Morgen in ganz neuen Reisekleidern zu Pferde, um unsere Reise anzutreten,

nach-

nachdem ich den obengedachten Kerl, den ich bisher zu meinem Spion gebraucht hatte, mit gemeſſenen Befehlen voraus nach Holland nach einer ihm vorgeſchriebenen Reiſeroute geſchickt hatte.

Unſer Weg gieng, nach meiner Einrichtung, juſt vor einem Luſthauſe vorbey, welches eine Meile von Paris lag, und wie ich aufs ſicherſte unterrichtet war, meinem Feinde, dem Marquis, gehörte, der ſich, wie ich zugleich wußte, eben damals ganz allein darauf befand. Mir war die Gegend beſſer als meinem Freunde bekannt, und mein **Heinrich** war davon beſtermaſſen unterrichtet, daher war es mir ein leichtes, ihn einen Weg zu führen, welcher mir zu meinem Vorhaben am gelegenſten war. Wir ritten alſo gerade auf das Luſthaus meines Feindes zu, und nachdem wir ſelbiges vorbey und nach einem, eine Viertelſtunde davon gelegenen, Hauſe gekommen waren: ſo rieß abgeredetermaſſen an dem Pferde meines **Heinrichs** der Sattelgurt entzwey. Wir waren daher genöthiget, Halte zu machen, damit **Heinrich** ſein Reitzeug wieder ergänzen könnte. Nachdem wir abgeſtiegen waren, und **Heinrich** ſeine Arbeit anfieng, die er aber mit allem Fleiß verzögerte, gieng ich, unter einem andern Vorwand, auf die Seite, und ſuchte mir einen Kerl zu einem gewiſſen Geſchäfte auf. Ich fand gar bald einen ſolchen Bauerkerl, den ich gebrauchen konnte. Ich verſprach ihm ein Goldſtück, wenn er ein Gewerbe hurtig, und ſo, wie ich es ihm befehlen würde, beſtellte. Er war willig dazu, und ich unterrichtete ihn, er ſollte ein Billet, das ich

ihm überreichte, unverzüglich in das Luſthaus des Marquis tragen, und ſich bemühen, daß er es ihm ſelbſt überliefern könnte; zugleich ſollte er vorgeben, er habe das Billet eine halbe Meile von ſeinem Hofe im Holze von einem ſchönen und vornehmen Herrn, der zwo ſchöne Damen bey ſich gehabt, ſeinen Wagen aber zerbrochen hätte, erhalten. Der Bauerkerl lief, ohne ſich aufzuhalten, fort. Er verrichtete ſein Gewerbe; ſo wie ich ihm befohlen hatte. Der Marquis erhielt das Billet und der Kerl war in einer guten halben Stunde wieder bey mir, und ſtattete mir ſeinen Bericht ab. Ich bezahlte ihn für ſeine Mühe, und ich war ſehr vergnügt mit ihm. Nunmehr erwartete ich den Marquis, und mein Heinrich mußte ſeine Verbeſſerung ſeines Sattelgurts nach meinem Winke einrichten.

Ich muß aber allhier erklären, worauf es eigentlich, den Marquis aus ſeinem Hauſe zu locken, ankam. Ein gewiſſer Chevalier, der ein vertrauter Freund und naher Verwandter des Marquis war, war acht Tage zuvor mit zwo ihm verwandten jungen und ſchönen Damen auf ein Landgut, welches einige Meilen von Paris lag, zur Luſt ausgefahren; und in vier bis fünf Tagen ſollten ſie zurück kommen; der Marquis aber hatte es mit dem Chevalier abgeredet, ſie ſollten alsdann unterwegens auf ſeinem Luſthauſe bey ihm einſprechen. Alle dieſe Umſtände hatte ich durch oben erwehnten Kerl, den ich als meinen Spion gebrauchte, erfahren. Da auch dieſer Kerl einige Zeit in den Dienſten des Chevalier gewe-

geweſen und deſſen Hand einigermaſſen nachſchreiben konnte: ſo hatte er vor ſeiner Abreiſe auf ein zerdrucktes Papier und mit Bleyſtift folgendes Billet ſchreiben müſſen. Es hieß:

Marquis!

Wenn ich nicht wüßte, daß du kein Koſtverächter wäreſt: ſo wollte ich dir nicht beſchwerlich fallen. Allein, ich glaube, du wirſt einem Freunde, der, wie du weißt, mit zwo Damen, die ſo ſchön, wie der Tag, ſind, und die wie ein paar Sonnen glänzen, aufs Land verreiſet war, keinen Reiterdienſt abſchlagen. Die Sache kommt darauf an, daß du deinen groſſen Reiſewagen anſpannen läſſeſt, dich ohne Weitläuftigkeiten hinein ſetzeſt, und uns eine halbe Meile weit, bis mitten in das Holz ** entgegen fähreſt. Mein verdammter Wagen iſt auf dem holprichten Wege im Holze umgefallen, und zerbrochen, und ich muß mich mit meinen Damen inzwiſchen im Grünen behelfen, bis du kommſt, und uns in deinem Wagen in dein Luſthaus fahren läſſeſt. Du brauchſt aber keine Bedienten mit dir zu nehmen; denn wir haben ſchon zwo männliche Bediente und ein artig Kammermägdchen bey uns. Merk es wohl! Freund Saneho! dieſes artige Kammermägdchen iſt brauchbar, und ich will ſie dir für deine Mühe abtreten. Du ſieheſt inzwiſchen, daß wir Leute genug haben, einen Wagen

einzunehmen, und ihn umzuschmeissen, ohne, daß du nöthig hast, noch mehrere mit zu bringen. Komme bald! denn es mögte noch lange Zeit verlaufen, bevor ein halb Dutzend Bauren, die an meinem Wagen arbeiten, fertig würden. Meine Damen freuen sich auch schon, ein so lustiges Geschöpfe, wie du bist, zu sehen, zu sprechen, und nachdem du dich aufführest, zu umarmen.

Im Holze * * der Chevalier.

Der Marquis erhielt also diesen Brief, in den er keinen Argwohn setzte. Er ließ geschwind seinen großten Wagen anspannen, und in einer halben Stunde fuhr er schon ohne Bedienten, so wie ich es wünschte, vor dem Hause vorbey, in welchem ich mich seinetwegen aufhielt. Ich hatte inzwischen meinem Freunde die Zeit mit ein paar Bouteillen Champagne Wein, den man allhier sehr gut haben konnte, vertrieben. **Heinrich** war nunmehro fertig. Wir stiegen zu Pferde, und ritten spornstreichs fort. Ich und **Heinrich** nahmen an einem gewissen Orte einen Vorsprung, und da wir die Wege sehr genau wußten: so waren wir, vermittelst eines Fußsteiges, den man zur Noth auch reiten konnte, binnen einer halben Stunde dem Marquis zuvorgekommen. Wir ritten seitwärts und versteckten uns hinter ein dickes Gesträuche, hinter welchem die Landstrasse war, auf welcher der Wagen des Marquis gefahren kam. Mein **Mentor** verfehlte mich, und ritt uns, indem wir mit allem Fleisse uns

stil-

ſtille hielten, glücklich vorbey. Inzwiſchen kam der Wagen näher. **Heinrich** ritt auf den Kutſcher, und befahl ihm, mit aufgeſpannter Piſtole, augenblicks ſtille zu halten. Es ward einem ſo fürchterlichen Befehle Gehorſam geleiſtet. Inzwiſchen hatte ich mich dem Schlage des Wagens genähert. Ich zeigte mich dem Marquis mit aufgezogener Piſtole. Er erſchrack unbeſchreiblich, und zitterte über ſeinen ganzen Leib. Marquis! ſagte ich mit wütender Stimme: Du biſt ein nichtswürdiger Böſewicht! Deine Uebelthaten hätten verdienet, durch des Henkershand beſtrafet zu werden; doch du ſollſt durch die Hand desjenigen ſterben, den du ſo entſetzlich beleidiget haſt. Indem ich ihn ſo anredete, wollte er zur andern Seite des Wagens hinausſpringen; ich drückte aber meine Piſtole geſchwind loß, und ſchoß ihn nach meiner Abſicht durch die rechte Schulter, daß er zur offenen Thüre des Wagens hinaus ſtürzte, hierauf zog ich das Bildniß meiner erblaßten Geliebten aus meinem Buſen. Boshafter! ſchrie ich, kennſt du dieſes Bild? Siehe, dieſe göttliche Perſon war meine Gemahlinn; deine Mordſucht hat ſie und das noch nicht gebohrne Pfand unſerer Liebe entſeelet. Zittre! Böſewicht! hiermit ſchoß ich ihn mit der andern Piſtole durch die linke Schulter. Er wollte reden, und mich um ſein Leben bitten; ich war aber viel zu wütend, ihn anzuhören. Die raſende Freude, das Opfer meiner Rache, vor meinen Füſſen im Blute liegend, zu ſehen, war mir etwas ſo ſüſſes und ergetzendes, daß ich am wenigſten von Mitleiden wußte, ich

wünſch-

wünſchte vielmehr, ſeine Marter zu verlängern. Mein **Mentor**, der beyde Schüſſe gehört hatte, war umgekehrt, mich zu ſuchen, und kam eben zu mir, als ich meinen ſchon ganz entkräfteten Feind ſeine Uebelthaten noch ferner aufs empfindlichſte vorrücken wollte. Ums Himmelswillen! ſchrie mein Freund, was machen ſie? Was ich mache? ſagte ich. Sehen ſie nicht dieſes verfluchte Scheuſal der Natur, das durch ſeine Bubenſtücke die erſchrecklichſte Marter verdienet hat? Da ich aber merkte, er würde meiner Wuth Einhalt thun: ſo jagete ich meinem Feinde die dritte Kugel mit einem Taſchenpiſtol durch den Kopf, wovon er ſo fort ſtarb. Ich ſteckte darauf mein Gewehr ganz ruhig wieder zu mir, und nachdem mein **Heinrich** mit ſeinem Gewehre die Kutſchpferde niedergeſchoſſen hatte: ſo gab ich meinem Pferde die Sporen und jagte einem Fußſteige zu, den ich kannte, und meine Gefährten folgten mir mit gröſter Geſchwindigkeit.

Sechſtes Buch.

Ich fand vermittelſt dieſes Schleifweges unſere rechte Straſſe gar bald wieder; und kaum waren wir in vollem Jagen eine gute Stunde geritten, ſo erreichten wir den Ort, wo friſche Poſtpferde auf uns warteten. Wir wurden mit den Umſatteln gar bald fertig, und auf dieſe Art ſetzten wir unſern Weg mit gröſter Geſchwindigkeit fort, daß wir uns auch kaum ſo viel Zeit lieſſen,

ſen, einige Erfriſchungen unterweges zu uns zu nehmen. Wir ritten Tag und Nacht, und kamen ſo geſchwind über die Gränzen, ohne angehalten zu werden, daß wir uns hernach nicht wenig wundern mußten, wie wir einen ſo weiten Weg in einer ſo kurzen Zeit zurück legen können. Als wir über die Gränzen waren: ſo fand ich meinen vorausgeſchickten Kerl, den ich darauf ſehr reichlich belohnte, und ihn ſeinen eignen Weg nehmen ließ.

Binnen dieſer Zeit hatte ich mit meinem **Mentor** kaum drey Worte geſprochen. Unſere Reiſe gieng unter einem ununterbrochenen Stilleſchweigen fort. Ich hatte endlich Zeit gehabt, zu begreifen, wie ſehr ich ſeine Verweiſe verdienet hatte. Ich wußte es gar wohl, daß ich eine That ausgeübet hatte, die ich an einem andern ſelbſt nicht würde gebilliget haben; doch war ich auch mit der glücklich vollbrachten Rache ſo wohl vergnügt, daß mir das Andenken derſelben alle Reiſebeſchwerlichkeiten angenehm machte. Als wir endlich die erſte holländiſche Feſtung erreichet hatten, und wir ſehr abgemattet waren: ſo ſchlug ich meinem Freunde vor, allhier ein paar Tage auszuruhen, um uns wieder zu erhohlen. Er war damit zufrieden, denn da wir nun in völliger Sicherheit waren: ſo trug er kein Bedenken, mir Beyfall zu geben. Wir kamen in dieſe Feſtung des Nachmittags, und nachdem wir gegen Abend etwas Speiſe zu uns genommen hatten: ſo bedienten wir uns der Betten, um einmal recht gut auszuſchlafen.

Als wir des Morgens darauf aufgeſtanden waren, und uns an den Theetiſch geſetzt hatten: ſo gab ich meinem **Heinrich** Befehl, uns allein zu laſſen. Nunmehr konnte ich mich nicht mehr enthalten, zu reden; ich mußte mein Stillſchweigen brechen. Ich ſtund von meinem Stuhle auf, umarmte meinen Freund, indem ich ſagte: Mein wertheſter Freund! ich weiß, ſie werden meine grauſame Rache verdammen; aber ſtellen ſie ſich auf der andern Seite meine heftige, meine brünſtige Liebe vor, die ich zu meiner Geliebten getragen; überlegen ſie zugleich, wie unſchuldig ſie mit einem noch unſchuldigern und ungebohrnen Kinde geſtorben, und alsdenn urtheilen ſie, ob ich nicht Fug und Recht gehabt habe, einen ſo grauſamen Mörder auf eine noch grauſamere Art, zu beſtrafen? Nein! mein Herr! antwortete er mir, ich verdamme ihre Rache nicht eben überhaupt, allein die Art und Weiſe, wie ſie ſie ausgeübet haben, iſt ihnen gänzlich unanſtändig, ja der menſchlichen Vernunft, und überhaupt einem vernünftigen Weſen ganz entgegen. Ich will nicht einmal anführen, wie ſehr eine ſo wütende That die Religion beleidigt. Doch, ſetzte er hinzu, ich will mich vorikt über dieſe Sache mit ihnen noch nicht in einen Streit einlaſſen. Ihre Rache iſt noch zu neu. Ihre eigenen Wunden ſind noch zu friſch: es würde mir alſo, alles Rechtes, das auf meiner Seite iſt, doch nicht gelingen, ſie zu einer reuenden Erkenntniß ihres ſo groſſen Verbrechens zu bringen. Was würden meine Vorſtellungen in einem Herzen wirken, das noch nicht geſchickt iſt, die Religion, und die Sit-

tenlehre in ihrem ganzen Umfange über ſich herſchen zu laſſen. Ich will warten, bis die Zeit ihnen Gelegenheit giebt, ſich mehr zu faſſen, und bis ihre Hitze, die ſie noch allzuſehr eingenommen hat, etwas mehr verrauchet iſt.

Und vor dieſesmal konnte ich ihn nicht bewegen, ſich in ein ausführliches Geſpräch über mein Unternehmen mit mir einzulaſſen. Er unterbrach mich, und fieng an, mit mir von der Fortſetzung unſrer Reiſe zu ſprechen. Es dauerte auch eine ziemliche Zeit, und es eräugeten ſich noch andere Begebenheiten, bevor er ſich mit mir darüber näher einließ. Er wußte mich aber endlich zu einer ſehr bequemen Zeit meines ſo gräulichen Unternehmens wegen auf die nachdrücklichſte Art zur Rede zu ſetzen; und dadurch erhielt er ſeinen Zweck, mich zu einer aufrichtigen Reue zu bewegen. Ich ward nämlich von ihm durch unwiederſprechliche Gründe überzeugt, wie ſehr ich unrecht gethan hatte, eine ſo grauſame Selbſtrache ausgeübt zu haben. Und ach! ich habe genung leiden müſſen, und Reue, Kummer und Strafen genung ausgeſtanden. Mein eignes Gewiſſen hat mich ſelbſt am ſchärfſten gepeiniget; und ich fühle noch öfters die empfindlichſten Gewiſſensbiſſe über eine ſo ſchändliche That, an die ich nie gedenken kann, ohne ſie zu verfluchen.

Nachdem wir alſo unſerm Vorſatze gemäß ausgeruhet hatten: ſo reiſeten wir nach Haag, Amſterdam und andern Plätzen, und darüber gieng der Sommer gänzlich vorbey. Als wir uns nun in Holland zur Genüge umgeſehen hatten, ent-

schlossen wir uns, beym Anfange des Herbsts nach Engelland und vornehmlich nach London überzugehen, und uns daselbst den Winter über aufzuhalten; darauf wollten wir im Frühlinge nach Hamburg reisen, und alsdann überlegen, was wir ferner vorzunehmen hätten. Wir kamen darauf mit sehr gutem Winde auf der Themse an. Wir hatten das Vergnügen, in London einige unserer Landsleute anzutreffen, und da diese schon einige Zeit vor uns da gewesen waren: so hatten wir dadurch das Glück, einige ansehnliche Bekanntschaften ohne Mühe zu erhalten. Nachdem wir nun alles Sehenswürdige in Augenschein genommen hatten, mein Gemüth auch durch diese Reisen und durch die Annehmlichkeiten der Veränderungen ganz wieder ermuntert worden war, die Zeit auch heran rückte, unsere Reise nach Hamburg anzutreten: so nahmen wir von unsern Bekannten Abschied, und segelten mit gutem Winde nach Hamburg, wo wir nach wenigen Tagen glücklich ankamen. Es war mir in Engelland zwar nichts beträchtliches begegnet, allein, diese Reise war mir doch nach der Zeit von grossen Nutzen. Einestheils war es mir angenehm gewesen, diese freye, diese edle Nation kennen zu lernen, anderntheils aber kamen mir die Bekannten, die ich mir in Engelland gemacht hatte, sehr zu statten, als ich endlich genöthiget war, mein Glück zur See zu versuchen, wie man hernach vernehmen wird.

Wir waren mit dem Anfange des Sommers des 1716ten Jahres nach Hamburg gekommen. Wir empfiengen darauf unsere, aus Paris dahin

hin übermachten, Gelder, und waren nunmehr darauf bedacht, ſie ſicher und mit Vortheil unterzubringen. Wir waren aber kaum vier Wochen daſelbſt geweſen, und hatten über unſere künftige Lebensart noch keinen beſtimmten Plan gemacht, als wir unvermuthet aus derjenigen Handelsſtadt unſeres Vaterlandes, wo der gröſte Theil meines Vermögens ſtund, die traurige Zeitung erhielten: es wäre dieſelbe durch eine jählinge Feuersbrunſt faſt gänzlich in Aſche verwandelt worden. Dieſe klägliche Zeitung ward darauf den erſten Poſttag durch die Briefe unſers Correſpondentens gänzlich bekräftiget, mit dem Zuſatze, daß insbeſondere diejenigen Kaufleute, die meine Gelder in Händen hatten, dadurch gänzlich zu Grunde gerichtet wären. Ihre Güter, ſo wohl als ihre Häuſer, waren verbrannt, und es war keine Hoffnung vorhanden, auf irgend eine Art zu meiner Bezahlung zu kommen. Endlich bekam ich von dieſen armen Leuten, die der Brand ſo ſehr betroffen hatte, ſelbſt Briefe. Sie meldeten mir in den kläglichſten Ausdrückungen ihr Unglück. Sie ſtellten mir ihren gänzlichen Verfall vor, und bewieſen durch gerichtliche Scheine, wie unvermögend ſie waren. Was war nunmehr zu thun? Da wir unſer Vermögen in eine Kaſſe gebracht hatten; ſo belief es ſich zwar noch meiſt auf 30000. Reichsthaler, und wenn ich die koſtbaren Juweelen, die ich von meiner verſtorbenen Geliebten zu verſchiedenenmalen erhalten hatte, rechnen wollte: ſo konnte dieſes Kapital dadurch noch um ein Beträchtliches vergröſſert werden.

Aber was war dieſes gegen mein ehmaliges groſſes Vermögen? Ueberdieſes gehörte dieſe angemerkte Summe kaum die Helfte mein eigen; mein einziger Vorzug, den ich vor meinem Freunde haben konnte, waren blos meine Jubeelen.

Bey dieſer Gelegenheit empfand ich die erſten Gewiſſensbiſſe, und mein getreuer Freund hatte genung zu thun, mich aufzumuntern. Ich gieng einen groſſen Theil meines Lebens durch, vornehmlich die Zeit, ſeit dem ich mit meiner ungetreuen Frau war verheyrathet worden. Ich fand gewiſſermaſſen in der Untreue, die ich damals auf dem Lande an ihr begangen hatte, als ich mich mit der **Iſabella** auf verbotene Art ergetzte, den Grund alles Unglücks, das mir hernach begegnet war. Sie war Urſache, daß ich den Marquis zu meiner Geliebten brachte, und dadurch in ihm eine, mir ſo gefährliche, Neigung gegen dieſe ſchöne Perſon erweckte. Dadurch ward der Marquis zu einer ſo groſſen Uebelthat verleitet, die ich auf eine ſo grauſame und verdammliche Art an ihm gerächet hatte. Und endlich ſahe ich mein gegenwärtiges Unglück, daß ich damals für mein letztes anſahe, als eine gerechte Strafe der Vorſehung an, daß ich dieſen meinen Feind, den Marquis, hingerichtet hatte. Ich gerieth darüber in eine auſſerordentliche Tiefſinnigkeit, die mir endlich eine ſehr gefährliche Krankheit zuzog. Doch ich ward endlich wieder hergeſtellet, und ich hatte mehr der Sorgfalt meines Freundes, als denen Aerzten, meine Geſundheit zu verdanken. Er brachte endlich durch ſeine weiſen und gegründe-

ten

ten Vorſtellungen, die er mit einer rührenden und männlichen Beredſamkeit vorzutragen wußte, mein Gemüth ſo weit, daß ich anfieng, mich zu faſſen, und daß ich dadurch einigermaſſen einen Grad der Zufriedenheit und der Gemüthsruhe wieder erlangte, der mir ſo lange Zeit gemangelt hatte.

Als ich nun wieder geſund und ruhig war: ſo überlegten wir eines Tages; auf welche Art wir nunmehr unſere Sachen einzurichten hätten? Nach vielen vergeblichen Entwürfen entſchloſſen wir uns, unſere Gelder größtentheils in Hamburg zu laſſen, wo wir ſie ſehr gut unterbringen konnten, und wenn wir dieſes beſorgt hätten, nach Kopenhagen zu reiſen, woſelbſt ich hoffen konnte, vielleicht mein Glück zu machen. Wir übergaben darauf 25000. Thaler einigen Kaufleuten, die uns insbeſondere diesfalls von bekannten und anſehnlichen Männern vorgeſchlagen wurden, und nachdem wir alle gehörige oder mögliche Sicherheit genommen hatten: ſo reiſeten wir im Herbſte dieſes Jahrs nach Dännemark. Wir hatten an baaren Gelde und Wechſelbriefen über 4000. Reichsthaler bey uns, mit denen wir ſo lange auszukommen hofften, bis wir eine erwünſchte Veränderung unſerer Umſtände erhielten.

Allein, unſere Hoffnung ſchlug fehl. Wir hielten uns in dieſer Hauptſtadt über ein Jahr auf, ohne, daß wir einige Vortheile vor uns ſahen, oder hoffen konnten, und alle angewandte Mühe, eine gute Bedienung zu erhalten, war umſonſt. Unſer mitgenommenes Geld nahm in-

zwischen sehr ab; denn wir hatten uns, einen desto bessern Zutritt bey den Grossen zu erwerben, in einige wichtige Unkosten; theils durch prächtige Kleider, theils auch durch ein paar wohl ausstaffierte Bedienten, und eine uneigennützige und in die Augen fallende Lebensart, die aber keine Verschwendung war, gesetzt. Zu allem Unglücke, erhielten wir mit dem Ende des folgenden Jahres die betrübte Nachricht aus Hamburg, daß zweene Kaufleute, die 10000. Reichsthaler von unsern Geldern in Händen hatten, bankrott geworden, und wir hatten hernach grosse Mühe, kaum 20. fürs Hundert wieder zu erhalten. Dadurch war nun unser Vermögen ungemein verringert worden, und da ich endlich den Ueberschlag machte: so fand ich, daß mein ganzes grosses Erbgut fast bis auf den letzten Schilling verloren war; folglich sollte ich nunmehr der Gnade und Gütigkeit meines Freundes leben. Mein Hochmuth ward dadurch ungemein gedemüthiget. Ich ward aufs neue gewaltig niedergeschlagen; allein ich fand an meinem Freunde das edelste, das liebreichste Herz von der Welt. Er hatte die Ursache meines Kummers gar leicht einsehen können, ich hatte auch ohnedieß nicht so sehr an mich halten können, daß mir nicht zuweilen einige Ausdrücke entflohen wären, die nicht undeutlich bemerkten, woran mein Gemüth so krank war. Er bat mich daher eines Tages, ich sollte mir nicht den geringsten Kummer machen, wir hatten beyde zusammen noch so viel, daß wir, wenn wir des Landleben erwählen und uns in einer Provinz ein einträg-

liches

liches Glut kaufen wollten, wir bequem, doch in der Stille, als ein paar Weltweiſe leben könnten. Er wußte alles dieſes ſo liebreich, ſo angenehm und ſo reizend vorzutragen, daß ich aufs neue Muth bekam, und wir waren nunmehr beyderſeits darauf bedacht, dieſen Vorſatz geſchickt und vortheilhaft zu bewerkſtelligen. Allein, ein neuer unglücklicher Vorfall warf alle dieſe Anſchläge übern Haufen.

Den dritten oder vierten Tag nach dieſem Entſchluſſe ſuchte ich einen Brief, an welchem mir viel gelegen war, weil er eine Geldſache betraf. Ich ſuchte dabey alle meine Briefſchaften durch, und auch endlich ein gewiſſes Briefſutter, das ich nur zu meinen geheimſten Schriften gebrauchte. Unter dieſem Suchen gerieth mir das verſiegelte geſchriebene Päckchen in die Hände, welches mir mein Vater vor ſeinem Tode in Verwahrung gegeben hatte. Ich erinnerte mich zugleich ſeiner damals dabey gebrauchten Worte und der Bedingungen, unter welchen ich es eröfnen dörfte. Ich glaubte, nunmehr ſey die Zeit vorhanden, daß ich Freyheit hätte, mich dieſer geheimen Schriften zu bedienen. Ich hatte meines Bedünkens eine beſtändige Kette von Unglücksfällen erlebet, und nur vor weniger Zeit erſt zweene ſehr beträchtliche erfahren, die mir nach meinen gegenwärtigen Umſtänden faſt nicht ſchlimmer aufſtoſſen konnten. In dieſen Betrachtungen ward ich hitzig, ich rieß das Päckchen ohne weitere Ueberlegung auf; doch da ich es erbrochen hatte: ſo gereuete es mich auch ſchon; mir war bange,

Sachen daraus zu erfahren, die mich betrüben würden, oder die ich noch nicht wissen sollte. Ich daher meinen **Mentor**, und fragte ihn um Rath. Er war der Meynung, da ich es bereits geöffnet hätte; so könnte es auch weiter nichts auf sich haben, wenn ich es auch durchsehen, und lesen würde; vielleicht könnten Nachrichten darinnen seyn, deren wir anjetzt nöthig hätten. Ich bat ihn darauf, bey mir zu bleiben; denn dieses Päckchen kam mir gleichwol so ehrwürdig vor; daß ich mich fast dafür scheute.

Da wir es nun gänzlich auseinander nahmen, so sahen wir eine sehr weitläuftige Schrift, die aber mit sehr kleinen Zügen geschrieben war. Ich fieng endlich an zu lesen, und der Anfang reizte meine Neugierde ungemein. Ich erfuhr Sachen, die mich in grosses Erstaunen setzten, und die Gelegenheit zu einer Menge wunderbarer Begebenheiten gegeben haben; ja, die mich zu einen herumirrenden Seemann machten; denen ich aber, nach überstandenen grossen Gefährlichkeiten, endlich meine gegenwärtigen ruhigen Umstände zu danken habe. Es wird nöthig seyn, meinen Lesern diese Schrift, so wie ich sie gefunden habe, von Wort zu Wort allhier anzuführen: weil sie zur Erklärung meiner bald folgenden Reisen und Zufälle gehöret.

Der umständlichen Schrift selbst war ein Brief an mich vorgesetzet, der aber vielmehr eine Anrede an mich war, wenn ich seine Schrift würde geöffnet haben. Er würde aber auch die Neugierde eines jeden rege gemacht haben, daher reizte er mich auch zu weitern lesen. Mein Hofmeister so wohl, als

ich,

ich, laſen aber erſt, weil es bereits ſehr ſpät war, den folgenden Morgen die Schrift ſelbſt in ihrer Ordnung durch, und ich will nunmehr erſt den Brief herſetzen, der denn folgendes Innhalts war:

Mein Sohn!

Ich ſehe es bereits zuvor, daß du deine glücklichen Umſtände, in denen ich dich hinterlaſſe, nicht beſtändig genieſſen wirſt. Es daucht mich, dich ſehr verdrieslichen Zufällen ausgeſetzt zu ſehen; die dir die angenehmſten Jahre deines Lebens verbittern werden. Doch nicht blos in dieſer Meynung, deren Erfüllung ich niemals wünſche; ſondern auch aus gewiſſen verborgenen Trieben, die ich nicht einſehe, habe ich folgende merkwürdige Nachrichten aufſetzen, und dir zu deinem etwanigen Gebrauche oder Nutzen hinterlaſſen wollen. Ich bitte den Himmel, dich nicht in ſolche Zufälle gerathen zu laſſen, die dich nöthigen mögten, dir folgende Erzählung nützlich zu machen: denn du würdeſt dich Gefährlichkeiten ausſetzen müſſen, die du bey der Erhaltung, und bey dem vernünftigen Gebrauche des anſehnlichen Vermögens, das ich dir hinterlaſſe, vermeiden kannſt, und die, wenn du ſie ja erfahren ſollteſt, nichts als betrübte Folgen, und vielleicht eine groſſe Reihe von unglücklichen Begebenheiten ſeyn würden, für denen dich Gott bewahren wolle! Doch, ſollteſt du dieſe Schrift ja eröffnen: ſo gebrauche ſie vernünftig, und mit groſſer

Ueberlegung. Lebe wohl, mein lieber Sohn! Siehe! dieſes ſind die letzten Lehren deines ſterbenden

Vaters.

Nunmehr folgt die Schrift ſelbſt, die folgende Erzählung in ſich hielt:

Begebenheiten und Reiſen des alten Herrn von R.

Ich bin im Jahr 1642, und zwar allhier in dieſer Provinz auf einem adelichen Hofe, gebohren, auf welchem mein Vater Pachter war. Er war ein gebohrner Engelsmann aus **Hull** gebürtig, doch, wie er glaubte, von deutſchen Herkommen; ſein Name war **Jakob Kreuzner.** Er hatte aber aus gewiſſen Urſachen ſeinen Namen verändert, und denjenigen angenommen, den ich bisher geführet habe. Er war in ſeiner Jugend ſeinem Vater, der ein Kaufmann geweſen, entlaufen, weil er ihn zur Handlung zwingen wollen, zu der er doch nicht die geringſte Neigung gehabt; er hatte ſich alsdann zu Schiffe begeben, und nachdem er einige Seereiſen ganz glücklich gethan: ſo war er in holländiſche Kriegsdienſte getreten, und Leutenant geworden. Er hatte aber kurz darauf das Unglück gehabt, ſeinen Officier, unter deſſen Kompagnie er ſtund, in einer Streitigkeit, in welche ſie beym Trunke gerathen waren, zu erſtechen. Dieſes nöthigte ihn, flüchtig zu werden,

den, worauf er ſeinen Namen veränderte, und das Glück hatte, als Leutenant in königliche dänische Dienſte zu kommen In dieſen Dienſten blieb er einige Jahre; allein, da ſein Regiment abgedankt ward: ſo erhielt er auch ſeinen Abſchied und zwar mit Capitänscharakter. Er hatte ſchon in Holland und ſehr jung geheyrathet, und meine Mutter hatte ihm ein mäßiges Vermögen zugebracht, und das Glück gehabt, als er daſelbſt flüchten mußte, ohne den geringſten Verluſt zu leiden, ihm nachfolgen zu können. Er ſelbſt war ein guter Haushalter, und hatte das Vermögen ſeiner Frau um ein ziemliches verbeſſert, daß er alſo, als er ſeinen Abſchied erhielt, ein Kapital von ungefehr 4000 Rthlr. beſaß. Er verſtund die Landwirthſchaft ſehr wohl, und dieſes gab ihm Gelegenheit, einen anſehnlichen Pachter vorzuſtellen. Er behielt den Hof, auf welchem ich zur Welt kam, verſchiedene Jahre, bis an ſeinen Tod.

Ich habe von ſeiner Familie und von ſeinen Begebenheiten nur noch folgende kleine Nachricht von meiner Mutter, die ihm überlebte, erfahren können. Er hatte ihr zuweilen von einem Bruder erzählet, der aber, wie er kurz vor ſeinem Tode erfuhr, als ein vornehmer Officier in Flandern geblieben war. Mein Vater hatte auch, nach ſeiner Entfernung von ſeinen Aeltern, zwar verſchiedene Briefe an ſie geſchrieben, aber niemals einige Antwort von ihnen erhalten. Er wußte alſo von ſeinen Aeltern nicht das geringſte, als was er ſich als ein Knabe von 10 bis 12 Jahren, ſo alt

war er, als er entlieſſ, etwa noch erinnern konnte. Er wußte daher auch nicht, ob er noch mehr Geſchwiſter hätte, oder nicht? noch weniger, ob er noch einige Verwandte am Leben hätte? Er hatte ſich auch in ſeinen letzteren Jahren nicht ſonderlich darum bekümmert. Wenn ich aber einigen beſondern Nachrichten, die ich nach der Zeit bey meiner Handlung aus Engelland erhielt, und dann nach einigen andern bekannten und merkwürdigen Erzählungen Glauben beymeſſen ſoll: ſo iſt es ein gewiſſer Engelländer, der wegen ſeiner weitläuftigen Seereiſen und ganz auſſerordentlichen Begebenheiten unter dem Namen **Robinſon Cruſoe** bekannt iſt, der jüngſte Bruder meines Vaters geweſen. Zwar will ich dieſes für keine unwiderſprechliche Sache ausgeben, allein mich dünkt, groſſe Urſachen zu haben, ſie für wahr zu halten, wie zugleich folgende Umſtände deutlicher erklären werden.

Als ich in der Mitten des 1705ten Jahres von der Zuhauſekunft dieſes Mannes von ſeiner letztern Reiſe, durch meinen Correſpondenten, der ihn perſönlich kannte Nachricht erhielt: ſo ſchrieb ich gegen das Ende dieſes Jahres, durch Einſchluß, an ihn. Ich erhielt aber von ihm ſelbſt keine Antwort, denn er war im Anfange des 1706ten Jahres geſtorben. Hingegen ſchrieb mir mein Correſpondent, daß er von ihm erfahren habe: er wäre aus der Stadt **York** gebürtig, und eines daſigen Kaufmanns Sohn geweſen, der aber die Handlung angegeben gehabt, und von ſeinen Renten gelebt hätte. Sein Vater hätte

eigent-

eigentlich **Kreuzner** geheiſſen, und wäre aus **Bremen** geweſen, er habe ſich aber in **Hull** häuslich niedergelaſſen, und ein ziemliches Vermögen durch ſeine Handlung erworben, nachher aber wäre er nach **York** gezogen, wo er auch geſtorben. Von ſeinen Aeltern wußte er, daß ſie noch zweene Söhne gehabt, von denen der älteſte ſehr jung entlaufen wäre, ohne daß ſie jemals etwas von ihm gehört hätten, der andere aber wäre in Flandern als Obriſtleutenant erſchoſſen worden. Weiter hätte er aber nichts von ihm erfahren können, weil er ſelbſt ſehr jung ſeinen Aeltern entlaufen wäre. Mich dünkt, dieſe Umſtände ſtimmen ſehr genau mit denjenigen überein, die mir meine Mutter erzählt hatte, und ich habe allerdings Urſache, ſie für wahr zu halten. Dieſes wenige kann ich dir, mein Sohn! von der Familie deines Großvaters melden.

Meine Aeltern beſorgten inzwiſchen nach ihrem Vermögen meine Aufferziehung aufs beſte. Sie ſchickten mich zu rechter Zeit in die Schule, wo ich die erſten Gründe des Chriſtenthums, ingleichen Rechnen und Schreiben gar bald lernte. Von meinem Vater lernte ich vollkommen Engliſch, von meiner Mutter aber Holländiſch, und Däniſch war meine Landesſprache; beyde lehrten mich auch ziemlich gut Franzöſiſch, welche Sprache ſie ſehr wohl verſtunden. In der Schule begriff ich auch etwas von der lateiniſchen Sprache, welche mir hernach ſehr zu ſtatten kam. Als ich etwas über 13 Jahre alt war: ſo ſchickte mich mein Vater nach Kopenhagen, und wiedmete

mich

mich der Handlung, zu der ich ohnedieß groſſe Luſt hatte. Ich kam zu einem anſehnlichen Kaufmann, bey dem ich die Lehrjahre ausſtund, in denen ich alle Aufmerkſamkeit und einen unermüdeten Fleiß bezeugte. Mein Patron gewann mich dadurch ſehr lieb, und nachdem ich meine Jahre ausgeſtanden hatte, und er wußte, daß er ſich auf mich vollkommen verlaſſen konnte: ſo that er mir einige Zeit nachher den vortheilhaften Vorſchlag, mich nach **Liſſabon**, als ſeinen Factor, zu ſchicken. Er war ehmals ein Seefahrer geweſen und er beſaß noch eine anſehnliche Plantage in **Braſilien**, die von ſeinem Cantore in **Liſſabon**, doch unter einem portugieſiſchen Namen, beſorgt, und in **Weſtindien** ſelbſt von einem Verwalter verſehen ward. Der Factor, den er bisher in Portugall gehabt hatte, war im Frühjahre geſtorben, und ſeine Freunde ſchrieben ihm, daß ſie glaubten, ſein Cantor würde in einiger Unordnung ſich befinden. Ich war zu der Zeit ein junger Menſch von ungefehr 22 Jahren; mein Vater war vor ein paar Jahren geſtorben, und hatte mir zwar ein artiges Vermögen hinterlaſſen. Allein, da mir obiger Vorſchlag geſchahe, ſo nahm ich ihn ohne Bedenken an, und überließ mein Erbgut gänzlich der Willkühr meiner Mutter, damit ſie in ihrem Alter deſto beſſer leben könnte.

Da mein Patron mich mit gehörigen Inſtructionen verſehen, und meine Reiſeequipage auf ſeine Koſten und zwar ſehr gut eingerichtet hatte:

ſo

ſo gieng ich im September des 1664ſten Jahres zu Schiffe, und kam, weil ich beſtändig ſehr guten Wind hatte, bereits im October in Liſſabon an. Ich übernahm das Cantor ſofort, und fand meine volle Arbeit. Der vorige Factor hatte alles in gröſter Unordnung hinterlaſſen. Bücher, Rechnungen, alles war ohne gehörige Richtigkeit. Es vergieng daher eine ſehr gute Zeit, bevor ich alle Sachen ordentlich eingerichtet hatte. Doch endlich kam ich damit zu Stande, und mein Patron war diesfalls ſehr wohl mit mir zufrieden, und wies mir aus den Einkünften der Plantage in Braſilien 100 Moidore zum Geſchenke an. Meine jährliche Beſoldung belief ſich eben ſo hoch, ohne was die Unkoſten des Cantors und unſerer kleinen Haushaltung betraf, die aus einem Kaufmannsdiener, einem Jungen, beyde Portugieſen, und aus ein paar ſchwarzen Sklaven beſtund. Dieſe letztern brauchten wir, theils die Waaren ein- und auszupacken, theils die Waarenlager und unſere Wohnung ſauber und rein zu halten, ingleichen auch zu unſerer Bedienung. Ich konnte daher jährlich meiſt 700 Rthlr. vor mich zurück legen, ohne was ich dann und wann, ſo wohl von dem Verwalter aus Braſilien, der unter meinem Befehle ſtund, als auch von den Schiffern, ingleichen auch von meinem Patron und andern Kaufleuten, mit denen ich zu thun hatte, an Geſchenken erhielt; und auch dieſe Nebeneinkünfte konnten ſich jährlich auf 100 Moidore belaufen.

In dieſen vortheilhaften Umſtänden verfloſſen meiſt vier Jahre, binnen dieſer Zeit ich mich auch

unter

unter den Portugieſen ſehr beliebt machte, auch vollkommen Portugieſiſch reden lernte. Ich hatte auch vor mich ſelbſt bereits ein Kapital von 4000. Reichsthalern geſammlet, ungeachtet ich ſehr gut lebte, und von meinen eigenen Mitteln ſehr oft etwas aufgehen ließ, auch wohl der einzigen Tochter meines Patrons, der ich ſehr günſtig war, und die mich gleichfalls nicht verachtete, zuweilen einige koſtbare ausländiſche Waaren zum Geſchenke überſchickte. Endlich ſchrieb mir mein Patron ganz unvermuthet: Er wäre mit meiner Aufführung ſehr wohl zufrieden, indem er gar wohl wüßte, was er, ſeit dem ich dem Contore vorgeſtanden hätte, durch meine Vorſorge gewonnen, überdieſes wäre ihm nicht unbekannt, wie wohl ich bey ſeiner Tochter ſtünde, ich mögte daher meine Einrichtung ſo machen, daß ich das Contor einem neuen Factor, den er aufs höchſte in einem halben Jahre ſchicken würde, übergeben könnte: denn ich ſollte alsdann zu ihm nach Kopenhagen zurück kommen, ſein Schwiegerſohn werden, und da er anfienge, ſehr ſchwächlich zu werden, ſo wollte er mir ſeine ganze Handlung übergeben.

Man kann leicht denken, daß mir dieſe Vorſchläge nicht unangenehm ſeyn konnten. Ich freute mich, wieder in mein Vaterland zu kommen, vornehmlich auf eine ſo angenehme und vortheilhafte Art. Ich liebte die Tochter meines Freundes gewiß von Herzen, und ihrer Gewogenheit war ich ſehr wohl verſichert. Die Handlung, die ich durch dieſe Verbindung erhielt, war da-

damals eine der beträchtlichſten in ganz Dänne-
mark. Ich ſchrieb daher in den verbindlichſten
Ausdrückungen an meinen, mir ſo geneigten, Pa-
tron, und verſicherte ihn im übrigen, ſeinem Be-
fehle gemäß, das Contor ſo wohl beſorgt zu er-
halten, daß es alle Augenblicke an meinen Nach-
folger könnte übergeben werden. Aber die Freu-
de, die mir ein ſo groſſes und nahes Glück ver-
urſachte, war nur von ſehr kurzer Dauer. Kaum
waren zween Monate verfloſſen, ſo erhielt ich neue
Briefe, die mich in die größte Beſtürzung ſetzten,
und alle meine Hoffnung zu nichte machten.
Man ſchrieb mir: ein anſteckendes Fleckfieber ha-
be ſo wohl meine Braut, als ihren Vater, ja faſt
alle Bedienten deſſelben in einer Zeit von vier-
zehn Tagen ums Leben gebracht. Dieſe Nach-
richt hatte mir ein dortiger guter Freund unter
der Hand gemeldet; der zugleich berichtete, die
ganze Handlung und das ganze Vermögen die-
ſes ausgeſtorbenen Hauſes fiele an verſchiedene
weitläuftige Verwandten. So ſehr ich aber beym
erſten Durchleſen dieſer betrübten Poſt erſchrack,
ſo bald erhohlte ich mich doch wieder. Ich war
damals ein muntrer, friſcher, junger Kerl, und
das verurſachte, daß ich alle Grillen gar bald aus
den Gedanken ſchlug. Da ich aber überlegte: ich
würde in kurzen Rechnung ablegen, und das gan-
ze Contor denen weitläuftigen Erben überliefern
müſſen: ſo war ich befliſſen, mich in ſolchen Stand
zu ſetzen, daß ich meine Verwaltung alle Augen-
blicke und mit den größten Ehren an einen an-
dern abgeben könnte.

Etwa sechs oder acht Wochen darnach kam ein dänisches Schiff im Hafen an; dieses brachte einen Kaufmann mit, der mit hinlänglicher Vollmacht versehen war, mir meine Rechnungen und das Contor nebst der Plantage überhaupt abzunehmen. Zugleich hatte er gemessenen Befehl, nicht nur diese letztere, sondern auch die ganze Handlung, die sich von Lissabon aus in beyde Indien erstreckte, zu verkaufen. Er hatte das Tagebuch meines ehemaligen Patrons bey sich, darnach übernahm er das Contor und die ganze Handlung, die ich von hieraus geführt hatte. Er fand alles in vollkommenen Stande, und die Erben waren damit so wohl vergnügt, daß sie mir einige Wochen darnach durch ihren Bevollmächtigten aus dem Contor 200. Moidore, als ein freywilliges Geschenke, meiner guten Haushaltung wegen, bezahlen liessen. Da ich auch endlich unter den angesehensten Kaufleuten einen alten ehrlichen Mann fand, der für einen seiner Söhne gegen baare Bezahlung diese ganze Handlung sammt der westindischen Plantage unter der Hand an sich kaufte, und zwar um einen ansehnlichen Preiß, als die Erben, zu erhalten, geglaubt hatten: so bekam ich von ihnen ein neues Geschenke von 200. Moidoren, und der Käuffer, der mit seinem Kaufe ebenfalls zufrieden war, verehrte mir eben so viel. Ich war also unvermuthet Herr über ein Kapital, welches sich über 8000. Reichsthaler belief. Mit dieser artigen Summe hätte ich in meinem Vaterlande bereits etwas Beträchtliches anfangen können, wenn mir nicht

etwas

etwas anders in den Kopf gekommen wäre; ich bekam nämlich Luſt, eine Reiſe nach Weſt- und Oſtindien zu thun. In Braſilien war ich ſchon vor ein paar Jahren in den Angelegenheiten der Plantage geweſen, und damals hatte ich mir daſelbſt einige gute Freunde gemacht, das Land hatte mir auch ſehr wohl gefallen. Ich hatte bey dieſer Gelegenheit die Küſten dortiger Länder kennen lernen, und erfahren, mit welchen Waaren man am beſten daſelbſt Handel treiben, auch wie man ihn ſicher und vortheilhaft einrichten könnte. Ich gerieth daher auf den Einfall, mich nach einem Gefährten umzuſehen, ein mäßiges Kapital zuſammen zu legen, ein Schiff zu kaufen, und es mit einigen Waaren zu befrachten, von denen ich wußte, daß in Braſilien ein Beträchtliches darauf zu gewinnen war. Ich fand gar bald einen jungen Portugieſen, der ein noch gröſſerer Wagehals, als ich, war, und der ſich alles gefallen ließ, worzu ich nur Luſt hatte. Dieſer überredete mich auch, unſerer Ausflucht keine Gränzen zu ſetzen, ſondern nach den Umſtänden unſers erſten Glückes bald da, bald dorthin, zu gehen. Wir wollten uns lediglich nach unſern Nutzen richten, dieſen aber aus denen Nachrichten, die wir in den Plätzen, da wir nach und nach Landen würden, abmeſſen und beurtheilen. Er war juſt ſo reich wie ich; doch hatte er den Vortheil voraus, daß er ſich mit der Zeit eine reiche Erbſchaft gewiß verſprechen konnte.

Nachdem wir nun unſere Abrede genommen hatten: ſo nahmen wir alles Geld, was wir zuſam-

ſammen bringen konnten, kauften ein bequemes Schiff, mietheten Seeleute, und ſetzten alles Schiffsgeräthe in gehörigen Stand. Mein Gefährte hatte ſchon einige Seereiſen gethan, und verſtund die Seefahrt vollkommen, er war alſo Schiffskapitän, ich aber Kaufmann. Wir verſahen uns mit ſolchen Waaren, die zu unſern Abſichten nöthig waren, und von denen wir hofften, einen groſſen Gewinn zu erhalten. Unſer Schiffsvolk war ſämtlich portugieſiſch, und ich konnte gleichfalls für einen Portugieſen gelten, weil ich die Sprache vollkommen gut redete. Der Kapitän hatte einen alten Oheim, deſſen Erbe er war, dieſer ſchafte uns alle, zu unſerm Vorhaben dienliche, königliche Päſſe, und endlich, da wir fertig waren, ſeegelten wir mit portugieſiſchen Flaggen ab. Wir hatten auch Empfelungsſchreiben bey uns, die auf die vornehmſten portugieſiſchen Handelsplätze beyder Indien gerichtet waren, und wir waren in Hoffnung bereits ſo reich, daß wir ganzen anſehnlichen Handelsgeſellſchaften Trutz bieten konnten. Ueberdieſes beſtund unſer Schiffsvolk aus herzhaften, geübten und getreuen Seeleuten.

Unſere Reiſe gieng glücklich von Statten. Wir kamen mit beſtändig gutem Winde glücklich und in kurzer Zeit nach Braſilien, und unſer Handel gelung uns nach Wunſch. Nachdem daſelbſt nichts mehr zu thun war, wir auch einige andere, uns gelegene, Küſten beſucht hatten, wobey meiſt ein ganzes Jahr verlaufen war: ſo entſchloſſen wir uns, nach Oſtindien zu ſeegeln. Wir hat-

hatten Waaren genung bey uns, die uns in jenen Gegenden nützlich ſeyn konnten, denn wir hatten einige derſelben aus Europa mitgebracht, und andere hatten wir diesfalls in Weſtindien durch Tauſch bekommen. Und, nachdem wir uns mit genugſamen Proviant zu einer ſo weiten Reiſe verſehen hatten: ſo waren wir geſchickt, auch dieſe Fahrt zu wagen. Wir lichteten daher an einem Morgen die Anker, und ſeegelten mit gutem Winde und noch beſſerer Hoffnung fort.

Einige Tage fuhren wir auch mit dem beſten Winde, und wir hofften, wenn wir dieſen Wind beybehielten, keine langweilige Reiſe bis zur **Heleneninſel** zu haben; wo wir geſonnen waren, Anker zu werfen, und uns mit einigen Erfriſchungen zu verſehen. Wir kamen endlich bereits ſo weit, daß wir ſie als ein dunkles Gewölke von ferne erblickten; doch indem entſtund ein gewaltiger Sturm, der uns mit groſſer Heftigkeit und nicht ohne Gefahr aus unſerer Fahrt brachte. Wir mußten drey ganze Tage mit Wind und Wellen kämpfen: endlich legte ſich der Sturm, und wir bekamen das ſchönſte Wetter. Wir nahmen darauf die Höhe, um zu unterſuchen, in welche Gegend uns der Sturm geſchmiſſen hätte? Aber wie erſchracken wir, als wir bemerkten, daß wir nicht nur gänzlich unſere Fahrt verloren hatten, ſondern gerades Weges nach der magellaniſchen Meerenge zu ſeegelten. Das größte Unglück war, daß wir Gefahr liefen, Mangel an Proviant zu leiden, weil uns bekannt war, daß wir auf der Straſſe, auf welcher uns der Wind

fortführte, keine Gelegenheit oder keine Plätze zu finden, hoffen konnten, wo wir unsern abgegangenen Proviant wieder ersetzen konnten; vornehmlich, da wir uns für allen spanischen Plätzen hüten mußten. Zu dieser Sorge kam noch eine andere, die wohl eben so wichtig, als jene war. Wir waren bereits in Brasilien unterrichtet worden, diese Gegend sey der Seeräuber wegen sehr unsicher. Sie hatten nicht weit von der Meerenge hinter einem hohen Vorgebürge gleichsam ihre Niederlage, und kein grosses Schiff dorfte es wagen, ohne Gesellschaft, die Strasse zu befahren. Wie würde es also uns mit unsern kleinen Schiffe gehen? Wir waren in allen 20. Mann stark, und führten 8. Kanonen. Aber was war ein so geringes Häufchen gegen einen wohlgewafneten Seeräuber?

Nachdem wir nun alle diese Gefährlichkeiten überlegt, und auf Mittel gesonnen hatten, ihnen auszuweichen: so bemühten wir uns aufs beste, unser Schiff nach unserm Sinne zu lenken, um entweder unsere rechte Fahrt wieder zu erreichen, oder allenfalls zurück nach Brasilien zu kommen. Allein, alle Arbeit war vergebens. Strom und Wind hatten sich vereiniget, uns mit Gewalt fortzureissen. Wir erblickten bereits die den Wolken ähnliche Berge, zwischen welchen wir durchfahren sollten, als wir plötzlich ein Schiff gewahr wurden, das von der Strasse St. Sebastian auf uns Jagd machte. Doch wir glaubten, zu entwischen, denn der Wind hatte sich eben herumgedrehet, unser Schiff seegelte scharf, und wir liessen

es

es weder an Aufmerkſamkeit, noch an Fleiß und Arbeit fehlen. Aber alle unſere Mühe war endlich doch vergebens. Das feindliche Schiff, das wirklich ein Seeräuber war, hohlte uns ein, und zwang uns, daß wir uns, ohne uns zu wehren, oder lange zu bedenken, ergeben mußten.

Der Kaper ließ darauf unſer Volk ſämtlich in ſein Schiff bringen; unſer Schiff aber ließ er mit einigen von ſeinen Leuten beſetzen. Er führte überhaupt meiſt 300. Perſonen, die alle herzhaft, verwegen, und mit allen Arten von Waffen wohl verſehen, waren. Nachdem der Kaperkapitän erfahren, daß mein Kompagnon und ich die Eigenthümer des Schiffes und der Ladung wären: ſo ließ er uns zu ſich fodern. Wir kamen in ſeine Kajüte, und fanden ihn bey einer Schale Punſch. Er befahl uns, wir ſollten uns niederſetzen, und unſere Grillen in dem, vor ihm ſtehenden, Getränke erſäufen. So betrübt wir auch waren: ſo kamen wir doch ſeinem Befehle nach, ſo gut wir konnten, und wir trunken alſo anfangs mit ihm. Endlich fragte er uns, wie wir hieſſen? was für Landsleute wir wären? und was unſer Gewerbe ſey? Wir gaben ihm auf alle dieſe Fragen richtige Antwort, die mit der Wahrheit vollkommen übereinſtimmte; denn es hatten uns zuvor, ehe er uns rufen ließ, einige ſeiner Leute geſagt: Ihr Kapitän wäre ein gebohrner Engelsmann, er begegnete inſonderheit ſeinen Landsleuten ſehr wohl, und liebte an ſeinen Gefangenen, wenn ſie ihm die Wahrheit entdeckten, und frey und geſetzt mit ihm redeten, und ihm nichts von ihren Umſtänden verhehlten. Und die-

ſe Nachricht hatte uns dreuſte gemacht, daß wir ihm auch nichts verſchwiegen

Mein Kapitän nahm darauf auf näheres Befragen die Erzählung unſerer Begebenheiten über ſich, und weil ſie ganz kurz waren: ſo ward er gar bald damit fertig. So bald nun der Kaper erfuhr, daß ich ein Däne wäre, und aus Engelland herſtammte, mein Gefährte aber ein Portugieſe: ſo heiterte ſich ſeine Stirne gänzlich auf. Er nöthigte uns darauf immer höflicher zum Trunke. Endlich ſtund er auf, und machte die Thüre ſeiner Kajüte zu, umarmte uns darauf und ſagte zu uns: Meine Herren! Ich ſehe, daß ſie ehrliche Leute ſind; die Nachricht, die ſie mir von ihren Umſtänden gegeben haben, hat alle Kennzeichen der Ehrlichkeit und der Wahrheit, und ſolche offenherzige Leute lobe ich. Ich bin daher geneigt, ihre gegenwärtigen Umſtände zu verbeſſern, ſo gut es mir möglich ſeyn wird, und ſo gut es mir die Stelle, die mir meine Leute über ſich eingeräumet haben, erlaubet. Zwey Schiffe würden mir eine Laſt ſeyn. Ich kann ſie nicht mit genugſamen Volke beſetzen; denn ein Schiff, wie das meinige iſt, erfordert eher mehr, als weniger Leute, als ich würklich habe, wenn es, im Fall eines ſcharfen Gefechtes oder ſtarken Angriffs, ſich mit gehöriger Stärke und Sicherheit vertheidigen ſoll. Ueberdieſes iſt ihr Schiff zu denen Abſichten, die mich in dieſen abgelegenen Gewäſſern herumtreiben, ganz und gar ungeſchickt. Ich werde ſie daher in ihr Schiff mit allen ihren Leuten in einigen Tagen wieder einſetzen; doch mit der Bedingung, daß ſie

mir

mir zuvor verſprechen, mir in einer Sache zu willfahren, die ihnen aber keinesweges ſchädlich oder nachtheilig ſeyn ſoll, vielmehr ihrer Abreiſe gehörige Sicherheit ertheilen, mir aber deſto mehr Freyheit laſſen wird, ihnen meine Willfährigkeit zu bezeigen. Ich nahm auf dieſen Antrag unſers großmüthigen Kapers das Wort. Mein Herr! ſagte ich, ihre Großmuth bezaubert uns, und wir geben ihnen hiermit unſer Wort, daß wir ihrem Begehren in allen Stücken richtig nachkommen wollen, wo es anders keine Sachen betrifft, die entweder nicht in unſern Vermögen ſtehen, oder die der Religion und der Ehre nicht entgegen ſind. Nein! meine Herren! war ſeine Antwort, ein rechtſchaffener Engelsmann muß von ehrlichen Leuten nichts unbilliges verlangen. Trinken ſie inzwiſchen. Ich habe ihr Wort, und ſie haben das meinige. Die Ausführung meines Vorhabens wird inzwiſchen noch einige Tage Zeit erfordern; binnen dieſer Zeit ſollen ſie ſich meiner Kajüte bedienen. Meine eigene Sicherheit, in Anſehung der Einſchränkung und der Freyheit meiner Leute, denen ich unterworfen bin, erfordert einige Vorſicht; und ſo lange bis ich meine Einrichtung aufs bequemſte und ſicherſte gemacht habe, müſſen ſie noch in Geduld ſtehen. Sorgen ſie inzwiſchen für nichts, und kehren ſie ſich an nichts, was ſie ſehen werden, oder was etwa vorgehen mögte. Verſchwiegen werden ſie ohnedieß ſeyn.

Hierauf rief er ſeinen Leutenant, und ſagte zu ihm, ſo bald er kam: Dieſe Herren will ich als meine Gäſte gehalten wiſſen. Ich habe ihre Ehr-

lichkeit und Treue aufs genaueste geprüfet, und ich kann mich auf sie verlassen. Ich will auch, daß man ihren Leuten höflich begegne, und ihnen an keiner nöthigen Sache Mangel leiden lasse. Sie sollen es so gut, als unsere Leute, haben. Für ihre Aufführung werden mir diese Herren stehen, und einer von ihnen wird mir den Gefallen erzeigen, ihrem Schiffsvolke anzukündigen, daß es sich fein sittsam und ruhig aufführet, so lange es im Raume eingeschlossen seyn wird. Mein Kapitän gieng darauf mit dem Leutenant des Kapers zu unserm Volke, und kündigte ihm die Gütigkeit und den Willen des Kapers an.

Als nun die Leute des Kapers diese Einrichtung ihres Oberhauptes erfuhren: so bezeugten sie darüber zwar einen Unwillen, doch eine sehr grosse Verwunderung; noch mehr aber wunderten sie sich, als der Kaper bey Lebensstrafe befehlen liesse: es sollte in meinem Schiffe niemand das geringste anrühren. Er selbst fuhr darauf an mein Schiff, und ich mußte ihn begleiten, und ihn in meine Kajüte führen. Daselbst erlaubte er mir, alle Briefschaften, Pässe, Rechnungen und Handlungsbücher in meine Verwahrung zu nehmen. Er übergab mir alle Schlüssel zu denen Koffers, Kisten, Laden, und zu allen verschlossenen Kammern des Schiffes. Darauf sagte er zu mir: Gehen sie nun wieder ins andere Schiff; mein Leutenant wird ihnen und ihrem Kompagnon Gesellschaft leisten. Ich werde mich so lange ihrer Kajüte bedienen, bis es Zeit seyn wird, mein Vorhaben zu ihrem Vortheil

und

und zu meinem Vergnügen am beſten auszuführen. Darauf mußte ich ihm den Schlüſſel zu meiner Kajüte laſſen, und ich fuhr allein an ſein Schiff zurück.

Wir ſeegelten inzwiſchen mit beyden Schiffen nach der magellaniſchen Straſſe zurück; wir legten uns darauf hinter dem Vorgebürge **de las Vergines**, zur rechten Hand der Straſſe, in eine kleine Bucht, die eine Art eines ziemlich ſichern Hafens machte; und die Schiffe konnten ſich darinnen aufhalten, ohne ſo leicht von den vorbeyfahrenden geſehen zu werden: da wir hingegen alles ſehr genau bemerken konnten, was etwa gegen der Einfarth in die Straſſe im Meere vorgieng. Wir brachten darüber zween Tage zu, worauf wir Anker wurfen. Den darauf folgenden Morgen kam die Chalouppe von meinem Schiffe, mich und meinen Kompagnon zum Kaperkapitän abzuholen, der binnen dieſer Zeit beſtändig auf meinem Schiffe geweſen war. Als wir zu ihm in die Kajüte traten: ſo redete er uns, nachdem wir uns bey ihm niedergeſetzt hatten, ſehr freundlich an, indem er ſagte: Meine Herren! Die Zeit wird ihnen vielleicht lang geworden ſeyn; allein, ich bin mit verſchiedenen Verrichtungen überhäuft geweſen, die theils ihre Abreiſe, theils einen gewiſſen Anſchlag betreffen, in welchem ich ganz wider meinen Willen bin verwickelt worden. Es betrifft dieſer ein Unternehmen, welches verſchiedene, ſich in dieſen Gegenden aufhaltende, Seeräuber zuſammen, in kurzen auszuführen, gedenken. Ich bin am

mei-

meiſten darüber verdrieslich, daß dieſes der Beförderung ihrer Abreiſe einen längern Auffenthalt verurſachen wird, als ich gehofft hatte. Doch etwas länger ausgeſetzt, iſt darum nicht gänzlich aufgeſchoben. Damit ſie aber kein Mistrauen in mich ſetzen, ſo will ich ihnen eine kurze Nachricht von meinen Begebenheiten ertheilen, und ihnen zugleich die Mittel entdecken, durch welche ſie ihre Freyheit gewiß erhalten werden, zugleich aber will ich ihnen auch die Urſache ihres etwanigen Auffenthalts offenbaren. Sie werden aus der Wichtigkeit dieſer Entdeckung erkennen, wie groß mein Vertrauen auf ihre Ehrlichkeit und Verſchwiegenheit ſey.

Mein Name iſt **Eduard Jemington**; wiewohl ich in dieſen Gewäſſern eigentlich unter dem Namen des **ſchwarzen Eduards** bekannt bin. Ich bin in Engelland und zwar in **Yorkſhire** gebohren; woſelbſt mein Vater ein ziemlich bemittelter Landedelmann war. Da ich aber ſein jüngſter Sohn war: ſo würde ich mein Glück haben weiter ſuchen müſſen; wenn ich nicht einen reichen Vetter, von Seiten meiner Mutter, gehabt hätte. Dieſer Vetter war eine groſſe Liebe auf mich, und nahm mich ſchon in meiner erſten Jugend zu ſich: Er war ſchon alt und unverheyrathet. Seine Meynung, in Anſehung meiner, war dieſe: einen Seeofficier aus mir zu machen, und wenn ich mich dazu gut ſchicken würde, mich zu ſeinen Erben einzuſetzen. Er ſelbſt war ein anſehnlicher Seeofficier, der ſich ſehr hervorgethan hatte, und zu der Zeit, als ich zu ihn kam, Com-

man-

mandeur eines Kriegesſchiffes der Krone war. **Cromwel**, als damaliger Protector von Engelland, fieng einige Zeit darnach mit den Holländern und Spaniern Krieg an. Ich gieng daher nebſt meinem Vetter, als ein junger Menſch von 18. Jahren, mit zur See. Ich hielt mich in dem erſten Seetreffen ſehr wohl, und da kurz darauf der Leutenant abgieng; ſo ward mir unvermuthet, durch das Anſehen meines Vetters, dieſe erledigte Stelle anvertrauet. Mein Vetter freute ſich nicht wenig über mein Wohlverhalten, und er ſagte ofters zu mir: **Eduard!** ich ſehe es voraus, du wirſt mit der Zeit ein furchtbarer Seeheld werden! Als darauf der Friede geſchloſſen ward: ſo nahm ich, doch auf Gutbefinden meines Vetters, Abſchied von der Flotte; und ſelbſt mein alter Vetter hielt für gut, ſeine Dienſte niederzulegen. Und wir thaten auch ſehr wohl daran. Denn als im Jahr 1658. **Cromwell** ſtarb, ſein Sohn **Richard** aber die **Protectorwürde** nicht behaupten konnte, **König Karl** dadurch aber wieder feſten Fuß in Engelland bekam, und endlich im Jahr 1660. den Thron beſtieg: ſo waren alle diejenigen von allem Verdachte frey, die unter dem **Protectorate** ihre Bedienungen niedergeleget hatten; ja einige derſelben wurden mit beſondern Vorzügen begnadiget, und entweder mit anſehnlichen Bedienungen oder anſehnlichen Gütern verſehen. Mein Vetter ward daher auch wieder auf die Flotte beruffen; doch geſchah dieſes erſt im 1663ſten Jahre, und ich

ward

ward dabey nicht vergeſſen. Da es endlich im folgenden Jahre zu einem Kriege zwiſchen Engelland und Holland kam: ſo erhielt mein Vetter das Kommando über eine kleine Flotte, die nach **Guinea** und nach den Inſeln des grünen Vorgebürges beſtimmet war. Ich bekam unter ihm ein Kriegesſchiff als Kapitän zu kommandiren. Unſere Flotte beſtund auſſer dem Admiralſchiffe aus einem Schiffe von 60. Kanonen, zwey Schiffen von 50. Kanonen, einer Fregatte von 36. Kanonen und noch ein paar kleinern Schiffen, und alſo in allen aus ſieben bis acht Seegeln. Ich kommandirte das Schiff von 60. Kanonen. Wir giengen darauf, als unſere Flotte mit allem benöthigten verſehen war, im October des 1664ſten Jahres in See. Wir paßirten den Kanal und die ſpaniſche See mit gutem Glücke; allein als wir in das atlantiſche Meer kamen und die kanariſchen Inſeln bereits vorbey geſeegelt waren: ſo erhub ſich ein gewaltiger Sturm, der unſere Flotte gänzlich zerſtreuete. Ich hatte, aller meiner angewandten Mühe und Vorſicht ungeachtet, das Unglück, gegen Braſilien in dieſem Welttheile verſchlagen zu werden, und folglich mich von der Flotte gänzlich zu verlieren. Der Sturm dauerte über zwölf Tage, und binnen dieſer Zeit war niemand vermögend, das Schiff zu regieren. Endlich legte ſich der Sturm; und wir beſichtigten das Schiff ſehr genau, um zu ſehen, ob es auch einigen Schaden gelitten hatte. Allein, wir waren noch ſehr glücklich aus dem Sturme davon gekommen; denn auſſer einigen Kleinigkeiten, insbeſonde-

beſondere an den Seegeln, die aber in einigen Tagen ohne ſonderliche ſchwere Arbeit wieder verbeſſert waren, hatten wir nichts weiter gelitten. Das Unglück, das uns betraf, war nur dieſes, daß wir uns in einer ſo groſſen Entfernung von unſerer Flotte befanden, indem wir in einem entlegenen Welttheile verſchlagen, herum irrten, und folglich ſobald keine Hoffnung haben konnten, ſolche Gegenden zu erreichen, die uns freundſchaftlich aufnehmen würden. Wir hatten zwar befunden, daß wir nicht allzuweit von Braſilien ſeyn konnten; allein wir waren nicht im Stande, gegen feindſeelige Winde und Ströme zu arbeiten, die uns immer mehr nach dieſer Gegend, wo wir uns itzt befanden, fortführten. Es verliefen auch kaum zehn Tage: ſo wurden wir die magellaniſche Straſſe gewahr, und wir liefen groſſe Gefahr, zu ſcheitern, oder zu ſtranden. Doch wir hatten das Glück, gegenwärtige Bucht zu erreichen, in welche wir gleichſam durch ein halbes Wunderwerk glücklich liefen, ohne daß wir uns Zeit nehmen konnten, den Ankergrund zu unterſuchen. Allein einestheils war mein Oberbootsmann in dieſen Gewäſſern ſehr bekannt, und dieſe Bucht hatte er ſchon zuvor beſucht, anderntheils hatten wir den Vortheil, bey hellem Wetter und ſo klaren Waſſer hineinzulauffen, daß wir alles zur Genüge unterſcheiden konnten. Wiewohl wir waren auch gezwungen dazu. Es drohte uns ein neuer Sturm. Unſer Proviant hatte gar ſehr abgenommen. Unſer Volk überhaupt war durch eine heftige Arbeit, die faſt unmittelbar hinterein-

ander

ander 3 volle Wochen angehalten hatte, auſſerordentlich ermüdet; überdieſes hatten wir bereits verſchiedene Patienten unter uns; wir waren alſo eines ſichern Ortes, auszuruhen, unſere Kranke zu pflegen, und auf friſches Proviant zu denken, aufs höchſte benöthiget. Endlich mußte ich auch meinen Leuten nachgeben; ſie fiengen gleichſam eine Art der Rebellion an; ſie drohten mir, mich zu zwingen, an dem erſten dem beſten Lande, das wir antreffen wurden, anzulegen, und ich war gezwungen, wo ich Leben und Anſehen behalten wollte, ihrer Vorſchrift zu folgen. Doch dieſes war nur ein Vorſpiel derjenigen Tragödie, die ſie bald darauf ſpielten.

Als wir nun in dieſe Bucht eingelaufen waren, und weil wir guten Ankergrund antrafen, und weil wir allhier gegen alle Sturmwinde ſo ſicher, als in dem beſten Hafen lagen, die Anker ausgeworfen hatten: ſo war das erſte, was wir unternahmen, das Land, wo wir waren, auszukundſchaften, um zu ſehen, ob wir Menſchen, Proviant, friſche Kräuter und Holz antreffen könnten. Ich commandirte daher ſofort meinen Leutenant, nebſt vierzig Matroſen, die alle mit Schieſſgewehr wohl verſehen waren, ans Land zu gehen. Ich ſtellte zugleich Befehl, daß ihnen eben ſo viel, nebſt einem andern Officier ſofort folgen mußten, die aber jenen ins Land nicht eher folgen ſollten, bis ſie ein Zeichen hörten, daß ſie ihrer nöthig hätten. Man kam meinem Befehle genau nach. Das Volk ward unverzüglich ans Land geſetzet; allein an was für Land? Sie kamen alle den

andern

andern Tag zurück, mit dem Berichte, daß alle Mühe vergebens geweſen, etwas vortheilhaftes zu entdecken. Sie hatten weder Menſchen noch Vieh, auſſer einigen Kaninichen, noch Kräuter oder Bäume finden könnten. Die Gegend war durchaus ſandicht und unbewohnt geweſen; auſſer, daß ſie zuweilen einiges niedriges und verdorrtes Geſträuche angetroffen. Sie brachten daher aus dieſer Wüſteney nichts als einige Kaninichen mit, die ſie geſchoſſen hatten, und die unſern Kranken eine gute Erfriſchung gaben, die ſich auch dadurch ſehr gut erhohlten. Inzwiſchen, da dieſe Bemühung fehl ſchlug, ſo ließ ich ſuchen. Wir bekamen auch verſchiedene Gattungen guter und wohlſchmeckender Fiſche. Allein es mangelte uns noch ſehr viel, inſonderheit aber Waſſer; und meine Leute hatten auf dieſer wüſten Küſte vergebens welches geſuchet. Dieſes ſetzte uns in groſſe Noth. Ich fürchtete diesfalls einen allgemeinen Aufſtand unter meinen Leuten; und leider! es geſchah dieſes früher, als ich geglaubet hatte.

Den Morgen nach dieſer vergeblich ausgefallenen Bemühung, als ich noch im beſten Schlafe lag, ward ich durch einen auſſerordentlichen Lärmen aufgeweckt. Meine Leute hatten, aller meiner vorſichtigen Anſtalten ungeachtet, dennoch Mittel gefunden, ein geheimes Verſtändniß unter ſich zu machen, und ſie waren ſo weit damit gekommen, daß ſie nunmehro öffentlich zu Unternehmung ihres Entwurfs ſchritten. Es hatten ſich ungefehr 250 derſelben, lauter herzhafte und

verwegene Leute zusammen verschworen, mich und meine übrigen Leute zu etwas zu zwingen, welches uns den größten Gefährlichkeiten aussetzte. Kurz! sie wollten mich zwingen, ein Seeräuber zu werden. Sie hatten in dieser Nacht sich erst verschiedener Arten des Gewehrs bemeistert, diejenigen Leute, die ihnen verdächtig waren, unten in den Raum eingesperret, und endlich, da sie alles nach ihrem Sinne eingerichtet hatten, kamen sie des Morgens ganz frühe vor mein Bette. Sie nöthigten mich, aufzustehen, und der Verwegenste unter ihnen, welcher mein eigener Oberbootsmann war, that mir ihre Absicht mit grosser Verwegenheit kund. Ich konnte in ein solches, meiner Pflicht ganz entgegen lauffendes, Begehren, keinesweges willigen. Sie schmissen daher so wohl mich als meine Leute gebunden zu meinen übrigen Volke, das mir noch getreu war, in den Raum, nachdem sie sich auf entsetzliche Art verflucht und verschworen hatten, alle diejenigen zu ermorden, die ihrem Bündnisse entgegen seyn würden. Es verliefen drey Tage, binnen welcher Zeit wir nur etwas weniges Zwieback und noch weniger stinkendes Wasser bekamen. Endlich wurden meine übrigen Leute in ihren Meynungen uneins. Einige begehrten, sich mit ihren Brüdern zu vergleichen, die andern aber scholten diese für Verräther; es kam endlich unter beyden Partheyen zum Handgemenge, in welchem beynahe ich und mein Leutenant wären erschlagen worden, wenn nicht die Aufrührer den Lärmen gehöret hätten. Sie eröffneten daher unser Behält-

hältniß, und wollten unter den ſtreitenden Theilen Friede machen. Da ſie aber die Urſache der Schlägerey vernahmen, ſo machten ſie mit denenjenigen, die ihnen beygefallen waren, gemeine Sache; ſie machten ſich alle zuſammen über ihre Gegner, und entweder mußten ſie die Parthey der Rebellen verſtärken, oder ſie brachten ſie ums Leben. Es blieben in dieſem Lärmen über 100 derer getreuſten und ehrlichſten Leute, deren unglückliches Schickſal mir noch itzt ſehr zu Herzen gehet. Mich und meinen Leutenant hatten ſie gleich im Anfange dieſes Blutbades in die nächſte Officierkammer geſperret.

Als die Rebellen nun mit ihren Gegnern fertig waren, und ſie ſich mit ihrer neuen Verſtärkung ſehr anſehnlich vermehret hatten, kamen ſie endlich zu uns, und der Oberbootsmann, als ihr Haupt, ſagte namens aller übrigen zu mir: Sie hätten viel zu viel Liebe zu mir, als daß ſie mir einiges Leid fernerhin beyzufügen gedächten. Sie baten daher mich, ſo wohl als meinen Leutenant, unſere Bedienungen oder unſer Amt im Schiffe wieder anzutreten, mit ihnen in See zu gehen, und ſie gegen das erſte Schiff, das ihnen begegnen würde, anzuführen. Wir wüſten, wie es mit ihnen ſtünde, daß wir Mangel an vielen nöthigen Sachen, beſonders an Waſſer litten; ſie hofften daher, wir würden ihnen ihr Verlangen, ſich aus dieſer Noth zu retten, nicht verdenken; ſondern uns vielmehr bemühen, ſie ſowohl als uns ſelbſt zu erhalten. Das Volk fieng hierauf an zu rufen, es wäre dieſes einmal vor allemal ihr

Wille, und dabey müßte es bleiben. Endlich, da wir niemanden mehr hatten, auf den wir uns verlassen konnten, wir auch gar wohl merkten, daß unser Weigern nichts weiter helfen würde, als daß sie uns über Bord schmissen: so giengen wir den Vortrag des Volks ein. Ich war nun wieder Kapitain. Denn kaum hatte ich mich erklärt, so waren sie alle vor Freuden ausser sich selbst. Sie schwuren mir aufs heftigste zu, mit mir zu leben und zu sterben, es mögte auch gehen, wie es wollte. Ich tratt also wieder in meine vorigen Rechte, und mein Ansehen, das ich doch nun blos ihrer Gnade zu danken hatte, ward von einem jeden aufs eifrigste erhoben, und sie gaben mir eine fast eigenmächtige Gewalt über sich. Und diese Gewalt, in der ich mich zwar zuweilen nicht ohne Mühe und List erhalten habe, hat von der Zeit an, bis itzt, beständig gedauert; und itzt bin ich nicht nur einer völligen Gewalt über meine Leute versichert; sondern ich habe endlich das Glück erlangt, ihre Liebe zu gewinnen; denn es ist mir etwas leichtes, sie zu lenken, wie ich will. Und gewiß, sie würden noch heute mit mir nach Engelland gehen, wenn sie nur wüsten, Verzeihung wegen ihrer Untreue zu erhalten.

Nunmehr sind es etwa fünf Jahre, daß ich einen Seeräuber vorstelle, und binnen dieser Zeit habe ich verschiedene Schiffe genommen. Das erste war ein Portugiese; er kam von St. Sebastian, und da er nur einige Tage unter weges gewesen: so kam uns sein frisches Wasser und

ſein friſcher Proviant ſehr wohl zu ſtatten. Wir plunderten das Schiff, und nachdem wir das Volk an das erſte Land geſetzt hatten, das wir fanden: ſo bohrten wir das Schiff in Grund. Doch habe ich alle Engelländer, die mir begegnet ſind, ungehindert ſeegeln laſſen, und meine Leute waren mir darinn auch nicht entgegen. Seit ein paar Jahren bin ich gezwungen worden, mit einigen andern Kapern Freundſchaft zu halten, und dieſe Bucht iſt unſer Sammelplatz. Wir haben ſeit kurzen einen Vergleich getroffen, uns in dieſem Monat (es war im Anfange des Jenners des 1670ſten Jahres) allhier zu verſammeln. Es wird daraus eine Flotte von mehr als dreißig groſſen Kriegesſchiffen entſtehen, und und unſer Weg ſoll ins ſtille Meer gehen, um **Panama** zu überrumpeln. Den Augenblick, in welchem ich allhier ausgelaufen bin, habe ich an einem gewiſſen Zeichen, das ich an der Küſte entdecket habe, bemerkt, daß die meiſten dieſer Kaper nicht weit von uns ſind, und bereits dieſe ganze Meerenge beſetzt halten. Dieſes meine Herren, wird ihre Abreiſe ſehr ſchwer machen, und vielleicht auf einige Zeit verhindern, wo ich ſie und mich nicht in gleiche Lebensgefahr ſetzen will. Uebrigens ſind alle meine Leute auf ihre Seite gebracht. Ich habe ihnen vorgeſtellet: ſie, mein Herr! (hier redete er mich ins beſondere an) wären ein Verwandter von mir, und vielleicht könnten wir ſämmtlich durch ſie in unſerm Vaterlande Pardon erhalten. Ich habe ihnen dieſes ſehr glaubwürdig vorgeſtellet, und ſie haben mich

sämtlich gebeten, sie um ihren Vorspruch zu ersuchen. Durch diese Erfindung habe ich ihnen also ihre Freyheit so wohl für ihr Schiff, und Volk, als für ihr Gut ausgewirket. Allein, meine Herren! ich verlange für diese ihre Freyheit eine Gefälligkeit von ihnen, die mich allein betrift. Ich bin gesonnen, so bald ich nur Gelegenheit, zu entfliehen, bekommen kann, dieses schändliche Leben zu verlassen, und mich nach Europa zu wenden. Ich habe hier ein Kästchen mit Jubeelen und Gold von grossem Werthe, dieses will ich ihnen anvertrauen. Da ich nicht wieder nach Engelland kommen darf: so will ich mich, wenn ich das Glück erhalte, denen Händen meiner Leute zu entfliehen, nach Holland begeben. Sollten sie nun glücklich nach Europa kommen: so bitte ich sie, diesen Schatz, den ich ihnen hiermit überliefere, unter derjenigen Addresse, die ich ihnen mitgeben werde, denen Händen eines ansehnlichen Mannes in Amsterdam zu überliefern. Dieses ist es, meine Herren! was ich mir von ihnen ausbitte.

Der Kaper überlieferte uns darauf seinen Schatz, nebst einer schriftlichen Anzeige, wem wir ihn einhändigen sollten. Ich nahm ihn darauf in Verwahrung und gab ihm meine Hand darüber, daß er richtig sollte bestellt werden. Hierauf sagte der Kaper zu uns: Ihre Leute sind bereits hier im Schiffe, meine Leute werden sich nun auf mein Schiff zurück begeben haben; dies macht mir Hoffnung, sie ohne Auffenthalt fortseegeln zu sehen. Inzwischen muß ich ihnen mel-

melden, welche Vorſicht ich gebraucht habe, damit ſie von den übrigen Kapern in keinen Verdacht gezogen, oder überfallen werden. Sollten alle meine Gefährten bereits vor mir in die Straſſe gekommen ſeyn: ſo ſind ſie keiner weitern Gefahr ausgeſetzt; ſollte aber das Gegentheil ſeyn, ſo werden meine Leute vorgeben; ihr Schiff wäre ein neuer Ankömmling, und ich werde für ihre Aufrichtigkeit mich verpfänden. Sie werden zwar alsdann gezwungen werden, mit durch die Straſſe zu gehen; allein, alsdann wird es ihnen ein leichtes ſeyn, ſich von uns zu trennen. Hier haben ſie zugleich einen Paß, daß ſie kein einziger Kaper, er mag ſie auch treffen, wo er wollte, beunruhigen wird.

Unter dieſen letzten Worten hörten wir verſchiedene Kanonenſchüſſe. Der Kaper eilte darauf aus der Kajüte, das Kanoniren aber dauerte eine gute Zeit; endlich geſchahen auf dem Schiffe unſers Kapers ſelbſt auch einige Schüſſe; unſer Schiff ließ darauf auch einige Kanonen hören. Dieſer Lermen ſetzte uns in ſolche Beſtürzung, daß wir auch nicht das Herz hatten, aus der Kajüte heraus zu gucken. Da endlich das Schieſſen aufgehöret hatte: ſo erſchien der Kaper wieder bey uns. Da er uns nun in ſolcher Beſtürzung antraf: ſo ſagte er lachend zu uns: Es darf ihnen nicht lange werden; dieſes Kanoniren iſt das Zeichen unſerer Abreiſe. Es fehlen uns nur noch zwey Schiffe, wie ich aus den Schieſſen vernehme. Gedulden ſie ſich nur bis auf die Nacht; denn, ſollten dieſe noch des

Abends kommen; ſo werde ich es einzurichten wiſſen, daß ſie nicht nöthig haben, uns durch die Straſſe zu folgen. Wir giengen darauf aufs Verdeck, wo wir alle unſere Leute voller Freuden fanden. Wir ſahen uns überall um, und erblickten in der Straſſe eine groſſe Anzahl von Schiffen; wir aber waren die Letzten am Eingange der Straſſe. Dieſer Anblick war uns zwar fürchterlich, denn wem würde unter einer ſo groſſen Anzahl von Seeräubern nicht bange ſeyn? Doch da wir der Verſicherung unſers ehrlichen Kapers vollkommen trauen konnten: ſo verlor ſich unſere Furcht gar bald. Der Abend kam endlich heran, und wir waren immer zwiſchen Furcht und Hoffnung. Die Nacht gieng darauf vorbey, als aber der Morgen anbrach, erblickten wir zwey Schiffe, welche um das Jungfernvorgebirge gerade in die Bucht kamen, wo wir lagen. Sie gaben ſich darauf zu erkennen, und mein Kaper, der ſo genannte ſchwarze **Eduard**, gab mit ſeinen Kanonen die Loſung, die Schiffe, die anitzt gekommen waren, folgten ihm, und ſo gieng das Kanoniren durch die Straſſe weiter fort. Alle übrige Schiffe hatten daraus verſtanden, daß ſie alle vorhanden wären, und daher waren ſie ſämtlich auf den Aufbruch bedacht. Einige Zeit darnach ſahen wir auf einem Schiffe, welches ſehr weit von uns lag, und das vermuthlich der Admiral ſeyn mogte, eine Rakete ſteigen; das war das Signal, daß der Wind gut ſey, und man nunmehro fortſeegeln ſollte. Mir ware dieſes ſehr lieb; vornehmlich

lich als mein Kaper nochmals zu mir an Bord kam, und uns berichtete, wir ſollten ſie nur alle fortſegaeln laſſen; und alsdann könnten wir unſern Weg dahin nehmen, wohin wir gedächten; denn er hätte bereits dafür geſorgt.

Nunmehr ward ich die mir fürchterlichen Freunde los. Die ganze Seeräuberflotte ſeegelte durch die Straſſe, und wie ich hernach bey meiner Zurückkunft nach Europa erfuhr: ſo hatten ſie ihr Unternehmen auf Panama zwar glücklich, doch erſt lange darnach, ausgeführt, die Stadt geplündert, und beynahe der Erde gleich gemacht, und ſich hernach mit unzähligen Schätzen in alle Theile der Welt zerſtreuet.

Nachdem nun die Seeräuber fort waren: ſo dachten wir auch auf unſere Abreiſe. Der Kaper hatte uns in der Straſſe eine Gelegenheit gezeigt, wo wir uns mit Waſſer und Proviant verſehen konnten. Es lag faſt in der Mitten derſelben eine Inſel, die aber ſelten beſucht ward, auf ſelbiger fand man allerhand Thiere, die ſowohl zum Einſalzen, als friſch zu eſſen, ſehr gut waren. Kräuter, Holz und Waſſer war auch zur Genüge vorhanden. Wir bedienten uns daher derſelben, uns mit denjenigen Nothwendigkeiten zu verſehen, welche uns mangelten. Als wir nun in Ordnung waren, ſo ſetzten wir uns vor, unſern vorigen Weg nach der Helenenſinſel, und dann nach Oſtindien, zu ſuchen. Aber die widrigen Winde wollten uns nicht aus der Straſſe laſſen. Wir warteten wohl noch vier Tage auf eine Veränderung derſelben, aber vergebens. Wir entſchloſſen uns daher,

durch die Strasse zu gehen, und durch das Südmeer nach China, und dann nach Ostindien zu gehen. Unter unsern Volke waren einige, insbesondere der Steuermann, die diese Fahrt bereits versucht hatten.

Nach diesem Entschlusse lichteten wir die Anker, und fuhren darauf mit gutem Winde und Wetter durch die Strasse. Wir wollten darauf die Insel **Fernando** suchen, und uns daselbst aufs neue mit Proviant und Wasser versehen. Dieser Anschlag war nun zwar gut, allein, die Ausführung gab ihm eine ganz andere Gestalt.

So bald wir ins Südmeer kamen, richteten wir unsere Seegel nach der Gegend, wo die Insel **Fernando** liegen sollte. Wir seegelten auch einige Zeit mit gutem Glücke. Wir liefen die Küsten **Chili** vorbey, und wir konnten unmöglich weit mehr von der Insel, die wir suchten, entfernet seyn. Allein das Wetter veränderte sich auf einmal, wir bekamen einen reissenden Sturm, der viel gefährlicher war, als derjenige, der uns dem Seeräuber überliefert hatte. Unser Schiff ward fortgerissen; und wir mußten es, ohne Bedenken, der Gewalt der Winde überlassen. Es war nur unser Glück, daß wir uns beym Anfange des Sturms entschlossen, Seegel und Tauwerk abzunehmen; denn sonst würden wir unfehlbar verlohren gewesen seyn. In diesem heftigen und entsetzlichen Sturme wurden wir ganz aus unserer Fahrt getrieben. Wir wurden, so viel wir urtheilten, immer weiter nach Süden verschlagen, ohne zu wis-

wiſſen, wo wir endlich hinkommen würden. Wir waren nur froh, daß wir unſerer Meynung nach, die freye See vor uns hatten, und nicht Gefahr lieſſen, an eine Inſel zu kommen, wo wir hätten ſcheitern können; allein, in welches Schrecken wurden wir den dritten Tag des noch immer anhaltenden Sturmes, Regens und Ungewitters geſetzet, als die Schiffswacht auf einmal Lärmen machte, und Land verſchiedenemale rief? Dieſes Wort war uns gegenwärtig ein fürchterliches Wort. Kapitän, ich, und alles, was nur auf dem Schiffe war, lief vor Angſt und zitternd aufs Verdeck, uns umzuſehen, wo dieſes ſchreckliche Land wäre. Wir erblickten darauf mit größtem Erſtaunen, daß das Schiff durch eine ſchmale Enge in eine Bucht lief, die meiſt eine Meile groß, und rings um mit grünen und mit Bäumen beſetzten Hügeln eingefaſſet war. Der Kapitän commandirte ſofort, daß man die Anker auswerfen ſollte, wenn es nöthig wäre. Dieſes geſchah auch ohne Aufenthalt, und wir kamen damit zu Stande, ehe uns noch der Sturm dem Lande näher brachte; als wir wünſchten. Kaum hatten wir die Anker ausgeworfen: ſo ward das Wetter gelinder. Der Sturm ließ nach, vermuthlich konnte uns der Wind nicht mehr faſſen, weil dieſe Bucht eine Art eines ſichern Hafens machte, wo wir faſt an allen Seiten bedeckt lagen. Wir trafen auch guten und feſten Ankergrund zu ungefehr zwölf Faden tief, an. Man kann leicht denken, in welche Freude uns eine ſo wunderbare Rettung ſetzte,

zu-

zumal zu einer Zeit, da wir faßt keine Hoffnung, uns zu erhalten, haben konnten. Hätte uns der Sturm an die eine Seite der Enge, durch welche wir liefen, geschmissen: so wären wir gänzlich verloren gewesen; denn das Ufer war an beyden Seiten hoch, und bestund aus lauter Felsen, die so gar im Wasser selbst voller verborgener Klippen waren. Wir entdeckten dieses erst lange darnach.

Noch vor Abends leate sich endlich der Sturm ganz und gar; wir bekamen das schönste Wetter, und unsere Freude ward dadurch vollkommen. Nunmehr waren wir darauf bedacht, zu untersuchen, in welcher Gegend wir uns befänden. Nach unsern Rechnungen waren wir im 32sten Grade der Breite und der Länge ungefehr unter dem 235. Grad. Da wir nun alle unsere Seecharten nachschlugen: so fanden wir auf keiner einzigen in diesem Grade der Breite und der Länge Land; gleichwol überzeugte uns der Augenschein, daß wir Land vor uns hatten. Aus der Betrachtung der Charten erfuhren wir auch, daß wir unter einem sehr angenehmen und gemäßigten Himmelstriche waren, und das vor uns liegende Land fiel uns auch von fern wirklich überaus lustig und angenehm ins Gesichte. Wir entschlossen uns daher, uns dieser Annehmlichkeiten zu bedienen, und uns zur Erhohlung von unsern ausgestandenen Arbeiten, die uns ganz abgemattet hatten, einige Tage allhier aufzuhalten. Das erste, was wir hierauf vornahmen, war dieses, daß wir einige Mann aussetzten, um das Land zu un-

unterſuchen, ob es bewohnt wäre, oder nicht? Ob wir einigen nöthigen Proviant darauf antreffen würden u. d. g.? Der Kapitän gieng darauf nebſt ſechs Perſonen mit dem groſſen Boote ans Land, und ſechs Perſonen blieben am Ufer zur Beſchützung des Bootes, nach dem wir uns mit dem Schiffe dem Lande ſo weit genähert hatten, als es die Tiefe des Grundes und unſere Sicherheit erlaubten. Alle ans Land gegangene Perſonen waren wohl bewafnet. Als ſie nach dem Lande fuhren, ſuchten ſie eine Anfurth, wo ſie bequem anlegen und ausſteigen könnten; ſie entdeckten auch gar bald zwiſchen einigen Bäumen einen kleinen Strom, der etwa eine halbe Viertelſtunde ins Land hinauf gieng, und übrigens zum Anlegen und Ausſteigen ſehr bequem war. Als ſie nun, doch mit aller Vorſicht, ins Land hinein giengen, konnten ſie nirgends einige Fußtapfen oder andere Merkmale von Einwohnern finden. Sie bemerkten daß dieſes Land eine mäßige Inſel, von ungefehr vier deutſchen Meilen im Umkreiſe war. Süſſes Waſſer war im Ueberfluſſe vorhanden, eine Quelle, die aus einem an der Anfurth befindlichen Berge floß woraus hernach der oben gedachte kleine Strom entſtund, both ihnen ſolches dar. Sie fanden einige Arten von Wild, als Rehe, Kaninchen oder kleine Haſen, eine Art von Gemſen und wilden Ziegen. Eine Menge von verſchiedenen Geflügel, das als wir es verſuchten, von ſehr gutem Geſchmacke war, both ſich uns faſt freywillig dar. Thiere und Vögel waren ungemein zahm, und daraus konn-

konnten wir schliessen, daß diese Insel ganz unbewohnt und vielleicht noch von niemand sonderlich müßte besucht worden seyn. Wir sahen sie daher als ein neuentdecktes Land an. Dasjenige, was uns insbesondere vergnügte, war eine Salzgrube, nicht weit vom Ufer, und ganz nahe bey der Anfurth, wo unsere Leute ausgestiegen waren. Die Sonne hatte das Meersalz, welches etwa durch eine Ueberschwemmung oder Austretung der See über das Ufer gekommen, und in einer Tiefe war stehen geblieben, ungemein gebleicht. Es war weis, rein, trocken, scharf und es hatte alle Eigenschaften, die ein gutes Salz haben muß. Wir bedienten uns daher desselben mit Freuden, und versahen uns aufs beste damit.

Wir brachten die Zeit darauf sehr angenehm auf dieser Insul zu. Da wir, in Sicherheit zu seyn, überzeugt waren: so brachten wir Gezelte ans Land, und kampirten darunter einige Tage, binnen welcher Zeit unsere Leute allerhand Wild, und Geflügel schlachteten, einsalzten, und damit unsern Proviant sehr gut verstärkten, und verbesserten. Wir speiseten alle Mahlzeiten frische Speisen. An Fischen mangelte es uns gleichfalls nicht. Die Bucht, in welcher wir lagen, und auch der kleine Strom, wo unser Boot ans Land gegangen war, versahen uns damit überflüßig. Kurz, wir lebten sechs Tage in vollen Freuden. Endlich den siebenden Tag fiengen wir an, uns zur Abreise vorzubereiten. Unser Volk hatte das Proviant, womit wir uns auf dieser lustigen Insul versehen hatten, bereits an Bord gebracht,

und

und wir lieſſen auch unſere Tonnen mit friſchen Waſſer füllen; und den folgenden Tag wollten wir unter Seegel gehen. Allein, da unvermuthet eine Windſtille einfiel, ſo glaubten wir, wir würden uns länger aufhalten müſſen. Wir hatten unſere Gezelte noch nicht ans Schiff bringen laſſen; denn bisher hatten wir uns derſelben auch des Nachts bedienet, und mein Kompagnon und ich ſchliefen nebſt einigen von unſern Leuten darunter Wechſelsweiſe, alſo daß einer um den andern auf dem Schiffe ſeyn mußte, und ſo hielten wir es auch mit unſern Volke, daß nämlich jederzeit die eine Hälfte auf dem Schiffe, die andere aber auf dem Lande war.

Die Nacht, da wir Tags zuvor die Windſtille bekamen, brachte der Kapitän auf dem Schiffe zu, ich aber war mit der Hälfte von unſern Leuten am Strande; wo ich faſt die halbe Nacht wegen des ſchönen Wetters mit Spazieren zubrachte. Als es gegen Morgen kam, und ich eben im Gezelte eingeſchlafen war, ward ich durch einen unvermutheten Knall aufgewecket. Ich fuhr aus dem Gezelte in gröſter Beſtürzung, und alle meine Leute, die ebenfalls munter geworden, folgten mir. Als wir vors Gezelt kamen, ſo ſchien der ganze Himmel voll Feuer zu ſeyn. Zu gleicher Zeit kam das Boot vom Schiffe, und der Kerl, den mein Kapitän zu mir ſchickte, meldete mir, daß ſich ſeit einer halben Stunde der Himmel ganz feurig gezeiget hätte, auf einmal aber wäre eine feurige Kugel Norden her gegen Süden vor der Inſel vorbey geſchoſſen; dieſe ſey ungefehr eine halbe Meile vom Schiffe

mit

mit einem entsetzlichen Knallen geborsten, und in die See gefallen. Zu gleicher Zeit habe man in der See eine grosse Bewegung verspüret, die eine Anzeige eines Erdbebens zu seyn schiene. Der Kapitän habe ihn daher eiligst ans Land geschickt, um uns ans Schiff zu rufen, damit wir, wo möglich, bey der Hand seyn mögten, weil man doch nicht wissen könnte, was sich etwa eräugen mögte. Indem mir dieser Kerl diese Erzählung machte: so verlor sich zwar das Feuerzeichen am Himmel; allein zu gleicher Zeit bewegte sich die Erde so stark, daß ich über den ganzen Leib zitterte, und beynahe zu Boden gefallen wäre. Und dieser Stoß kam in einer Viertelstunde dreymal. Schon mit dem ersten Stosse fieng die See an, heftig zu schäumen. Es war zwar kein Wind, allein die Wellen erhuben sich gewaltig, und schlugen mit einer entsetzlichen Hestigkeit übers Ufer. Das Schiff fieng an, gewaltig zu tanzen, und mir war alle Augenblick bange, die Ankertaue mögten brechen. Es war uns also unmöglich, an Bord zu gehen, denn die Bewegung war zu heftig, daß sie beyde Böte, das kleine und das grosse, mit der größten Hestigkeit ans Ufer schleuderte, daß es kein Wunder gewesen, wenn sie in Stücken gesprungen wären; doch, da das Ufer aus einem feinen und weichen Sand bestund, so konnten sie so leicht keinen Schaden nehmen. Man kann nun leicht urtheilen, wie uns zu Muthe war, und was mein Kapitän auf dem Schiffe für Arbeit hatte. Das schlimmste war, daß er nicht Volk genung bey sich hatte,

denn

denn es waren in allen nur zehn Perſonen auf dem Schiffe, und ſo viel waren auch am Lande.

Die Bewegung der See, die auf den erſten Stoß des Erdbebens erfolgte, ward aber gar bald mit einem noch fürchterlichern Wetter abgelöſet. Kaum hatte man den dritten Stoß empfunden: ſo ward die Luft dicke, verfinſtert und dumpficht. Darauf erfolgte ein heftiger Orkan, der auch die ſtärkſten Bäume übern Haufen warf, und ſamt den Wurzeln aus der Erde riß. Dieſer Orkan dauerte eine halbe Stunde, binnen dieſer Zeit war ich nicht vermögend, das Schiff zu ſehen; denn die Wellen ſtiegen höher als die höchſten Berge, und ſie ſchlugen ſo gräslich über das Ufer, daß ich mit allen meinen Leuten mich weiter in die Inſel flüchten mußte, um ihnen auszuweichen. Nach einer halben Stunde ließ der Orkan nach, Statt deſſen aber folgte ein dicker und gewaltiger Regen, der uns auch in den dickſten Gebüſchen, wo kein Lichtſtrahl durchbrechen konnte, gänzlich durchnäßte. Dieſes Wetter hielt bis gegen den Mittag unaufhörlich an. Hierauf klärte ſich die Luft wieder auf; es verzogen ſich Wind und Regen, und die ganze Natur lebte wieder auf. Da wir nun ſahen, daß keine Gefahr mehr vorhanden war, ſo krochen wir endlich wieder aus dem dicken Gebüſche hervor, in welches wir uns wegen des Regens verſteckt hatten. Aber, Himmel! was für ein Anblick! Unſer Schiff war durch den Orkan ans Ufer geworfen worden, und zwar auf der einen Seite der Bucht, wo das Ufer voller Bäume

war. Hier war es zwischen die Bäume, die aber vom Sturm meistentheils abgerissen, oder umgeworfen waren, gleichsam hineingeschoben. Es war dieses der Gegend, wo wir unsere Gezelte aufgeschlagen hatten, meisters gegenüber; und wir mußten über den kleinen Strom, wenn wir dem Schiffe zu Hülfe kommen wollten. Unser grosses Boot war auch wieder vom Ufer abgespielt worden, und trieb mitten in der Bucht frey herum. Das kleine Bott allein war zwischen dem dritten Gesträuche, welches etwa zwanzig Schritte vom Ufer war, und in welches der Orkan geworfen hatte, hängen geblieben; und dieses war noch unser Trost, denn sonst würden wir unsern armen Gefährten nicht so bald haben zu Hülfe kommen können. Die Gezelte waren niedergerissen, und lagen in einem Klumpen gewickelt, mit allen kleinen Stücken, als Hangematten und Stühlen, in dem nächsten Gesträuche, wo es der Regen gänzlich zusammen gedrucket hatte, daß es auch gröstentheils durchlöchert und fast unbrauchbar geworden war. Verschiedenes Küchengeräthe und andere Kleinigkeiten fanden wir erst in ein paar Tagen darnach, als sich das Wasser, welches auf der Stelle, wo die Gezelte gestanden hatten, zusammen gelaufen war, einigermassen wieder verloren hatte. Doch ich komme nunmehr auf unser übelzugerichtetes Schiff und auf unsere armen Kameraden.

So bald wir unser kleines Boot gefunden hatten, bemühten wir uns, über den Strom zu kom-

kommen, und unſern Kameraden beyzuſtehen. Allein das Waſſer war noch ſtark aufgelaufen und ſo hoch, die innerliche Bewegung war auch noch ſtark, daß wir uns mit einem ſo kleinen Fahrzeuge nicht aufs Waſſer wagen dorften. Ueberdieſes hatten wir keine Ruder oder ſo genannte Riemen, das Boot damit zu regieren. Gleichwol hatten wir Urſache, uns nicht aufzuhalten; wir ſchafften daher das Boot mit nicht geringer Arbeit muß eine Viertelmeile weiter hinauf, wo der Strom ganz ſchmal war, und wo wir glaubten, ohne Gefahr damit auf die andere Seite zu kommen. Darauf ſchnitten wir ſtarke und lange Zweige von den nächſten Bäumen, die wir dann ſtatt der Riemen zum Rudern gebrauchten. Wir kamen auf dieſe Art glücklich über den Strom, und eilten mit groſſer Geſchwindigkeit zu dem Schiffe. Aber ſo ſehr wir zuvor bey dem erſten Anblicke deſſelben erſchracken, noch vielmehr erſchracken wir, je näher wir ans Schiff kamen. Als wir es endlich meiſt erreicht hatten; ſo ſahen wir, daß das Schiff faſt zänzlich über dem Ufer ſtund, nur mit dem Hintertheile war es noch etwa drey oder vier Fuß tief im Waſſer, das Vordertheil deſſelben war meiſtens geborſten; auf der rechten Seite hatte es ſich an die Bäume, die an einem mäßigen Hugel ſtunden, gelehnet, und dieſes hatte es noch beſchützet, daß das Waſſer nicht hatte hineindringen können. Die Maſtbäume, die Boegſpriet und alles, was nur über dem Boord oder oberſten Rand des Schiffes war, war abgebrochen und in viele

Splitter zermalmet. Alle dieſe traurige Dinge fielen uns ſchon in der Ferne in die Augen.

Da uns endlich unſere Kameraden vom Schiffe erblickten: ſo lieſſen ſie Taue herunter, um uns damit hinauf zu ziehen, denn auf keine andere Art konnten wir in der Stellung, in welcher ſich das Schiff damals befand, hinauf kommen. Als ſie uns nun hinauf gezogen hatten, zeigten ſich uns noch traurigere Gegenſtände. Es waren nur noch fünf Perſonen im Schiffe lebendig, die übrigen waren elendiglich ums Leben gekommen. Zwo von ihnen waren im Sturme über Boord ins Meer gefallen, einer war von dem Maſtbaum erſchlagen worden, einen hatte das Anckertau, als es geſprungen, erſchlagen, und den fünften hatten die Kanonen gequetſcht, als er ſich in dem Raume verbergen wollen, da das Schiff an das Ufer geworfen ward. Der Kapitän ſelbſt hatte durch einen Splitter des groſſen Maſtbaums eine gefährliche Wunde am Kopfe bekommen, an welcher er einige Tage darauf ſtarb. Wir trafen alſo eigentlich nur noch vier geſunde Perſonen im Schiffe an, und wir waren unſer zehen, und alſo zuſammen nur 14. Perſonen. Unſer Proviant und unſere ganze Ladung war unbeſchädiget, denn da die Kammern nicht eher aufgeſprungen waren, als bis das Schiff aufs Ufer geworfen worden: ſo hatte das Seewaſſer keinen ſonderlichen Schaden thun können, und das Regenwaſſer war durchgelauffen, und hatte nur einige Kleinigkeiten

etwas

etwas durchnäſſet, die aber doch davon nicht verdorben waren.

Da wir nun dieſen elenden Zuſtand erblickten: ſo ſtunden wir anfangs wie lebloſe Bildſäulen. Wir waren mehr todt als lebendig, und nicht im Stande, ein Wort heraus zu bringen. Wir ſahen bald uns, bald das Schiff verſtummt, erblaſit und ohne Bewegung an. In dieſer Lebloſigkeit brachten wir über eine Stunde zu. Endlich erhohlte ich mich zuerſt wieder, und fragte den Steuermann, der am Schiffe geweſen war, um die Umſtände dieſer kläglichen Begebenheit? Allein, er war nicht im Stande, mir eine deutliche Beſchreibung davon zu machen, weil alles in einer ſehr kurzen Zeit, und ohne daß ſie weder ihrer ſelbſt noch des Schiffes waren mächtig geweſen, ſich zugetragen hatte. Er ſagte mir, daß der Orkan gleich im Anfange das Schiff von den Ankern, denn man hatte zwey derſelben ausgeworfen gehabt, losgeriſſen, und in einem Augenblick aufs Ufer mit einem entſetzlichen Krachen geworfen hätte. Sie wären alle mehr todt als lebendig geweſen, und hätten ſich kaum beſinnen können, wo ihre Kam·raden hingekommen wären. Sie könnten ſich daher ihres Schickſaals gleichſam nur im Traume erinnern.

Als wir uns nun endlich nach und nach von unſern Schrecken erhohlet hatten: ſo fiengen wir an, nachzudenken, was aus uns werden würde, und wie wir aus dieſem Eylande wieder nach Europa kommen ſollten? Das erſte, was ich darauf that, war dieſes. Ich ließ Anſtalten machen, meinen

Kompagnon ans Land zu bringen, um ihn zu pflegen, und diesfalls ließ ich verschiedene Nothwendigkeiten, als Seegeltücher, Hangematten und alles, dessen man, ein paar Gezelte aufzuschlagen, und eine Art einer Haushaltung zu führen, benöthiget war, vom Schiffe schaffen, und noch vor Abends an einem lustigen Gehölze bestens in Ordnung bringen. Und hierauf verliefen drey volle Tage, ohne daß wir das geringste anders vornahmen, als nur den Kapitän besorgen, und die Todten zu begraben, die wir im Orkan bekommen hatten; denn die beyden, welche in der See ertrunken waren, hatte der Sturm ebenfalls ans Land geschmissen. Endlich starb der Kapitän auch. Da wir beyde nun einen Vergleich miteinander getroffen hatten, ehe wir zur See giengen, daß, wenn einer von uns beyden auf der Reise sterben sollte, bevor wir wieder zurück nach Lissabon kommen würden: so sollte der noch Lebende, in Ansehung des Theiles am Schiffe, Gütern und allen übrigen, zu unsrer gemeinschaftlichen Handlung gehörigen, Sachen, Foderungen u. d. g. sein einziger Erbe seyn, und von der Stunde an, da er gestorben wäre, in alle seine Gerechtsame treten. Vermöge dieses Vergleichs, den wir in doppelter Absicht bey uns führten, nahm ich Besitz vom Schiffe und der ganzen Ladung, nachdem ich ihn dem Volke hatte vorgelesen, und, durch ein schriftliches Attestat, welches sie sämtlich unterschreiben mußten, mir den unverschuldeten Tod meines Kompagnons bestätigen lassen.

Ich war nunmehr Kaufmann und Kapitän und Herr von allen Gütern; aber was half mir alles dieſes, da ich kein Schiff, wenigſtens kein brauchbares, hatte? Ich habe nachher über meine Eitelkeit mit allem Rechte lachen müſſen, daß ich in einem ſo betrübten Zuſtande, aus welchem ich keine Hoffnung hatte, erlöſet zu werden, noch ſolche Formalitäten vornahm; gleichſam als wenn jemand vorhanden geweſen wäre, der mir ein ſo elendes Recht hätte können ſtreitig machen.

Nachdem ich nun meinen Kompagnon hatte begraben laſſen, ſo fieng ich endlich an, mit mehrerer Aufmerkſamkeit unſere Umſtände zu überdenken. Ich hielt darauf mit meinen Leuten Rath, was wir anzufangen hätten? Der Steuermann und der Schiffszimmermann waren beyde ein paar verſtändige und im Schiffsbau und in der Seefahrt erfahrne Männer; dieſe riethen mir, man ſollte, weil doch das Schiff nicht auszubeſſern wäre, das Schiff gänzlich ausladen, und darauf von einander nehmen, und aus denen Materialien ein anderes Schiff, oder eine groſſe Chalouppe, die Volk und Gut einnehmen könnte, erbauen. Wir würden damit, vornehmlich, wenn wir in einem bequemen Monate zur See giengen, gar leicht ein bewohntes Eyland erreichen, und vielleicht gar die Inſel **Ferdinando**, von welcher wir mit leichter Mühe wieder ein Schiff bekommen könnten. Der Steuermann glaubte insbeſondere, es ſollte ihm auf dieſe Art gar leicht glücken, bis **Chili**, und zwar entweder nach **Baldivia** oder nach **La Con-**

Conception, zu kommen. Wir überlegten darauf, wie viel Zeit zu einer ſolchen Arbeit gehörte, zumal, da ſo wenig Leute vorhanden waren. Und als wir den Ueberſchlag machten: ſo konnten wir gar bald begreifen, daß wir vor dem October- oder Novembermonate nicht würden im Stande ſeyn, unſere Reiſe aufs neue anzutreten. Wir machten darauf mit unſerm Proviant Rechnung. Allein, diesfalls dorften wir unbeſorgt ſeyn, denn Fleiſch, Vögel, Fiſche, Salz, Holz und Waſſer hatten wir in Menge auf der Inſel. In Braſilien hatten wir einige Säcke mit Reis und Gerſten mitgenommen, um uns derſelben zu friſchen Kuchen zu bedienen, wenn unſer Zwieback etwa abnehmen, oder auch ſchimmlicht werden mögte. Allein, noch zur Zeit hatten wir ſie unberührt gelaſſen. Der Becker rieth mir daher, ich ſollte ein Stücke Land eiligſt zurechte machen laſſen, damit man einen guten Theil dieſes Korns ſäen könnte. Dieſer Vorſchlag war ſehr gut, und wir ſetzten uns vor, unſern Vorrath zu theilen, und erſt die Hälfte zu ſäen, um zu ſehen, wie unſere Saat gerathen würde; und alsdann, wenn wir damit glücklich wären, könnten wir die andere Hälfte noch zeitig genug beſorgen; denn in dieſen Gegenden kann man insgemein zweymal des Jahres erndten. Endlich waren wir auch beſorgt, uns wegen der etwa einfallenden Regenmonate in Sicherheit zu ſetzen, und unſer Seegeltuch zu ſchonen, weil wir ſelbiges doch inskünftige würden nöthiger haben. Wir beſchloſſen daher, einige Bäume zu fällen, und uns ein paar Hütten zu bauen,

die

die wir mit Moos belegen wollten. Wir machten auf dieſe Art unſere Einrichtung, um zehn bis eilf Monate auf dieſer Inſel zu wohnen, unſere Haushaltung zu beſorgen, und unſern neuen Schiffsbau in Ordnung zu bringen; zu welchem letztern wir an unſern Schiffe Baumaterialien zur Genüge hatten, und das uns etwa abgehende Holz konnten wir gar leicht aus der Inſel erſetzen. Pech hatten wir auch genug, und den Thran, der uns etwa mangeln mögte, konnten wir gar leicht haben, weil wir vor der Bucht Seehunde genug bemerkt hatten, die wir zu dieſem Gebrauche gar leicht fangen konnten.

Das erſte, was wir vornahmen, war, daß die Hälfte von unſern Leuten, unter der Aufſicht des Beckers, unſer Getrayde beſorgen mußte, weil die Regenzeit herannahete, die andere Hälfte fieng ſofort an, an unſeren Häuſern, oder vielmehr an unſern Hütten zu arbeiten; theils, damit wir wegen des Regens für unſere Perſonen und für unſere Victualien geſichert wären, theils auch, damit wir unſere Ladung ins Trockne bringen könnten. Diejenigen, die den Ackerbau beſorgten, kamen damit gar bald in Stand. Sie hatten einen etwas niedrig gelegenen Platz erwählet, damit ihn die Sonne nicht allzu ſehr ausdörren könnte, und da das Land ſehr fett und gut war, und ſich mit Spaten ſehr gut bearbeiten ließ: ſo machte uns der Pflug keine Sorge. Eine Art einer Egge und Walze konnten wir ohne ſonderliche Mühe zurechte machen, zumal da wir Eiſen dazu genug hatten. Kurz, ehe acht

Tage zu Ende giengen, waren wir damit fertig, und hatten einen Platz zum beſäen zugerichtet, auf welchem wir die Hälfte unſers Getraydes ſehr bequem ſäen konnten. Doch, ehe wir ſäeten, umzäunten wir, der Rehe, Gemſen und Ziegen wegen, unſern Acker, damit uns ihr Zuſpruch keinen Schaden zufügen mögte. Endlich, bevor vierzehn Tage vorbey waren, war unſer Acker völlig umzäunet, beſtellt und beſäet, und wir hatten am Ende deſſelben, gegen das Hölzchen zu, noch eine artige Hütte von Baumäſten und Moos aufgerichtet, in welcher ſo wohl bey Tage als bey Nacht einer von uns ſich aufhalten ſollte, um die Aufſicht über unſer Feld zu haben, damit die Vögel oder andere ungebetene Gäſte, die der Zaun nicht abhalten konnte, weder dem Saamen, noch den Früchten ſchädlich ſeyn könnten. Und dieſe Vorſicht hatten wir wirklich nöthig gehabt. Denn wenn die Reyhe der Aufſicht an mich kam: ſo hatte ich genug zu thun, dergleichen Gäſte zu verſcheuchen, und ſie würden uns ohnfehlbar alles aufgefreſſen haben, wenn wir uns nicht vorgeſehen hätten.

Binnen der Zeit, daß unſer Feldbau ſo gut von Statten gieng, war die andere Hälfte unſerer Leute, unter der Aufſicht des Steuermanns, gleichfalls nicht müßig. Sie hatten zwo groſſe Hütten, und noch ein paar geraume Schuppen in einer angenehmen erhöheten Gegend angeleget, von der wir die See überſehen konnten. An beyden Seiten hatten wir einige hohe Bäume, und hinter uns war das Holz. Unſer Zimmerplatz, wo unſer

ſer Fahrzeug gebauet werden ſollte, war dichte vor uns, und unſer Acker war etwa eine Viertelſtunde von uns entfernet. Wir hatten alſo alles bequem bey der Hand. Sobald nun unſere Ackerleute mit ihrer Arbeit fertig waren, ſo muſten ſie denen übrigen in der Aufrichtung unſerer Gebäude hülfliche Hand leiſten. Es war ungefehr in der Mitten des Jenners des 1670ſten Jahres, als wir durch den Orkan in dieſe Umſtände geſetzt wurden, und ehe noch die Mitte des Hornungs vorbey war, ſo hatten wir ſchon alles in Ordnung. In der gröſten Hütte waren einige Kammern, in denen ſchlugen wir unſere Wohnung auf, in der kleinen Hütte war unſere Küche, und unſer Holzraum. Dichte dabey hatten meine Leute eine Art eines Kellers gegraben, den wir zu unſern Victualien beſtimmt hatten. Sie hatten nicht weit davon am Strande einen Felſen entdeckt, der uns ſehr gute Bruchſteine lieferte, und mit dieſen hatten ſie ihn gepflaſtert, oben aber hatten ſie ihn mit Brettern verſehen, und ſehr vorſichtig unterſtützet, damit die Erde nicht herunter fallen konnte, und auch die Feuchtigkeiten nicht ſo leicht durchdringen ſollten. Den Eingang hatten ſie ſehr wohl verwahret, damit das Waſſer nicht hinein dringen konnte; oben über der Erde aber hatten ſie einen kleinen Schuppen gemacht, damit weder Hitze noch Regen dem Keller ſchädlich wären. Die Schuppen, welche unſere Niederlage, oder unſer Waarenmagazin waren, hatten ſie auch ſo feſte und ſicher gebauet, daß nirgends Regen durchdringen konnte.

te. Und es war zu verwundern, wie ſie alles dieſes in ſo wenigen Wochen hatten in fertigen Stand ſetzen und ſo gut einrichten können. Unter währender Zeit, daß meine Leute ſo fleißig arbeiteten, war ich ebenfalls kein müßiger Zuſchauer. Ich gieng alle Morgen auf die Jagd, und beſorgte unſere Küche mit friſchen Speiſen, dabey mir der Koch insgemein zur Hand gieng. Des Nachmittags half ich nach meiner Art, ſo gut ich konnte, mit arbeiten; und als die Feldarbeiter fertig waren: ſo nahm ich insgemein die Aufſicht über unſern Keller auf mich.

Da nun alle dieſe Arbeit völlig fertig war: ſo machten wir uns über das Schiff, und brachten alles Gut in die dazu beſtimmten Schuppen. Vornemlich verwahrten wir unſer Pulver in einer Höhle des vorerwehnten Felſens, wo es ſicher und trocken liegen konnte. Die Kanonen pflanzten wir auf eine Höhe ans Ufer, und machten von Latten und Baumblättern ein kleines Dach darüber. Das übrige Gewehr, als Flinten und Musketen, und Piſtolen, und Schifsſchwerdter und Degen behielten wir in unſern Wohnhauſe, um alles vor dem Roſte deſto beſſer zu verwahren. Der Februar verlief uns meiſtentheils über dieſen Einrichtungen, und da nun alles in Sicherheit war, und wir nichts mehr als unſern Schiffbau zu beſorgen hatten: ſo gab ich meinen Leuten ein groſſes Feſt. Ich hatte den Tag zuvor allerhand Wild geſchoſſen, wie auch einige ſehr wohlſchmeckende Vögel, dieſes ließ ich alles durch den Koch beſtens zurichten; der Becker mußte von

einem

einem Theile des Getraydes, das wir noch vorräthig hatten, weil unſere Saat bereits ſehr gut aufgegangen war, friſches Brod backen; ich eröffnete meinen Weinkeller und gab einem jeden ein Maaß Wein und einen Pegel Brandtewein. Auf dieſe Art hielt ich mit ihnen eine vortefliche Mahlzeit. Wir hatten uns auch dieſen Tag beſtens geputzet, nicht anders, als ob wir zu Gaſte gehen ſollten. Nach dem Eſſen ſchoſſen wir um einen Gewinn, den ich auſſetzte, nach der Scheibe, und als es gegen Abend etwas kühle ward, giengen wir ſpazieren. Des Abends ſetzten wir uns abermals zu Tiſche, und ich traktirte meine Leute wieder mit Wein und Brandtewein, und, ehe ſie zu Bette giengen, theilte ich eine kleine Goldmünze unter ſie aus. Jeder bekam eine derſelben, deren Werth ſich etwa auf vier Marklübiſch belief. Den Steuermann beſchenkte ich aber beſonders ſehr reichlich, auch der Schiffszimmermann ward beſonders beſchenkt. Dieſe geringe Freygebigkeit und das gegebene Feſt vermehrten die Liebe meiner Leute gegen mich; denn, ob ich mich ſchon ſehr gut auf ſie verlaſſen konnte: ſo verband ich ſie mir doch anitzt noch vielmehr. Sie blieben auch nachher jederzeit unverdroſſen, und keine Mühe und Arbeit, ſie mogte auch ſo ſchwer ſeyn, als ſie wollte, vermogte ſie unwillig, oder niedergeſchlagen, zu machen.

Den Tag nach dieſem Feſte fieng ſich der Regen an, und wir hatten es recht gut getroffen, daß alle unſere Arbeit, die keinen Regen vertragen konnte, vollbracht war. Da aber in den beyden

beyden Monaten, da es regnete, der Regen niemals so heftig und anhaltend war, daß wir nicht zuweilen hätten arbeiten können: so brachen meine Leute binnen dieser Zeit das Schiff von einander. Sie zertheilten es gänzlich, und machten alle übrige Einrichtung zu unsern neuen Fahrzeuge so weit fertig, daß sie bey dem Anfange des guten Wetters so fort auf dem Stapel gehörig daran arbeiten konnten. Den andern oder dritten Tag des Märzmonats trieb der Wind unser grosses Boot, daß wir bisher verloren geschätzet hatten, aus der See den Strom hinauf, wo wir zuerst ans Land gegangen waren. Da sich das Regenwetter erst angefangen hatte, und der Strom noch nicht aufgelaufen war: so dorften wir uns mit dem kleinen Boot ihm entgegen wagen. Wir bekamen es auch glücklich in unsere Gewalt, und dieses vergnügte uns gar sehr. Wir konnten uns mit dem kleinen Boote, wenn es einigermassen wehete, nicht allzuweit vom Ufer wagen, gleichwol war es des Fischens wegen öfters nöthig. Das grosse Boot kam uns also sehr gut zu statten, und half einer Bedürfniß ab, die uns ziemlich beschwerlich war. Es war zwar etwas schadhaft geworden, allein, wir konnten es gar bald wieder in brauchbaren Stand setzen, und schon des folgenden Tages machten wir die Probe, und fiengen eine zahlreiche Menge der schönsten Fische damit.

Unter der Regenzeit fiel nichts besonders vor, daher ich mich damit nicht aufhalten will. Nachdem wir gutes Wetter bekommen hatten, säum-

ten

ten ſich meine Leute gar nicht, ſie arbeiteten nach ihrem beſten Vermögen unaufhörlich fort, bis, unſerer Meynung nach, die Oſterfeyertage einfielen; da wir denn ganzer zehn Tage hintereinander Ruhe- und Feyertage hielten. Binnen dieſen Feſttagen, die wir im übrigen ein jeder nach ſeiner Art und nach dem Unterſchiede ſeiner Religion, denn einige waren römiſchcatholiſch, einige reformirt und andere lutheriſch, beſtens und ſehr andächtig begiengen, ohne in Religionszänkereyen zu gerathen; binnen dieſen Feſttagen alſo nahm ich mit dem Steuermann und noch ein paar andern von meinen Leuten eine kleine Reiſe vor, um die Küſten der Inſel genau zu beſehen. Inzwiſchen hatte ich das Kommando über meine zurückgelaſſenen Leute dem Schiffszimmermann aufgetragen, der ſich unter dem bisherigen Baue die Liebe aller meiner Leute erworben hatte, und dem ſie ſehr gerne gehorchten. Wir nahmen unſer groſſes Boot, verſahen uns auf drey Tage mit nöthigen Lebensmitteln, mit Hangematten, ſie des Nachts an die Bäume zu befeſtigen, und darinnen zu ſchlafen, und dann mit Pulver, Bley und mit drey guten Muſketen, einer Vogelflinte u. d. g. Wir hatten einen Bootsknecht bey uns, und der vierte Mann war unſer Barbier. Unſer Boot war dazu eingerichtet, daß wir ein artiges Seegel darinn haben konnten, und alſo nicht nöthig hatten, beſtändig zu rudern. Auf dieſe Art fuhren wir zur Bucht hinaus, nachdem ich mich einige Tage zuvor wohl umgeſehen hatte, welche Fahrt, ob zur Rechten oder zur Linken, die beſte

ſeyn

seyn würde? Wir hielten die linke Seite für die beste, weil wir daselbst einigen Vortheil vom Winde haben konnten. Da wir aber an der äussern Seite eine fürchterliche Menge von Klippen bemerkten, die auf beyden Seiten der Einfahrt in der Bucht bis eine halbe Meile in die See sich unter dem Wasser erstreckten: so mußten wir sehr behutsam verfahren. Der Steuermann und ich gaben daher beständig aufs Wasser Achtung, und bey dieser Gelegenheit wurden wir eben die Gefahr recht innen, in der wir gewesen waren, da uns der Sturm ohne unser Wissen und Willen in die Bucht getrieben hatte. Es wäre würklich damals kein Wunder gewesen, wenn unser Schiff in tausend Stücken zerscheitert wäre; so gefährlich war diese Gegend. Wir kamen endlich mit unserm Boot glücklich darüber, und als wir eine gute halbe Meile gefahren waren, und eine gute Stelle, anzulegen, fanden: so stiegen wir aus, und hiengen unser Fahrzeug so nahe ans Ufer, als wir konnten, und befestigten es mit einem langen Taue an einen dicht am Ufer stehenden Baum. Wir giengen darauf ins Land, und fanden es sehr lustig. Wir kamen an einen Hügel, von welchem wir uns sehr weit umsehen konnten; wir hatten unser Perspectiv bey uns, um zu sehen, ob wir eine Entdeckung machen könnten; denn der Steuermann lag mir immer in den Ohren mit der Vorstellung, wir wären auf der rechten Strasse, die Südländer zu entdecken, und es könnte nicht fehlen, es müßte diese Insel ohnfehlbar einige Nachbarn haben, und vielleicht gar an

ein groſſes Land ſtoſſen. Inzwiſchen entdeckte uns unſer Perſpectiv dieſesmal nichts. Da es nun eben Mittag war, und wir an dem Fluſſe des Hügels eine recht natürliche Laube von Bäumen fanden, daß uns die Sonne nicht treffen konnte, und wir doch eine freye Ausſicht behielten: ſo ließ ich einiges Proviant aus dem Boot hohlen, und wir hielten unſere Mahlzeit unter dieſer luſtigen Laube. Weil wir nun ein paar Sonnenſchirme bey uns hatten, ſo eilten wir, nachdem wir geſpeiſet hatten, wieder ins Boot, um unſere Reiſe weiter fortzuſetzen. Bald ſeegelten wir, bald ruderten wir, nachdem es uns Strom, Wind oder Grund erlaubten, und ſo kamen wir wohl eine ganze und eine halbe Meile weiter, ehe wir ausſteigen konnten; denn das Ufer war überall ſehr ſteil, oder es war auch die Brandung ſo groß, daß wir unmöglich anlegen konnten. Etwa eine oder zwo Stunden vor Sonnenuntergang kamen wir endlich an eine bequeme Landungsſtelle. Wir waren nach unſerer Rechnung nun ſchon um die Hälfte der Inſel, und wir befanden, daß ſie faſt Eyrund war.

An dieſer Seite, wo wir nunmehr anlegten, war ſie nicht weniger luſtig, ja faſt noch angenehmer, als bey der Bucht. Das Ufer gieng etwas ſchräge herunter nach dem Waſſer, und einige Bäume, die an einem Theile des Ufers ſtunden, dienten uns dazu, deſto beſſer anlegen zu können, und unſer Boot beſſer nach uns zu ziehen. Nachdem wir es befeſtiget, und alle unſere Nothwendigkeiten ans Ufer getragen hatten, giengen

wir an dem Ufer hinauf, um uns eine Stelle zu ſuchen, wo wir dieſe Nacht unſere Schlafſtellen aufſchlagen könnten. So bald wir hinauf waren, zeigte ſich uns eine ſehr angenehme grüne Wieſe, die nach der Inſel hinein etwas niedriger war, und am Ende derſelben war ein artiges Luſthölzgen. Dichte an der rechten Seite des Ufers, wo wir hinauf geſtiegen waren, fanden wir eine groſſe Anzahl ſehr hoher Bäume, die in einem Zirkel herum und ſehr dicke ſtunden. In der mitten derſelben ragte ein ſehr hoher Hügel, den man wohl einen Berg nennen konnte, hervor. Er war Kegelförmig, aber doch ganz bequem zu ſteigen. Nachdem wir endlich einige Zeit, bis es anfieng, dunkel zu werden, mit Spazieren zugebracht hatten, machten wir unſere Hangematten an denen Bäumen unten am Hügel feſte und ſo bald wir unſere Mahlzeit verzehret hatten, legten wir uns ſchlaffen.

Den folgenden Morgen weckte uns der angenehme Geſang verſchiedener Vögel, die auf dieſen Bäumen ihre Neſter hatten. Wir ſtunden endlich auf, und das erſte war dieſes, daß wir auf den Hügel ſtiegen. Wir fanden, daß er höher war, als wir uns eingebildet hatten. Wir konnten auf ihm die ganze Inſel überſehen, welches die ſchönſte Ausſicht von der Welt war. Als wir darauf unſer Perſpektiv nahmen: ſo ſchien es uns, als ob gegen über, in einer ſehr weiten Ferne, Land ſeyn müßte. Dieſe Entdeckung erfreuete insbeſondere meinem Steuermann. Er ſagte: nun könnte ich ſehen, daß ſeine

Mey-

Meynung nicht ohne Grund wäre; und dieſes Land, das ſich in der Ferne zeigte, wäre ohnfehlbar ein Stück des unbekannten Südlandes, und es verdiente alſo allerdings, daß wir unſere Abfahrt von dieſer Inſel dahin richteten. Wer wußte, was für Schätze wir daſelbſt entdecken mögten? Ich läugne nicht, meine Begierde, meine Reichthümer zu vermehren, ward dadurch nicht wenig rege gemacht, und ich fieng an, ſeinen Vorſtellungen Platz zu geben, weil ſie mir ganz richtig vorkamen. Endlich, als wir uns müde geſehen hatten, ohne doch ganz vollkommen überzeuget zu werden, ob es auch würklich Land wäre, was wir zu ſehen glaubten, verlieſſen wir unſern Hügel, und nahmen darauf unſer Geräthe, ſuchten unſer Boot, banden es loß, und fuhren weiter. Unſere Fahrt gieng heute etwas langſamer, als geſtern, von Statten. Denn wir waren kaum eine halbe Meile gefahren; ſo war es bereits Mittag, und wir wußten noch nicht, wo wir anlegen ſollten. Das Ufer war allhier ungemein ſteil und wegen häufiger Klippen, ſehr gefährlich. Wir mußten uns daher weiter in die See wagen, und dabey war nicht weniger Gefahr. Wir trafen einen ſtarken Strom an, deſſen Gewalt wir mit groſſer Mühe entachen konnten. Endlich bemerkten wir, daß die Klippen ein Ende hatten, und dieſes entriß uns der Gewalt des Stromes; denn wir fuhren nun wieder am Ufer fort, und kamen kurz darauf an eine kleine Krümme, die etwas weniges ins Land hinein gieng. Weil das Ufer mit ſehr hohen Bäumen beſetzt war: ſo waren wir

allhier ganz sicher, und wir fanden auch so fort einen bequemen Platz, wo wir aussteigen, und von unserer schweren Arbeit ausruhen konnten. Weil wir sehr müde waren, und es auch bereits weit über den Mittag war; so entschlossen wir uns, diesen Nachmittag und die darauf folgende Nacht allhier zu bleiben. Wir machten daher unser Boot an einem Baume feste, nahmen unser Geräthe und giengen Landeinwärts. Nachdem wir an einem lustigen Orte gespeiset hatten, giengen wir auf dieser Insel herum, um zu sehen, ob wir nichts neues entdecken könnten. Wir fanden aber nichts weiter, als daß diese Gegend mit den übrigen Gegenden der Insel gänzlich überein kam. Holtz, grüne Ebenen, und lustige Hügel wechselten mit einander ab. Wir hatten uns darauf einen Ort an einem kleinen Felsen, der einer kleinen Höhle ähnlich war, zu unserer Schlafstelle ausersehen. Vor selbiger stunden einige hohe und gerade Bäume, an welche wir unsere Hangematten befestigten. Darauf giengen wir wieder ins Gehölze, um uns einen frischen Braten zu schiessen. Aber auf einmal erhub sich ein starker Wind. Die Gipfel der Bäume und die Zweige bogen sich und brausten. Es war ganz dunkel, ungeachtet es noch lange nicht Abend war. Es blitzte sehr stark, und wir hörten einige starke Donnerschläge. Wir eilten aus dem Holze nach dem Ufer, wo an der einen Seite ein freyer und erhöhter Platz war. Allhier wurden wir gewahr, daß das Gewitter von der Seite herkam, wo wir des Morgens Land gesehen zu haben,

haben, glaubten. Es kam endlich ein ziemlich dichter und ſanfter Regen, und der Sturm ließ nach, allein das Meer war doch noch eine ziemliche Zeit ſehr unruhig. Wir hatten alſo ſehr weislich gehandelt, daß wir mit unſerm Boote nicht weiter geſeegelt waren. Wie leicht hätte uns der Sturm ergreifen können. Wir würden alſo unfehlbar verlohren geweſen ſeyn.

Es hörte endlich noch vor Abends auf zu regnen. Wir ſpazierten darauf noch eine gute Zeit im Grünen herum und machten über dieſe Begebenheit unterſchiedene Betrachtungen. Der Steuermann nahm dieſes Gewitter, den ſtarken Wind und den darauf erfolgten Regen für ſichere Beweiſe an, daß das feſte Land nicht weit entfernet ſeyn könnte. Ich glaubte aber, daß dasjenige, was wir dieſen Morgen für Land angeſehen hatten, das Gewitter geweſen, welches ſich in der Ferne ſchon damals aufgezogen hatte. Allein, er wußte mir endlich ſo viele Gründe, die ſeine Meynung beſtätigten, anzuführen, daß ich ihm endlich Glauben beymaß. Und von dieſem Tage an faßte ich einen Endſchluß, über den ich ſo lange, als ich noch auf dieſer Inſel war, grübelte, und deſſen Ausführung mich beſtändig beſchäftigte. Der Steuermann merkte auch den Eindruck, den ſeine Vorſtellungen in mir gemacht hatten, und er ließ nicht nach, ſie bey allen Gelegenheiten zu wiederholen, bis ich ihm endlich nicht mehr widerſtehen konnte, und ihm meine Abſichten entdeckte, wie wir bald ſehen werden.

Dieſe Nacht brachten wir auf die gewöhnliche Art unter den Bäumen in unſern Hangematten zu. So bald es Tag war, eilten wir in unſer Boot, und ehe es noch Mittag war, ſegelten wir bereits in unſern Meerbuſen ein, wo unſere Leute ſich über unſere Ruckkunft ſehr erfreuten. Wir brachten einiges Wildprät, nemlich ein Reh und einiges Vogelwerk mit, welches wir den Abend zuvor geſchoſſen hatten, und unſer Koch mußte uns dieſen Abend eine gute Mahlzeit davon zurechte machen, mit welcher ich alle meine Leute tractirte.

Sobald unſere Feyertage zu Ende waren, giengen wir wieder an unſere Arbeit. Einige Wochen darnach, etwa in der Mitte des Junius, als wir bemerkt hatten, daß unſer Korn völlig reif war, machten wir Anſtalt zu unſerer Erndte. Da wir keine Senſe hatten: ſo ſchnitten wir es mit unſern Schiffſchwerdtern ab, die wir dazu beſonders geſchärft hatten; und dieſes beförderte die Arbeit, denn wir waren damit in zween Tagen fertig. Wir lieſſen es einige Tage liegen, und als es uns trocken genug vorkam: ſo brachten wir es auf einem Rollwagen, den ein paar von meinen Leuten, weil es ebnes Land war, ſehr bequem ziehen konnten, in einen dazu erbauten Schuppen. Da nun, ſo lange unſere Erndte und die übrige dazu gehörige Arbeit als dreſchen, u. d. g. daureten, alle unſere Leute damit beſchäftiget waren: ſo wurden wir gar bald mit allen fertig. Wir hatten Säcke genug, unſer Getrayde darinn aufzuheben, und ſo bald der Becker eine

Probe

Probe gemacht und uns Brodt und Kuchen gebacken hatte, und wir ſahen, daß alles ſehr wohlſchmekend war: ſo machten wir unſern Acker wieder zu rechte, um ihn zu gehöriger Zeit wieder zu beſäen. Inzwiſchen hatten wir auch unſern Schiffbau wieder vor uns genommen, mit dem es uns vortreflich gelung. Wir waren damit meiſt im Stande, als im Ausgang des Auguſtmonats ſich der Regen wieder einfand. Da wir nun ein paar Monate nach einander auch ſtarke Winde hatten, die aber aus Süden, und zwar juſt aus der Gegend herkamen, wo unſerer Meynung nach Land wäre: ſo gebrauchten wir dieſe Zeit zum Ausruhen; dabey wir doch nicht ganz müßig giengen. Im Anfange des Auguſts hatten wir auch unſer Feld wieder beſäet, und in der Regenzeit beſorgten wir unſer Tauwerk und unſere Seegel zu unſerm neuen Fahrzeuge, dem endlich im October nichts weiter fehlte, als daß wir es von Stapel laufen lieſſen. Aber dieſes war eine Arbeit, die uns Beſchwerlichkeit genug machen würde, wie wir wohl voraus ſahen, da wir nur ſo wenig Perſonen waren, eine ſo groſſes Fahrzeug gehörig zu beſtreiten.

Als nun das gute Wetter ſich wieder einſtellte, welches im Anfange des Novembers war: ſo machten wir Anſtalt, unſer Fahrzeug flott zu machen. Unſer Zimmermann nebſt dem Steuermann erfand auch endlich ein bequemes Mittel dazu, und es lief auch glücklich damit ab: ſo daß das Schiff ohne Schaden vom Stapel lief, und wir uns alle ſehr freuten, ein Schiff wieder in der

See zu sehen, auf welchem wir aus dieser Einöde in bewohnten Weltgegenden kommen könnten. So bald wir nun unser Fahrzeug flott sahen, machten wir alles übrige, was an Tauwerk und Seegeln noch dazu gehörte, vollends fertig, und in vierzehn Tagen, waren wir so weit damit gekommen, daß wir alle Stunden abseegeln konnten. Dieses neufränkische Schiff war übrigens stark und fest gebauet; es war groß und geraum genug, und, da es sehr tief gieng: so konnten wir darinn fast eine gröſſere Ladung bergen, als in dem gestrandeten Schiffe. So bald es nun völlig seegelfertig war, machten wir uns über unsere Güter, die wir darauf nach einander an Bord brachten. Wir vergaſſen auch unsere Kanonen und unser übriges Schiesgewehr nebst Pulver und Bley nicht, mit welchem letztern beyden wir einige Monate her sehr sparsam umgegangen waren. Da wir endlich auch mit allen diesen Sachen fertig waren, kam unsere zwote Erndte heran, die wir denn mit groſſen Fleiſſe besorgten. Und als wir unser Korn gedroschen hatten, brachten wir es in Säcken auf unser Schiff. Nunmehr war nichts mehr zu thun, als daß wir abseegelten. Es war just im Anfange des Decembers des 1671sten Jahres, und unserer Meynung nach die beste Zeit in dieser Weltgegend auf der See zu fahren.

Da wir nun unsere Häuser und Schuppen verlaſſen, uns mit Fleisch, Waſſer, Salz und Fischen versehen, (wir hatten so gar Fleisch geräuchert,) und im übrigen alles, was uns nur einiger-

nigermaſſen nützlich oder nöthig ſeyn konnte, an Bord gebracht hatten: ſo lichteten wir den Anker und fuhren den 4. December glücklich aus dem Meerbuſen; doch mit aller Vorſicht, um nicht auf die uns bekannten Klippen auf beyden Seiten der Oeffnung der Bucht zu ſtoſſen. Wir waren alſo ſo glücklich, ohne Gefahr zwiſchen durch zu ſeegeln, und die hohe See ohne Anſtoß zu erreichen.

Doch ich muß erſt erzählen, was für einen Entwurf ich und mein Steuermann gemacht hatten. Da das, unſerer Rechnung nach, nur etwa zween Grad weiter nach Süden liegende Land uns an unſerer Fahrt wenig hinderlich ſeyn konnte, wir auch unſer Schiff in ſo gutem Stande ſahen, daß wir es wohl wagen dorften, eine weite Reiſe darinn zu unternehmen, vornehmlich, wenn wir noch etwa zehn Perſonen, ſelbiges zu beſtreiten, bekommen ſollten: ſo entſchloſſen wir uns, dieſes ſo nahgelegene Land aufzuſuchen. Nur war uns bange, die Winde, die in dieſem Meere ſehr abwechſelnd ſind, mögten uns unſere ganze Fahrt verderben. Wir trugen hierauf unſerm Volke unſern Entwurf vor, und ich unterſtützte die Gründe zu dieſer Schiffarth nach den ſüdlichen Ländern mit einem guten Geſchenke, zugleich verſprach ich einem jeden, wenn wir glücklich nach Europa kämen, vor die Rückreiſe doppelten Sold. Da nun alle und jede uns ſehr zugethan waren: ſo machten ſie keine langen Ueberlegungen. Sie erklärten ſich, mit uns überall hin, ja durch die ganze Welt zu gehen. Ich war über dieſe Erklärung ſehr erfreuet, und mein Steuermann noch

mehr, der aber, wenn er sein Schicksal vorhergesehen hätte, mir nimmermehr zu dieser Unternehmung würde gerathen haben.

Nachdem wir nun ausgeleget hatten: so erwarteten wir auf der andern Seite der Insel einen etwas bequemen Wind. Wir hatten auch das Glück, des andern Tages gegen Morgen einen kleinen Nordost zu bekommen, der uns einigermassen zuträglich war. Wir giengen daher, ohne Verzug unter Seegel, und steuerten, so viel es der Wind erlaubte, gegen das Südland, welches wir suchten. Da nun der Wind unter wehrendem Seegeln etwas mehr nach Norden lief: so legten wir diesen Tag einen beträchtlichen Weg zurücke, und noch vor Abends konnten wir das Land deutlich sehen. Da nun der Wind mäßig war, wir aber urtheilten, wir könnten über sechs oder acht Meilen nicht mehr vom Lande seyn, daher wir auch desto vorsichtiger zu Werke gehen mußten, um nicht an einer fremden Küste, die vielleicht voller verborgenen Klippen oder Sandbänke einige Meilen im Meere seyn könnte: so entschlossen wir uns, nicht weiter zu seegeln, und bey diesem guten Wetter Anker zu werfen, und den Morgen zu erwarten. Dieses thaten wir auch so fort, und wir hatten auch, wie die Folge zeigte, sehr wohl gethan.

So bald es Tag war, so lichteten wir den Anker. Wir hatten nur ein Seegel aufgesetzt, und so fuhren wir ganz langsam und immer mit dem Senkbley in der Hand dem Lande zu; der Grund war aber hin und wieder sehr flach, steinicht und voller

Klippen.

Klippen. Einige Zeit darauf entdeckten wir ſehr deutlich, daß das vor uns liegende Land ein ſehr angenehmes Anſehen hatte. Das Ufer ſchien luſtig und zum Anlegen ſehr bequem zu ſeyn. Doch aber konnten wir keine Häuſer oder Gebäude erblicken. Es zeigten ſich in der Ferne im Lande hohe Berge, deren Gipfel ſich in der Luft verloren. Die Küſte erſtreckte ſich ſo weit in der See, daß wir das Ende derſelben mit unſerm Geſichte nicht erreichen konnten, und das Land ſchien uns daher keine Inſel, ſondern ein feſtes Land zu ſeyn.

Indem wir nun in der Hoffnung fortſeegelten, dieſes ſchöne Land noch vor Abend zu erreichen, wurden wir auf einmal daran verhindert. Wir kamen an einen heftigen und gewaltſamen Strom, der unſere ganze Fahrt hemmte. Zugleich erhub ſich ein ſtarker Wind vom Lande, und alſo gänzlich aus Süden, der denn alle Augenblicke ſtärker ward, und ſo heftig zu wehen anfieng, daß wir, ungeachtet wir unſere Seegel gänzlich abnahmen, und unſer Schiff nur treiben lieſſen, immer weiter zurück und in die See getrieben wurden. Alle Mühe, die wir uns gaben, war vergeblich. Unſer Schiff lief, wider unſern Willen, immer wieder nach der Inſel zu, von welcher wir herkamen. Da wir endlich ſahen, daß es keine Möglichkeit war, das Land zu erreichen: ſo ſetzten wir endlich ein Seegel auf und lieffen nach unſerer Inſel zurück, um wenigſtens nicht aus der Fahrt zu kommen, und daſelbſt in Sicherheit auf einen beſſern Wind zu warten. Wir hatten das Land gar bald aus dem Geſichte verloren, und ſahen unſere Inſel bereits

reits vor uns, als der Wind von ſeiner Heftigkeit etwas nachließ. Endlich, als es meiſt Abend war, hatten wir ſie bereits bis auf einige Meilen erreicht, und wir nahmen daher unſere Seegel ein, warfen unſern Anker aus, und blieben dieſe Nacht vor Anker liegen.

Als es wieder Tag war, wehete der Wind noch immer aus Süden, nur war er ſehr gelinde, und wir beſchloſſen daher, etwas weiter und alſo unſerer Inſel näher zu ſeegeln. Wir erreichten ſie auch gegen Mittag ungefehr bis auf eine Viertelmeile. Allhier warfen wir wieder unſern Anker aus, und blieben ſtille liegen, in Hoffnung, es würde ein bequemerer Wind gar bald kommen, weil doch in dieſen Gegenden die Winde beſtändig ſehr veränderlich ſind. Wir ſetzten nunmehr unſer Boot aus, und ich und noch ein paar von meinen Leuten fuhren an die Inſel. Wir hatten unſer Schiff auf die Seite der Inſel gelegt, wo ich, als ich mit dem Steuermanne um die Inſel fuhr, des Mittags ausgeſtiegen war, und wegen des Ungewitters die Nacht bleiben mußte. Weil hier das Ufer eine mäßige Krümme hatte, und wir alſo mit dem Boote ſehr bequem anlegen konnten, überdieſes bis auf einen Büchſenſchuß vom Ufer guter Ankergrund war: ſo konnten wir allhier mit unſern Schiffe ſehr gut liegen, und nach unſerer Bequemlichkeit unſere alte Inſel beſuchen. Es verlieſen ein paar Tage, der Wind wollte ſich aber noch nicht nach unſerm Wunſche herumdrehen. Er veränderte ſich zwar alle Tage, aber aus Norden oder Nordoſt wollte er nicht wehen. Endlich,

als

als wir bereits über zehn Tage gelegen hatten, bekamen wir einen Oſtwind. Wir beſchloſſen darauf, zu verſuchen, ob wir vermittelſt deſſelben durch Laviren das Land gewinnen könnten, wo nicht, ſo wollten wir, ohne uns länger aufzuhalten, nach Oſtindien ſeegeln.

Wir lichteten darauf, ohne uns länger aufzuhalten, den Anker, und ſeegelten auf die vorgeſetzte Art fort. Wir waren ſo glücklich, daß wir des andern Tages, da wir nur noch ſehr wenig fortgerücket waren, einen Nordoſtwind bekamen. Dieſer half uns, daß wir unſer Land aufs neue erblickten; doch da der Wind nur ſehr gelinde war, und ſich beſtändig veränderte: ſo brachten wir dieſesmal wohl fünf Tage zu, ehe wir das Land völlig erreichten. So bald wir uns bis auf eine Viertelmeile ſelbigem genähert hatten, warfen wir den Anker aus. Die veränderlichen Winde hatten uns nicht zugelaſſen, die, das erſtemal erblickte, Küſte zu erreichen; wir waren wenigſtens ſechzehn bis zwanzig Meilen weiter nach Weſten gekommen. Dadurch hatten wir aber den Vortheil erlangt, daß unſer Schiff unter dem Schutze eines ſehr hohen und ſich weit in die See erſtreckenden Vorgebürges und gleichſam in einer Art eines Hafens ſehr ſicher ankern konnte. Dieſes Vorgebürge beſtund aus einer Reyhe von Bergen, unter denen insbeſondere ſieben herfürragten. Dieſe waren entſetzlich hoch, und drey von ihnen erſtreckten ſich ſehr weit in die See, wo ſie eine Krümme machten, in welcher eine groſſe Flotte, beynahe gegen alle Winde bedeckt, liegen konnte.

Wir

Wir hatten eine grosse Freude, dieses so sehr gewünschte Land endlich gefunden zu haben. Doch wir hatten Ursache, behutsam zu verfahren, und alle Vorsicht anzuwenden, wenn wir dieses Land weiter auskundschaften wollten. Wir überlegten die Sache einen ganzen Tag, ohne daß wir einen Schluß zu fassen wußten. Wir durften nichts wagen, denn da wir so wenig Personen waren; so würde der geringste Verlust uns ausserordentlich schädlich gewesen seyn. Je mehr wir diesen Umständen nachdachten, je weniger konnten wir schlüßig werden, und je mehr Bedenklichkeiten entdeckten wir, und dieses alles mäßigte unsere Freude gar sehr, und machte uns zuletzt ganz bestürzt. Der andere Tag verlief auf eben diese Art, ohne einen Schluß zu fassen. Welche Thorheit hatten wir also begangen, da wir eine Reise unternommen hatten, ohne die Gefährlichkeiten, die uns unsern ganzen Vorsatz übern Haufen werfen konnten, zuvor gehörig zu überlegen? Aber der Geitz, der uns dazu angetrieben hatte, hatte uns damals verblendet, daß wir blindlings eine Sache unternahmen, die wir, nach unsern damaligen Umständen, allerdings hätten unterlassen sollen. Die Leidenschaften treiben die Menschen jederzeit zu unversichtigen und übereilten Handlungen an, denen insgemein eine grosse Gefahr und eine späte Reue nachfolgen. Hätte die Vernunft unsere Begierde, Schätze zu erlangen, gemäßiget, so hätten wir nunmehr nicht nöthig gehabt, uns auf närrische Art mit zu spät angefangenen Ueberlegungen zu mar-

martern, und diejenige Zeit, die wir hätten beſſer anwenden können, zu unſern Schaden zu verſchwenden. Doch wir hatten unſere Sachen einmal auf thörichte Art angefangen, es war alſo kein Wunder, daß wir ſie auch auf gleiche Art zu Ende brachten.

Nachdem wir zweene Tage mit Rathſchlagen zugebracht hatten, beſchloſſen wir endlich, auf gut Glück ans Land zu gehen. Wir wollten aber, ehe wir uns ins Land ſelbſt hinein wagten, uns zuvor auf einem Berge umſehen, um zu unterſuchen, ob das Land bewohnet ſey, oder nicht? Ich ſetzte mich darauf nebſt dem Zimmermann, dem Barbier und noch ſechs andern in das groſſe Boot, daß alſo nur der Steuermann nebſt vier Perſonen am Borde blieben. Wir verſahen uns mit Proviant auf drey Tage und mit genugſamen Schießgewehr nebſt Pulver und Bley. Wir hatten jeder eine gute Muſkete, ein paar Piſtolen, einen Degen und zwey paar lange Meſſer, ingleichen hatten wir auch ein paar ſtarke Aexte, eine groſſe Säge und einiges anderes Zimmerzeug mitgenommen, damit wir uns mit deſto leichterer Mühe eine Hütte von Baumäſten bauen könnten. Und gewiß dieſe Vorſicht war noch unſer Glück, und das Vernunftigſte, was wir bey dieſer verwegenen Reiſe thaten. Als nun alles im Boote war, fuhren wir nach dem Ufer zu, um einen Platz, zu landen, auszuſuchen. Wir trauten anfangs den Bergen nicht, weil wir glaubten, wir würden daſelbſt nicht leicht anlegen können, ob es ſich ſchon, wie wir hernach erfuh-

erfuhren, ganz anders befand. Wir hatten auf dieſe Art, als wir aus Ufer gehen wollten, über eine gute halbe Meile zu fahren, ehe wir einen Landungsplatz fanden. Endlich trafen wir einen deraleichen an. Wir fanden ein bequemes Ufer anzulegen, welches überall mit dicken Gebüſche beſetzt war. Wir konnten mit dem Boote ganz bequem zwiſchen dieſem Gebuſche durchfahren, und das Boot lag alsdann ſo ſicher darinn, daß es von niemanden ſo leicht konnte geſehen oder entdeckt werden.

So bald wir nun dieſen ſichern Ort gefunden hatten, ſtiegen wir aus, und befeſtigten unſer Boot daſelbſt. Wir giengen darauf im Gebüſche, welches an einigen Orten faſt unwegſam war, fort. Da wir eine halbe Viertelſtunde gegangen waren, endigte es ſich, und wir bekamen eine freye Ausſicht, vornemlich, da wir eine kleine Höhe, die dicht am Gebüſche war, beſtiegen hatten. Allein unſere Ausſicht konnte uns wenig helfen, weil vor uns, ins Land hinein, nichts als ungeheure Berge waren. Wir konnten weiter nichts bemerken, als daß an der einen Seite, wo das Ufer nach Oſten gieng, das Land flacher und ebener ſeyn mußte, denn es bog ſich daſelbſt, und die Berge hörten auf. Wir urtheilten aber, vielleicht nicht ungegründet, daß das Ende des Gebürges über ſechs bis acht Meilen von uns nicht entfernet wäre; wir giengen darauf denen uns am nächſten gelegenen und höchſten Bergen zu, welche diejenigen waren, die die Krümme und das Vorgebürge ausmachten, wo unſer Schiff

vor

vor Anker lag. Da wir fanden, daß wir zwiſchen dem Ufer und den Bergen ſehr bequem fortgehen konnten: ſo blieben wir beſtändig an der Seeſeite. Es war dieſes ein ungemein luſtiger Weg, überall voll Geſträuche und hoher Bäume, zwiſchen welchen ſehr angenehme grüne Plätze hin und wieder waren. Je weiter wir nun am Ufer fortgiengen, jemehr wurden wir gewahr, daß wir beſſer gethan hätten, wenn wir von unſerm Schiffe an das nächſte Ufer gefahren wären; weil man überall durch die ganze Krümme, und ſo weit ſich das Vorgebürge erſtreckte, mit einem ſolchen Boote, als das unſrige war, ſehr gut landen konnte. Da es endlich ſpät ward, und wir befürchten mußten, die Nacht möchte uns an einem unbequemen Orte überfallen: ſo ſuchten wir uns einen Platz unter den Bäumen aus, wo wir unſere Hangematten, die wir ſorgfältig mitgenommen hatten, an die Bäume befeſtigen konnten. Und dieſen fanden wir gar bald. Da wir nun vom Gehen ſehr ermüdet waren: ſo machten wir Halte, und hielten unſere Abendmahlzeit, worauf wir unſere Schlafſtelle mit einigem Geſträuche, daß wir von den Bäumen hieben, etwas umzäunten, um vor dem Anfalle der wilden Thiere, deren es allhier eine groſſe Menge gab, wie wir bereits bemerket hatten, geſichert zu ſeyn. So bald wir damit fertig waren, nahmen wir unſer Schießgewehr und legten uns damit in unſere Hangematten zur Ruhe.

Den darauf folgenden Morgen wurden wir durch den Geſang verſchiedener Vögel bey guter

Zeit nnnter gemacht, worauf wir unſer Lager verlieſſen, doch ehe wir uuſern Weg fortſetzten, machten wir unſere Schlafſtelle beſſer zurechte, um ſie in eine bequeme Hütte zu verwandeln, indem wir ſtarke Pfähle in die Erde rammelten, und ſie ringsum mit Baumäſten aufs beſte bedeckten. In der Mitten befanden ſich vier Bäume, die ſich ſehr weit ausbreiteten, und deren Aeſte oben zuſammen gewachſen waren, daß ſie alſo ein rechtes Dach machten, welches uns gegen Regen und Sonnenhitze genugſam bedeckte. Dieſe Arbeit verhinderte uns, daß wir dieſen Tag unſere Reiſe gar nicht fortſetzen konnten, denn ob wir wohl alle neune daran arbeiteten, ſo wurden wir doch kaum vor Abends damit fertig. Wir befanden aber, daß eine dergleichen Hütte ſehr nöthig war, weil wir doch an einem Orte in dieſer Gegend ein ſicheres Nachtlager haben mußten. So bald wir einigermaſſen damit im Stande waren, mußten drey von meinen Leuten zurück gehen, um unſer Boot zu uns zu hohlen, welches unten am Ufer, und dichte bey uns, ſicher und gut liegen konnte, und daſelbſt zugleich dem Schiffe im Geſichte war. Sie hatten eine gute Stunde zu gehen, ehe ſie das Geſträuche erreichten, wo wir es gelaſſen hatten. Der Weg auf dem Waſſer aber war viel näher und bequemer. Sie kamen aber doch erſt ſehr ſpät wieder zu uns; und dieſes machte, daß wir dieſen Abend etwas ſpäter einſchlafen konnten. Wir hatten uns zuvor mit einigen Vögeln, die wir im Gebüſche geſchoſ-

ſen

ſen hatten, und auf dem Roſte brieten, gelabet; welches uns denn, nach der, dem ganzen Tag über gehabten Arbeit, eine groſſe Erquickung gab. Den folgenden Morgen hatten wir zu unſerer weitern Unterſuchung des Landes beſtimmet, und wir waren daher entſchloſſen, mit dem anbrechenden Tage unſern Weg anzutreten, welches auch gewiß geſchehen wäre, wenn uns dieſe Nacht nicht ein fürchterlicher und erſchrecklicher Zufall begegnet wäre, der uns alle beynahe gänzlich zu Grunde richten können, wenn uns nicht eine beſondere göttliche Vorſorge faſt wunderbarer Weiſe erhalten hätte.

Siebendes Buch.

Wir wurden allhier abgehalten, weiter zu leſen. Heinrich brachte uns Briefe, und meldete zugleich, daß es meiſt Mittagszeit wäre; da wir nun bey einem gewiſſen Seekapitän ſpeiſen ſollten: ſo mußten wir uns ankleiden; wir verſchoben daher die Fortſetzung bis auf den folgenden Morgen. Inzwiſchen machten wir unſere Briefe auf. Wir verwunderten uns nicht wenig, als wir einen Brief aus Frankreich von demjenigen Kaufmann fanden, mit dem wir immer in unſern Geldſachen zu thun gehabt hatten. Wir hatten ſchon in Jahr und Tag weder an ihn geſchrieben, noch auch Briefe von ihm erhalten. Wir waren alſo neugierig, zu ſehen, was die Urſache ſeines Schreibens wäre? Da nun der Innhalt dieſes Briefes einigen

gen Zusammenhang mit meiner vorigen Geschichte hat; so will ich ihn allhier mit einrücken. Dieses war also der Innhalt:

Mein Herr!

Man hat Anfangs geglaubt, der plötzliche Tod der schönen Frau Rentmeisterinn wäre die einzige Ursache Ihrer Abreise aus Frankreich; allein, es hat sich seit einem viertel Jahre die Sache deutlicher erkläret. Da Ihnen nun allerdings daran gelegen seyn muß, was diesfalls allhier vorgefallen ist: so habe ich aus alter Bekanntschaft, nicht unterlassen können, Ihnen folgenden Bericht abzustatten, vornemlich da man eine Person in Arrest gesetzet hat, welche an der Sache Antheil haben muß, weil sie durch selbige eigentlich am ersten ist entdeckt worden. So bald sich das Gerüchte von der Ermordung des Marqvis von * = * in ganz Paris ausbreitete, giengen unterschiedene Urtheile und Meynungen darüber herum; aber Niemand fiel darauf, daß Sie der Thäter wären. Man hatte wohl Nachricht, daß der Entleibte einen Brief von einem Bauerkerl erhalten, und darauf seinen Wagen anspannen lassen, und ins Holtz gefahren war, wo ihn zwo unbekannte Personen angehalten, und da endlich die dritte Person dazu gekommen, habe ihn einer derer ersten vollends todt geschossen. Der Kutscher der ihn damals gefahren hatte,

te, war erſt vor acht oder vierzehn Tagen zu ihm gekommen, und da er vom Lande war: ſo waren ihm die meiſten Leute aus Paris unbekannt. Ueberdieſes war der Kerl ſo erſchrocken, und ſo dumm geweſen, daß er nicht einmal eine deutliche Erzählung von der ganzen Begebenheit machen konnte. Da man nun auch den Brief fand, der von einer Perſon geſchrieben zu ſeyn ſchien, die man gar wohl kannte, konnte man noch weniger klug aus der Sache werden; denn der Chevalier, deſſen Name unter dem Billet ſtund, war damals über zwanzig Meilen von Paris entfernet, und alle Nachrichten, die man diesfalls einzog, bekräftigten dieſes ſo richtig, daß ſich auch niemand unterſtund, den Namen des Chevaliers in dieſer Sache zu nennen. Die Freunde und Verwandten des Marquis, die, wie Sie wiſſen, unter die Mächtigſten im Königreiche gehören, ſparten inzwiſchen weder Mühe noch Koſten, ein Licht in dieſer dunkeln Begebenheit zu bekommen. Endlich nach einer Zeit von zwey Jahren ward ein Kerl, einer Schlägerey wegen, in Arreſt geſetzt. Dieſer Kerl war ſonſt oft in den Pallaſt des Marquis gekommen, er war auch ehmals unter ſeinem Regiment geweſen, er hatte ſich aber einige Zeit vor dem Tode des Marquis aus Paris verloren, und war in den Provinzen herumgeſchwärmet. Endlich war er wieder nach Paris gekommen, wo er des Nachts

von der Policey gefangen genommen ward, weil er bey einem Tumulte gewesen war, in welchem ein fremder Cavalier war umgebracht worden. Als nun dieser Kerl dieser Umstände wegen, gerichtlich verhöret ward: fand es sich zwar, daß er an dem Tode des Fremden unschuldig war; allein, da man eine sehr grosse Unruhe bey ihm bemerkte: so trug man Bedenken, ihn frey zu lassen; er selbst gab auch zu erkennen, es würde ihm mit der Freyheit nichts gedienet seyn. Er blieb also gleichsam ein freywilliger Gefangener. In diesem Zustande ward er etwa vierzehn Tage darnach krank. Er verlangte einen gewissen, seiner Frömmigkeit wegen, sehr bekannten Pater, der ihn denn auch sofort besuchte, und sich über zwo Stunden mit ihm unterredete. Der Pater eilte darauf zu dem Herrn Herzog von = = =, der, wie Sie wissen, ein Oheim des Marquis ist, und meldete die Umstände des Todes dieses letztern, zwar nicht für ganz gewiß, doch, allem Ansehen nach, sehr wahrscheinlich. Dieser Kerl hatte ihm nämlich entdeckt: er sey vom Marquis erkauft worden, den Herrn von R. ums Leben zu bringen. Sie hätten auch beyderseits verschiedenemale auf ihn, wiewohl vergebens, gelauert, bis es ihnen endlich einigermassen geglückt, und er in Gegenwart des Marquis den Herrn von R. mit einer Kugel gefährlich verwundet; allein wider Vermuthen sey dieser Herr wieder

aufge-

aufgekommen, hingegen deſſen Braut vor Schrecken geſtorben, in welche ſich der Marquis zuvor verliebt gehabt. Dieſes habe er ſich zu Gemüthe gezogen, und daher alles dem Herrn von R. entdeckt. Der ihn denn ſo lange bey ſich behalten, bis er aus Paris gereiſet. Er habe ihn alsdann voraus geſchickt, um ihm von Station zu Station die Poſtpferde voraus zu beſtellen. Zuvor aber habe er die Hand des Chevaliers nachgemalet, und einen Brief des Innhalts, als man hernach bey dem Marquis gefunden, ſchreiben müſſen, den denn der Herrn von R. zu ſich genommen, und ſich vermuthlich auf dieſe Art würde an dem Marquis gerächet haben. Die Familie des Marquis ſuchte zwar dieſe Sache, weil ſie ihm gar nicht rühmlich war, verſchwiegen zu halten; allein ſie hat ſich doch ausgebreitet, und der Kerl, durch den man ſie erfahren, ſitzt noch als ein Wahnwitziger im Arreſte; wiewohl man glaubt, man werde ihn bald unter der Hand vom Brodte helfen, damit die Sache gänzlich unterdrücket werde. Was aber Sie, mein Herr! insbeſondere betrifft, das iſt dieſes: Es gehet die Rede, man habe ſowohl nach Holland als nach Engelland Spionen ausgeſchickt, die Ihnen, wo ſie Sie nur finden, das Licht ausblaſen ſollen. Es iſt ein Glück, daß man allhier nicht anders glaubt, als Sie wären nach Holland und Engelland gereiſet; gleichwohl aber werden Sie Urſa-

che haben, auf Ihrer Hut zu ſtehen; denn wie leicht kann der Ort Ihres Auffenthalts entdecket werden? Ich habe daher auch nicht unterlaſſen können, Dieſelben, durch gegenwärtige Nachricht, aufrichtigſt zu warnen, insbeſondere, da ich dieſen Brief durch einen Reiſenden durch Einſchluß an einen Freund in Hamburg ſenden kann, von dem Sie ihn ſicher erhalten werden. Ich will hoffen, Sie werden Sich dieſer Nachricht bedienen. Ich aber verharre ꝛc.

Dieſer Brief war eines ſehr merkwürdigen Inhalts, und machte mich nicht wenig tiefſinnig. Ich hatte dabey Urſache, mich ſo vieler beſonderer Vorfälle zu erinnern, die mich ſonſt ſo ſehr gerühret hatten, und die, ſo bald ſie mir nur in die Gedanken kamen, mich jederzeit in groſſe Bewegung ſetzten. Doch es war gut, daß ich dieſen Brief eben zu einer Zeit erhielt, da ich verhindert ward, alles umſtändlich zu überdenken. Wir beſchloſſen darauf, ſo bald wir wieder nach Hauſe kämen, die erhaltene Nachricht zu überlegen. Damit lieſſen wir uns ankleiden, und fuhren zur Mahlzeit. Wir trafen bey dem Seekapitän eine artige Geſellſchaft beyderley Geſchlechts an; und da alle Anweſende muntere, geſchickte und verſtändige Leute waren: ſo ward ich zugleich mit aufgeräumt, und meine Grillen verloren ſich meiſtentheils. Ueber Tiſche drehete ſich die Unterredung auf die Seereiſen, insbeſondere auf die Amerikaniſchen. Da wir dieſe Materie einige Zeit fortgeſetzt hatten, langte ein anweſender ſehr vornehmer

See-

Seeofficier einen Brief heraus, und ſagte: da wir doch von amerikaniſchen Seereiſen reden: ſo muß ich ihnen eine Nachricht mittheilen, die man mir mit letzterer Poſt aus London zugeſendet hat. Dieſe Nachricht war etwa folgenden Inhalts: Man meldete, daß eine Geſellſchaft von Kaufleuten zuſammengetreten wäre, den Handel in die Südſee und überhaupt in allen unbekannten Südländern, ſo wohl in den Aſiatiſchen als Amerikaniſchen in Stand zu bringen. Man bemühete ſich inſonderheit, erfahrne Seeleute auszufinden, denen die Seegegenden gegen Süden bekannt wären, und die eine gründliche Kenntniß von der Beſchaffenheit und Abwechſelung der Winde beſäſſen. Da aber die Hauptunternehmer und Theilhaber dieſer neuen Seefarth noch verſchwiegen bleiben wollten: ſo hatte man eine falſche Addreſſe darunter geſetzt, die aber doch, wenn ſich jemand, der Luſt dazu hätte, melden würde, der Schlüſſel zu der Entdeckung ſeyn könnte.

Unter dieſem Geſpräche verfloß die Zeit, und wir ſtunden endlich von der Tafel auf. Da ich mich nun gegen den vornehmen Seeofficier hatte merken laſſen, daß ich wohl Luſt hätte, eine Reiſe nach dem Südlande zu wagen, wenn ich eine vortheilhafte Gelegenheit dazu wüßte: ſo nahm er mich nach der Tafel auf die Seite, und ſagte: ich habe es wohl gemerkt, daß ſie Luſt haben, etwas zu unternehmen. Thun ſie mir die Ehre, morgen zu Mittage mit mir nebſt dem Herrn Slegaard zu ſpeiſen, wir werden allein ſeyn,

und folglich von dieſer Sache deutlicher ſprechen können. Ich verſprach, mich nebſt meinem Freunde bey ihm einzufinden, und darauf kehrten wir uns wieder zur Geſellſchaft. So bald wir Kaffee getrunken hatten, ſetzten wir uns an die Spieltiſche, und ſo verlief die Zeit bis auf den Abend. Als wir uns nun des Abends wieder zur Tafel ſetzen wollten, kam mein **Heinrich** und verlangte mich zu ſprechen. Ich konnte nicht begreifen, was er mir ſo nothwendiges zu ſagen hatte, daß er zu ſo einer ſo auſſerordentlichen Zeit mich aufſuchte. Als ich nun zu ihm hinaus gieng, raunte er mir ins Ohr: Herr! es waren vor einem Augenblicke zweene Franzoſen in ihrem Hauſe, die ſich ſehr genau nach ihnen erkundigten. Ich ſagte aber: ſie wären nicht zu Hauſe, und auf etliche Tage aufs Land gefahren. Da mir aber dieſe Nachfrage, die ſo ſpät in der Nacht geſchah, bedenklich vorkam, mir auch die beyden Franzoſen, nach ihrem Aeuſſerlichen zu urtheilen, ungeachtet ſie anſehnlich genug gekleidet waren, überaus verdächtig vorkamen: ſo habe ich keinen Anſtand nehmen können, dieſen ſpäten Beſuch ihnen ſo gleich zu melden.

Dieſe beſondere Nachricht ſetzte mich in tiefe Gedanken, und es fiel mir zugleich der aus Paris erhaltene Brief wieder ein. Ich faßte mich inzwiſchen, ſo gut ich konnte, und ſagte zu **Heinrichen**: Er hätte wohl gethan, daß er mir dieſen Beſuch gemeldet hätte. Er ſollte nur nach zehn Uhr mit dem Wagen und unſern beyden andern

dern Bedienten kommen, und uns abhohlen, doch ſollten ſie ſich mit Stocklaternen wohl verſehen. So bald ich darauf ins Zimmer tratt, bemerkte mein lieber **Mentor** meine Zerſtreuung, ſo ſehr ich ſie auch zu verbergen ſuchte. Da ſich aber die Geſellſchaft bereits geſetzt hatte: ſo war es mir nicht möglich, ihm Nachricht von dieſer Neuigkeit zu geben. Mein **Heinrich** kam darauf um die beſtimmte Zeit mit dem Wagen. Es ward mir ſeine Ankunft ſo fort gemeldet, und ich nahm mir die Freyheit, bey unſern höflichen Wirth mich zu entſchuldigen, daß ich zuerſt den Aufbruch machen müßte. Ich ſagte: es wäre mir eine Sache heute Abend vorgefallen, die von Wichtigkeit wäre, und die mich nöthigte, mich nach Hauſe zu begeben. Da man nun einige Zerſtreuung an mir bemerket hatte, ſeit dem **Heinrich** mich hatte hinaus rufen laſſen: ſo ſtellte man mir Glauben bey, und bedauerte nur, daß ich ſo eilen müßte. Mein Freund leiſtete mir Geſellſchaft. Wir ſetzten uns darauf in den Wagen, und unſere Bedienten mußten mit Laternen neben den Wagen hergehen, **Heinrich** aber ſtieg hinten auf. Mein **Mentor** konnte ſich gar nicht in alle dieſe Anſtalten finden; er war daher ganz beſtürzt darüber. So bald wir nun nach Hauſe waren, ſo rief ich **Heinrichen**, und befahl ihm, mir von dem Beſuche, den man bey mir abſtatten wollen, noch einmal Nachricht zu geben. Er folgte meinem Befehle, und nun war mein lieber **Mentor** faßt zerſtreueter, als ich ſelbſt. Wir

gerie-

geriethen dadurch in eine ernſthafte Unterredung, in der wir beſchloſſen, aufs eheſte Kopenhagen zu verlaſſen, und nach Engelland zu gehen, um zu verſuchen, ob wir daſelbſt nicht unſer Glück zur See machen könnten. Ich gab ihm zugleich Nachricht, daß uns der Seeofficier, der uns den Bericht aus Engelland vorgeleſen, auf den folgenden Mittag zur Mahlzeit gebeten hatte, und daß er uns vermuthlich einige Nachricht wegen der Südſeegeſellſchaft ertheilen würde. Zugleich erinnerten wir uns der Geſchichte meines Vaters, die mir bey einem ſolchen Unternehmen ſehr nützlich ſeyn könnte; und wir entſchloſſen uns daher, ſie folgenden Morgen vollends durchzuleſen, und unſere Entſchlieſſungen darnach einzurichten. Ueberdieſes aber nahmen wir uns vor, uns wegen des heute erhaltenen Briefes, und wegen der Nachfrage der beyden Franzoſen, ſehr eingezogen zu halten, und in unſern Ausgehen und Ausfahren ſehr bedächtig zu verfahren, und uns vornemlich des Nachts in Acht zu nehmen. Zugleich aber wollten wir uns bemühen, dieſe Herren Spione ausfündig zu machen, um auf ſie deſto beſſer Achtung zu geben. Unter dieſen Unterredungen ward es ſpät, und wir eilten endlich ins Bette.

Wir kamen den folgenden Morgen etwas ſpäter aus der Schlafkammer. Wir hatten beyde beſtändige und unruhige Träume gehabt; dieſe hatten uns ſo ermüdet, daß wir erſt gegen Morgen in einen ordentlichen Schlaf fielen, und alſo bis gegen 10 Uhr ſchlieſen, wir hatten alſo den beſten Theil des Morgens verlohren, und insbeſondere

ſondere that es uns leid, daß wir die Nachrichten meines Vaters nicht vor uns nehmen konnten, ſondern bis auf eine andere Zeit ausſetzen mußten. Wenn es nicht Posttag geweſen wäre, und wir beyde nicht einige Briefe, die Geldſachen betrafen, zu ſchreiben gehabt hätten: ſo hätten wir vielleicht noch Zeit gehabt, ſie zu leſen. Doch nun war es nicht möglich. Wir machten uns alſo über unſere Briefe, lieſſen uns hierauf anklei-den, und fuhren zu den Seeofficier, der uns gebeten hatte.

Wir trafen ihn, ſeinem Verſprechen gemäß, allein; und er führte uns in ſein Kabinet, wo wir ohne Aufwartung ſpeiſen wollten, damit wir deſto ungehinderter und freyer reden könnten. Gleich im Anfange der Mahlzeit erklärte ſich dieſer Seeofficier, daß er ſelbſt ein Intreſſente dieſer Geſellſchaft wäre, von der er geſtern geſprochen hätte. Er hätte einen Einſatz von tauſend Pfund Sterling daran gewaget, und wie er glaubte, ſo würden etwa vier oder fünf Nummern noch übrig ſeyn. Er ſetzte hinzu, wenn wir Luſt hätten, eine Nummer zuſammen zu nehmen, oder auch ſelbſt nach London zu gehen: ſo wollte er uns mit gehoriger Addreſſe verſehen, damit wir alles genauer unterſuchen könnten, vornemlich, wenn wir vielleicht ſelbſt mit zur See gehen, und den Entdeckungen perſönlich beywohnen wollten. Wir lieſſen uns dieſe Vorſchläge zwar gefallen, doch ſagten wir nur ſo viel darauf, daß wir ihm den folgenden Tag, wenn er uns die Ehre gönnen wollte, uns auf eine Mahlzeit zu beſuchen, vollkom-

kommene Nachricht von unſern Entſchluſſe ertheilen wollten.

Wir ſprachen nachher zwar noch verſchiedenes, welches mit dieſem Vorſchlage einen Zuſammenhang hatte; allein doch nur in weitläuftigen Ausdrücken, ohne uns nachher heraus zu laſſen. Da dieſer Officier in Engelland überaus bekannt war, ſo nahmen wir Gelegenheit, uns nach dem dortigen Seeweſen zu erkundigen. Er ertheilte mir auch die verlangten Nachrichten ganz offenherzig. Er ſagte auch, daß man von Engelland aus die beſte Gelegenheit hätte, zu Schiffe durch die ganze Welt zu reiſen; es mögte nun blos aus Neugierde, oder auch Nutzens wegen, geſchehen. Dieſes war mir ſehr angenehm zu hören, denn ob ich ſchon bereits in Engelland geweſen war: ſo hatte ich mich doch nicht ſonderlich um die Seefahrt bekümmert. Aber nachher in Kopenhagen, da ich andere Gedanken und Abſichten hatte, und ſehr oft mit Seeleuten Umgang hatte, war mir nichts angenehmer, als wenn ich Seefahrende oder auch Kenner derſelben ſprechen konnte. Ich glaubte auch, wenn ich nur noch einige Erfahrungen hätte: ſo wollte ich mich gar leicht in alle Vorfälle auf der See ſchicken lernen. Es waren mir aus der Mathematik vielerley Sachen und Grundregeln bekannt, die ein Seefahrer wiſſen muß, ich hatte in Anſehung der Meßkunſt, des Kompaſſes, der Länge und Breite, u. d. g. vielen Verſuchen beygewohnet, und ſo gar viele derſelben ſelbſt gemacht. Auch die Schifbaukunſt war mir nicht gänzlich unbekannt, wenigſtens nach der Theorie;

Theorie; daher konnte ich mich deſto eher darauf verlaſſen, daß eine mäßige Uebung mich gar bald zu einem Seemann machen würde. Unſere Unterredung über der Mahlzeit bey dieſem Seeofficier betraf daher auch lauter Materien, die zur Kenntniß der Schiffahrt gehörten, und unſer Wirth wunderte ſich nicht wenig, daß wir in Seeſachen ſo erfahren waren. Er ſagte: es wäre zu wünſchen, daß alle Schiffer und Seekapitäns eine ſolche theoretiſche Kenntniß beſäſſen.

Nach der Mahlzeit führte er uns in den Hafen, und weil er in groſſen Anſehen ſtund, ſo war es ihm ein leichtes, durch ſeinen Vorſpruch zu bewürken, daß wir die Flotte zu ſehen bekamen. Bey dieſer Gelegenheit unterließ ich nicht, in allerhand mir unbekannten Sachen mir ſeine Erläuterung auszubitten, worzu er auch ſehr willig war. Und dieſer Nachmittag, den ich als ein fleißiger Aufmerker, nebſt meinem lieben **Mentor**, zubrachte, gab mir in vielen, mir annoch dunkeln Sachen, ein groſſes Licht. Gegen Abend fuhren wir wieder nach ſeinem Hauſe, wo wir uns bis um zehn Uhr aufhielten, und dann nach unſerer Wohnung, doch mit der geſtern gebrauchten Vorſicht, zurück fuhren.

Als wir nach Hauſe kamen, berichtete uns **Heinrich**, daß er von den franzöſiſchen Spionen noch keine weitere Nachricht habe erfahren können; auſſer, daß es ihm geſchienen, ſie wären ein paarmale durch die Straſſe vor meiner Wohnung vorbey gegangen; ſie wären ihm aber bey-

demale

demale so geschwind aus dem Gesichte gekommen, daß er sie nicht habe ausspüren können.

Den folgenden Morgen vergassen wir nicht, die Begebenheiten und Reisen meines Vaters wieder vor uns zu nehmen, um sie vollends durchzulesen. Ich hatte dazu eine besondere Begierde, vornemlich, da ich bey mir beschlossen hatte, das Ende derselben sollte die Entscheidung seyn, ob ich in Betrachtung unserer gegenwärtigen Umstände ein Seemann werden sollte, oder nicht; wir lasen also den

Verfolg der Begebenheiten des alten Herrn von R.

Wir legten uns also in guter Sicherheit zur Ruhe, allein, mitten in der Nacht wurden wir unvermuthet zu unsern größten Schrecken aufgewecket. Es entstund ein gräslicher Knall, gleich dem stärksten Donnerschlage, daß auch unsere ganze Hütte zitterte. Wir fuhren darauf eiligst heraus, allein, als wir die Augen gegen die See kehrten, welcher trauriger Anblick fiel uns daselbst ins Gesichte? Das Hintertheil unsers Schiffs stund in voller Flamme, das Vördertheil aber nebst den Mastbäumen war gar nicht mehr zu sehen. Man kann leicht ermessen, wie erschrecklich uns dieser Anblick war. Wir stunden alle erstarrt, und ohne Entschliessung, und sahen diesem Trauerspiele fast ohne Empfindung eine gute Zeit zu, ehe wir uns fassen konnten. Ich erhohlte mich endlich zuerst, und rief meinen Leuten zu: Ins Boot! Ins Boot!

Dar-

Darauf ſprungen wir ohne Verzug das Ufer hinab, und banden unſer Boot los, und fuhren gegen das Schiff. Als wir etwa funfzig oder ſechzig Schritte vom Ufer waren, ſahen wir an der Spitze des Vorgebürges einen Rauch aufſteigen; wir konnten anfangs nicht begreifen, was für eine neue Begebenheit uns dieſer Rauch verkündigen würde; wir ruderten darauf vielmehr in voller Eil fort, um das Schiff zu erreichen. Da wir etwas weiter kamen, ſahen wir auf dem Meere verſchiedene rauchende Theile unſers Schiffes ſchwimmen, und da wir unſere Augen auf das rauchende Vorgebürge warfen, ſo ſahen wir mit Erſtaunen, daß der Fuß deſſelben, der bis an die See herabgieng, und mit dickem Geſträuche und einigen ſehr hohen Bäumen beſetzt war, in vollen Flammen ſtund. Und ich muß geſtehen, ich habe niemals etwas fürchterlichers geſehen, als dieſes Spektakul. Doch je näher wir dem Schiffe kamen, je mehr Urſache fanden wir, in Furcht und Zittern zu gerathen. Einer von meinen Leuten, der in dem Schiffe geweſen, ſchwamm uns entgegen, und wir retteten ihn mit Mühe aus dem Waſſer. Endlich erreichten wir unſer ruinirtes Schiff. Es war faſt nichts mehr davon übrig, als etwas weniges vom Hintertheil, an welchem endlich das Feuer die Macht verloren hatte; denn es dampfte nur noch ein wenig, und der Strom trieb es vor unſern Augen an das brennende Vorgebürge; allein es ſank, bevor es noch ganz hinüber kam; da aber die See an ſelbigem Orte nicht ſonderlich tief war: ſo blieb es noch etwas wenig über dem Waſſer.

Da wir nun ſahen, daß wir vom Schiffe nichts retten konnten, indem alles verloren, auch kein einziger von unſern Leuten, auſſer demjenigen, den wir in der See auffiengen, zu erblicken war: ſo ruderten wir voller Betrübniß, als Leute, die ihren Untergang vor Augen ſahen, langſam an unſer voriges Ufer, wo unſere Hütte war, zurück. Wir kamen endlich gegen Morgen daſelbſt an, und da wir ausgeſtiegen waren, ſetzten wir uns in unſere Hütte auf das Gras, ohne daß einer den Mund aufthat. Alle Hoffnung war verſchwunden, jemals wieder nach Europa zu kommen. Wir waren an einer unbekannten Küſte, die voller wilden Thiere war, denn wir hatten wirklich einige Tyger bemerkt; wir wußten nicht, ob ſie bewohnt, oder unbewohnt war? und geſetzt, ſie wäre bewohnt: ſo konnten, unſerer Meynung nach, nur die wildeſten Barbaren die Bewohner derſelben ſeyn. Was ſollten wir alſo anfangen? Ohne Schiff, ohne Proviant, und ohne alle Nothwendigkeit zu einer ſo weiten Reiſe, als wir nach Europa hatten, waren wir. Ach! wie wünſchten wir anitzt, daß wir auf unſerer vorigen Inſel geblieben wären! wo wir doch wenigſtens für wilden Menſchen und Thieren Sicherheit fanden, und wenn wir ja in dieſem Welttheile bleiben ſollten, ein geruhiges und bequemes Leben führen konnten. Doch alle dieſe ſtillen Betrachtungen, die wir über unſern gegenwärtigen Zuſtand machten, waren ohne Nutzen; daher ſagte endlich der Zimmermann, der der beherzteſte unter uns allen war: wollen wir allhier

hier ewig ſitzen, und unſere Zeit, die wir vielleicht beſſer anzuwenden haben, mit Seufzen und Weinen zubringen? Dieſes zertheilte unſere Schwermuth etwas. Wir fragten denjenigen, den wir aus der See gezogen hatten: ob er uns nicht ſagen könnte, auf welche Art das Schiff in Brand gerathen wäre? und wo unſere andere Leute hingekommen wären? Er ſagte: er habe dieſe Nacht nebſt dem Steuermann die Wache gehabt, und es ſey alles in guter Ordnung auf dem Schiffe geweſen. Auf einmal aber ſey aus dem Raume des Schiffes ein ſtarcker Brandgeruch aufgeſtiegen, der Steuermann wäre darauf in größter Geſchwindigkeit nach der Pulverkammer geſprungen. Er aber wäre nach dem Hintertheile gegangen, um ſeine Kameraden aufzuwecken. Allein kaum wäre er an die Kajüte gekommen: ſo wäre das Schiff in die Luft geflogen. Es habe einen entſetzlichen Knall gethan, denn vermuthlich müßte Feuer ins Pulver gekommen ſeyn; er wäre durch dieſen heftigen Schlag in die See geſchmiſſen worden, und er könnte alſo nicht wiſſen, wie es ſeinen übrigen Kameraden gegangen wäre. Als er im Waſſer geweſen, hätte er lange beynahe ohne Verſtand darauf herum geſchwebet, nur wüßte er, daß er, ohne zu wiſſen warum? immer ſeine Hände und Füſſe beweget hätte, welches ihm vermuthlich das Leben gerettet hätte. Er wäre nicht eher wieder zu ſich ſelbſt gekommen, als da wir ihn ins Boot geholfen hätten. Dieſes war die wenige Nachricht, die er, uns zugeben, vermögend war.

Als es nun gänzlich Tag war, und wir den Geretteten betrachteten; sahen wir, daß seine Haupthaare ganz verbrannt waren. Seine Bootmannskleider waren so versengt, als wenn sie im Feuer gewesen wären, und er sahe wirklich aus, als einer, der bereits über und über gebrannt hatte. Es konnte dieses auch vielleicht geschehen seyn, aber, da er ins Wasser geflogen, so mußte das Feuer so fort gedämpft worden seyn. Daher und durch die grausame Erschütterung und Dröhnung, die das Pulver verursachet hatte, war er auch ohne Verstand gewesen. Der Schlag muß aber gleichwohl gegen das Vordertheil heftiger gewesen seyn, denn sonst müßte es ihn ohnfehlbar zerschmettert oder in die Luft geworfen haben. Nur war es zu verwundern, daß dieser arme Kerl im Wasser nicht untergegangen war. Allein, er konnte auch schwimmen und untertauchen, wie eine Ente, und ich habe nachher gesehen, daß er über acht Minuten unter dem Wasser aushalten konnte.

Da wir nun wußten, auf welche Art das Schiff in Brand gerathen war: so konnten wir auch urtheilen, was die Ursache des Brandes auf dem Vorgebürge war. Das Schiff lag etwa zwo Flintenschüsse von der Spitze desselben. Wie leicht konnten also, zumal da sich das Vördertheil dahin kehrete, einige brennende Theile durch die Gewalt des Pulvers hinüber geschmissen werden? Da es nun auf dürres Gebüsche kam, so war es gar kein Wunder, daß es davon in Brand gerieth.

Der

Der Zimmermann ſchlug mir darauf vor, ob wir nicht an den Ort fahren wollten, wo das Schiff gelegen hatte, um zu zuſehen, ob nicht einige von unſern Kameraden an die dabey befindliche Spitze des Vorgebürges getrieben wären? und ob wir etwa einige uns nöthige Sachen noch retten könnten? Wir entſchloſſen uns darauf ſofort dazu, doch lieſſen wir den Koch nebſt dem Geretteten in der Hütte, damit ſie dieſe etwas verbeſſern und zugleich für unſere Mahlzeit ſorgen mögten. Wir andern und alſo unſer acht ſtiegen darauf ins Boot, und ruderten hinüber. Als wir auf die Stelle kamen, wo das Schiff gelegen hatte, war davon nichts mehr zu ſehen, als etwas von dem Ankertaue, welches uns zu erkennen gab, wo der Anker im Grunde lag. Da wir aber nach der Spitze des Vorgebürges ruderten, wohin ein Stück von dem Hindertheile des Schiffes getrieben war, fanden wir einiges Holzwerk, Taue, verbrannte Seegel und allerhand Kleinigkeiten, die daſelbſt auf dem Waſſer herumſchwammen. Endlich, als wir ans Ufer ſelbſt kamen, erblickten wir in einer kleinen Krümme, die der Felſen im Waſſer machte, zweene von unſern Leuten halb auf dem Sande und halb im Waſſer; ſie waren gänzlich verſenget, und ſo zugerichtet, daß man ihr Geſicht nicht erkennen konnte. An einem andern Orte des Ufers lag der Steuermann, der noch einigermaſſen kenntlich war, doch auch todt und übel zugerichtet. Den vierten aber konnten wir gar nicht finden; wir urtheilten alſo, er könnte vielleicht in dem Stücke des Schiffes

ſeyn, welches dichte bey uns aus dem Waſſer herfürragte, und dieſes befand ſich auch würklich ſo, wie wir hernach entdeckten. Endlich fanden wir noch unſer kleines Boot, welches da herum trieb, und wir gar leicht mit dem Bootshacken an uns zogen. Es war gänzlich unbeſchädiget, und weil wir es zum Fiſchen bequemer, als unſer groſſes, gebrauchen konnten, ſo war es uns ſehr lieb, daß wir es wieder gefunden hatten.

Nachdem wir alles dieſes in Augenſchein genommen hatten, und unſers Unglücks dadurch gewiſſer waren, ſtiegen wir, weil das Ufer bequem dazu war, daſelbſt ans Land, wo wir unſere todte Kameraden gefunden hatten. Wir giengen etwas aufwärts nach dem Geſträuche zu, welches dieſe Nacht ſo gefährlich gebrannt hatte, und nur noch ein wenig rauchte. Der Brand war ſehr heftig geweſen, und es war dieſes Geſträuche nebſt einigen ſehr hohen Bäumen, die zuſammen einen Platz von zweyhundert Schritten einnahmen, gänzlich abgebrannt, wir fanden ſo gar, daß einige Stücke des Felſens ganz glühend, und einige andere davon aber ſo gar geborſten waren. Wir konnten daher wegen groſſer Hitze und häufiger Aſche nicht gänzlich dazu kommen; doch nach der Zeit unterſuchten wir durch einen beſondern Zufall dieſe Gegend zu unſerm Vortheil genauer.

Da wir nun nicht weiter gehen konnten: ſo ſtiegen wir wieder hinab ans Ufer. Wir beſichtigten das aus dem Waſſer herfürragende Theil des Schiffes, um zu ſehen, ob wir nicht einiges Holzwerk zu unſern Nutzen davon bekommen

nen könnten. Wir fanden auch, daß solches möglich wäre, und beschlossen, den folgenden Morgen daran zu arbeiten. Darauf machten wir eine Grube einige Schritte vom Ufer, in welche wir die gefundenen Körper unserer Kameraden begruben, nachdem wir sie zu vor ausgekleidet hatten; denn wir konnten nicht wissen, wie lange wir an einen, von allen Menschen entfernten, Küste würden verbannet bleiben. Nachdem wir hiernächst alles, was wir von den da herum schwimmenden Sachen, auffischen konnten, ans Ufer in Sicherheit gebracht hatten, fuhren wieder an unsern alten Platz, wo wir unsere beyde Kameraden gelassen hatten. Und da der gröſte Theil des Tages verlaufen war, bevor wir wieder zu Hause kamen, (wie ich nun unsere Hütte gar wohl nennen kann) so waren wir nicht nur müde, sondern auch hungrig geworden. Es war uns daher sehr nützlich, daß unsere andern Kameraden eine gute Mahlzeit besorget hatten, mit der sie uns, bey unserer Rückkunft, bewillkommten.

Allein, diese guten Leute waren inzwischen in ziemlicher Gefahr gewesen. Sie waren gleich nach unserer Abfahrt ins Gebüsche gegangen, um uns entweder etwas Wild oder doch Vögelwerk zur Mahlzeit zu schiessen. Der eine von ihnen, den ich **Jakob** nennen will, hatte nach einer Art eines kleinen Hasens schiessen wollen, deren es in grosser Megen daselbst gab; da er nun eben losdrücken will, kommt eine ungeheure Bestie, ein erschrecklicher Tyger, von hinten, und will ihn nie-

verreiſſen. Er drückt aber indem los, und der Knall, den die Flinte machte, erſchreckte den Tyger ſo ſehr, daß er ſeinen Raub fahren ließ, und ins Gebüſche laufen wollte. Der Koch, der die Gefahr von ferne geſehen hatte, in welcher ſein armer Kamerade geweſen, und im Begriff ſtund, mit einer wohlgeladenen Muskete dem Tyger ſeinen Raub zu ſegnen, brannte eben los, und traf das Thier, ehe es entrinnen konnte, ſo wohl, daß es über und über purzelte, und nach einigen Gebrülle den Odem ausblies. Dieſe Nachricht erfreute uns zwar diesfalls, weil unſer Jakob ſo geſchwind hintereinander dreymal dem Tode entronnen war; allein ſie war uns auch eine Warnung, in unſerm Ausgehen vorſichtig zu ſeyn. Wir betrachteten, nachdem wir geſpeiſet hatten, das Thier, und fanden es von ungeheurer Gröſſe, aber der Pelz war zugleich von ungemeiner Schönheit, und wir mußten alle geſtehen, kein ſo koſtbares Tygerfell jemals geſehen zu haben. Dieſen Abend brachten wir darauf damit zu, daß wir uns, in betrübten Ausdrückungen, über unſer Unglück beklagten. Wir litten an den meiſten Nothwendigkeiten Mangel. Wir hatten nur wenig Pulver und Bley, wenige Kleider und noch wenige Wäſche. Eiſenwerk fehlte uns ebenfalls, und es war unſer Glück, daß der Zimmermann ein paar Aexte und anderes Zimmergeräthe, wie ich bereits gemeldet habe, mitgenommen hatte. Dieſe Kleinigkeiten waren itzt unſere gröſten Schätze; denn, unſerer Meynung nach, mußten ſie zu unſerer Erhaltung das meiſte beytragen. Endlich legten wir

aus

uns in unſere Hangematten, in denen meine Leute gar bald einſchliefen. Ich aber konnte unmöglich in Schlaf kommen, ich lag die halbe Nacht, und ſchlug mich mit meinen Gedanken herum. Inſonderheit war ich darüber unruhig, ob auch meine Leute in unſern gegenwärtigen Umſtänden mir würden ergeben und getreu ſeyn? Ich geſtehe, dieſer Zweifel machte mich ungemein unruhig. Endlich, da ich unmöglich ſchlafen konnte, ſtund ich auf, und ſetzte mich vor die Hütte, daß ich die See überſehen konnte. Hier überdachte ich aufs neue mein betrübtes Schickſaal, und beklagte mich, daß ich mich durch den Steuermann hatte verleiten laſſen, dieſe unüberlegte Fahrt zu unternehmen. Hätte ich nicht billig nach Europa, oder, wenn ich ja hätte herumſchwärmen wollen, nach Oſtindien reiſen, und meine Handlung abwarten ſollen? Was hatte ich auf einer ſo abgelegenen Küſte zu thun? Wollte ich Reichthümer daſelbſt hohlen? Wer konnte mir die Verſicherung geben, daß ich welche finden würde? Ueberdieſes, war ich denn auch mit Mannſchaft und Bergwerkverſtändigen verſehen, eine ſo wichtige Sache zu unternehmen? Endlich, wer konnte mich überzeugen, daß ich nicht einer wilden Völkerſchaft in die Hände geriethe, die vielleicht grimmiger mit uns würden umgegangen ſeyn, als der Tyger heute unſern **Jakob** würde mitgeſpielet haben? Zuletzt ſtellte ich mir vor, daß ich an dem Untergange meiner, durchs Pulver umgekommenen, Leute allein Schuld hätte; und wer wüßte, fragte ich mich ſelbſt, ob ich nicht meine übrigen Leute auf eben ſolche Art ums Leben bringen

würde? Und Himmel! rief ich voller Schrecken, wie wird es alsdann mir Elenden allein ergehen?

Ich hatte dieſe Worte überlaut ausgeſprochen, daß auch davon der Zimmermann, der ſeine Hangematte meiſt über der Thüre der Hütte hatte, davon aufgewacht war. Da er nun ſahe, daß ich vor der Hütte ſaß, ſo kam er zu mir, denn er hatte geglaubt, ich ſpräche mit jemanden. Er wunderte ſich daher, als er mich allein fand; allein, als ich ihm ſagte, ich hätte mein Unglück beklaget, und darüber wäre ich in ſo heftige Gemüthsbewegung gerathen, daß ich auch mit mir ſelbſt geredet hätte: ſo erwiederte er darauf: ich ſollte mir mir nicht bange ſeyn laſſen; er glaubte, morgen noch ſo viel aus dem Schiffe zu retten, daß wir alle dafür und dadurch mit leichter Mühe nach Europa kommen könnten. Er hätte dazu gröſſere Hoffnung, als er damals gehabt hätte, als wir von der Inſel geſeegelt wären. Er habe auch in ſeiner ganzen Lebenszeit bemerkt, daß ihm alle Sachen, die er voller Hoffnung angefangen habe, gut von Statten gegangen wären. Unter dieſer Unterredung wurden wir vor unſern Füſſen etwas glänzendes und funkelndes gewahr. Nun war zwar der Boden voller Graß, allein, da, wo wir ſaſſen, ward er ſteinigt und abhängig, denn man gieng daſelbſt ſchief und faſt etwas ſteil nach dem Waſſer hinab. Ich ſuchte daher nach, woher der glänzende Schein herkommen müßte. Allein, wie ſehr erſchrack ich, als ich ſahe, daß dieſer Glanz von einer lebendigen Kreatur herkam. Es war nemlich eine kleine Schlange, die aber ungemein

ſchön

ſchön war. Wir ſtunden diesfalls geſchwind auf, und ich langte mein Seitengewehr aus der Hütte, womit ich ſie entzwey hieb. Dieſe Entdeckung ſetzte uns in neue Furcht, und wir ſahen daraus, wie ſehr wir uns auf dieſer Küſte in Acht zu nehmen hätten. Wir ſaſſen darauf noch etwas beyſammen, und ich gab ihm meinen Zweifel, der mich ſo ſehr in Furcht geſetzet hatte, zu verſtehen. Er betheuerte mir aber, daß ich verſichert ſeyn könnte, alle meine Leute würden getreulich bey mir aushalten, und mit mir leben und ſterben. Sie wünſchten mir, daß wir zuſammen auf unſerer alten Inſel wären; auf welcher ſie beſſer leben, und auch vielleicht eher in bewohnte Weltgegenden kommen könnten. Er ſagte mir zugleich, daß er ſchon im Sinne gehabt hätte, mir vorzuſchlagen, von den Trümmern des verbrannten Schiffes, die wir etwa aus dem Stücke des Hintertheiles deſſelben, oder auch aus andern Ueberbleibſeln auf der See zuſammen bringen könnten, ein feſtes und geraumes Boot zu bauen, auf welchem wir bequem nach unſerer alten Inſel ſeegeln konnten. Er wüßte, die Leute würden daran mit Freuden arbeiten, und ſich keine Mühe verdrieſſen laſſen. Ich erwiederte, der Vorſchlag wäre zwar gut, allein, es fehlte uns, ihn auszuführen, an allen dazu gehörigen Nothwendigkeiten. Wir hatten keine Seegel, keinen Kompaß, keinen Anker, kein Tauwerk, und was das Schlimmſte wäre, weder Proviant, noch Salz, ja nicht einmal Gefäſſe, von dem Wilde, das wir etwa bekommen könnten, uns eine Reiſeproviſion

zu

zu beſorgen. Unſer Pulver und Bley würde auch nicht lange mehr währen. Und geſetzt, ſagte ich, wir bringen auch ein ſolches Boot zuſammen, und überwinden einige derer größten Schwierigkeiten, wie wollten wir ohne Kompas, wegen der ſich beſtändig verändernden Winde, unſere Inſel finden? Werden wir alſo nicht unſern Untergange gerades Weges entgegen gehen? Er mußte mir geſtehen, daß meine Einwürfe gegründet wären, nichts deſtoweniger aber, ſagte er, habe er doch noch gute Hoffnung, wer wüßte, ob wir nicht Mittel fänden, alle dieſe verdrieslichen Umſtände zu heben?

In dieſer Meynung legte er ſich wieder in ſeine Hangematte, und weil ich nun wirklich recht ſchläfrig war, ſo folgte ich ihm, ohne mich länger aufzuhalten. Der Morgen war nicht über ein paar Stunden mehr entfernet, ich hatte alſo nicht ſonderlich ausgeſchlafen, als meine Leute bereits aufſtunden, und mich dadurch munter machten. Doch da unſere Arbeit, die wir heute vornehmen ſollten, nothwendig war, ſo kehrte ich mich nicht daran, ob ich ausgeſchlafen hatte, oder nicht. Die Nothwendigkeit war dieſesmal unſere Regel, der wir ſämtlich zu folgen hatten.

So bald wir alſo aufgeſtanden waren, nahmen wir einiges Proviant nebſt dem nöthigſten Zimmerwerkzeuge zu uns, eilten ins Boot, um an unſere vorgenommene Arbeit zu gehen. Doch mußten wieder zweene von unſeren Leuten zurück bleiben, und dieſesmal leiſtete der Barbier dem Koche in der Hütte Geſellſchaft; denn **Jakob**, der

der ſo gut untertauchen konnte, und ſich zur Gnüge wieder erhohlet hatte, mußte mit uns hinüber fahren, weil er uns in unſerer Arbeit nützlich ſeyn konnte. Weil wir auch glaubten, hin und wieder am Ufer etwas nützliches aufzufiſchen, ſo ruderten wir nicht gerade über die Bay hinüber nach dem Vorgebürge, ſondern wir hielten uns immer ſeitwerts etwa dreyßig oder vierzig Faden gegen das Ufer zu. Wir fanden auch hin und wieder einige Sachen, als etwas Seegeltuch, einige Bretter u. d. g. das aber freylich halb verbrannt, doch noch etwas brauchbar waren. Doch itzt konnte uns alles, einigermaſſen nützlich ſeyn. Wir kamen diesfalls ein paar Stunden ſpäter an das Vorgebürge, und da unſer Boot mit den aufgefangenen Sachen etwas angefüllt war: ſo legten wir ans Ufer an, um es zu erleichtern. Bey dieſer Gelegenheit fanden wir die Küſte des Zimmermanns, die daſelbſt ans Ufer getrieben war. Dieſe erweckte bey uns eine groſſe Freude, denn er hatten darinn noch verſchiedenes Werkzeug, und welches das wichtigſte war, einen kleinen Schleifſtein, der uns zur Verſchärfung unſerer Werkzeuge höſt nöthig war.

Nunmehr fiengen wir unſere Arbeit an. Aus der erſtgefundenen Küſte des Zimmermans nahmen wir ein paar gute Brecheiſen, die uns ſehr zu Statten kamen; und vermittelſt ſelbiger wir gar bald ein ziemliches Loch in unſer Wrack machten. Da auch das Waſſer ſehr abgelaufen war: ſo ſtund es meiſt trocken, und wir konnten deſto bequemer arbeiten. So bald wir eine Oeffnung hatten,

hatten, konnten wir beſſer Hand anlegen, und wir brachen das Holzwerk immer nach und nach ganz bequem ab, das wir hernach ans Ufer brachten. Wir kamen gar bald ſo weit, das drey oder vier Perſonen hinein ſteigen und von innen arbeiten konnten. Kaum aber hatten wir inwendig angefangen, den Sand aufzuräumen, als wir unſern todten Kameraden fanden, den wir bisher noch vermiſſet hatten. Da wir ihn, nebſt einer ganzen Menge Sand, herausgebracht hatten, erhielten wir noch einige nützliche Sachen, als Tonnen mit eingeſalzenen Fleiſche, das zwar verdorben war, Kiſten mit Waaren, die vornemlich aus Zeugen beſtunden, und die wir folglich ſehr nöthig hatten, ingleichen einige kupferne Keſſel und anderes Geſchirre, welches wir vorräthig gehabt, und noch nicht gebraucht hatten. Wir erhielten auch ein groſſes Pack Seegeltuch, eine Sache, an der uns ſehr viel gelegen war, wie auch einiges Eiſenwerk. So fanden wir auch des Steuermanns Kiſte, in welcher wir mit groſſem Vergnügen einen vollſtändigen Seekompaß nebſt einigen Seekarten fanden, die zwar vom Seewaſſer gelitten hatten, doch aber nicht gänzlich unbrauchbar waren. Wir trafen auch darinnen einige mathematiſche Inſtrumente an, die zur Seefarth, und inſonderheit die Höhe und Breite zu nehmen, gehörten, und die mir ein groſſes Vergnügen erweckten. Endlich fanden wir verſchiedene Tonnen, allerhand altes Tauwerk u. d. g. Wir brachten alles ſorgfältig ans Ufer, wo es von der Sonne gar bald ausgetrock-

net

net ward. Hierauf arbeiteten wir aufs fleißigſte an dem Wrack, daß wir endlich ſo weit kamen, daß wir den Reſt davon durch angelegte Taue etwas näher an den Strand ziehen konnten. Und mit dieſer Verrichtung mußten wir die Arbeit dieſes Tages beſchlieſſen, damit wir bey guter Zeit unſere Hütte wieder erreichen konnten.

Bey unſerer Ankunft daſelbſt fanden wir alles in guter Ordnung; denn unſer Koch und der Barbier hatten in unſerer Abweſenheit unſere Hütte in beſſern Stand und in mehrere Sicherheit geſetzet, weil ſie ſie mit neuen Pfählen und dicken Baumäſten, ſo viel möglich, verwahret, und die vorigen Tages angefangene Arbeit meiſt zu möglicher Vollkommenheit gebracht hatten. Zugleich hatten ſie uns von friſchen Fiſchen, weil wir ihnen das kleine Boot dazu zurück gelaſſen hatten, eine gute Mahlzeit zurechte gemacht, die uns denn ſehr erquickte. Nunmehr aber hatten wir eine neue Sorge, denn unſer friſches Waſſer, daß wir das erſtemal, als wir ans Land gegangen waren, mitgenommen hatten, war meiſtens alle geworden, und wir konnten uns kaum noch einen Tag damit behelfen. Dieſes verurſachte, daß wir uns entſchlieſſen mußten, unſere angefangene Schiffsarbeit ſo lange auszuſetzen, bis wir uns in dieſen Gegenden nach friſchen Waſſer umgeſehen, und unſerm Manael abgeholfen hatten. Es war uns inzwiſchen lieb, daß wir nunmehr genugſame Gefäſſe hatten, uns mit Proviant und Waſſer zu verſehen, und vielleicht vermittelſt eines Fahrzeuges unſere geliebte Inſel,

die

die wir nicht vergeſſen konnten, zu erreichen, vornesmlich, da wir Materialien, Seegel und Tauwerk, und, welches eines der nothwendigſten Stücke dazu waren, auch einen Kompas hatten.

In dieſer Hoffnung ſchliefen wir geruhig ein, nachdem wir dem Schöpfer für ſo viel Güter, die er uns in dieſer Wüſten unverdient ertheilet hatte, herzlich gedanket hatten. Ich hatte dieſe Nacht einen beſonders merkwürdigen Traum. Es kam mir vor, als ob ich nebſt meinen Gefährten an der Spitze des Vorgebürges wäre, und den Schutt, von dem daſelbſt geweſenen Brande, nebſt denen Stücken des Felſens, die vor Hitze glüend geweſen waren, unterſuchte. Doch indem that ſich der Felſen von einander, und wir ſahen einen glänzenden Strahl herausſchimmern, der uns ganz verblendete. Wir erſchracken darüber nicht wenig, doch erhohlten wir uns gar bald, und da wir uns nicht getraueten, uns dem Felſen zu nähern, ſo nahmen wir einen Haufen glänzende Steine, die wir aus dem Schutte aufgeleſen hatten, trugen ſie in ein Fahrzeug, und den Augenblick waren wir in unſerer Inſel. Aus dieſer verlor ich mich von meinen Kameraden, und kam mit einigen glänzenden Steinen, die ich beſtändig bey mir trug, nach Europa. Als ich darauf dieſe Steine betrachten wollte, ſo waren ſie in gediegen Gold verwandelt. Ich hatte darüber eine ſo groſſe Freude, daß ich in eine ungemeine Entzückung gerieth, und in der Hangematte in die Höhe fuhr; worüber ich denn erwachte. Ich fand meine Leute bereits meiſt auf den Beinen, weil es ſchon Tag war. Daher kam

ich

ich auch um Vorſchein, und machte mich nebſt ihnen bereit, unſere Wallfahrt anzutreten, um friſches Waſſer aufzuſuchen.

Wir hielten aber zuvor Rath, auf was für Art wir dieſe Reiſe anſtellen wollten, ob zu Waſſer oder zu Lande? Endlich erwählten wir dieſen Vorſchlag, den uns unſer Barbier that, wir wollten nämlich zuvörderſt auf den Berg ſteigen, der dichte hinter unſerer Hütte war; vielleicht könnten wir, weil er ſehr hoch war, auf ſelbigen nicht nur einen Strom oder eine Quelle von ſuſſem Waſſer, ſondern auch einige andere Dinge entdecken, die uns zu wiſſen nöthig ſeyn mögten. Dieſer Vorſchlag ward ſofort ins Werk geſetzt. Wir machten uns alle zehne auf, und fiengen an, den Berg zu beſteigen. Wir brachten über eine Stunde damit zu, bevor wir ſeine Höhe erreichet hatten. Als wir endlich hinauf kamen, ſtillten wir unſere Neugierde ſattſam, vornehmlich, da ich mein Perſpektiv bey mir hatte, mit welchem ich ſchon ſeit unſerer erſten Landung verſehen war. Die Gegend jenſeits der Reyhe Berge, die uns von dem flachen Lande abſchnitte, war ein, dem Anſehen nach, überaus luſtiges und ſchönes Land. An dem Fuſſe des Berges fieng ſich ein groſſer Wald an, der ſich wohl drey bis vier deutſche Meilen weit erſtreckte. Wir bemerkten darinn, ein paar ſtehende Seen, und aus denen nahgelegenen Bergen ſchienen einige kleine Bäche zu flieſſen. Allein es war uns nicht möglich, auf ſelbiger Seite von dem Berge herabzuſteigen, theils wegen des erſtaunenden dicken Geſträuches, theils auch, weil ſowohl dieſer

Berg als die übrigen, die eine rechte Kette zusammen ausmachten, recht fürchterlich steil waren, daß wir uns auch kaum getraueten in die Tiefe hinab zu sehen. Ueberdieses waren wir daselbst der Gefahr unterworfen, von wilden Thieren oder Schlangen zerrissen und aufgefressen zu werden. Ueber dem Walde, doch in einer grossen Weite, sahen wir ein sehr schönes Land, welches hin und wieder durch angenehme Lusthölzchen durchbrochen war, und, allem Ansehen nach, war selbige Gegend bewohnt. Es schien uns, als ob wir Menschen erblickten, doch konnten wir sie, selbst durch unsere Ferngläser, nicht deutlich genug erkennen; denn, wie uns dünkte, fieng sich dieses bewohnte Land erst in einer Weite von zwölf bis sechzehn Meilen an. Dasjenige, was uns von der Gewißheit der Einwohner überzeugte, war eine gewisse Abtheilung des Landes, die uns sehr ordentlich zu seyn schiene, und von der Natur unmöglich so ordentlich eingerichtet seyn konnte. Es dünkte uns, Felder, Holz, kleine Seen und andere Sachen, ob es Städte oder Dörfer waren, konnten wir nicht unterscheiden, in lauter Vierecken abgetheilet zu sehen. Und dieses fiel gewiß sehr angenehm ins Auge. Zwischen dem Holze und diesem ordentlich abgetheilten Lande sahe man schöne Ebenen, Gebüsche, Hügel und kleine Ströme. Wir konnten aber nicht entdecken, ob dieses grosse Land ein festes Land oder eine Insel sey? Denn in der vor uns liegenden Weite konnten wir keine Gränzen finden. Unser Gesicht verlor sich in der Ferne. Allein an beyden Seiten, doch

nur

nur in einer Entfernung von etwa zwanzig oder dreyßig Meilen, konnten wir die Seeaegenden bemerken. An der linken Seite traf die Gegend mit unſerer bereits oben bemerkten Muthmaſſung überein, und an der rechten Seite erſtreckten ſich die Berge nur etwa drey oder vier Meilen, und ſie giengen hinter dem Vorgebürge, welches eine ſcharfe, doch krumme und Sichelförmige, Spitze in der See machte, in einer ſchiefen, auswärts laufenden, Linie, die ſich immer mehr erweiterte, fort. Alle dieſe Berge waren meiſtens ſehr luſtig anzuſehen, und wenigſtens auf einer Seite völlig grün, und mit Bäumen und Geſträuchen beſetzt; nach der Seeſeite zu, waren ſie etwas rauher anzuſehen, doch war der Fuß derſelben gleichwol angenehm, voller Bäume, Roſen und Buſchwerk, ausgenommen diejenigen, welche das Vorgebürge ausmachten, denn dieſe waren am rauheſten, und auch hin und wieder voller fürchterlicher Klippen.

Wir betrachteten alle dieſe Gegenſtände theils mit Verwunderung, theils mit Vergnügen. Doch miſchte ſich auch die Furcht darein; nicht als wenn wir der Einwohner dieſes groſſen Landes wegen erſchrocken geweſen wären, denn dieſe waren allzuweit von uns entfernet, als daß wir, Urſache gehabt hätten, ihrentwegen uns zu fürchten ſondern die Furcht entſtund daher, daß wir keine bequeme Gelegenheit, ſüſſes Waſſer zu erhalten, finden konnten. Endlich nachdem ich, ſo viel mir möglich war, die Beſchaffenheit des groſſen vor uns liegenden Waldes noch einmal

übersahe, der sich in der Weite über vier Meilen erstreckte, in der Breite aber mit der grossen Reyhe von Bergen übereinkam: so urtheilte ich nach aufmerksamer Betrachtung, daß zur rechten Seite hinter dem Vorgebürge zwischen dem Gebürge aus dem Walde ein Strom nach der See zu laufen mußte, den wir gar bald völlig würden entdecken können, wenn wir mit unsern grossem Boote nur etwas weniges um die Spitze des Vorgebürges würden rudern. Der Grund, aus welchem ich dieses schloß, war dieser. Ich hörte ein grosses Geräusche, welches dem Schalle eines Wasserfalls oder eines von einer Höhe herunter stürzenden, Stromes ähnlich war. Nun wurde ich unten im Holze einen, gegen die Gegend, wo das Geräusche herkam, schnell laufenden Strom gewahr. Dieser Strom verlor sich auf der andern Seite des Vorgebürges, und man konnte hinter den Bergen oder im Holze, so weit man auch sehen konnte, nichts mehr von ihm erblicken. So war auch der Fuß der Berge, wo dieser grosse Wald war, nicht so tief, also daß der Boden des Waldes und des darauf folgenden Landes höher war, als der äussere Fuß der Berge an der Seeseite. Alle diese Umstände überredeten mich, wir würden auf der andern Seite des Vorgebürges ohnfehlbar süsses Wasser antreffen. Diese Hoffnung machte uns sehr freudig, denn es war, wie wir glauben konnten, ein leichtes, um das Vorgebürge auf die andere Seite zu rudern.

Nach-

Nachdem wir uns nun auf dem Berge über eine Stunde aufgehalten hatten ſo ſtiegen wir wieder herab, und, weil wir annoch den größten Theil des Tages vor uns hatten: ſo ſetzten ſich ſechſe von uns ins Boot, nachdem wir unſer Frühſtück zu uns genommen hatten. Ich war als Anführer ſelbſt bey dieſer Fahrt. Wir erreichten auch die Spitze des Vorgeburges ſehr gut, doch als wir auf die andere Seite kamen, wären wir beynahe unglücklich geweſen. Die Brandung des Waſſers war daſelbſt ungemein heftig, und da wir eben umbenaten, hätte eine ziemliche Welle unſer Boot beynahe umgeſchländert. Doch meine Leute halfen ſich, ſo gut ſie konnten, und wir mußten zufrieden ſeyn, daß wir ganz durchnäſſet davon kamen. Der Strom der vom Lande kam, und der uns überzeugte, daß ich mich nicht betrogen hatte, verhinderte uns auch, bequem fortzukommen. Doch da uns die Fluth zu ſtatten kam, hatten wir endlich das Glück, gänzlich um das Vorgebürge zu kommen, und den ſüſſen Strom zu erreichen. Es war ein Vortheil, daß er am Ufer, wo er von den Bergen herab kam, eine kleine Bay machte, die ſich etwas ausſchweifte, alſo, daß wir unſer Boot, wiewohl mit nicht geringer Mühe und Vorſichtigkeit, hinein legen konnten. Wir fanden auch verſchiedene Bäume am Ufer, und es war eine ganz angenehme Gegend, nur daß ſie des Waſſers wegen gefährlicher war, als die Gegend, wo wir unſere Hütte hatten. Das Ufer war allhier niedriger als bey uns, und wie es ſchien, ſo war es von den Wellen ſehr oft über-

ſchwemmet und zerriſſen worden. Der ſüſſe Strom ſelbſt kam zwiſchen zween Bergen herab, und weil er hin und wieder über ſteile Felſen ſehr jäh herab fiel: ſo gab dieſes ein zwar fürchterliches Geräuſche, doch aber auch ein ſehr luſtiges Anſehen.

Wir trugen endlich unſere Tonnen aus dem Boote, und ſuchten einen Ort weiter hinauf, weil wir allhier der Klippen und des reiſſenden Stromes wegen mit unſerm Boote ſo weit nicht kommen konnten, um uns auf bequeme Art mit Waſſer zu verſehen. Wir fanden endlich auch einen Platz, an der Seite des Stromes, zwiſchen einem Felſen, in welchem der Strom eine Art eines kleinen Teiches machte. Dieſes war ein bequemer Waſſerplatz, wo wir unſere Tonnen mit leichter Mühe füllen konnten. Das Waſſer war überaus gut von Geſchmack; doch ſagte der Barbier, es ſchiene ihm etwas mineraliſch zu ſeyn; und beym Kochen fanden wir, daß ſeine Meynung gegründet war. Inzwiſchen war es ſehr geſund und wohlſchmeckend. Nachdem wir fertig waren und die Tonnen ins Boot gebracht hatten: ſo ruderten wir mit der Ebbe wieder zurück. Doch mußten wir uns wohl vorſehen, daß uns der Strom in der Mitten und die Brandung an der Seite nicht ergriff. Beydes hätte uns gefährlich ſeyn können. Endlich überwanden wir dieſe Schwierigkeiten, und kamen glücklich wieder auf die andere Seite. Unſere anderen Leute, die zu Hauſe geblieben waren, und ſich inzwiſchen mit anderer Arbeit beſchäftigten, erfreuten ſich ſehr,

ſehr, als ſie uns von ferne erblickten. Wir trafen zween von ihnen unterwegens an, die im kleinen Boote waren, und fiſchten. Sie waren eben fertig und hatten einen guten Fang gethan, und wir kamen mit ihnen zugleich in den Hafen dichte vor unſerer Hütten, wo wir mit unſeren Booten anzulegen pflegten. Wir waren meiſt bis gegen Abend weg geweſen, daher war unſern übrigen Leuten ganz bange unſertwegen geweſen; doch nun war ihre Freude deſto gröſſer, da ſie uns mit einem guten Vorrathe mit Waſſer wieder ſahen.

Unſere Hütte war nun ganz fertig geworden, und unſer Koch hatte eine gute Mahlzeit, ſo gut ſie nämlich ohne die beſte Würze, nämlich ohne Salz, welches uns nur allein noch fehlte, möglich war, zugerichtet. Die Arbeit und der Hunger machten ſie auch ſchmackhafter, daß wir auch faſt ans Salz nicht mehr gedachten. Da auch der Koch und **Jakob** den vorgeſtern getödteten Tyger die Haut damals abgezogen hatten, ſo hatten ſie ſie heute in unſere Hutte gebracht, und ſie beſchenkten mich für meine Entdeckung damit; daß ich nämlich Anleitung, Waſſer zu finden, gegeben hatte.

Auf dieſe Art verlief auch dieſer Tag, und den folgenden Morgen eilten wir wieder zu unſerer alten Arbeit; nachdem abermals zweene von unſeren Leuten zu Hauſe geblieben waren, welches wir denn nunmehr jederzeit ſo hielten. Wir kamen dieſen Tag ſo weit, daß das ganze Wrack

gänzlich auseinander geſchlagen ward, und wir mit dieſer Arbeit ſo weit fertig waren, daß uns nichts mehr fehlte, als ein neues Fahrzeug aus dieſen geretteten Trümmern zu erbauen. Als wir nach Hauſe fuhren, nahmen wir alles mit, was nicht zu unſern Baue nöthig war, und was wir bisher etwa den Wellen noch entriſſen hatten. Unter andern hatten wir auch noch ein Fäßgen Pulver gefunden; es mußte dieſes beſonders im Raume und zwar im Hintertheile des Schiffes gelegen haben. Es ſtack zwiſchen dem Sande, und wir glaubten anfangs, es würde vom Seewaſſer verdorben ſeyn, doch wir fanden, daß es ſo wohl war verwahret geweſen, daß es noch ganz brauchbar war. Und wir hatten es in Wahrheit ſehr nöthig.

Den folgenden Morgen überlegten wir unſern vornehmſten Mangel, nämlich, wie wir Salz bekommen könnten. Der Barbier ſagte zwar, wenn er es einigemale verſuchen ſollte, ſo glaubte er, er wollte uns aus Seewaſſer gutes brauchbares Salz ſieden. Wir gaben ihm Freyheit, ſolches zu probieren; allein, da wir uns nicht darauf verlieſſen, ſo machten wir Anſtalt zu einem andern Verſuche. Wir entſchloſſen uns nochmals auf die andere Seite des Vorgebürges zu fahren, und daſelbſt, weil ich bemerket hatte, daß das Ufer ſehr durchbrochen war, indem die See ſeiner Fläche wegen hin und wieder weit hinauf gedrungen, zu verſuchen, ob wir kein gutes Meerſalz finden könnten, welches durch die Länge der Zeit durch die Sonnenhitze und durch die Luft völlig gereiniget

niget wäre. Wir hielten uns darauf nicht lange mehr auf. So bald wir uns mit Proviant und Gewehr verſehen hatten, ruderten wir fort. Da uns die Fahrt nunmehr bekannter war: ſo konnten wir uns für dem Strome und der Brandung beſſer verſehen. Wir kamen auch glücklich bis zu dem Ort, wo der Strom in die See floß. Allein, nun war guter Rath theuer. Wir ſollten an der Küſte weiter fortrudern, und folglich über den Strom hinüber fahren. Der Strom war ſehr heftig, daher war dieſes ein gefährliches Unternehmen, welches uns leicht hätte das Leben koſten können. Gleichwohl mußte es gewagt ſeyn, nur war die Frage: auf welche Art wir es anzufangen hätten? Ich ſchlug vor: wir müßten wieder zurück an die Spitze des Vorgebürges, und alsdann queer über den Strom durch die See mit Hülfe des Windes, der damals Nordoſt war, nach dem Ufer hinüber ſtechen. Wir fuhren darauf wieder zurück; ſetzten unſern Seegel auf, und verſuchten unſer Heyl; und dieſe Kühnheit glückte uns auch ohne Mühe. Wir kamen glücklich an das Ufer, wo wir Salz ſuchen wollten. Unſer Suchen war auch nicht vergebens, denn wir waren an dem Ufer kaum eine Viertelſtunde herum gefahren, als wir ausſtiegen, weil mir aus der Beſchaffenheit der Gegend urtheilten, wir müßten daſelbſt ohnfehlbar Pfützen von Seewaſſer, und alſo auch vielleicht Salz antreffen. Wir hatten es auch getroffen, denn wir hatten uns kaum einige Minuten darnach umgeſehen: ſo fanden wir eine rechte Salzgrube, nur war das Salz nicht ſo rein,

nicht ſo weis und ſo ſchön, als dasjenige, welches wir auf unſerer Inſel angetroffen hatten. Inzwiſchen waren wir ſehr vergnügt mit dem Gegenwärtigen. Als wir uns darauf an der Küſte weiter umſahen, fanden wir, daß ſie mit Salzgruben angefüllet war; wir unterſuchten auch noch einige derſelben, allein, das Salz war kaum ſo gut, als dasjenige, welches wir zuerſt entdecket hatten. Wir nahmen daher ſo viel in unſer Boot, als wir nur darinn faſſen konnten, und ſo bald wir unſere volle Ladung hatten, ſtachen wir wieder in die See, um auf die vorige Art wieder nach Hauſe zu ſeegeln. Allein nun hatten wir eine ganz andere Arbeit, und eine weit gröſſere Gefahr zu überſtehen. Der Wind war uns ganz entgegen, und der Strom konnte alſo viel leichter Meiſter über unſer Fahrzeug werden, und es wohl gar in die weite See verſchlagen. Dieſes ſetzte uns in groſſe Sorge und in noch ſtärkere Furcht. Wir waren bereits vom Ufer fortgerudert, als wir an dieſe Umſtände gedachten. Ich ließ alſo das Boot wieder zurück ans Ufer fahren, und glaubte, ein Mittel zu erfinden, durch welches wir, obſchon mit einiger Arbit, doch gleichwol ſicher und glücklich über den Strom kommen könnten. Wir hatten etwa noch ein paar Stunden auf die Ebbe zu warten, daher blieben wir ſo lange liegen, bis das Waſſer, vermöge der Ebbe, gänzlich ablief. Darauf gieng ich mit dem ablaufenden Waſſer ſo weit in die See, als wir glaubten, ohne Gefahr es wagen zu dörfen. Wir fanden auch, weil wir zugleich einen weiten Umſchweif genommen hatten,

ten, der Wind aber gänzlich nachließ, eine bequeme Fahrt, alſo, daß wir keine weiter: Unbequemlichkeit dabey hatten, als daß wir mit allen Kräften rudern mußten, denn die Seegel konnten wir gar nicht gebrauchen. Als wir nun erſt über den Strom waren, ſo konnten wir auch gar leicht auf die andere Seite des Vorgebürges kommen. Allein bald hätte uns die Nacht zu früh überfallen. Doch wir erreichten noch die Spitze des Vorgebürges, bevor es ganz finſter ward. Und nun hatten wir einen richtigen und bekannten Weg, den wir im Finſtern gar wohl finden konnten. Als wir aber eben in unſern kleinen Hafen einzulaufen gedachten, ſtieß unſer Boot mit aller Gewalt an etwas feſtes, daß wir auch darüber nicht wenig erſchracken. Wir unterſuchten darauf, was uns in Weg gekommen war; worauf wir mit nicht geringen Vergnügen eine Kiſte fanden, die ein Theil von meiner Ladung war, und die alſo, ohne daß wir ſie bemerkt hatten, die Fluth mußte hin und wieder herum getrieben haben. Sie war uns inzwiſchen ſehr willkommen, denn auſſer der Kiſte, die an ſich ſelbſt uns ſehr nützlich war, fanden ſich darinnen allerhand vollſtändige Mannskleider, die man zum Tauſchen in Afrika und auch an einigen aſiatiſchen Küſten auch in Amerika gebrauchen kann, und womit man ſich daher, als mit einer guten und einträglichen Waare, insgemein in Europa zu verſehen pflegt. Wir banden ſie darauf an ein Tau, und ſchleppten ſie mit unſern Boote an den Ort, wo wir anzulegen pflegten.

Unſere

Unsere beyden Leute, die zu Hause geblieben waren, empfiengen uns mit grossen Freuden; denn sie waren schon wegen unsers spaten Wegbleibens in tausend Aengsten gewesen, und sie hatten gänzlich geglaubt, es mußte uns ein Unglück begegnet seyn, denn es war schon über eine Stunde Nacht, als wir unser Ufer erreichten. Da sie auch das Salz erblickten, welches wir mitgebracht hatten: so ward ihre Freude noch grösser. Weil es aber zu spät war, unsere Ladung ans Land zu bringen: so waren wir damit zufrieden, nur eine Probe mit zu nehmen, und einen Wildpraten, mit welchen uns der Koch bewirthete, damit zu würzen. Und gewiß, diese Mahlzeit schmeckte uns vortreflich, und unser süsses Wasser, das wir darauf trunken, machte sie ganz vollkommen. Wir dankten beym Schlusse dieser Mahlzeit dem Höchsten recht innigst für so viele Güter, die er uns in einem so abgelegenen Lande so unvermuthet ertheilte; und darauf giengen wir recht vergnügt zu Bette.

So bald wir des andern Morgens aufgestanden waren, machten wir uns über das Ausladen unsers Salzes; und als wir damit fertig waren, packten wir die gestern mitgebrachte Kiste aus, um die darinnen verwahrten Kleider zu trocknen, damit sie nicht schadhaft würden. Wir sahen schon voraus, wie nützlich uns diese Waare seyn würde; denn wo sollten wir so wohl hier als auf unsere Insel Kleider hernehmen, wenn die unsrigen zerrissen wären? Die von unsern todten Kameraden erbeuteten Kleider hatten wir so wohl als

die

die in den andern Kiſten gefundene Wäſche ebenfalls ſorgfältig aufgehoben: um unſern künftigen Mangel mit der Zeit beſſens vorzubauen. Dieſe Arbeiten nahmen uns meiſtens den ganzen Vormittag weg, und Nachmittags verlohnte es ſich nicht der Mühe, hinüber ans Vorgebürge zu fahren. Wir entſchloſſen uns daher, dichte bey unſere Hütte noch einen Platz zu umzäunen, und zu verſuchen, ob wir nicht einige wilde Ziegen, die wir hin und wieder angetroffen hatten, fangen und wegen Abgang unſers Pulvers als eine zahme Heerde auffuttern könnten. Dieſe Arbeit ward dieſen und den folgenden Tag in Stand geſetzt und wir waren auch ſo glücklich, ein paar junge Böcke und Ziegen etwas anzuſchieſſen, doch daß ſie unſer Barbier wieder heilen konnte. Wir machten ſie durch Hunger ganz zahm, als wir ſie in unſern Hof, wie wir den Platz nennten, den wir umzäunet hatten, geſperret und angebunden hatten. Und ſie vermehrten ſich auch ſehr gut, denn, bevor wir dieſes Land verlieſſen, bekamen wir ſo viel, daß wir nicht nur davon verſchiedenemale ſpeiſen, ſondern auch einen ziemlichen Vorrath zur Reiſe einſalzen konnten.

Küche und Keller waren auf dieſe Weiſe ganz gut beſorgt; darum war es nunmehr Zeit, unſern Schiffsbau aufs neue vorzunehmen, und daran unaufhörlich fortzuarbeiten. Wir fuhren alſo alle Morgen bey guter Zeit an das Vorgebürge, wo wir wegen des Ufers, und weil auch unſere Baumaterialien daſelbſt lagen, unſere Arbeit ganz bequem vollführen konnten. Unſer

Zim-

Zimmermann hatte einigermassen nach der Menge und Grösse des Holzes, das wir hatten, zugleich aber auch nach der Anzahl der Personen und nach einem dazu gehörigen Vorrath von Proviant, nicht weniger, als nach der Weite, die wir zu seegeln hatten, die Grösse unsers Fahrzeuges entworfen. Wir konnten zwar Holz genug überall an den Bergen erhalten, allein, wenn wir erst selbiges fällen, und Bretter, Pfosten, und d. g. daraus hätten zimmern sollen, dieses würde uns zu weitläuftig gewesen seyn, und uns zu viel Zeit weggenommen haben. Wir behalfen uns also mit den Trümmern, die wir geborgen hatten, denn diese waren hinlänglich genug, ein nach unserer Reise eingerichtetes Fahrzeug zu verfertigen. Wir mußten uns aber freylich bemühen, ein paar Bäume zu fällen, aus welchen wir ein paar Mastbäume verfertigen konnten. Weil wir aber dergleichen nicht in der Nähe fanden: so waren wir gezwungen, eine Reise in die Gegend des Landes zu thun, in welcher wir bereits bey unserer ersten Ankunft auf diese Küste gewesen waren; denn wir erinnerten uns, daselbst verschiedene sehr hohe Bäume am Ufer angetroffen zu haben. Wir sahen aber dabey nicht so wohl auf die Stärke, als vielmehr auf die Geschlangigkeit, weil es uns mehr darauf ankam, gerades und ebenes Holz zu erhalten; vornehmlich, da unser Fahrzeug nach der Art einer kleinen Jacht eingerichtet ward. Das Aufsuchen, Fällen und Behauen des Holzes, und selbiges hernach auf unsern Zimmerplatz, wo unser Fahrzeug

lag,

lag, zu ſchaffen, nahm uns aber mehr Zeit weg, als wir anfangs dachten, denn wir brachten über ſechs Tage damit zu. Endlich überwanden wir alle Schwierigkeiten.

Nachdem wir nun eine ziemliche Zeit über dieſen Arbeiten ſo fleißig zugebracht hatten, daß wir auch ſo gar die Regenzeit über, die allhier ein ziemliches kälter, als auf unſerer Inſel war, und uns beynahe krank gemacht hatte, nicht ausſetzten: ſo kamen wir endlich ſo weit, daß wir glaubten, im Auguſtmonat unſere Reiſe gewiß anzutreten. Doch ein Mangel, den wir nicht eher gewahr wurden, als bis wir unſer Fahrzeug ins Waſſer laſſen ſollten, hätte uns bald unſern ganzen Anſchlag über den Haufen geworfen. Wie war es möglich, uns in die See zu wagen, ohne unſer Fahrzeug mit Schiffstheer gehörig angeſtrichen zu haben? Dieſes war nun eine verzweifelte Sache, der wir anfangs gar nicht abzuhelfen wußten. Endlich dachte ich daran, daß wir auf der Inſel Thran von den Seehunden gemacht, ihn mit Pech vermiſcht, und alſo unſer Schiff damit getheeret hatten. Ich hatte auch gehört, daß man unter den Theer ſehr oft Sand zu miſchen pflegte. Nun verſtund ich zwar nichts vom Schiffbau, allein, ich erinnerte mich, was ich etwa in meinen jüngern Jahren zuweilen geleſen oder gehört hatte. Ich fiel alſo darauf, weil wir mit Seehunden ohnedies zum Ueberfluß verſehen waren, Thran zu brennen, und ihn mit feinen Sand zu vermiſchen, und alles recht durcheinander kochen zu laſſen. Dieſes wollten wir alſo ſtatt des Theers gebrauchen. Ich

ſagte

ſagte dem Zimmermann meine Meynung, der denn mit Zuziehung des Barbiers die Sache überlegte, und endlich mir Beyfall gab. In acht Tagen hatten wir von dieſem neumodiſchen Theer zur Genüge, und unſere Jacht war gar bald damit getheeret. Da der gröſte Theil des äuſſern Holzes derſelben bereits getheertes Holz war; ſo ward dieſe Sache uns deſto leichter, und wir hatten keine geringe Freude darüber, daß ſie uns noch ſo ziemlich gerieth. Doch muß ich noch erinnern, daß wir unter unſere Theermaſſe ungefehr achtzehn oder zwanzig Pfund Pulver thaten, und alles wohl kochen lieſſen. Dieſes zuſammen verſtopfte alle Oeffnungen, die dem Holze ſonſt eigen ſind, und machte es dichte, und gegen alle Fäulung ſicher.

Unſer Fahrzeug war nunmehro flott gemacht, und daher hatten wir noch das Tau- und Seegelwerk zu verfertigen, oder vielmehr in Ordnung zu bringen. Nunmehr aber fehlte uns ein Anker, und diesfalls war guter Rath abermals theuer. Wir wußten zwar wohl, wo unſer voriger Anker lag, denn das Tau ſchwamm auf dem Waſſer, allein, erſtlich war uns dieſer zu groß, und folglich unnütze, und dann getrauten wir uns nicht, ihn zu heben. Doch auch dieſer Sorge wurden wir entlediget. Einer von unſern Leuten erinnerte ſich ein Stückchen Tau an einem andern Orte, als wir unſere Bäume übers Waſſer nach unſern Zimmerplatze gebracht hatten, nicht weit von dem Orte, wo unſer Schiff gelegen hatte, geſehen zu haben. Dieſes erinnerte uns eines andern

und

und kleinern Ankers, den wir gehabt hatten und brachte uns auf die Gedanken, daß dieſes vielleicht ſeliger ſeyn könnte. Wir ruderten daher unſern Boot unverzüglich dahin, und funden auch das Stückchen Tau auf dem Waſſer, und, da wir es unterſuchten, ſo waren wir ſo glücklich, uns dieſes kleinen Ankers, denn er war es wirklich, zu bemächtigen. Nunmehr waren wir, unſerer Meynung nach, mit allem verſehen, was zu unſerer Schiffahrt gehörte. Wir hatten bereits Fleiſch in Menge eingeſalzen und aufs Fahrzeug gebracht, wir hatten Waſſer, und Salz. Alles dieſes, imgleichen alle unſere übrige Sachen, waren eingeladen. Allein wir entdeckten gar bald einen neuen Mangel, den wir noch abzuhelfen hatten.

Unſer Schiff gieng nicht tief genug im Waſſer, wir mußten es daher noch mit Balaſt verſehen. Das Ufer, wo unſer Zimmerplatz war, war mehr ſandig, als ſteinigt. Wir ſuchten alſo einen andern Ort, wo wir ſolche Steine finden könnten, die uns bequemer als feiner Sand waren. Ich gieng nebſt dem Zimmermann, indem meine andern Leute ſich am Ufer überall darnach umſahen, inzwiſchen an dem Ufer hinauf, um den Platz zu beſehen, wo das Geſträuche abgebrannt war, und ſo gar die Felſen geglühet hatten. Als wir nun die Stücken des Felſens beſahen, die geborſten, und herunter gefallen waren: ſo wurden wir mit nicht geringen Erſtaunen die ſchönſten Goldadern gewahr. Wir unterſuchten die Sache genauer, und als wir den Felſen an der Seite,

die ihn mit dem Gebürge verband, betrachteten, wurden wir eine mäßige Oeffnung gewahr, die uns einen Eingang in eine geraume Höhle entdeckte. Wir waren aber dabey sehr vorsichtig, denn wir konnten nicht wissen, ob diese Höhle nicht ein Aufenthalt wilder, oder schädlicher Thiere, wäre; wir schossen daher eine Pistole los, welches denn in diesem Felsen ein sehr fürchterliches, und oft wiederschallendes Geräusche verursachte. Da sich aber darauf nichts darinn regte, der Eingang auch ganz frey, ohne Gesträuche, eben, und blos mit einigem alten Moos bewachsen war: so trugen wir endlich kein Bedenken, uns hinein zu wagen. Es fiel ein mäßiges Licht durch die Oeffnung, die oben ziemlich weit war, hinein, daß wir also alles sehr genau betrachten konnten. Aber wie erstaunten wir, als wir sie voller Steine fanden, die durchaus voller Goldadern waren. Sie waren so reich, daß die meisten dieser Adern zween bis drey Zoll dicke gediegenes Gold enthielten. Es war also in diesem Felsen ein erstaunender Schatz, und der, allem Ansehen nach, allen Europäern bis hieher gänzlich unkannt geblieben, den Einwohnern dieses grossen Landes aber vielleicht ganz unnützlich war.

Man kann leicht die Verwunderung begreifen, in die wir bey einem so ausserordentlich schönen und angenehmen Anblicke gesetzt wurden. Wir entschlossen uns daher, unsere Jacht mit einem so reichen Balast anzufüllen, denn wenn wir einmal das Glück geniessen sollten, unser Vaterland zu erreichen: so könnte uns ein solcher

Reich-

Reichthum noch nützlich werden. Wir riefen daher ohnverzüglich unſere Leute, und zeigten ihnen dieſe Schätze, und ſagten ihnen unſere Meynung. Sie freuten ſich darüber nicht wenig, und ſie bemühten ſich darauf, ſich eines Theils dieſes koſtbaren Balaſts zu bemächtigen. Wir fanden darauf, daß der Felſen von Marmorart war. Da wir uns nun der abgebrochenen Stücken deſſelben wieder erinnerten, die uns zuerſt dieſe Schätze entdeckt hatten: ſo eilten wir, bevor unſere Leute ihre Arbeit fortſetzten, dahin, um zu ſehen, ob ſie dieſe Steine daſelbſt bequemer erlangen konnten. Dieſes verurſachte, daß wir die Aſche des Geſträuches etwas genauer betrachteten. Es mochten verſchiedene dieſer glüenden Steine in dieſe heiſſe Aſche gefallen ſeyn, weil der Felſen ſehr abhängig war; wir fanden daher eine Menge geſchmolzenes Gold, welches uns alle auf einmal hätte reich machen können, wenn uns ſonderlich damit wäre gedienet geweſen. Einige von uns verſahen ſich auch damit ziemlichermaſſen; ich gieng auch nicht leer aus, denn ich nahm ungefehr einige Klumpen zu mir, die über zehn Pfund betrugen, und hernach verſah ich mich noch mit mehrern, als wir abſeegeln wollten; daß ich in allen an geſchmolzenen und ſonſt aus der Höhle geſammleten gediegenen Golde über hundert und zwanzig Pfund mitnahm.

Die erſte Nacht, nach dieſem unvermutheten entdeckten Schatze, brachte ich faſt ſchlaflos zu. Ich hatte den Kopf von unſerer Reiſe ganz voll, die wir in drey Tagen angeſetzt hatten. Endlich

gedachte ich an meinem Traum, den ich kurz nach unſern erlittenen Unglücke gehabt. Ich fand zwiſchen dem erſten Theile deſſelben und der heutigen Begebenheit eine groſſe Uebereinſtimmung, und dadurch wuchs meine Hoffnung, Europa und mein Vaterland wieder zu ſehen. Ich gerieth dadurch auf einige erbauliche Betrachtungen über die Vorſehung GOttes, und über die ſonderbaren Schickſale der Menſchen. Ich erinnerte mich zugleich mit Schmerzen des Verluſts meiner guten und getreuen Leute, insbeſondere des braven Steuermanns; allein, wenn ich an meinen Traum gedachte: ſo ward ich mit noch gröſſern Schmerzen erfüllet, daß ich ſie vielleicht auch verlieren und alſo nur allein nach Europa kommen ſollte. Doch da mir dieſes Theil meines Traumes ſehr dunkel war, und ich nicht wußte, auf was für Art ich von ihnen gekommen war: ſo ward ich wieder mit Hoffnung erfüllet; und ich glaubte, ich könnte mich nur in die Deutung deſſelben nicht recht finden. In dieſen Betrachtungen ſchlief ich endlich ein. Ob nun die Vorſtellung meines vorigen Traumes und die darüber gemachte Auslegung Schuld war, daß ich abermals in einen, mir noch itzt ſehr dunklen, Traum verfiel, dieſes iſt mir unbekannt. Genug, ich träumte: Es kam mir vor, als ob ich in meinem Vaterlande ganz geruhig lebte, und von allen und jeden geehrt und geliebet ward. Auf einmal erhub ſich ein groſſer Sturmwind, über den ich ſo ſehr erſchrack, daß ich in eine tiefe Gruft ſank. Kaum aber war ich verſunken, ſo ſahe ich einen

ange-

angenehmen Jüngling, der mit weinenden Augen von mir Abſchied nahm, und in ein fremdes Land reiſete. Es kam mir ferner vor, dieſer angenehme Jüngling wäre mein Erbe, und ich wünſchte dieſes auch, denn ich empfand eine auſſerordentliche Neigung zu ihm. Doch zwo Harpyen kamen in einer fürchterlichen Geſtalt, und fraſſen alles, was ich hinterlaſſen hatte; da ſie nichts mehr zu verzehren fanden, zündeten ſie mein Haus mit Feuer an, und verſchwanden. Darauf erblickte ich dieſen liebenswürdigen Jüngling wieder; er war ſehr betrübt, allein ein Genius begleitete ihn, und tröſtete ihn. Endlich fand er eine Schrift, in welcher die Begebenheiten, die mir auf der Inſel und dann in dieſem Südlande begegnet waren, umſtändlich beſchrieben waren. Er las ſie. Als er aber auf dieſe Entdeckung kam, wie ich nämlich dieſes Goldbergwerk gefunden hatte: ſo rief er aus: **Ja, mein Freund! laßt uns reiſen! ich werde wieder glücklich werden; ich werde dieſes väterliche Erbe finden, und dadurch den erlittenen Schaden reichlich erſetzen! Sein Genius antwortete: Ja, mein Wertheſter! ich werde dich begleiten!** Sie verſchwanden darauf aus meinen Augen, und ich erwachte.

Dieſer nachdenkliche Traum hat mir beſtändig vor Augen geſchwebt, und er iſt auch die Urſache, daß ich dieſe Beſchreibung meiner Reiſen und Begebenheiten in meiner Ruhe entworfen, und mir vorgeſetzt habe, ſie meinem Sohne, doch mit einer beſon-

beſondern Bedingung, zu hinterlaſſen. Doch ich ſchreite nun wieder zu meinen Begebenheiten.

Wir hatten endlich unſere Jacht zur Reiſe vollkommen zubereitet, und uns mit genugſamen Baläſt verſehen, daß wir endlich keine Urſache, auf dieſer Küſte zu bleiben, mehr hatten. Inzwiſchen ruheten wir doch nach unſerer Arbeit ein paar Tage aus, und ergetzten uns mit Spazieren, und dann damit, daß wir uns noch auf einigen ſehr hohen Bergen umſahen, ingleichen die Höhle und den Berg, wo wir unſern Schatz und unſere Steine gefunden hatten, mit Vergnügen betrachteten, und durchſuchten. Als wir den Nachmittag zuvor, ehe wir abſeegelten, auf einen der höheſten Berge, die auf dem Vorgebürge waren, noch geweſen waren, fand ich im Herabſteigen, nicht weit vom Ufer, eine Art eines grauen und beynahe eyförmichten Steines, er war eben ſo groß, daß ich ihn in meine Taſche bequem ſtecken konnte. Als ich ihn einige Zeit darnach auf der Inſel von einander ſchlug, fand ich einen ſehr ſchönen Diamant darinnen, den ich nachher in Holland für zweytauſend Dukaten an einen Juden verkaufet habe. Dieſes iſt ein Beweis, daß dieſe koſtbare Küſte nicht nur mit Gold, ſondern auch mit Diamanten, und vielleicht mit andern koſtbaren Steinen, geſegnet iſt.

Nunmehr kam der Tag herbey, an welchem wir abſeegeln wollten. Wir legten unſere Jacht darauf eine halbe Meile vom Vorgebürge in die See hinaus, um einen bequemen Sud oder Südweſt zu erwarten. Wir bemerkten darauf die

Breite,

Breite, unter welcher dieſe Küſte ungefehr lag, und nach meiner Rechnung war ſie ungefehr unter dem 34ſten Grad ſüdlicher Breite, und unter dem 234ſten der Länge. Dieſe Rechnung war nun zwar von der erſtern, die wir ehmals auf der Inſel machten, etwas unterſchieden; allein, wir waren auch nicht in der Gegend ans Land gekommen, da wir es das erſtemal geſehen, und die folglich wegen der Gröſſe dieſes reichen Landes der itzt genommenen Rechnung nicht widerſpricht. Uebrigens wird man ſich erinnern, was ich bereits von dem Anſehen der Küſte und des Vorgebürges bemerkt habe. Wer es alſo wieder entdecken will, der hat darauf insbeſondere zu ſehen, um es von andern, vielleicht im Südmeere befindlichen, Ländern zu unterſcheiden, und nicht Gefahr zu laufen, den Einwohnern bekannt zu werden, und vielleicht einer wilden Völkerſchaft in die Hände zu gerathen, die weder Menſchenliebe noch Billigkeit auszuüben vermögte.

Wir lagen ungefehr zween Tage in der See, den dritten Tag des Morgens aber erhielten wir einen ſcharfen Südſüdweſt, der uns auf einmal auf die Fahrt brachte. Wir kamen auch dieſen Tag noch vor Abends ſo weit, daß wir, nicht ohne Grund, glaubten, unſere geliebte Inſel zu ſehen. Da nun der Wind ſich legte, ſo zogen wir die Segel ein, und lieſſen die Jacht treiben, denn das Meer war ſehr ſtille. Gegen Morgen war der Wind meiſt ganz ſüdlich, und wir machten ihn uns auch ſo wohl zu Nutze, daß wir noch vor Mittags unſere Inſel wirklich erreichten. Die Freu-

de war ungemein groß, da wir ihr ſo nahe waren, daß wir ſie ſehr genau kennen konnten, und aufs deutlichſte ſahen, daß wir uns nicht betrogen. Da wir nun der Inſel ſo nahe waren, ward der Wind meiſt ſtille, und dieſes half uns dazu, daß wir um die Weſtſeite bequem herumkommen, und daher endlich unſern alten Hafen ganz deutlich ſehen konnten. Es war uns aber unmöglich, ſo nahe zu kommen, daß wir in die Bucht hätten hineinlaufen können. Wir kreuzten alſo ein paar Tage vor der Inſel herum, endlich ward der Wind Nordweſtlich, aber doch ganz gelinde. Dieſes fügte ſich ſo vortreflich, daß wir überaus bequem hinein legen konnten. Doch da wir wußten, wie gefährlich die Klippen waren: ſo erwarteten wir nicht nur die Fluth, ſondern, wir ſetzten auch unſer groſſes Boot aus, und viere von meinen Leuten mußten darauf vor uns her rudern, damit wir uns vor den Klippen deſto beſſer in Acht nehmen konnten. Wir kamen auch auf dieſe Art ſehr glücklich zwiſchen den Klippen hindurch, und in unſere alte Bucht. Wir legten uns darauf dichte vor unſern ehmaligen Zimmerplatze vor Anker, wo wir unſere alten Häuſer von ferne ſtehen ſahen. Darauf ſtiegen wir aus, und eilten ans Ufer, um von unſern verlaſſenen Wohnungen aufs neue Beſitz zu nehmen, von welchen wir über 8 Monate abweſend geweſen waren. Wir hielten darauf unſere Mahlzeit darinnen mit groſſen Vergnügen, brachten unſere Hangmatten und einige andere Nothwendigkeiten ans Land, und ſchlieſen dieſe Nacht das erſtemal ganz vergnügt in unſern Häuſern.

Ich

Ich habe vergeſſen, daß wir vor unſerer Abreiſe von unſerer Inſel, ich weiß nicht, aus welcher Urſache? unſer Korn- und Reisfeld beſäeten. Wir giengen diesfalls den erſten Morgen nach dieſer unſerer zwoten Ankunft auf dieſes Land zuerſt dahin, um zu ſehen, ob es noch im Stande oder von den Thieren abgefreſſen wäre? Es mußte gut aufgegangen und gerathen ſeyn; allein, die Vögel und andere vierbeinigte Gäſte hatten es meiſt aufgefreſſen, doch war noch ſo viel vorhanden, daß wir noch einigen Nutzen, wenigſtens zu einer neuen und völligen Ausſaat davon haben konnten. Dieſes war uns folglich eine groſſe Freude, denn wir hatten, ſeit des Unterganges unſers Schiffes an dem Südlande kein Brod geſehen. Unſere erſte Arbeit war daher die Beſtellung unſers Feldes, die wir aber anitzt nicht ſo bequem und geſchwind verrichten konnten, wie ehmals; denn es fehlte uns anitzt an nöthigen Geräthe, an welchem wir ſonſt keinen ſonderlichen Mangel litten. Doch wir hatten einen Zimmermann und einiges Eiſenwerk, daher konnten wir uns doch einigermaſſen helfen, und unſer Fleiß war ohnedieß mehr als alles Geräthe. Es war aber auch ein Glück, daß wir noch im Anfange des Auguſtmonats wieder auf die Inſel kamen. Unſer übrig gebliebenes Korn war bereits mehr als überreif, und hin und wieder ausgefallen, und der ausgefallene Saame fieng an, ſchon wieder zu keimen. Ueberdieſes war uns die Regenzeit ſehr nahe, und wir hatten daher gar keine Zeit zu verſäumen, unſern Acker und Erndte und Saat zu beſorgen. Doch in den erſten vierzehn Tagen waren wir

mit allen fertig, und wir hatten auch die Hecken, oder die Umzäunung ausgebeſſert, die hin und wieder von den wilden Ziegen gelitten hatten. Auch unſere Hütte dabey brachten wir wieder in Ordnung.

Nach dieſer Arbeit beſſerten wir unſere Häuſer und Schuppen und den Keller aus. Darauf luden wir unſere Jacht aus, und brachten unſer Gut nämlich den Balaſt, und alle Kiſten, Tonnen und Eiſenwerk in den Schuppen. Hiernächſt waren wir ſo glücklich, verſchiedene junge Ziegen lebendig zu fangen; denen wir dann einen ziemlichen und grünen Platz am Hölzchen umzäunten, damit wir gleichſam eine Heerde hätten, wenn etwa unſer Pulver aufhören ſollte, mit welchem wir ſehr ſparſam umgiengen. Wir legten uns auch darauf, den Rehen und Kaninichen Schlingen und Fallen zu ſtellen, ſo wie wir den Vögeln ebenfalls Schlingen und Sprenkel ſtellten. Es gelung uns auch damit zuweilen ſehr gut. Kurz wir richteten uns auf dieſer Inſel ſo vorſichtig und ſo ordentlich ein, als ob wir ewig darauf leben ſollten, und als wenn wir uns auf dem Südlande umſonſt mit ſo viel Golde verſehen hätten. Und wir waren auch mit aller unſerer Arbeit zu rechter Zeit fertig, bevor die Regenzeit eintrat.

Doch ſo angenehm uns auch dieſe Inſel war, und ſo bequem wir darauf leben konnten, zumal da unſer Getrayde reif ward, und wir unſer Brod ordentlich hatten, auch ſo gar von Reis, den wir dörreten, ein ſehr gutes Getränke braueten: ſo ward ſie uns doch endlich verdrieslich. Unſere

Leute

Leute muſten auf dem Südlande, als ſie in der kalten Regenzeit beſtändig gearbeitet hatten, ihre Geſundheit einigermaſſen verdorben haben, wie ſie ſich denn noch ehe wir davon abſeegelten, bereits ſehr klagten, und wir ſahen damals befürchteten, ſie mögten krank werden. Ueber dieſes hatten wir daſelbſt und auch in den darauf auf der Inſel folgenden Regenmonaten kein Brod mehr. Wenig es ward nunmehr einer nach dem andern überaus ſchwach. Unſer Barbier pflegte ſie zwar ſo gut, als er konnte, und da er viele geſunde und heilſame Kräuter in den Thälern und auf den Höhen der Inſel fand, wir uns auch daraus einen Geſundheitsthee machten: ſo wollte doch alle angewandte Sorge und Mühe nicht helfen; denn in dem darauf folgenden 1672ſten Jahre im Monat Februar und März, da die Regenzeit abermals einfiel, ſturben in einer Zeit von vier Wochen vier von ihnen; und wir waren nunmehr noch unſer ſechſe. Die darauf folgende Regenzeit nahm uns abermals zwey von ihnen weg, und es blieben auſſer mir nur noch der Zimmermann, der Barbier und der Koch am Leben. Gewiß dieſe Abnahme unſerer Colonie betrübte uns ungemein, und mich inſonderheit am meiſten. Ich ſtellte mir vor, wie es mir ergehen, und was für ein elendes Leben ich alsdenn führen würde, wenn ich aller meiner Kameraden beraubt werden ſollte.

Wir viere lebten darauf noch einige Zeit ganz ordentlich und gut, und obſchon die Sähnſucht nach unſern Vaterlande ſich oft bey uns regte: ſo gaben wir uns doch zufrieden; weil es doch

nicht

nicht anders seyn konnte, und wir uns in den Willen GOttes schicken musten, der unser Bestes zu rechter Zeit besorgen würde. Auf diese Art verflossen vier Jahre. Endlich ward unser Koch durch einen ungefehren Zufall tödtlich krank. Er hatte nämlich Fleisch über dem Feuer stehen, indem er aber mehr Holz darunter legen will: so stösset er damit unversehens an den Kessel, der ihn denn auf den Leib fiel, und ihn gefährlich verbrannte; und er mußte auch in einigen Tagen daran sterben. Der Barbier folgte ihm in folgenden Jahre zu unsern Leidwesen plötzlich nach. Er hatte sich immer über die Brust beklagt; doch aber glaubten wir, es würde keine Gefahr mit ihm haben. Ich und der Zimmermann waren eben ausgegangen, um unsere Erndte zu besorgen; da wir aber des Abends zurücke kamen, fanden wir ihn todt. Er saß in einem hölzern Armstuhle, den wir selbst gezimmert hatten, als ob er schliefe: allein, da wir ihn aufwecken wollten, war er bereits so erstarret, daß wir ihn gar nicht bewegen konnten. Wir erschracken darüber ungemein, und sein Begräbniß kostete uns viele Thränen. Wir stellten uns nunmehr unsern Tod gleichfalls vor, und wir brachten etwa vierzehn Tage in einer ungemeinen Tiefsinnigkeit zu; daß wir auch kaum Lust hatten, unsere nöthigsten häuslichen Geschäfte zu besorgen. Es war uns beständig, als ob wir wüßten, wir würden es nicht lange auf dieser Insel machen.

Ungefehr im Augustmonat des 1677sten Jahres, als wir unsern Verdruß etwas zu vertreiben,

an

an einem ſchönen und angenehmen Tage in der Inſel und zwar auf der Seite, wo mich das Gewitter ehmals übereilet hatte, als ich nebſt dem Steuermann die Inſel umſeegelte, herumſpazierten; hörten wir von Ferne einen ſtarken Knall, der einem Kanonenſchuſſe ähnlich war. Wir wurden dadurch ganz ermundert, und da ſich dieſes Schieſſen vermehrte, und es nicht anders war, als ob zwey Schiffe mit einander im Gefechte beariffen wären: ſo eilten wir in gröſter Geſchwindigkeit, nachdem wir unſere Fernglaſer geholt hatten, auf einen auf ſelbiger Seite befindlichen ziemlichen hohen Felſen. Wir wurden endlich, da das Schieſſen noch immer dauerte, eine dicke Wolke in der Ferne gewahr, aus der zuweilen ein heller Strahl hervorblitzte. Endlich hörte das Schieſſen auf, die Wolke zertheilte ſich, und wir erblickten ein groſſes Schiff, welches wohl zwey Meilen in der See von uns war. Es ſchien, als ob noch eines dabey wäre, doch konnten wir es nicht genau bemerken, weil ſie ſo weit von uns waren. Endlich als wir unſere Beobachtungen fortgeſetzt hatten, kam es uns vor, als ob ſich beyde Schiffe, denn nun konnten wir ſie deutlich erkennen, der Inſel näherten. Und wir ſahen ſie endlich näher kommen; ſo daß ſie zuletzt, wie wir deutlich ſahen, kaum eine Meile mehr von uns entfernet waren. Wir liefen darauf eiligſt fort, trugen Holz zuſammen, und machten auf dem Felſen ein gewaltiges Feuer. Wir hatten noch einige Pfund Pulver übrig, daher holten wir ein paar unſerer gröſten Schießgewehre, und

ſchoſſen

schossen einigemal recht scharf geladen. Sie mogten so wohl das Feuer gesehen, als unser Schiessen gehöret haben, denn sie näherten sich uns immer mehr; so daß sie sich endlich bis auf eine Viertelmeile uns genähert hatten. Wir sahen darauf, daß sie Ankerten, und endlich ein grosses Boot aussetzten. Wir eilten darauf hinunter ans Ufer, wo ich ehmals mit dem Boot gelegen hatte, und winkten, schossen und riefen dem sich dem Ufer beständig nähernden Boote zu. Sie erblickten uns auch, und verstunden uns sehr wohl. Wir zeigten ihnen darauf einen Ort, wo sie bequem anlegen konnten, und sie waren in Kurzen bey uns.

Als sie ausstiegen, wunderten wir uns nicht wenig, als sie uns so bekannt vorkamen. Endlich besann ich mich auf ein paar von ihnen; ich erkannte nemlich den Vornehmsten für den Leutenant des Seeräuber Kapitäns **Eduard Jennings**, bey dem wir in der magelonischen Meerenge gewesen waren. Ich stutzte daher nicht wenig, allein er mogte meine Bestürzung und die Ursache derselben so fort merken, daher, sprang er auf mich zu, umarmte mich sehr freundlich und sagte: Sie dürfen sich nun nicht mehr für uns entsetzen. Wir treffen einander nun als ehrlichere Leute, als ehmals, an. Mein Kapitän, der schwarze **Eduard**, den sie kennen, und der nun gegenwärtiges englisches Kriegesschiff als Commandeur commandieret, ist itzt ein ganz anderer Mann. Er ist mit der Krone ausgesöhnet, und zwar schon seit vier Jahren, und hat ihr seit dem die beträchtlichsten Dienste

geleistet

leiſtet, wie ſie von ihm ſelbſt hören werden, enn ſie auf unſer Schiff kommen wollen. ch! mein Heer! ſo ſoll ich dem großmüthigen Eduard, rief ich aus, zum andernmale Le- en und Freyheit ſchuldig ſeyn! Wie? ſagte der eutenant, ſind ſie hier ein Gefangener. Nein! ntwortete ich, zwar kein Gefangener, aber ein Sturm und ein zweymal darauf erfolgter Schiff- ruch haben mich und meine Gefährten auf dieſe Inſel gebracht, auf der wir nun bereits faſt ſechs Jahre wohnen. Alle meine ehrlichen Kamera- en ſind geſtorben, bis auf dieſen ehrlichen Mann, er um zugleich nebſt mir von ihnen errettet wird. Ich konnte dieſe Worte nur gebrochen, und in inem unverſtändlichen Zuſammenhange vorbrin- gen, und der Zimmermann war gar nicht vermö- end, ein Wort zu ſprechen. Der Leutenant merkte dieſe heftigen Bewegungen der Freude an uns, und gab uns daher eine Flaſche, aus der er uns zu trinken nöthigte. Dieſer Trank, es war in ſtarker abgezogener Brandtewein, erquickte uns vortreflich, und brachte unſere Lebensgeiſter wieder zurück, die ſich ſo ſehr zerſtreuet hatten, daß wir eine Ohnmacht befürchteten. Endlich erhohlten wir uns, und ſtatteten dem Leutenant unzählige Merkmahle der Freude und der Dank- barkeit ab. Wir nöthigten ihn darauf in unſe- re Wohnung; allein er entſchuldigte ſich, weil er ohnverzüglich wieder ans Schiff müßte, um ſeinem Commandeur Bericht abzuſtatten. Er ſagte aber, er hoffe, es würde der Herr Eduard ſelbſt ſtatt ſeiner uns aufs eiligſte beſuchen. Er ließ darauf

ein

ein paar ſeiner Leute bey uns, deren ich mich endlich auch erinnerte, und fuhr wieder aufs Schiff. Seine zurückgelaſſenen Leute freueten ſich auch nicht wenig, zu einer ſo glücklichen Stunde in dieſe Weltgegend gekommen zu ſeyn. Darauf berichteten ſie: der Commandeur habe eine Priſe vor ein paar Stunden gemacht. Es wäre dieſes ein Seeräuber; denn der Herr **Eduard** kreuzte ausdrücklich im Meere herum, um die See von den Seeräubern zu reinigen. Dieſen habe er durch die magelloniſche Meerenge bis hieher unaufhörlich verfolget, bis es ihm endlich gelungen, ſich ſeiner zu bemächtigen. Der Kaper habe ſich ungemein tapfer vertheidiget, und ſein Volk wäre im Gefechte meiſtens geblieben; die übrigen aber, die noch am Leben wären, würde der Commandeur vielleicht noch heute an den Maſtbaum aufhenken laſſen, das Schiff aber würde er unfehlbar in Grund bohren.

Auf mein Befragen erzählten ſie ferner: der Commandeur ſey, als er von Panama zurück gekommen, zwar noch bis ins 1672ſte Jahr in der See herumgeſchwärmet: doch endlich ſey er es müde geworden, und habe ſich mit allen ſeinen Leuten einmüthig vorgenommen, nach Europa zu gehen, und Pardon zu ſuchen. Da er nun auf der Rückreiſe geweſen, habe er das Glück gehabt, ſeiner Nation eine groſſe Gefälligkeit erzeigen zu können. Er hatte bereits die Azoriſchen Inſeln erreicht, als er von ferne ein heftiges Schieſſen hörte. Dieſes bewog ihn, ſeine Segel darnach zu richten. Der Wind war ihm günſtig, und in einer Viertelſtunde kam

er ſo nahe, daß er die Urſache des Schieſſens beurtheilen konnte. Ein engliſcher Kapitän, der ein Kriegsſchiff von 40 bis 50 Kanonen führte, ward von 3 holländiſchen Kriegsſchiffen ſo warm gehalten, daß er glaubte, ſelbiger könnte ſich unmöglich länger mehr halten, ungeachtet er ſich aufs herzhafteſte vertheidigte. Dieſes feuerte den Commandeur an, daß er alle Segel aufſetzte, um die Streitenden zu erreichen; er ſteckte zugleich die engliſche Flagge auf, und da ihn der Engländer gewahr ward, ward ſein Muth dadurch deſto feuriger. So bald unſer Commandeur den Holländern ſo nahe kam, daß er ſeine Kanonen gebrauchen konnte: ſo gab er ihnen die ſchönſte Lage, und mit einer ſo guten Wirkung, daß ein Schiff dadurch gänzlich unbrauchbar ward, und ſich aus dem Streite machen wollte. Der Commandeur aber legte ſich ihm vor den Wind, und gab den Holländern ſehr geſchickt die andere Lage. Der engliſche Kapitän that das Seinige zugleich, und dieſes verurſachte endlich, daß ſich die Holländer dem Commandeur ergaben. Er führte ſie darauf in Begleitung des Engländers nach Liſſabon, und daſelbſt überließ er die Einrichtung ihres Schickſaals dieſem letztern. Nach dieſer heroiſchen Handlung war er nebſt dem Engelländer, mit dem er eine aufrichtige Freundſchaft aufgerichtet hatte, unverzüglich nach Engelland geſeegelt. Unter Weges half er noch einige holländiſche Schiffe wegnehmen, und endlich kamen ſie im Frühjahre 1673. auf der Temſe glücklich an. Der Engländer berichtete alle Umſtände, die ihm begegnet, und das Wohlverhalten des dama-

ligen Kapitäns **Jennigtons** unverzüglich an die Admiralität, und nachdem alles unterſuchet worden, ward er nebſt allen ſeinen Leuten freygeſprochen, mit einem Gnadenzeichen verſehen, und für einen freyen Kaper der Krone gegen alle ihre Feinde erkläret, und man gab ihm zugleich den Titel eines Commandeurs mit allen dazugehörigen Freyheiten und einer jährlichen Beſoldung. Seit dem nun der Krieg mit Holland geendiget worden, ward er nach Amerika gegen die Seeräuber geſendet, um ſie zu paaren zu treiben. Er iſt auch jederzeit glücklich geweſen, doch endlich iſt er des Herumſchwärmens müde geworden; er ſtehet im Begriff nach Engelland zu ſeegeln, denn ſich zur Ruhe zu begeben. Er würde auch bereits dieſen Vorſatz ausgeübet haben, wenn ihn nicht dieſer letzt überwundene Seeräuber davon abgehalten hätte. Er begegnete ihm vor ungefehr ſechs Monaten an den canariſchen Eylanden; allein er konnte ihn damals nicht ankommen, und ſeit der Zeit hat er nicht aufgehört, ihn zu verfolgen; bis er ihn endlich nicht weit von dieſer Inſel eingehohlet und genommen hat. Doch ſetzte dieſer Kerl noch hinzu, muß ich noch gedenken, daß der Oberbootsmann, der ehemals Schuld an dem Aufruhre des Volks gegen den Kapitän war, und ihn zwang, ein Seeräuber zu werden, der einzige war, dem von der Admiralität die Strafe, aufgehenkt zu werden, zuerkannt ward; alle übrige aber, keinen einzigen ausgenommen, wurden pardoniret.

Ich hatte eben den Schluß dieſer Begebenheiten angehoret, als der Commandeur im Boote zu uns kam. Er hatte mich kaum erblickt, ſo umarmte er mich mit allen Merkmalen einer aufrichtigen Freundſchaft. Er befahl ſeinen Leuten, uns zu folgen, und wir giengen nach dem Hauſe, daß ich nebſt meinen Kameraden bisher bewohnet hatte. Er ließ daſelbſt eine gute Mahlzeit für uns zurechte machen, die ich mit einem friſchen Wildbraten und mit friſchen Ziegenfleiſch verſtärkte. Er hatte trefliche Weine bey ſich, und dieſe gaben mir und meinem Zimmermanne eine vortrefliche Herzſtärkung. Wir verloren allen unſern Kummer, und wir waren nichts als Freude.

Nach der Mahlzeit, als ich und der Zimmermann mit unſerm braven Commandeur allein waren, mußte ich ihm meine Begebenheiten erzählen. Hierauf zeigte ich ihm unſere Schätze, insbeſondere die Marmorartigen Steine, die ſo reiche Goldadern führten. Er mußte ſo wohl über meine Begebenheiten, als über dieſe Merkwürdigkeit aufs ſtärkſte erſtaunen, und er bezeugte mir wegen der erſtern ſein Mitleiden, wegen der andern aber ſein Vergnügen. Endlich ſagte er mir, er glaubte, es würde hier gute Gelegenheit geben, ſein Schiff etwas ausbeſſern zu laſſen. Ich erwiederte, daß er Bequemlichkeit genug dazu allhier finden würde. Hierauf nahmen wir die Abrede, auf der Inſel acht oder vierzehn Tage ſtille zu liegen, und das Schiff inzwiſchen beſtens auszubeſſern, und alsdann durch Oſtindien den Weg nach Engelland zu nehmen. Er eilte darauf wieder

an sein Schiff und kam in ein paar Stunden zurück. Er hatte meinen Zimmermann mitgenommen, und sie untersuchten bey der Rückkunft nebst dem Steuermann des Commandeurs, ob es möglich sey, daß sie mit dem Schiffe in die Bucht kommen könnten? Sie fanden auch einen Weg, durch dem es ganz bequem angehen konnte, und die Tiefe der Bucht war von der Beschaffenheit, daß das größte Kriegesschiff aufs sicherste darinn ankern konnte.

Den folgenden Morgen seegelten sie in die Bucht ohne die geringste Gefahr; doch bohrten sie zuvor das feindliche Schiff in Grund, nachdem sie sich aller Kostbarkeiten und Schätze und anderer brauchbaren Sachen bemächtiget hatten. Die Seeräuber selbst brachten sie auf den östlichen Theil der Insel, wo der Kapitän zuerst ans Land gekommen war. Es waren ihrer in allen etwa noch vierzig. Sie waren gefesselt, und sie mußten darauf unter einer starken und strengen Wache alle Sklavenarbeit verrichten, und an der Ausbesserung des Schiffes unter dem Anfrischen der Peitsche arbeiten.

Nachdem dieses alles in Ordnung war, ließ der Kapitän das Schiff wieder gehörig beladen, denn man hatte es, der Arbeit wegen, erleichtern müssen. Darauf machte ich und mein Zimmermann unsern Commandeur zur Ersetzung seiner mir anvertrauten, und im Untergange meines Schiffes verlohrnen Kostbarkeiten, ein Geschenk mit unsern kostbaren Balast. Er schlug aber alles großmüthig aus, und nahm nicht das geringste

ſte an. Wir theilten darauf einen Theil des uns heimgefallenen geſchmolzenen Golds, welches unſere übrigen Leute aus dem Südlande mitgebracht hatten, unter die Leute des Commandeurs aus, welches er uns endlich nach langen Anhalten vergönnen mußte. Die Marmorſteine aber theilten mir beyde der Zimmermann und ich, in gleiche Theile, und jeder nahm ſeinen Theil zu ſich. Die Hälfte des Goldes unſerer Leute, welches auch über achtzig Pfund betrug, theilten wir ebenfalls, und ich hatte, da ich alles überſchlug, auſſer den reichhaltigen Marmorſteinen, meiſt hundert und ſechzig Pfund gediegenes Gold. Dieſes war ſchon eine anſehnliche Summe, durch welche ich meinen erlittenen Schaden ſehr reichlich erſetzen konnte.

Nachdem wir auf dieſe Weiſe unſere Güter in Ordnung gebracht hatten, kam des andern Tages einer von den Leuten des Commandeurs zu mir, und ſagte, wenn ich mich mit den Marmor nicht beſchweren wollte, ſo wollte er mir einen Anſchlag geben, daß ich das Gold daraus mit Bequemlichkeit mitnehmen könnte, ohne mich mit einer ſolchen Laſt, als die Steine verurſachten, zu ſchleppen. Ich ſagte, es würde mir freylich lieber ſeyn, wenn er dieſes möglich machen könnte. Darauf bat er mich, ich mögte den Commandeur erſuchen, daß er ihm und noch vier andern ſeiner Kammeraden, die er mir nennte, die Erlaubniß gäbe, dieſe Arbeit zu unternehmen, er gedächte in den zween Tagen, die wir etwa noch auf der Inſel ſeyn mögten, damit fertig zu ſeyn. Ich gieng darauf ohn

Verzug zum Commandeur, der denn seine Erlaubniß zu dieser Arbeit ohne Umstände an diesen Kerl und seine sich dazu ausgebetenen Kameraden ertheilte. Sie machten sich auch so fort darüber, und bevor der andere Tag zu Ende lief, lieferten sie mir und meinem Zimmermann statt unserer Steine hundert und dreißig Pfund Gold. Hiervon gaben wir diesen Leuten für ihre Mühe funfzehn Pfund, und funfzehn Pfund nahmen wir und machten dem Volke des Commandeurs damit ein neues Geschenke für unsere Fracht, wie wir sagten, weil der Commandeur dafür nichts von uns nehmen wollte. Doch hatten wir beyde einige mäßige Stücke dieses Marmors, der Neuigkeit wegen, aufgehoben, und der Commandeur und sein Leutnant hatten auf unser inständiges Ansuchen dergleichen gethan. Ich hatte inzwischen dadurch meinen Schatz um funfzig Pfund reines Gold vermehret.

Wir hatten dieses Jahr eine sehr reiche Erndte gehabt, und noch einen beträchtlichen Vorrath von Gersten und Reis vom vorigen Jahre liegen, dieses Getrayde kam dem Schiffe des Commandeurs sehr wohl zu statten. Und dieses war auch das einzige, was er sich von uns ausdringen ließ, weil er es sehr nöthig hatte. Etwas weniges, als ungefehr den zehnten Theil davon, der zur jährlichen Unterhaltung einer Anzahl von 24. bis 30. Personen hinlänglich genug war, hatte ich mir besonders, und zu einem andern Vorhaben ausgesetzet, wie ich gleich melden werde.

Als wir nun zum Abſeegeln völlig fertig wa-
ren, der Commandeur auch den folgenden Tag
zur Abreiſe angeſetzet hatte, nahm ich mir die Frey-
heit ihn zu fragen: was er mit denen Gefange-
nen machen wollte? Er ſagte: er ſollte ſie von
Rechtswegen, weil es Engländer wären, mit nach
Enaelland zurück nehmen; da ſie ihm aber auf
ſeinem ohne dieß vollkommene beladenen Schiffe
beſchwerlich wären; ſo wäre er geſonnen, ſie, ver-
möge des Kriegesrechts, an dem Ufer der Inſel
vor unſerer Abreiſe aufhenken zu laſſen. Er ſag-
te dieſes mit einiger Bewegung, die mir Hoffnung
machte, meine Abſichten zu erreichen. Ich bat
ihn daher, er mögte ſich dieſer Leute lieber auf ei-
ne chriſtlichere Art entledigen, und ihr Schickſal
mir überlaſſen; ich wollte es gewiß auf eine ſol-
che Art beſorgen, daß ich dieſe Inſel mit Vergnü-
gen und zu ſeinem Ruhme, und folglich ohne daß
es ihm nachtheilig oder ſchädlich wäre, verlaſſen
könnte. Er bat mich darauf, ich mögte mich
deutlicher erklären. Herr Commandeur! ſagte
ich, erlauben ſie mir die Freyheit, dieſen armen
Leuten gegenwärtiges Eyland einzuräumen. Laſ-
ſen ſie ihnen ihr Leben allhier zubringen, ſo wer-
den ſie alsdann keinen Menſchen mehr ſchädlich
ſeyn können, und vielleicht iſt dieſes ein Mittel,
ſie aus ihrem gänzlichen Verderben, das iſt, ihre
Seelen zu retten, die eine ärgerliche Verzweifelung
ſonſt unfehlbar auf ewig verderben würde. Ja!
erwiederte er, ich habe auch ſchon daran gedacht;
allein, ſetzte er hinzu, ſie haben ihre Jacht allhier,
mögte ſie dieſe nicht reizen, neue Verſuche zu thun,

ihr unehrliches Leben fortzusetzen? Nein! sagte ich, dieses kann man ihnen gar bald verbieten. Lassen sie uns morgen früh dieses Fahrzeug in Grund bohren: so wird es keinen Schaden thun können. Meine beyden Böte können sie gerne behalten, denn mit diesen können sie gar nichts anfangen. Ich will ihnen den geringen Vorrath von Getränke, den ich zurück gelegt habe, wie auch mein besätetes und schon grünes Feld nebst meinen zahmen Vieh, meinen Häuern, meinem wenigen Gewehr und andern Zimmer-Vorrath nebst einigen Pfund Pulver, die ich noch übrig habe, zur Erhaltung ihres Lebens schenken, und wenn sie fleißig seyn wollen: so werden sie nimmer Mangel leiden können. Ich will ihnen auch alles Küchengeräthe geben, und wenn der Herr Commandeur noch etwas Pulver und Bley dazu thun will, damit sie sich zuweilen eine Veränderung mit Wild machen können: so werden sie gewiß ein ganz erträgliches und bequemes Leben führen können. Es sey also! erwiederte der Commandeur. Ich schenke diese armen Leute ihnen. Sie mögen mit ihnen machen, was sie wollen. Doch, setzte er hinzu, müssen sie mir erlauben, dieses erst meinem Schiffsrathe vorzutragen, damit ich keine Verantwortung davon habe.

Er ließ noch diesen Nachmittag alle diejenigen zusammenrufen, die zu einem dergleichen Schiffsrathe gehörten. Nachdem er ihnen meine Meynung kund gethan, und ihre Stimmung darüber vernommen hatte, ließ er mich bitten, in die Versammlung zu kommen. Als ich hinein trat, kam

mir

mir der Commandeur entgegen, mit dem Vermelden, alle gegenwärtige Perſonen billigten meinen Vorſchlag, und ſie wären es wohl zufrieden, daß er dieſe unglücklichen Räuber meinen Händen überlieſſe: nur bäten ſie, dieſe Leute, wenn ich ihnen dieſe Inſel einräumte, den Eid der Treue, nach engliſcher Manier, ſchwören zu laſſen, alſo, daß alsdann dieſe Inſel als eine Colonie unter der Protection der Krone von Großbritannien anzuſehen wäre. Uebrigens würde er, was etwa dieſen neuen Bewohnern dieſer Inſel an einigen Nothwendigkeiten noch mangeln möchte, ſo viel ihm möglich wäre, erſetzen. Ich war mit dieſer Antwort ſehr vergnügt, und unterwarf mich denen vorgeſchlagenen Bedingungen ohne Widerſpruch.

Den folgenden Morgen ward der Befehl zum Aufbruche gegeben. Die Gezelte, die man bisher auf dem Lande aufgeſchlagen hatte, wurden aufgenommen, und man rüſtete ſich, fortzuſegeln. Als nun alles ſo weit war, daß man nur auf den Commandeur, auf mich, und auf diejenigen, welche die Gefangenen dieſe Nacht bewachet hatten, wartete, um den Anker zu lichten: ſo befahl der Commandeur, dieſe armen Leute vor mein Haus, in welchem wir damals wären, zu führen. Man brachte ſie, und als ſie kamen, glaubten ſie nichts anders, als ihr Todesurtheil zu hören. Allein, wie ſehr wurden ſie erfreuet, als der Commandeur zu mir ſagte: Mein Herr! hier ſind die Gefangenen, und ich halte nunmehr mein Wort, ſie ihnen zu überlaſſen, und ſie können, wenn ſie wollen, nunmehr ihre Gutthat gegen ſie ausüben. Ihr

guten Laute! sagte er zu ihnen, ihr habt nun denen Befehlen dieses Herrn nachzuleben. Er hat es sich bey mir ausgebeten, daß ich ihm über euer Schicksaal möge schalten lassen. Ihr habt ihm also einzig und allein euer Leben zu verdanken. Er ist Herr über dieses Land, und er ist so gütig gewesen, mir zu versprechen, daß er es euch einräumen wolle, wenn ihr der Krone von Grosbrittannien den gewöhnlichen Eid werdet geleistet haben. Sie riefen darauf einmüthig! Gott seegne den König, den Commandeur, und diesen großmüthigen Engelsmann! denn sie sahen mich für einen Engelländer an. Der Sekretär des Commandeurs las ihnen darauf den Eid vor, den sie denn auf gehörige Art nachsprachen, und mit Aufhebung der Hände und einem wiederhohlten Freudengeschrey beschlossen.

Nunmehr nahm ich das Wort, indem ich zu ihnen saate: Da ich gesonnen bin, euch, meine Freunde, diese Insel zu einem beständigen Wohnplatze einzuräumen: so ist es billig, daß ich zugleich auf eine gebührende Ordnung unter euch sehe. Saget mir daher, ob noch einige von euren Officierern unter euch und am Leben sind? Hierauf traten 6. Personen heraus, von denen der erste der Leutenant gewesen war, die übrigen hatten alle in ihrer Ordnung andern Officierbedienungen vorgestanden; der Kapitän selbst war im Treffen geblieben. Gut! sagte ich. Herr Leutenant, er wird nebst seinen Officieren die Regierung der Insel über sich nehmen, und darauf sehen, daß eine beständige Einigkeit und ein unzertrennlicher Friede darauf herrschen mögen. Diese sind Bänder einer glücklichen Gesell-

ſellſchafft und die Stützen ihrer Wohlfarth. So bald ſich Uneinigkeit, Unfriede und Mistrauen einſchleichen, ſo bald werden auch die Ruhe, die Zufriedenheit, die Wohlfarth und alle Güter, die zur Glückſeeligkeit gehören, unterdrückt. Und was folgt endlich daraus? Gewiß nichts anders, als der Untergang der Geſellſchaft. Ihr Verderben iſt alsdann vorhanden, und ſie nahen ſich einem hinreiſſenden Strome, der ſie ohne Rettung verderben wird. Merken ſie ſich dieſes, meine Freunde! Doch, ſagte ich ferner, ich muß ihnen auch die Schätze zeigen, die ich ihnen hinterlaſſe, und die zur Erhaltung ihres Lebens und zu ihrer Haushaltung gehören.

Darauf führte ich ſie in meine Schuppen, welche den Vorrath von Korne enthielten. Dieſer Vorrath, ſagte ich, wird ſie zur Gnüge verſorgen, bis ſie aufs Neue erndten können. Darauf zeigte ich ihnen in der Ferne meinen beſtellten Acker, und warnete ſie, ihn wohl in Acht zu nehmen, damit nicht die Vögel oder die vierfüßige Thiere dieſen Vorrath, aus dem der beſte Theil ihrer künftigen Nahrung beſtehen würde, verderben mögten. Ich ſagte ihnen auch darauf, auf welche Art ich meine Heerde von Ziegen, von der ich ihnen ein Theil zurück ließ, unterhalten hatte. Ich vergaß nicht, ihnen zu melden, wo ſie Saltz und Waſſer bekommen ſollten. Ich meldete ihnen zugleich die Zeiten der Ausſaat und der Erndte. Und endlich wies ich ihnen die bereits erbauten Häuſer, Schuppen und andere Bequemlichkeiten an, die ſie alle vor ſich fan-

fänden. Ich übergab ihnen alles Handwerksgeräthe, welches theils zum Ackerbau, Brauen, Backen, und Kochen, theils auch zum Zimmern, und andern Arbeiten, die die Bequemlichkeit zu leben, befördern, gehörte, und die der großmüthige Commandeur sehr ansehnlich vermehrte. Sie erhielten auch alles Gewehr, das ich hatte, nebst einem Tönnchen mit gutem Pulver und noch einigen Pfunden, die ich noch vorräthig gehabt; denn jenes gab der Commandeur, welcher auch diesen Nothwendigkeiten noch einen Sack mit Waitzen und eine Tonne mit Brandtewein beyfugte. Den ersten konnten sie auf künftige Saatzeit zum Saamen gebrauchen. Ueberdieses erhielten sie auch eine grosse Menge Kleider und Leinewand, Alle diese unvermuthet erhaltenen Geschenke nebst der Freyheit rührte diese armen Leute ungemein. Sie gelobten alles an, was man von ihnen verlangte. Sie versprachen ihren Officiren treu und gehorsam zu seyn, und sich untereinander selbst beständig getreu zu verbleiben. Kurz! sie wußten nicht, wie sie die Empfindung ihrer Herzen ausdrücken sollten; doch die Thränen, die aus ihren Augen flossen, rührten den Commandeur und mich vielmehr, als eine Anzahl prächtiger Worte. Wir konnten uns beyde der Thränen nicht enthalten, und wir eilten daher ins Boot, welches fertig stund, um uns ans Schiff zu bringen. Sie rufen uns ein herzliches: Lebet wohl, und reiset glücklich! nach, und sie stunden so lange am Ufer auf meinem ehmaligen Zimmerplatze, bis wir ins Schiff gestiegen waren. Un-

Unſere übrigen Leute kamen uns ſo fort nach, und mein Zimmermann mußte nunmehr wieder der Führer des Schiffes ſeyn. Er geſellte ſich zu denen, die zuletzt vom Lande kamen, und führte das Schiff glücklich durch die Klippen, die die enge Einfahrt in der Bucht gefährlich machten. Der Commandeur ließ meine Jacht dem groſſen Schiffe nachführen, und darauf von der Inſel in Grund bohren. Wir leaten uns darauf ungefehr eine Viertelmeile weit von der Inſel in die See, um einen guten Oſt oder Südoſt zu erwarten. Da dieſe nun die gemeinſten Winde in dieſen Gegenden ſind: ſo durften wir nicht lange darauf warten. Wir erhielten ſchon den andern Morgen einen bequemern Wind, worauf wir in der Mitten des Septempers des 1677ten Jahres unter einer Loſung von vier und zwanzig Schüſſen meiner Inſel zu Ehren, glücklich unter Seegel giengen.

Wir waren ſo glücklich, einen ſcharfen Südoſt über vierzehn Tage zu behalten, binnen welcher Zeit wir ſo weit kamen, daß wir glaubten, in einigen Tagen die Linie zu paßiren. Allein eine Windſtille hielt uns unvermuthet in dieſen gefährlichen Gegenden auf. Dieſes zog viele Krankheiten nach ſich. Das Schiffsvolk bekam den Scharbock, und einige derſelben ſtarben daran. Auch mein armer Gefährte, der mir ſo getreu geweſene Zimmermann, mußte allhier die Schuld der Natur bezahlen. Da er keine Verwandten in Liſſabon hatte: ſo vermachte er auf meine Vorſtellung dem Commandeur und dem Leutenant ſein

beträchtliches Vermögen. Allein sie wollten es beyde nicht annehmen. Endlich mußte ich mich bequemen, die Helfte davon als mein Theil zu mir zu nehmen, die andere Helfte aber bestimmten sie zu Allmosen für arme schiffbrüchige Leute.

Endlich nach verschiedenen ausgestandenen Beschwerlichkeiten, indem uns mehr als vierzig von unserm Volk darauf gegangen, noch mehrere aber annoch krank waren, änderte sich das Wetter. Wir bekamen aufs neue einen starken Südost, vermittelst welchem wir bereits in zween Tagen ungefehr unter dem 196sten Grad der Länge die Linie durchschnitten. Wir richteten darauf unsern Lauf nach China, und da wir diesen guten Wind noch einige Tage behielten; so kamen wir endlich zwischen eine Menge von Inseln, die unsere Fahrt gefährlich machten, und uns zu aller möglichen Vorsichtigkeit anreizten. Der Wind änderte sich endlich, als wir in dem zehnten Grade nördlicher Breite und im 170sten der Länge waren, und wir bekamen einen starken Nordost. Dieser verhinderte, daß wir nicht nach China kommen konnten, sondern wir waren genöthiget, unsere Fahrt zu ändern, und zwischen den philippinischen und molukkischen Inseln durchzugehen, worauf wir die Strasse Sonda durchseegelten. Daselbst begegnete uns aber ein verdrieslicher Zufall.

Wir geriethen zwey holländischen Kriegsschiffen in die Hände, die uns anhalten wollten, unter dem Vorwandte, daß es der ostindischen Kompagnie entgegen sey, wenn sich alhier ein anderes als ein holländisches Kompagnieschiff sehen lasse.

Wir

Wir hingegen verlangten mit Recht, ſie ſollten uns die gehörige Ehre erzeigen, und nicht nur die Seegel ſtreichen, ſondern auch ihres verwegenen Vertragens wegen uns gehörige Erſetzung thun; weil ſie ein königliches großbrittanniſch es Orlogſchiff überall zu reſpectiren hätten, zumal nach dem letztern Friedensverträgen. Die Holländer wollten allerhand Einwürfe dagegen machen, allein, der Commandeur verſtand die Sache ganz anders; er lies, da ſie uns nicht wollten zufrieden laſſen, ſeinem Begehren auch nicht Gnuge leiſten wollten, ſondern immer verwegener wurden, einige Kanonen löſen, die den Holländern einige Seegel durchlocherten. Es ſchien, ſie hätten auf eine ſolche Loſung nur gewartet, denn ſie gaben uns ſofort auf einmal die ganze Lage. Allein, der Commandeur hatte ſich dieſes bereits vorgeſtellet, und daher ſeine Einrichtung darnach gemacht. Er wußte ihre Kanonen ſo wohl auszuweichen, und ihnen hingegen ſolche Gegenartige wieder zu geben, die eine erſtaunende Wirkung thaten. Sein Augenmerk war vornemlich Segel und Maſten. Und dieſe wußten ſeine Kanonier auch ſo wohl zu faſſen, daß die holländiſchen Schiffe dadurch erbärmlich zugerichtet wurden. Dieſe Kanonade wiederholte er noch ein paarmal, und ebenfalls mit guter Wirkung. Die Feinde ſteckten darauf die weiſſe Fahne aus, lieſſen die wenigen Seegel, die aber ganz verdorben waren, fallen, und baten um Verzeihung. Unſer Commandeur ließ darauf die holländiſchen Kapitäns auf ſein Schiff kommen, gab ihnen einen heftigen und wohlver-

dien-

dienten Verweiß, mit dem Vermelden, daß er nun das gröſte Recht hätte, ihnen als Seeräuber zu begegnen, sie zu Gefangenen zu machen, und ihre Schiffe in den ersten Hafen aufzubringen. Sie gaben darauf gute Worte, und erkannten ihre Fehler. Da nun der Commandeur sich nicht mit ihnen belästigen wollte: so ließ er sie endlich von sich, doch drohte er ihnen, die Sache in Engelland und Holland anhängig zu machen; damit sie ihn nicht umsonst angehalten und überfallen hätten. Sie gelobten darauf, alles zu thun, was der Commandeur von ihnen verlangen würde, nur bäten sie ihn, die Sache alsdann ruhen zu lassen. Nachdem sie ihm nun das verschossene Pulver ersetzet, und seinem Aufenthalt bestens vergütet hatten: so ließ er sie endlich friedlich von sich. Wir seegelten darauf nach einem nächst gelegenen Hafen in Sumatra, woselbst wir uns mit frischen Lebensmitteln und mit Wasser versahen, und darauf unsere Reise nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung mit gutem Winde antraten.

Wir hatten das Glück dieses berühmte Vorgebürge eher zu erreichen, als wir hoffen konnten, und so bald wir uns daselbst aufs neue mit den nothwendigsten Dingen versehen hatten, seegelten wir ohne Aufenthalt nach Europa. Wir hatten auch endlich das Vergnügen, Europa zu sehen, und das spanische Meer glücklich zu erreichen. Allein ein Sturm verschlug uns, und verursachte, daß wir um Irrland und Schottland laufen, und endlich in Bergen in Norwegen, um uns zu erholen, anlegen mußten. Daselbst nahm ich von dem

dem Commandeur Abſchied, ſetzte mich auf ein dänisches Schiff, und kam im Nov. des 1678ſten Jahres glücklich in Kopenhagen an. Daſelbſt erfuhr ich, daß meine Mutter geſtorben war, und mir ein Vermögen beynahe von 9000 Rthlr. hinterlaſſen hatte. Hierauf entſchloß ich mich, in * * eine eigene Handlung anzufangen. Zu dem Ende reiſete ich unverzüglich dahin, richtete meine Sachen gehörig ein, und darauf that ich in meinen Verrichtungen eine Reiſe nach Holland und Engelland, durch welche ich meinem Handlungsgeſchäften einen ſolchen Schwung gab, daß ich endlich einer der anſehnlichſten Kaufleute ward, und dadurch zu dem wichtigen Vermögen gelangte, daß ich mein Leben in Ruhe zubringen konnte.

* * *

Auf dieſe Art endigten ſich die Begebenheiten meines Vaters, die ich mit nicht geringer Verwunderung durchgeleſen hatte. Mein wertheſter **Mentor** ward ebenfalls dadurch nicht wenig gerühret, und wir entſchloſſen uns darauf, die Vorſchläge des Seeoffiziers, der heute mit uns ſpeiſen ſollte, anzunehmen, und darauf unverzüglich nach Engelland zu gehen. Da nun der Vormittag über dem Leſen meiſtens verfloſſen, und es faſt Mittag war, ſo lieſſen wir uns ankleiden, und erwarteten unſern Gaſt. Wir waren auch kaum in Ordnung, als er ſich einfand.

Ueber Tiſche kamen wir auf den Vorſchlag zu reden, den er uns gethan hatte, und wir erklärten uns, daß wir geſonnen wären, nun mit eheſten nach Engelland zu reiſen. Wir baten ihn daher,

er mögte diesfalls an seine Correspondenten schreiben, und ihnen von uns einige Nachricht ertheilen, die uns zu ihrem Vertrauen gegen uns, und zu unseren Vorhaben dienlich seyn konnte. Er bezeugte uns seine Freude darüber, und versprach, mit der ersten Post unserm Verlangen Genüge zu leisten. Da der Winter bereits heranrückte: so war unser Vorsatz, bis gegen das Frühjahr noch in Kopenhagen zu bleiben, und uns diese Zeit, in Ansehung einer gründlichern Kenntniß der Seefarth, nützlich zu machen. Unser gemeinschaftlicher Freund lobte diesen Entschluß, und er schafte uns hernach die beste Gelegenheit, diesen Endzweck zu erreichen. Und wir erwarben uns auch diesen Winter über eine ganz gegründete Einsicht in das Seewesen, vornehmlich in die Kunst, ein Schiff zu regieren, sich nach allen Winden zu richten, den Grund der Meere und die Beschaffenheit desselben zu beurtheilen, die Seekarten vollkommen zu verstehen, und überhaupt in allen einem Seefahrenden nöthige Wissenschaften.

Unser Freund hatte binnen der Zeit Briefe von seinen Correspondenten erhalten; allein es äusserten sich Schwierigkeiten, aus denen wir glaubten, wir würden den bevorstehenden Sommer in Engelland verbleiben müssen. Doch wir kehrten uns nicht daran, sondern so bald das Wetter gelinde ward, so setzten wir uns vor, nach Hamburg zu reisen, um daselbst unser wenigen Vermögens wegen einige Einrichtung zu besorgen, und wo möglich alle unsere Gelder mit nach London zu nehmen. Der Tag unserer Ab-

Abreiſe war auch bereits angeſetzt, als uns ein gefährlicher Zufall von der Ausführung unſers Vorſatzes abhielt.

Man wird ſich erinnern, daß ich bereits oben Erwähnung gethan, wie zween Franzoſen ſich in meiner Abweſenheit in meiner Wohnung nach mir erkundiget hatten. Ich hatte mir zwar alle Mühe gegeben, einige Nachricht von ihnen einzuziehen, allein, ich hatte gleichwol nichts weiter von ihnen erfahren können. Endlich, da ich nichts mehr von ihnen hörte: ſo ward ich ſicher, und glaubte, meine Feinde hätten die Hoffnung aufgegeben, mich auf eine ihnen gelegene und ſichere Art anzutreffen. Ich hatte mich nemlich beſtändig eingezogen gehalten, und wenn ich ja ausgieng, ſo war ich niemals ohne Begleitung. Kam ich des Abends nach Hauſe, ſo war ich ebenfalls niemals ohne Begleitung. Und auf dieſe Art verfloß der ganze Winter. Den zwölften Merz hatte ich zum Abſchiede eine kleine Luſtbarkeit auf dem Lande angeſtellet, denn ich wollte ein paar Tage darnach nach Hamburg reiſen. Ich hatte dazu zween oder drey gute Freunde gebeten, die alle Seeofficiers waren. Wir ritten des Morgens, bey ſehr angenehmen Wetter, vors Thor, um uns in der Gegend des Thiergartens zu erluſtigen, und eine des Tages zuvor von mir beſtellte Mahlzeit in einem gewiſſen Hauſe einzunehmen. Wir kamen bey guter Zeit hinaus, und das Wetter lockte uns ins Holz. Wir ſpazierten darinnen ein paar Stunden herum, bis wir glaubten, es würde Tiſchzeit

seyn. Ich war mit einem meiner Gäste etwas zurück geblieben, mein **Mentor** aber gieng mit denen andern voraus. Indem wir nun durch ein dickes Gebüsche giengen, hörten wir dichte hinter uns ein Geräusche. Wir meynten, es würde etwa ein Stück Wild seyn, welches durch unser Vorbeygehen rege gemacht würde; doch dreheten wir uns um, um darnach zu sehen. Doch indem wir uns umdreheten, geschah ein Schuß, und die Kugel pfief mir bey den Ohren vorbey. Unsere voraus gegangenen Freunde kamen, da sie diesen Knall hörten, eilends zurück, um sich zu erkundigen, was er zu bedeuten hätte? Wir wußten so wenig davon zu sagen, als sie. Daß es auf einen von uns gemünzet gewesen, konnten wir gar leicht begreifen. Mein **Mentor** und ich erinnerten uns auch unverzüglich derer Franzosen. Wir hielten es darauf nicht für rathsam, uns länger im Holze aufzuhalten; wir kehrten daher in einiger Bestürzung ins Haus zurück. Wir schickten darauf unsere Bedienten ins Holz, um hin und wieder herum zu schweifen, und zu sehen, ob sie keine unbekannten Leute antreffen könnten. Sie kamen aber nach einigen Stunden zurück, ohne daß sie jemanden bemerket hatten.

Wir hatten uns inzwischen zu Tische gesetzet, und ungeachtet wir einigermassen zerstreuet waren, so machte uns ein gutes Glas Wein endlich wieder munter. Wir vergassen zuletzt alle Gefahr, und tranken verschiedenermale auf eine glück-

liche Reiſe tapfer herum. Endlich erinnerte mein Mentor mich heimlich, wo wir noch in der Stadt bey Tage zurück wollten; ſo würde es nun die höchſte Zeit ſeyn. Ich ließ daher nach, unſere Gäſte, die ſchon lange auf unſere Reiſe gedrungen hatten, weiter zu nöthigen. Wir ſetzten uns alſo auf unſere Gäule, und ritten nebſt unſern Bedienten nach der Stadt, die wir auch noch vor Abends erreichten. Unſere Gaſte begleiteten uns in unſere Wohnung, und brachten dieſen Abend bey uns völlig zu.

Als wir nun den folgenden Morgen die Begebenheit des vorigen Tages überlegten: konnten wir daraus leicht ermeſſen, daß ich wegen der Nachſtellungen meiner Feinde noch alle mögliche Vorſicht zu gebrauchen hätte. Wir überlegten daher reiflich, auf welche Art ich mich dieſer Verfolgung entziehen könnte? Wir beſchloſſen darauf, ſtatt nach Hamburg zu reiſen, unſern Weg nach Helſingör zu nehmen, unſern Heinrich aber mit völliger Vollmacht, einzucaßiren, nach Hamburg zu ſenden; in Helſingör aber wollten wir uns auf ein engliſches oder holländiſches Schiff ſetzen, und entweder gerade nach London oder doch nach Holland gehen. Dieſe vorgenommene Veränderung unſerer Reiſe aber wollten wir gänzlich verſchwiegen halten; damit ſie von unſern Feinden nicht entdecket würde. Unſere Einrichtung war nun zwar, unſerer Meynung nach, ſehr klüglich gemacht, allein der Erfolg zeigte dennoch, daß wir uns nicht genug vorgeſehen hatten, oder daß uns unſere Verfolger auf dem Fuſſe nachfolgeten.

Wir reiſeten einen Tag früher fort, als wir vorgegeben hatten, und fuhren, wie gewöhnlich, zum Weſterthore hinaus. Daſelbſt ſtund ein anderer Wagen fertig, auf den ſich unſer Heinrich ſetzte, und ſeine Reiſe nach Hamburg antrat. Wir aber fuhren darauf einen andern Weg, bis wir endlich auf den gewöhnlichen Weg nach Helſingör kamen. Wir hatten einen einzigen Bedienten bey uns, der ehemals ein Unterthan von mir geweſen, und ein recht getreuer Kerl war. Da wir uns nun bey unſerm Heinrich etwas aufgehalten hatten, auch erſt gegen Mittag aus der Stadt gefahren waren; ſo fieng es bereits an, dämmerig zu werden, als wir ungefehr Rungſtädt, ein Dorf zwiſchen Kopenhagen und Helſingör erreichet hatten. Wir ſchickten daher unſern Bedienten

in das Wirthshaus, um zu vernehmen: ob wir dieſe Nacht daſelbſt bleiben könnten? Unſer Kerl kam mit der Antwort zurück, daß es nicht wohl angehen könnte; denen alle ihre Kammern wären beſetzt, weil ſich der königliche Hof gegenwärtig in der Nähe befände, und verſchiedene Hofbediente darinn einquartiret wären. Wenn wir uns aber mit zween Fremden, die allem Anſehen nach Franzoſen wären, und eine bequeme Kammer mit drey Betten innen hätten, vergleichen könnten; ſo könnte es noch einigermaſſen angehen. Wir wollten nicht gerne im Dunkeln weiter fahren, weil uns ohne dieß die Wege nicht recht bekannt waren; daher mußten wir es uns gefallen laſſen, dieſe Nacht auf die vorgeſchlagene Art zuzubringen. Wir kamen ins Wirthshaus, wo man uns in eine Kammer führte, in welcher wir zween unbekannte Franzoſen antrafen, die auf unſer Erſuchen und den Vortrag einer ſehr freundlichen Wirthinn ſich es gefallen lieſſen, dieſe Nacht ihre Kammer mit uns zu theilen. Wir ſpeiſeten auch mit einander, und da beyde ſehr lebhaft waren: ſo brachten wir den Abend ſehr vergnügt zu. Wir konnten aber nicht klug aus ihnen werden, denn ungeachtet ſie ſich für Kaufleute ausgaben, ſo hatten wir doch Urſachen gefunden, welche einen Zweifel gegen ihr Vorgeben bey uns erregten. Gleichwohl da wir nicht befugt waren, uns um ihr Gewerbe oder um ihren Stand zu bekümmern: ſo lieſſen wir es gut ſeyn, ohne daß wir der Sache weiter nachdachten.

So bald wir merkten, daß der Tag anbrach, machten wir Anſtalt, unſere Reiſe fortzuſetzen. Unſere Franzoſen waren früher aufgeſtanden, und noch vor Tage fortgeritten, denn ſie waren zu Pferde. Wir fuhren darauf, als wir gefrühſtückt hatten, unſere Straſſe, um mit Bequemlichkeit gegen Abend in Helſingör zu ſeyn. Wir nahmen zugleich einen mäßigen Umſchweif, denn wir wollten Friedrichsburg, ein berühmtes königliches Luſtſchloß, bey dieſer Gelegenheit beſehen. Unſere Franzoſen, mit denen wir dieſe Nacht zugebracht hatten, hatten uns auch die Annehmlichkeit dieſes Weges, weil wir hin und wieder durch luſtige Gebüſche reiſen mußten, ſehr gerühmet. Dieſe Urſachen bewogen uns alſo, dieſen Nebenweg zu erwählen.

Wir kamen darauf würklich in etwas dickes Holz; allein kaum waren wir darinn hundert Schritte fortgefahren:

ſo

ſo krümmte ſich der Weg, und beugte ſich um einige Hecken von Eichen, die ſehr dicke waren. Auf einmal aber wurden wir von ſechs wohlberittenen Kerls überfallen; ſie zwangen den Kutſcher zu halten, und kamen an den Schlag der Kutſche, und die Knaeln flogen uns um die Ohren herum. Wir ſo wohl als unſer Bedienter griffen zum Gewehre, und da wir ſo wohl mit ein paar geladenen Kugelbüchſen als mit Piſtolen verſehen waren: ſo wehrten wir uns aufs beſte. Wir hatten auch das Glück, daß wir drey von dieſen Straſſenräubern übern Haufen geſchoſſen, und die übrigen drey wollten ihr Schickſaal nicht erwarten, ſondern ſie nahmen die Flucht. Doch wir waren beyderſeits nicht leer ausgegangen. Wir waren beyde gefährlich bleßiret; ich hatte einen Schuß durch den rechten Arm bekommen, und ein anderer hatte mir die linke Seite geſtreift; mein Mentor aber hatte eine Kugel an der rechten Seite über dem Fuſſe ins dicke Fleiſch bekommen, die noch darinnen ſtack, eine andere Kugel aber hatte ihm die linke Hand ſehr ſtark geſtreift. Unſer Bedienter war am beſten davon gekommen, denn er gieng ganz leer aus.

Indem wir nun mit unſern Wunden zu thun hatten, und, um das Blut zu ſtillen, Schnupftücher, Halskrauſen und was wir hatten, um ſie ſchlugen: ſo lief unſer Bedienter zu denen getödteten. Er fand, daß zweene von ihnen noch einige Bewegung hatten, und allem Anſehen nach noch lebendig waren. Der Kutſcher, der ſich von ſeinem Schrecken auch wieder erhohlt hatte, kam auf ſein Anſuchen uns zu Hülfe, und verband uns; er ſelbſt kam auch den Augenblick zurück, und meldete uns dasjenige, was er entdeckt hatte. Er ſagte auch, er hielte den Todten und den einen, der noch am Leben wäre, für die beyden Franzoſen, die mit uns in Nüngſtädt zugleich geweſen wären. Dieſes erregte unſere Neugierde, und wir wären gerne aus dem Wagen geſtiegen, wenn wir, unſerer Wunden wegen, wären vermögend geweſen, herauszuſteigen. Wir fragten darauf den Kutſcher, ob wir nicht in der Nähe ein Dorf oder einen adelichen Hof antreffen könnten? Allein, indem wir ihn darum fragten, kamen einige Holz- und Jagdbedienten zu uns, die das gewaltige Schieſſen in dieſe Gegend getrieben hatte. Da ſie nun den Todten, die zween tödtlich bleßir-

ten, unſere durchlöcherte Kutſche und uns ſelbſt ſehr ſtark bleßirt antraffen: ſo fragten ſie nach den Umſtänden dieſer blutigen Begebenheit. Der Kutſcher gab ihnen eine vollſtändige Nachricht, unſer Bedienter desgleichen; endlich fragten ſie auch uns; und ſie erhielten eben dieſe Nachricht. Darauf unterſuchten ſie die andern Verwundeten. Sie fanden, daß ſie beyde noch ſprechen konnten. Sie fragten ſie daher, was ſie dazu bewogen, uns ſo mäuchelmörderiſcher Weiſe zu überfallen? Der eine antwortete auf däniſch, dafür lieſſe er ſeinen Herrn ſorgen; er wäre ein Bedienter, der dem Befehle ſeines Herrn gefolget wäre, einen Schelm erſchieſſen zu helfen, der, wie er nicht anders wüßte, ſeinen Herrn beleidigt hätte. Als ſie darauf den andern fragten: ſo antworte er franzöſiſch: man ſollte ihm nur das Leben ſchenken, ſo wollte er alles bekennen. Der eine, der ein Holzförſter war, verſtund franzöſiſch und dieſer redete ihm daher beherzt und nachdrücklich zu. Allein, eine heftige Ohnmacht, die mich und meinen Mentor zugleich befiel, verhinderte, daß wir weder die Ausſage dieſes Elenden, noch alles andere, was nachher mit uns vorgieng, hören und empfinden konnten; und wir mußten ſehr lange in dieſer Unempfindlichkeit zugebracht haben; denn als ich mich wieder erhohlte, befand ich mich in einem anſehnlichen und köſtlich ausgezierten Zimmer. Aber in welche Betrübniß ward ich geſetzt, als ich nach meinen Freunde, meinen geliebten Mentor, dem Herrn Slegaard fragte, und ich eine ſo ungewiſſe und undeutliche Antwort erhielt, die mich auf die Gedanken brachte, er wäre todt, und ich würde ihn folglich auf ewig verloren haben!

Der heftige Schrecken, in welchen mich dieſe vermeynte Nachricht geſetzt hatte, machte eine ſolche gewaltſame Bewegung in meinem ganzen Körper, daß meine Wunden, die man unter meiner Ohnmacht verbunden hatte, wieder aufſprangen. Ich ſchwamm in Blute, meine Kräfte verlieſſen mich, und nun glaubte ich, meinen verlornen Freund in der Unſterblichkeit zu umarmen. Ich fiel in eine ſo gefährliche Ohnmacht, daß alle Umſtehende an meinen Leben gänzlich zweifelten.

Ende des erſten Theils.

Der

dänische Avanturier.

Oder des

Herrn von R.

eines gebohrnen Dänen
und Verwandten des berühmten Engelländers,
Robinson Crusoe,
wunderbare

Begebenheiten

und

Reisen

nach Frankreich, Oſt- und Weſtindien
und in die Südſee,
gröſtentheils von ihm ſelbſt in däniſcher Sprache beſchrieben,
nach ſeinem Tode aber
ins Deutſche überſetzet und herausgegeben
von
Oluf Friederich Jakob Jakobſen.

Zweyter Theil.

Frankfurt und Leipzig,
1752.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Vorbericht

des

Herausgebers.

Hiermit liefere ich meinem Verſprechen zufolge die Fortſetzung und den Schluß der Begebenheiten des Herrn von N. Ich glaube auch dieſer Theil werde den Beyfall der Leſer

erhalten. Besondere und abwechselnde Zufälle so wohl als eine gute Sittenlehre sind der Inhalt dieses Werks, vornehmlich aber dieses Theils. Doch ich will allhier nichts weiter davon beybringen, weil ich am Ende desselben einige Anmerkungen hinzu gethan habe, die sonderlich den Nutzen dieses Buches überhaupt betreffen.

Ich muß aber allhier erinnern, daß ich der Kürze wegen, und diesen Theil nicht allzuweitläuftig zu machen, verschiedenes abgekürzet, wie ich auch solches am Ende des neunten Buches angemerket habe. Doch habe ich diese Abkürzung nur bey solchen Stellen vorgenommen, wo sie füglich, und ohne die

Geschich-

Geſchichte dunkel und unordentlich zu machen, geſchehen konnte.

Hiernächſt bedaure ich, daß der Verfaſſer keine umſtändlichere Nachricht von den Setukiribanen mitgetheilet hat, da er ſich doch eine ziemliche Zeit in dem Lande derſelben aufgehalten. Hätte der Herr Slegaard länger gelebt: ſo würde ich ohne Zweifel aus ſeinen mündlichen Nachrichten dieſe Lücke haben ausfüllen können. So iſt es auch Schade, daß er ſich um die Südländer und um die andern Völker, bey denen er gelandet hat, nicht ausfürlicher bekümmert, ſondern durch ſeine Unvorſichtigkeit die Känntniß derſelben verſäumet hat.

Ferner muß ich meine Leſer erſuchen, folgende Druckfehler, die ich bey flüchtiger Durchleſung des Abdrucks des erſten Theiles wahrgenommen habe, weil ſie dem Verſtande entgegen ſind, folgendermaſſen zu verbeſſern:

Seite.	Zeile.			
12.	12.	an ſtatt:	muß	lies: mußt
51.	7.		ſeaen	ſehen
	20.		Paris	Strasburg
71.	13.		lieben	lieber
83.	8.		allen	alle
92.	20.		dem	den
117.	20.		Regungen	Regungen nicht gänzlich
124.	32.		Tugend der	Tugend, die
126.	17.		ihre	ihrer
128.	7.		und	aus
129.	4.		wunderſprechendes	wiederſprechendes
135.	17.		nur	mir
139.	5.		verlangte	erlangte
151.	29.		ihr	mir
157.	16.		die	ſie
	25.		dadurch	da doch
180.	9.		Nein,	Nun,

Seite.

Seite.	Zeile.			
186.	31.	anſtatt: immer	lies.	meiner
210.	25.	mir		wir
213.	8.	mir		nur
218.	20.	Verſtellung		Vorſtellung
224.	24.	ſeine		meine
226.	31.	nehmen		rechnen
243.	10.	ich wollte		ſie wollten
255.	14.	mir		wir
270.	17.	unterſen		unterwerfen
271.	19.	warte		wartete
275.	7.	auſſeror-dentlich		auſſerordent-lich eilfertig,
291.	7.	beſchäme		ſchämte
296.	9.	machtete		verachtete
299.	19.	unterbro-chener		ununterbro-chener
319.	25.	würdigen		windigen
338.	2.	ſehr		ſehe
361.	10.	fürtreflich-ſte		nachdrück-lichſte
369.	7.	Freundes		Feindes
392.	2.	Ich		Ich rief
396.	11.	ſo iſt es ein		ſo iſt ein
398.	13.	Cantore		Contore
	20.	Cantor		Contor
402.	23.	anſehnlichen		anſehnlichern
409.	13.	Ehre nicht entgegen		Ehre entgegen
410.	16.	einen		keinen
412.	15.	Jemingron		Jemington
	24.	war		warf

Seite.

Seite.	Zeile.		
415.	15.	an ſtatt: befanden	lies: befinden
421.	18.	ausgelaufen	eingelaufen
423.	28.	lange	bange
434.	5.	meiſters	meiſtens
	11.	dritten	dicken
434.	12.	in welches der	in welches es der
435.	10.	muß	meiſt
438.	25.	Abſiche	Abſchriſt
444.	12.	Keller	Korn
478.	6.	nachher	näher
487.	29.	Megen	Menge
491.	9.	nur	mir
	12.	mir	nur
499.	16.	Roſen	Raſen
527.	13.	um	nun
530.	14.	denn	und
541.	8.	von	vor
549.	2.	der	die

Schließlich empfehle ich dieſes Werk und mich der Gewogenheit meiner Leſer. Geſchrieben in Strasburg, den erſten März, 1752.

Achtes

Achtes Buch.

Nachdem man mich endlich mit vieler Mühe und Vorsicht wieder ermuntert und meine Wunden aufs neue verbunden hatte, ich auch dadurch wieder zu mir selbst kam, und anfieng, alle Gegenstände zu unterscheiden, ward ich von einer solchen Freude durchdrungen, die beynahe eine neue gewaltsame Veränderung verursacht hätte. Ich ward nämlich mit ausserordentlichem Vergnügen gewahr, daß ich mich in den Armen meines lieben **Mentors** befand. Ich sahe daher nur ihn, und ich hörte nur darauf, was er mir sagen würde; denn vor grosser Entzückung, und vielleicht auch noch aus

Schwachheit, war ich nicht vermögend, weder ein Wort heraus zu bringen, noch andere, um unſer Bette ſtehende, Perſonen zu betrachten. Geben ſie ſich zufrieden, und ſchonen ſie ihres Lebens und ihrer Geſundheit! rief mein Freund. Ich lebe noch, und ich bin, ſowohl als ſie, durch die Vorſorge gegenwärtiger unſerer Wohlthäter, auſſer Gefahr. Ach! mein werther Freund! ſagte ich darauf mit matter Stimme, wie glücklich bin ich, daß ich ihres Lebens verſichert bin! Zugleich warf ich meine Augen auf die Umſtehenden! Ich erblickte einen anſehnlichen alten Herrn, deſſen Anſehen mir eine groſſe Ehrfurcht gegen ihn einflößte; ihn umgaben einige andere unbekannte Perſonen, und ein paar Wundärzte, die alle ihre Vorſorge auf mich, und meinen **Mentor**, richteten. Einer dieſer letztern ſagte darauf zu mir und zu meinem Freunde: Beruhigen ſie ſich! ſie ſind nun, GOtt Lob! auſſer Gefahr. Sie ſollen nicht über vierzehn Tage das Zimmer hüten, wenn ſie ſich nur noch etwa vier und zwanzig Stunden des Redens und der Bewegung enthalten wolten; nachher können ſie ſich aller Freyheit bedienen, die nur ein Patiente in ihren Umſtänden verlangen kann. Ihre Wunden ſind nur Fleiſchwunden, und gar nicht ſo gefährlich, daß ſie nicht ſolten in kurtzen geheilet ſeyn, wenn ſie nur unſerm Rathe folgen wollen. Und da man geſehen, wie ſehr ſie beyde, einer um den andern, beſorgt waren: ſo hat man ſie in ein Zimmer gebracht, damit nicht die Furcht ihrer Geſundheit

nach-

nachtheilig seyn möge. Diese Worte ermunterten uns beyderseits, und wir waren zugleich gesonnen, unsere Dankbarkeit zu bezeigen; allein, der alte Herr näherte sich uns, und indem er uns sehr gütig winkte, so sagte er: Meine Herren! sie sind allhier wohl aufgehoben; wenn sie einiger massen hergestellet sind, werde ich das Vergnügen haben, mit ihnen zu sprechen, und ihnen von demjenigen Nachricht zu ertheilen, was ihnen itzt dunkel ist. Sorgen sie nur für ihre Gesundheit. Meine Bedienten werden nebst diesen Männern bis zu ihrer Besserung zu ihren Diensten seyn. Hiermit verließ er uns. Als darauf die Wundärzte noch eins und das andere besorgt, und zween Bedienten befohlen hatten, was sie unsertwegen zu thun hätten, nahmen sie auf einige Stunden Abschied von uns, indem sie uns nochmals alles Reden untersagten, und uns die Ruhe anbefohlen. Nachdem wir darauf etwas stärkende Brühe zu uns genommen, geriethen wir in einen sanften Schlaf, durch den unsere Kräfte, nach unsern Aufwachen, sich sehr gestärkt befanden. Auf diese Art brachten wir die Zeit bis auf den folgenden Tag zu, ohne daß die Wundärzte nöthig hatten, uns des Stillschweigens zu erinnern; denn wir trugen diesfalls selbst, einer für den andern, Sorge, ob wir schon beyde nicht wenig neugierig waren, zu wissen, wo wir uns befänden, und auf welche Art wir hieher gekommen waren?

Nachdem nun des andern Tages die Wundärzte unsere Wunden zu gehöriger Zeit wieder besichtiget, und aufs neue verbunden hatten, erlaubten sie uns endlich, zu sprechen, doch mit einiger Einschränkung, und daß wir uns insonderheit aller heftigen Gemüthsbewegungen enthalten sollten. Diese Erlaubniß war uns sehr angenehm; weil wir nunmehr Hoffnung hatten, ein näheres Licht in unsern dunkeln Umständen zu erhalten. Wir fragten darauf nach unsern Bedienten, und als man ihn gerufen hatte, die fremden Bedienten aber merkten, daß wir allein seyn wolten, und uns daher verliessen, befahlen wir ihm, uns zu erzehlen, was seither mit uns vorgegangen war? Er erzehlte uns darauf dasjenige, was nach dem mörderischen Ueberfalle bis auf unsere Ohnmacht vorgefallen war, und was ich bereits am Ende des vorigen Buches aufgezeichnet habe. Hierauf wolte er, zu erzehlen, fortfahren; allein, indem beehrte uns unser gütiger Wohlthäter mit seinem Besuche; und dieser Besuch unterbrach die Erzehlung unsers Bedienten.

Dieser Herr näherte sich dem Bette, und erkundigte sich auf eine leutseelige Art nach unserer Gesundheit. Da uns nun schon seine ehrwürdige Miene eine grosse Ehrfurcht gegen ihn einflösset hatte, so wurde diese durch gewisse Merkmale eines hohen Standes, die wir an ihm erblickten, noch mehr vergrössert; alles dieses verursachte, daß wir ihm, ob wir ihn schon noch nicht näher kannten, wegen so vieler uns erzeigten Gnade aufs Demüthigste danken wolten;

Allein,

Allein er verhinderte uns selbst daran. Er fiel uns ins Wort, und bat uns, davon stille zu schweigen, und vielmehr mit seiner Landwirthschaft, der ein grosser Theil der Bequemlichkeiten mangelte, vorlieb zu nehmen. Nachdem er sich bey uns niedergesetzt hatte, bezeugte er uns seine Freude über unsere Besserung, und wünschte uns zugleich Glück, daß wir unsern Feinden, die alle Vortheile der Menge und des Ortes gehabt hätten, so muthig und so geschickt, (wie es ihm, zu sagen, beliebte,) entgangen wären. Er setzte hinzu: wir würden, wenigstens von diesen Meuchelmördern, nichts mehr zu befürchten haben; indem sie bereits sämtlich die verdiente Strafe durch unsere Gegenwehr erhalten hätten; ob sie schon billig eine härtere Strafe durch den Arm der Gerechtigkeit verdienet gehabt. Wir antworteten ihm hierauf sehr verbindlich, und in den Ausdrücken der Ehrerbietung und der Dankbarkeit. Nachdem er nun wohl eine Stunde bey uns zugebracht hatte, verließ er uns mit den aufrichtigsten Freundschaftsversicherungen. Als er uns nun verlassen hatte, und wir unsern Bedienten wieder gerufen hatten, und mit ihm allein waren, befahlen wir ihm, in seiner angefangenen Erzehlung fortzufahren. Er folgte unserm Befehle, und erzehlte uns folgende Umstände:

Indem, fieng er an, der Holzförster, der sehr gut Französisch sprach, den verwundeten Mörder, aufs nachdrücklichste zuredete, nichts zu verschweigen, fielen sie, gnädige Herren!

beyde zugleich in die heftigste Ohnmacht. Dieses würde der Befragung einen gänzlichen Anstand gegeben haben, wenn nicht indem Se. Excellenz der Herr ** ein ansehnlicher Königlicher Minister in seinem Reisewagen angekommen wäre. Er ließ so fort halten, und fragte: wer sie wären, und was allhier vorgegangen wär? Unser Kutscher, nebst dem Holzförster, sagten ihm darauf kürzlich, was sie wusten, und da er sahe, daß ich alle Mühe, aber vergebens, anwendete, sie beyderseits zu ermuntern, muste sein Kammerdiener, der ein geschickter Wundarzt ist, mir zu Hülfe kommen. Das erste, was er besorgte, war dieses, daß er das Blut zu stillen suchte. Als dieses einigermassen geschehen war, dieselben sich aber aus ihrer Ohnmacht noch nicht erhohlten, befahlen Sr. Excellenz, sie in Dero Wagen zu setzen, und sie in Begleitung des Kammerdieners nach diesem Gute zu fahren. Inzwischen, daß man dieses verrichtete, befragte der Holzförster in Gegenwart des Ministers den Verwundeten. Worauf dieser mit röchelnder Stimme sagte: Er und sein todter Kamerade wären von dem Herzog von ** in Paris erkauft worden, den Herrn von R. aufzusuchen, und ihn, wo sie ihn fänden, in die andere Welt zu schicken. Nach vielem Herumreisen hätten sie endlich den Aufenthalt desselben entdeckt. Worauf sie ihn überall verfolgt, und endlich in diesem Holze ihn niederzuschiessen, geglaubt hätten. Da sie von dessen Reise unterrichtet gewesen wären:

so

so hätten sie noch vier liederliche Kerls gegen eine gute Bezahlung zu ihrem Beystande an sich gezogen, und mit diesen zugleich hätten sie unsere Kutsche angefallen. Dieser Bösewicht hatte kaum diese Erzehlung abstatten können, als ihn eine Ohnmacht überfiel. Man bemühete sich zwar, ihn wieder zu ermuntern; aber vergebens; denn es dauerte nicht lange, so ward man gewahr, daß er todt war. Inzwischen war der eine Kerl gleichfals abgereiset. Nachdem nun dadurch Se. Excellenz etwas mehr von ihren Umständen und von der Gefahr, in welcher sie, gnädige Herren, gewesen, erfahren hatten, verdoppelten sie ihre Vorsorge vor sie, und die Körper der Mörder überliessen sie den Gerichten. Als wir endlich auf dieses Gut gekommen, und sie, jeder in ein besonder Zimmer, gebracht waren, auch noch ein Wundarzt gehohlt worden, erholten sie sich endlich nach vieler Mühe wieder. Da man aber bemerkte, wie sehr sie beyderseits für einander besorgt waren, auch diese Sorge neue gefährliche Ohnmachten verursachte, so machte man Anstalt, sie beyde in ein Zimmer neben einander zu betten. Und diese Vorsicht hat auch ihre Wirkung gethan; denn sie sind nun, GOtt Lob! ausser Gefahr.

Dieses war die Nachricht, welche uns unser Bedienter ertheilte. Nunmehr überlegte ich mit dem Herrn Siegaard, wie wir allen künftigen Nachstellungen meiner Feinde entgehen könnten; denn wir urtheilten, daß sie ihre Ver-

folgungen nicht einstellen würden. Wir entschlossen uns daher, unsere Namen auf unserer bevorstehenden Reise zu verändern, und davon vor unserer Abreise aus Dännemark unsern Heinrich Nachricht zu ertheilen, damit er wissen möge, unter welchen Namen er uns in Holland oder in Engelland aufsuchen, und wo und bey wem er sich nach uns erkundigen sollte. Unser hoher Wohlthäter unterließ inzwischen nicht alle Vorsorge für uns zu tragen, und uns fleißig zu besuchen. Unsere Gesundheit nahm auch täglich zu, und in acht bis zehn Tagen waren wir im Stande das Bette zu verlassen. Nachdem wir so weit wieder besser waren, mußten wir alle Tage mit Sr. Excellenz speisen, und Sie suchten uns die Zeit aufs angenehmste zu vertreiben. Eines Nachmittags, als wir mit ihm nach der Tafel allein waren, bat mich dieser Herr auf eine sehr dringende Art, ihm meine Begebenheiten, zu erzehlen. Er sagte: er glaubte, sie müßten sehr sonderbar seyn, weil ich in Paris Feinde zurück gelassen hätte, die mich auch in der Ferne verfolgten. Er versicherte mich zugleich seiner vollkommenen Verschwiegenheit. Die Gütigkeiten, die ich und mein Freund von ihm seither genossen hatten, und die ungeheuchelte Freundschaft, die er uns täglich bewieß, erlaubten mir nicht, ihm sein Verlangen abzuschlagen; gleichwol fanden sich in meinen Begebenheiten solche Umstände, die mir eben nicht rühmlich waren, und die gleichwol zum Zusammenhan-

ge derselben gehörten. Endlich, da ich seiner Aufrichtigkeit überzeugt war, entschloß ich mich, mich zu überwinden, und meinen Mentor zu ersuchen, die Erzehlung, die man verlangte, meinetwegen über sich zu nehmen. Dieser Freund war dazu willig, ich aber bat mir bey unserm Gönner aus, mich inzwischen in den Garten zu begeben, und die Zeit daselbst mit Lesen zuzubringen. Ich entfernte mich darauf, und ließ beyde allein. Worauf mein Mentor diesem Herrn meine Historie aufs kürzeste erzehlte. Doch brauchte er die Vorsicht, einige Kleinigkeiten zu übergehen, und einige Umstände, eine andere Wendung zu geben, ohne gleichwohl die Wahrheit zu hintergehen. Er verschwieg auch die von meinem Vater erhaltene schriftliche Nachricht, die die Quelle unserer vorhabenden Reise war; und gleichfalls verbarg er ihm die Absicht, die wir bey unsrer Reise nach Engelland hatten, indem er ihm nur meldete: weil wir Lust zu Seereisen hätten; so wären wir gesonnen, von Engelland aus, dieser unserer Begierde nachzukommen, um zu versuchen, ob wir unser Glück zur See machen könnten, da es uns zu Lande so unglücklich ergangen wäre. Nach dem Schlusse der Erzehlung kamen beyde zu mir in den Garten. Se. Excellenz bezeugten mir darauf ihr Mitleiden über meine Unglücksfälle, und erbothen sich, uns mit ihrem Vorspruche bey Hofe zu dienen, und, wo wir Lust hätten, Dienste zur See zu nehmen, so versicherten sie uns, wir würden un-

fehlbar unser Glück machen. Allein, ich hatte mir meine Reise einmal allzu fest in den Kopf gesetzt, daß daher alles Zureden vergebens war. Ich bedankte mich also aufs Demüthigste, und gebrauchte dazu den Vorwand: wenn meine Feinde in Frankreich meinen Auffenthalt erfahren würden: so würde ich neuen Nachstellungen unterworfen seyn. Da ich auch annoch so viel Mittel besässe, davon einzuziehen zu leben: so wolte ich mich lieber nach Engelland begeben, und daselbst unter veränderten Namen mein Glück auf meine eigene Hand suchen. Der Minister drang darauf voritzt nicht mehr in mich; denn er glaubte, mir nach und nach eine andere Meynung beyzubringen. Ich und mein Freund wurden endlich in kurzen wieder völlig hergestellet, und wir dachten nun mit Ernst auf unsere Abreise. Wir schrieben an meinen **Heinrich**, und meldeten ihm, was mit uns vorgefallen war, und daß ich künftig den Namen **Reland**, mein **Mentor** aber den Namen **Severin** führen würde. Inzwischen hatte unser hoher Gönner in seinen Gesprächen immer Gelegenheit genommen, uns von unsern Vorsatze abzubringen und in Dännemark zu behalten; allein vergebens. Unser Vorsatz stund so fest, daß keine Vorstellungen Platz fanden. Nachdem er endlich sahe, daß wir durch nichts zu bewegen waren, erlaubte er uns endlich zu reisen, und er war zugleich so geneigt, uns mit einigen Briefen an einige Grosse in **London** zu versehen, nachdem wir ihm die

Ver-

Veränderung unserer Namen gemeldet hatten, und er auch seine Briefe darnach eingerichtet hatte. Wir nahmen endlich, mit grosser Zärtlichkeit und voller Hochachtung über seine Großmuth, und seine, uns bezeigte, Gnade von ihm Abschied. Er gab uns darauf seinen Wagen, in welchem er uns nach Helsingör bringen ließ.

Nunmehr waren wir abermals auf der Reise. In Helsingör fanden wir eben ein Schiff, welches nach **London** segeln wolte. Wir traffen mit dem Kapitän unsern Accord und segelten den dritten Tag darnach mit gutem Winde ab. Unsere Reise war glücklich, und wir kamen bereits den dritten Tag darauf auf der Themse an, und wir erreichten **London** ohne fernern Anstoß. Nachdem wir einen Tag ausgeruhet hatten, richteten wir uns nach der Addresse, die uns der Seeofficier in Kopenhagen mitgegeben hatte, und eilten, diejenige Bekanntschaft zu erhalten, die unsern Absichten gemäß war. Allein, als wir uns nach diesem Herrn, bey dem wir uns zu melden hatten, erkundigten, erschracken wir nicht wenig, als wir hören mußten, daß man ihn vor einigen Tagen, als einen Staatsgefangenen in den Towr gebracht hatte; Unsere Anschläge waren dadurch auf einmal übern Haufen geworfen worden; denn ob uns schon unser Freund in Kopenhagen noch einige andere Personen gemeldet hatte, an die wir uns zugleich halten könnten; so trugen wir doch, bey diesen kritischen Umständen, Bedencken, uns bey ihnen zu melden.

den. Es war uns zugleich lieb, daß wir unsere Namen verändert, und unsere ehmalige Bekannten in London noch nicht aufgesuchet hatten. Das erste, was wir darauf thaten, war dieses, daß wir an den Seeofficier, doch unter der Addresse an eine andere Person in Kopenhagen, schrieben, und ihm von dieser Neuigkeit, wie auch von unsern Zufällen auf der Reise und der Veränderung unserer Namen, Nachricht ertheilten. Zugleich schrieben wir an unsern **Heinrich**, mit Befehl aufs eheste nach **London** zu kommen. Nachdem wir dieses alles besorgt hatten, bemühten wir uns, die Briefe unsers hohen Wohlthaters an einige hiesige Grosse zu bestellen, und wir wurden in den Häusern derselben mit besonderer Achtung aufgenommen. Wir konnten daraus urtheilen, daß unser Gönner seinen Freunden sehr vortheilhafte Begriffe von uns gemacht hatte. Inzwischen dachten wir auch auf die Einrichtung unserer Lebensart, und auf die Erreichung unserer Absichten. Wir beschlossen endlich, um der Seereisen gewohnt zu werden, und unsere Wissenschaft durch die Erfahrung auszubessern, nach der Ankunft unsers **Heinrichs**, mit dem ersten Schiffe nach Westindien zu gehen, doch ohne uns zu irgend einer Bedienung verbindlich zu machen. Hernach wolten wir uns um einige Intressenten zu einer neuen Reise bemühen, und die Helfte unseres Vermögens anwenden, eines Schiffes habhaft zu werden; alsdann wollten wir diejenige Reise unternehmen,

men, die wir entworfen hatten. Wir zweifelten nicht, wenn wir uns durch eine Reise mehrere Erfahrung erworben, und uns dabey einigermaſſen hervor gethan hätten, einige Personen in einer ſo groſſen Stadt, als **London** iſt, anzutreffen, die Antheil an unſerm Unternehmen nehmen, und durch deren Zuſchuß wir unſere künftige Reiſe nach den Ausländern deſto beſſer einrichten könnten. Wir hatten auch nur wenige Tage nach dieſem Entſchluſſe Gelegenheit, zu einer vorläufigen Reiſe nach **Grinea** und von da auf die Engliſchen Colonien nach Weſtindien zu gelangen.

Ein gewiſſer Engliſcher Herr, an den wir von dem Miniſter Briefe gehabt, nöthigte uns des Abends zu Gaſte. Ueber Tiſche ſprachen wir von den, denen Engelländern zuſtändigen Provinzen in **Amerika**. Bey dieſer Gelegenheit ward eines Kaufmanns gedacht, der mit Zuſchuſſe einiger andern ein Schiff nach **Grinea** und Nordamerika ſchicken würde. Ich und mein Freund merkten uns den Namen dieſes Kaufmanns, vornehmlich weil man noch einige vortheilhafte Anmerkungen über ihn und ſein Unternehmen machte. Des folgenden Tages giengen wir zu ihm, und da er ein höflicher und belebter Mann war: ſo kamen wir bald zum Zweck, und wir erfuhren, daß ſein Schiff aufs Höchſte in vierzehen Tagen oder drey Wochen abſegeln würde. Er ſagte zugleich, daß das Schiff, ob es ſchon bloß zur Handlung ausgerüſtet wäre, doch mit hinlänglicher

Mann-

Mannschaft und einer Anzahl Kanonen und dazu gehöriger Munition so wohl versehen wäre, daß es einem ziemlichen Seeräuber nicht sonderlich zu achten hätte. Er freuete sich zugleich über unsern Vorsatz, diese Reise mit zu thun, und erbot sich, einige hundert bis tausend Pfund Sterling auf unsere Rechnung von uns in sein Schiff zu nehmen. Wir waren mit ihm endlich vollkommen vergnügt, und unser Schluß war fest gesetzt, diese Reise zu thun. Als wir nun hinlängliche Abrede genommen hatten, und Abschied von ihm nehmen wolten, nöthigte er uns auf den folgenden Tag des Mittags zu Tische, mit der Nachricht, er wolte uns mit seinen Schiffsofficierern bekannt machen; denn der Kapitän nebst seinem Leutenant und dem Oberkaufmanne würden alsdann bey ihm speisen. Wir nahmen seinen Antrag an, und versprachen, zu erscheinen. Als wir nach Hause kamen, fanden wir Briefe von unserm Heinrich, mit der Nachricht, daß er unfehlbar in acht oder zehen Tagen bey uns seyn würde. Dieses war uns sehr angenehm, und hub alle etwanige Hindernisse gäntzlich auf.

Des andern Tages fanden wir uns bey dem Kaufmann ein. Er empfieng uns sehr höflich, und führete uns zur Gesellschaft, die bereits beysammen war. Der Kapitän war ein Mann von gutem Ansehen, und etwa von 36. Jahren; der Oberkaufmann war etwa ein paar Jahre älter, und zeigte eine gute Miene. Beyde

waren

waren herzhaft, munter, und ungemein höflich und artig im Umgange, und wie ich sie hernach näher kennen lernete: so waren sie eben so ehrliche und aufrichtige, als geschickte, Männer. Der Oberkaufmann war mit der ältesten Tochter unseres Wirthes versprochen, die ein sehr schönes, angenehmes, und tugendhaftes Frauenzimmer, und etwa von 16. oder 17. Jahren war. Ihre jüngere Schwester war eine der schönsten Personen, die ich jemals gesehen, aber erst etwa 11. oder 12. Jahr alt. Sonst war noch in der Gesellschaft ein sehr alter Seeofficier, ein Mann der mir meist neunzig Jahr zu seyn schien, aber noch feurig und munter war, so, daß man ihm sein Alter gar nicht anmerken konnte. Sie nennten ihn Herr Commandeur. Endlich muß ich auch des Leutenants gedenken, der seine Frau bey sich hatte; Aber wie wird man sich wundern, wenn ich diese beyde nennen werde? Ihre Personen kamen mir sehr bekannt vor; sie selbst schienen bestürzt zu seyn, als sie mich erblickten. Ich gab meinem Mentor einen Wink, wobey ich bemerkte, daß er ebenfals bestürzt war. Wir verstunden einander, und liessen uns inzwischen nichts merken. Wir redeten diese beyden Personen in englischer Sprache an; sie antworteten uns in eben dieser Sprache, aber in grosser Verwirrung. Endlich ließ unser Wirth uns sämtlich aus dieser Verwirrung, indem er uns ins Speisezimmer nöthigte. Allein ich und mein Freund geriethen bald in eine grosse Verwunderung,

derung, als wir den Namen des alten Seeofficiers hörten. Unser Wirth nennete ihn den Herrn **Jennington**. Gewiß ein Name, der mir von keiner geringen Bedeutung seyn mußte; wenn man sich nur beyder vorigen Bücher, und zwar der Begebenheiten meines seel. Vaters, erinnern wird. Endlich hörte ich auch den Namen des Leutenants nennen. Aber wie sehr ward ich beweget, als man den Namen **Lisimon** aussprach? Man wird diesen Herrn bereits aus dem ersten Buche meiner Begebenheiten kennen, und zwar vornehmlich aus meinem ersten verliebten Abentheuer, das mir in L. begegnete, bevor ich nach **Strasburg** reisete. Man wird nun auch gar leicht urtheilen können, wer das Frauenzimmer war, welche allhier in **London** für seine Frau angesehen ward. Es war nämlich meine alte Geliebte, die **Lisimon** damals aus L. entführet hatte. Verwunderung, Bestürzung, Verdruß und Neugierde nahmen uns also bey dem Anfange der Mahlzeit gänzlich ein; und es war ein Glück für uns, daß wir uns gar bald wieder erhohlten, und daran waren unsere Stellen Schuld, die man uns bey der Tafel gegeben hatte. Die Wirthin, eine noch junge, schöne und belebte Frau, nahm nach Englischer Art die Oberstelle ein, neben ihr saß der alte Seeofficier; auf der andern Seite neben ihr war mein Platz, und neben mir saß die jüngste Tochter, so wie die älteste neben dem Commandeur saß; dieses Frauenzimmer hatte meinen **Mentor** zum Nachbar, so wie ihre Schwe-

Schweſter den Schifskapitän zum Nachbar hatte. Die Geſellſchaft, bey welcher wir ſaſſen, war alſo gar bald vermögend, uns aus unſerer Tiefſinnigkeit zu reiſſen. Wir fiengen an, aufgeräumt zu werden. Die jüngſte Tochter, ſo jung ſie auch war, rührte mich, und mein Freund blieb bey den Annehmlichkeiten ihrer Schweſter nicht ungerühret. Es waren unſere Gemüther daher gar bald von ganz andern Gegenſtänden eingenommen, die die erſtern Bewegungen meiſtens vertrieben. Gleichwohl aber beſchäftigte uns der Herr **Jennington** nicht wenig. Und dieſer Mann, deſſen Lebhaftigkeit ungemein war, gab uns immer neue Gelegenheit, unſer Augenmerk auf ihn zu richten. Er kam endlich auf ſeine Seereiſen zu reden. Ich und mein Freund lieſſen uns gar bald mit ihm ein, und wir entdeckten darauf ohne Mühe, daß wir uns in unſerer Meynung von ihm nicht betrogen hatten. Kurtz! es war klar, daß er der **Eduard Jennington** war, der meinem Vater ſo groſſe Dienſte gethan hatte. Gewiß meine Freude war ungemein, als ich davon überzeuget ward. Ich glaubte, durch ihn eine mehrere Gewißheit von den Begebenheiten meines Vaters, inſonderheit aber eine nähere Nachricht von der Inſel, auf welcher mein Vater einige Jahre geweſen, zu erlangen, durch welche ich dieſes wichtige Eyland, welches mir den Weg nach dem reichen Südlande zeigen ſollte, deſto gewiſſer zu finden, hoffen konnte. Und dieſe Hoffnung ermunterte mich ungemein. Ich ward luſtiger, als ich lange Zeit nicht ge-

wesen war, und meine junge Schöne, die mir so wol gefiel, und sich meines Herzens beynahe schon itzt bemeistert hätte, wuste meine Lebhaftigkeit desto mehr zu reitzen: kurz! Ich hielt eine überaus angenehme Mahlzeit, so lange, bis das Frauenzimmer uns, nach Englischer Manier, gegen das Ende derselben verließ. Alsdann ward das Gespräch allgemeiner, und unser Wirth gab darauf dem Kapitän zu erkennen, wir würden seine Reiseaefährten seyn. Dieser nebst dem Oberkaufmann bezeugten mir darüber ihr Vergnügen auf eine ungeschminkte und aufrichtige Art; der Leutenant aber ward dabey sehr unruhig, ob er sich schon zwang, ebenfalls vergnügt zu seyn. Der alte ehrwürdige **Jennington** wünschte uns darauf Glück, und bedauerte, daß er nicht noch einmal in See gehen sollte. Dieses Gespräch gab darauf Anlaß, von der Schiffarth und vom Seewesen umständlicher zu reden, und da mein Freund und ich einigermassen zu erkennen gaben, daß wir in der Kenntniß derselben nicht eben Fremdlinge wären: so erfreute sich der Herr **Jennington** darüber nicht wenig, vornehmlich da er hörte, ich hätte wohl Lust, wenn mir diese Reise glückte, nachher auf neue Entdeckungen in die Südsee auszugehen. Er drückte mir darauf die Hand, und sagte zu mir: wir müsten diesfalls einmal ins besondere mit einander reden. Ich gab ihm darauf unvermerkt zu erkennen: Ich hätte wichtige Ursachen, ihn insgeheim zu sprechen. Er bat mich also sofort, ihn morgen früh in seinem Quartier zu besuchen;

ſuchen; denn er würde übermorgen, wieder auf ſein Landaut reiſen, welches etwa 20. Meilen von **London** entfernet war. Dieſe Einladung war mir allzu angenehm, als daß ich ſie mir nicht hätte nützlich machen ſollen.

Nunmehr ſtunden wir von der Tafel auf. Unſer Wirth ſchlug uns darauf vor, etwas in ſeinen kleinen Garten, den er hinter ſeinem Hauſe hatte, zu ſpatzieren, um friſche Luft zu ſchöpfen. Die Geſellſchaft nahm dieſen Vorſchlag an. Der Leutenant geſellte ſich darauf zu dem Herrn **Slegaard**, den ich nun beſtändig, wie oben gemeldet worden, **Severin** nennen werde. Ich aber hatte mich mit dem alten **Jennington** und mit dem Kapitän in ein Geſpräch vom Seeweſen eingelaſſen; gleichwol bemerkte ich, daß ſo wohl **Liſimon** als mein Freund ſich von uns entfernten, und ich ward gewahr, daß ſie in einem ſehr ernſtlichen Geſpräche begriffen waren. Nachdem wir uns endlich genugſam erfriſchet hatten, giengen wir wieder ins Haus, wo wir den Abend vollends ſehr vergnügt zubrachten, ohne daß ich mit dem Leutenant ins beſondere geſprochen hatte.

Als wir darauf wieder in unſerer Wohnung waren, ſagte mir mein Freund; es habe **Liſimon** ihn im Garten angeredet, und ſich ihm zu erkennen gegeben. Er habe ihn zugleich gebeten, mich zu bewegen, ihn nicht zu verrathen, und ihm ſeine ehmalige ſchlechte Aufführung zu vergeben. Er habe ihn darauf inſtändigſt erſuchet, ihm zu erlauben, daß er uns des andern Tages,

oder wenn es uns gelegen wäre, allein beſuchen dörfte, weil er uns einige Nachrichten zu ertheilen hätte, die uns von ſeiner Veränderung und Aufrichtigkeit überzeugen würden. Mein Freund habe ihm darauf geantwortet, daß ſein Beſuch uns jederzeit angenehm ſeyn würde, vornehmlich da unſere Reiſe uns mit einander bald bekannter machen würde, und es nöthig wäre, mit einander Freundſchaft zu machen. Doch habe er ſich auch gegen ihn verſtellet, und geläugnet, daß er ihn jemals geſehen habe; Denn, ſagte mein **Mentor**, ich habe wohl bemerkt, daß ſein Geſicht uns nicht viel Gutes verſpricht; und beſucht er uns, ſo können wir ihn, wenn wir allein mit ihm ſind, beſſer unterſuchen, und urtheilen, ob wir ihm trauen können. Nach dieſer Unterredung, die uns etwas verdrießliches zu prophezeyhen ſchien; ſprachen wir von dem Beſuche, den wir des folgenden Morgens abzuſtatten hätten. Wir nahmen uns vor, dem Commandeur uns vollkommen zu entdecken, und ihm die Nachrichten, die mir mein ſeel. Vater hinterlaſſen hatte, zu zeigen.

Wir ſtunden darauf des Morgens ſehr früh auf; denn der alte Herr hatte uns den frühen Morgen anbefohlen. Als wir zu ihm kamen, fanden wir ihn ſchon bey ſeinem Thee und bey ſeiner Pfeife. Wir muſten ihm dabey Geſellſchaft leiſten, und darauf ein gutes Frühſtück mit ihm verzehren. Er hatte kein geringes Vergnügen darüber, als er erfuhr, daß ich der Sohn ſeines alten Bekannten war. Er erinnerte

nerte ſich aller Begebenheiten, die mir mein Vater ſchriftlich aufbehalten hatte, und er ergetzte ſich nicht wenig daran, als wir ihm die Handſchrift, die ich bey mir hatte, zeigten. Ich muſte ihm darauf einen Theil meiner eigenen Begebenheiten erzählen. Er nahm an meinen Unglücksfällen aufrichtig Theil, und er ward über die Untreue meiner Oheime ſo erzürnet, als wenn ihm alles ſelbſt betroffen hätte. Ich verſchwieg ihm auch weder meine Unglücksfälle in Frankreich, noch auch die Urſache der Veränderung unſerer Namen, die er für wichtig beſtätigte; ſo meldete ich ihm auch den Endzweck und die Abſicht meiner Reiſe. Dieſes gab ihm Gelegenheit, die Nachrichten, die ich beſaß, genauer zu unterſuchen, und mit ſeinen eigenen Bemerkungen, von der Lage der Inſel, zu vergleichen, ſo gut, als er ſich derſelben noch erinnern konnte. Allein, er war der Meynung, mein Vater würde ſich nicht verrechnet haben, und ich könnte auf die Richtigkeit ſeiner Rechnungen Staat machen. Er verſprach mir aber auch, er wollte gleichwol zu mehrerer Sicherheit ſein Reiſetagebuch, das er wohlverwahrt aufgehoben hätte, nachſchlagen, und bey meiner Zurückkunft von dieſer mir vorgeſetzten erſten Reiſe ſollten wir ihn auf ſeinem Landgute beſuchen, und mehrere Erläuterungen von ihm erhalten. Wir gaben ihm darauf unſer Bedenken wegen des Leutenants zu erkennen. Er ſagte darauf: dieſer Menſch hätte ihm niemals gefallen wollen. Er wüſte zwar, daß er ein guter Seemann wäre; allein, ungeachtet er

seit einigen Jahren einige Reise zur See mit gutem Glücke gethan hätte: so hätte er doch kein Vertrauen zu ihm, und diesfalls schon dem Herrn **Berlington**, so hieß unser Kaufmann, abgerathen, ihn auf seinem Schiffe in Dienste zu nehmen. Wir erzählten ihm auch darauf dasjenige, was mir mit ihm begegnet war, und daß ich daher Ursache hätte, mich vor ihn in Acht zu nehmen. Er versprach uns darauf, mit Fleiß daran zu arbeiten, daß wir ihn loß würden, und er wollte diesfalls seine Reise auf sein Gut lieber noch ein paar Tage aufschieben. Unter diesen Gesprächen verstrich der Morgen, und wir mußten diesfalls des Mittags mit ihm speisen. Nach Tische nahmen wir Abschied von ihm, nachdem wir ihm versprechen müssen, ihn, so lange er noch in der Stadt wäre, alle Morgen ganz früh zu besuchen, und das Frühstück bey ihm einzunehmen.

Nachdem wir in unser Quartier zurück kamen, fanden wir den Leutenant, der bereits eine Stunde auf uns gewartet hatte. Er begegnete uns ganz demüthig, und bemühete sich, unser Vertrauen zu gewinnen. Ungeachtet wir ihn nicht gerne sahen, und seiner gerne loß gewesen wären, und wir ihm auch nicht zugestehen wollten, daß wir ihn kennten: so waren wir doch gezwungen, folgende Erzählung von ihm anzuhören, die ich denn zur Erläuterung meiner, mit ihm gehabten, Begebenheit allhier so einrücken will, wie wir sie von ihm gehört haben. Sie wird uns auch den

Cha-

Charakter dieſes Menſchen deſto kenntlicher machen.

*** *** ***

Ich bin, ſagte er, in Thüringen gebohren. Meine Aeltern waren ehrliche Landleute, die ein ziemliches Vermögen beſaſſen, aber viele Kinder hatten. Ich war unter den Söhnen der Jüngſte, aber auch derjenige, welcher den Aeltern auch den meiſten Verdruß machte. Ich ward zwar zeitlich genung zur Schule gehalten, ich zeigte auch einen fähigen Kopf, allein, mein Gemüth war immer halsſtarrig und boshaftig. Als ich endlich ſo weit erwachſen war, daß ich eine gewiſſe Lebensart erwählen ſollte, erhielt mein Vater das Glück, daß ein Bruder von ihm ſtarb, der ein reicher Kaufmann in einer anſehnlichen Stadt war. Er hinterließ meinem Vater ſein ganzes Vermögen, welches von groſſer Wichtigkeit war. Meine Aeltern vertauſchten darauf das Landleben mit dem Stadtleben; und ich kam dadurch gleichſam in eine neue Welt. Kurz darauf ſtarben alle meine Geſchwiſter, und ich und eine jüngere Schweſter blieben unſern Aeltern allein zurück. Ich ſolte ein Kaufmann werden, allein, ich hatte keine Luſt dazu. Ich wolte ein Gelehrter werden, und mein Vater muſte meinem Willen folgen. Ich ſtudirte alſo, und wolte mich auf die Rechtsgelehrſamkeit legen. Ich machte aber auch meinen Aeltern durch meine niederträchtigen Streiche und durch meine Verſchwendung ſo viel Kummer, daß auch meine Mutter vor Verdruß

starb. Mein Vater brauchte zwar alle Mittel und zuweilen eine billige Strenge; aber vergebens. Ich fieng meine alten Streiche immer wieder von neuen an. Einsmahls, da ich einige Zeit war sehr strenge gehalten worden, und ich mich daher anstellte, als ob sich mein Gemüthe geändert hätte, mein Vater auch diesfalls ganz vergnügt war, und mir einige Freyheit ließ, machte ich einen Streich, der seine ganze Hofnung übern Haufen warf. Ich hatte Geld nöthig, aber dasjenige, was ich zu meinem Taschengelde wöchentlich bekam, war, meiner Meynung nach, viel zu wenig; denn die Mäßigkeit war mir beschwerlich, ich war nur der Verschwendung gewohnt. Als ich nun auf Mittel und Wege sann, meinen Vater zu berücken, erfuhr ich, daß er ein paar tausend Thaler eingenommen, und in seinem Contore stehen hatte. Ich paßte die Gelegenheit ab, und des Morgens, als mein Vater und alle im Hause noch schliefen, streuete ich ganz dürres Heu von der Schlafkammer meines Vaters an, bis durch eine Reihe Zimmer die nach dem Hintergebäude führten; denn ich konnte durch keinen andern Weg ins Contor kommen, als durch meines Vaters Schlafgemach: Darauf brennte ich das Heu vor dem Schlafzimmer an, daß also das Feuer, als ein Lauffeuer so fort durch alle Zimmer, wo das Heu ausgestreuet war, fortlief. Darauf machte ich vor der Thüre des Zimmers lärmen, und schrie: Feuer! Feuer! Mein Vater sprang in der Angst heraus, und lief dem Feuer nach, inzwischen

schlich

schlich ich mich geschwind ins Contor, und bemeisterte mich der Kasse, und entfernte mich. Ich hatte nicht vergessen, zuvor die Hausthür zu öffnen, weil ich dazu einen Nachschlüssel hatte. Als nun das Feuer gelöschet war, ward mein Vater seinen Verlust gewahr. Er wuste nicht, was er denken solte: denn die Hausthür war zu einer ungewöhnlichen Zeit offen, und er hatte gleichwol die Schlüssel dazu bey sich. Er glaubte also, es müßten Diebe gewesen seyn, die ihm diesen Streich gespielet hätten: denn so bald ich das Geld hatte, war ich, das Feuer zu löschen, am geschäftigsten. Er warf also anfangs keinen Argwohn auf mich. Allein, meine Schwester mogte scharfsichtiger gewesen seyn, und, ich weiß nicht wodurch, sie es wissen, daß ich zur Hausthür einen Nachschlüssel hatte. Dieses verursachte, daß sie mich genauer bemerkte, und endlich so viel entdeckte, daß der Dieb gar leicht zu errathen sey. Sie gab meinem Vater davon Nachricht. Er überlegte die Sache, und fand ihren Argwohn gegründet. Als ich nun den Abend darauf betrunken nach Hause kam, und mich, unter dem Vorwande, ich hätte Kopfschmerzen, ins Bette gelegt hatte, überfiel mich mein Vater im Schlafe, und visitirte meine Stube. Er fand auch noch den größten Theil des ihm entwendeten Geldes, und dieses war genung ihn, zu der Ausführung eines Endschlusses, zu bewegen, den er schon längst gefasset hatte. Da ich nun des Morgens erwachte, und meinen Verlust bemerkte, wolte ich mich aus dem Staube ma-

chen, allein, meine Stube war so wohl verwahret, daß ich unvermuthet ein Arrestante war. Inzwischen kam die Wache, und ich bekam unter einer genauen Verwahrung Stubenarrest. In diesem Zustande blieb ich einige Tage. Binnen dieser Zeit hatte mein Vater seine Anstalten gemacht, und ich ward, nach Verlauf einer Woche, in einen Wagen gesetzt, und unter einer sichern Begleitung auf eine gewisse Festung gebracht, wo man mir ankündigte, ich würde allhier so lange bleiben müssen, bis ich mich gebessert hätte.

In diesen Umständen verliefen ein paar Jahre; endlich aber, da ich die aufrichtigsten Merkmale einer vollkommenen Besserung an mir blicken ließ, erbarmte sich mein Vater über mich, und nahm mich wieder zu Gnaden an. Ich kam also nach Hause. Ich führte mich auch so auf, daß mein Vater mit mir zufrieden war. Ich aber suchte nur Gelegenheit, mich an meiner Schwester zu rächen; denn ich hatte erfahren, daß sie meinen Vater auf die Spur gebracht hatte. Binnen dieser Zeit war meine Schwester Braut geworden, und sie sollte in kurzen mit einem ansehnlichen und vornehmen Manne verheyrathet werden. Dieses Glück misgönnte ich ihr. Ich gieng daher eines Morgens aufs Caffeehaus. Ich fand daselbst einen mir bekannten Studenten, der sich ein Vergnügen daraus machte, ein allgemeiner Stadtklätscher zu seyn. Dieses brachte mich auf einen Endschluß, den ich auch sofort ausführte. Ich setzte mich ganz melancholisch

cholisch in einen besondern Winkel. Der Student war neugierig, zu wissen, was mir fehlte, er kam und suchte sich meiner Heimlichkeit zu bemächtigen; Je mehr ich nun damit zurück hielt, und je trauriger ich mich stellte, je neugieriger ward er. Endlich stellte ich mich, als ob ich ihm nicht mehr widerstehen könnte; Ich entdeckte ihm, nachdem er mir alle Verschwiegenheit angelobet hatte, mein vorgegebenes Geheimniß. Ich sagte: ich ärgerte mich, daß meine Schwester, ungeachtet sie eine so vortheilhafte Parthey thun sollte, sich gleichwol so weggeworfen, und unserer Familie einen entsetzlichen Schimpf angethan hätte. Mein Herr! sagte ich, sie ist von einem Bekanten meines Vaters schwanger * * Zugleich stellte ich mich, als ob mir der Verdruß die Sprache hemmte; ich stand auf, und verließ ihn plötzlich. Es war noch nicht Abend, so war auch die Sache in der ganzen Stadt ruchtbar. Mein Vater und meine Schwester nebst ihrem Bräutigam waren nicht die letzten, die sie erfuhren. Meine arme Schwester erschrack über diese schimpfliche Nachrede so sehr, daß sie sich zu Bette legte, in ein hitziges Fieber fiel, und den vierten Tag darauf starb. Mein Vater betrübte sich so sehr über ihren Tod, daß er ihr in vierzehn Tagen folgte.

Nun war ich mein eigener Herr; Ich war noch jung, und etwa 25. Jahr alt. Nun gieng es bunt über, und nach Verlauf von drey Jahren, war mein ganzes Vermögen meistentheils durch-

durchgebracht. Damals war es, als ich den Herrn von R. bey einem jungen Frauenzimmer in L. ausstach. Dieses Frauenzimmer nahm ich darauf so ein, daß sie mir eine ewige Treue schwur, und sich entschloß, mit mir durchzugehen. Ich hatte etwa noch ein paar tausend Thaler von meinem Vermögen übrig, dieses kaßirte ich ein. Sie rafte ihre Juwelen, und alles, was sie erhaschen konnte, zusammen; und da eben ihre Aeltern einen kranken Blutsfreund in einer nächstgelegenen Stadt besuchen musten und ihr inzwischen die Aufsicht über das Hauswesen anvertrauet hatten; so öfnete sie binnen dieser Zeit das Cantor ihres Vaters, und bemächtigte sich einer guten Summe an baaren Gelde. Ueber alles dieses, welches nebst den Juwelen und Silbergeräthe eine Summe von mehr als acht tausend Thalern betrug, entfernte sie sich unter meiner Anführung aus ihrem Hause. Ich versteckte mich darauf nebst ihr auf etliche Tage bey einer berüchtigten Kuplerinn, bis ich eine desto sichere Flucht nehmen konnte.

Binnen dieser Zeit reitzte sie mich an, dem Herrn von R. ihrem alten Liebhaber, einen Streich zu spielen; Ich war dazu gar bald willig, zumal da ich ohne dis Lust hatte, mich wegen des Streites auf dem Fechtboden an ihm zu rächen, und ich glaubte, meine Rache so einzurichten, daß ich ihn noch um eine gute Summe bringen könnte. Ich ließ daher ein paar Tage durch einen Spion alle seine Tritte und Gänge belauren. Endlich erfuhr ich, daß er

ohne

ohne Begleitung seines Hofmeisters bey einem gewissen Gelehrten Abends zu Gaste war. Es musten darauf sich zwo oder drey Hausgenossinnen der Kuplerinn in Mannskleider verkleiden, und sich mit Masken, Gewehr und Blendlaternen versehen. Zugleich nahm ich den Hausknecht, der ein Handvester Kerl war, zu mir, und nachdem ich bey einem Weinschenker, dessen Haus mir zu meiner Absicht gelegen war, eine Abendmahlzeit bestellet hatte, muste mein Spion aufpassen, um mir zu melden, wenn die Gesellschaft würde von einander gehen; ich aber verfügte mich nebst den übrigen in das Weinhaus, wo ich nebst ihnen und meiner, ebenfals in Mannskleidern befindlichen Geliebten, schmausete. Endlich bekam ich Nachricht, daß es Zeit wäre, uns auf unsern Posten zu begeben. Ich hatte mir vorgenommen, wenn der Herr von R. nebst seinen Bedienten nach seinem Hause gehen würde, ihm so lange nachzuschleichen, bis ich beyde, ohne daß es jemand bemerken könnte, aufheben, und nach dem Hause des Weinschenkens bringen könnte. Allein, es fügte sich, daß er ohne Bedienten heraus kam, und zufalliger Weise einen andern Weg nahm. Dieses kam meinem Anschlage zu statten, und ich bemächtigte mich seiner, und führete ihn an den bestimmten Ort. Wir nahmen allerley Narrenpossen und niederträchtige Streiche mit ihm vor, und da wir uns seines Gewehrs bemächtiget hatten, würden wir ihn vielleicht, meiner Absicht gemäß, eine

Ver-

Verschreibung auf eine ziemliche Summe abgedrungen haben; allein, wir wurden wider Vermuthen durch einen Lermen vor dem Hause genöthiget, ihn zu verlassen, und, nachdem wir ihn alles, was er bey sich hatte, genommen, zum Fenster hinaus in eine andere Strasse zu springen, und uns in Sicherheit zu begeben. Des Morgens darauf, so bald das Thor geöfnet ward, machte ich mich nebst meiner Liebste und dem Hausknecht aus der Stadt, und wir erreichten in ein paar Stunden unangefochten die Gränze, wo wir in Sicherheit waren. Wir hatten uns vorgesetzt, nach Holland zu gehen, und mit unsern Gelde daselbst ein Gewerbe zu treiben. Wir folgten diesem Vorsatze, und unterweges liessen wir uns durch einen Pater in Westphalen trauen, den wir durch ein geringes Geld, dazu bewogen. Wir erreichten endlich Holland, und Amsterdam war der Ort, den wir zu unserm Aufenthalt erwählet hatten.

Wir lebten auch daselbst ein paar Jahre ganz geruhig; ich hatte eine Wirthschaft angefangen, und ziemlichen Vortheil dabey. Meine Frau verursachte durch ihre Schönheit und durch ihre Gefälligkeit, daß ich überflüßigen Zuspruch hatte, und mein Vermögen dadurch sehr zunahm. Ob aber meine Frau mir dabey auch getreu blieb? dieses war mein geringster Kummer, denn ich hatte in meinem Hause immer vier biß fünf der schönsten Dirnen, welche, theils zu meiner Handthierung gehörten, theils auch meiner ausschweiffenden Neigung so zu

ſtatten kamen, daß ich mich um meine Frau nicht viel bekümmerte. Es war mir genung, daß die Vortheile, die ſie erwarb, alle in meine Kaſſe lieſen. Allein, nachdem ich etwa drey Jahr auf dieſe Art hausgehalten hatte, ward meine eingebildete Glückſeligkeit auf einmal geſtöret, und mir ein gänzlicher Untergang beſtimmet. Dieſes geſchah folgendermaſſen: Ein reicher Portugieſiſcher Jude, der meine Frau öfters beſuchte, brachte eines Abends einen ſeiner guten Freunde mit. Sie waren in Geſellſchaft meiner Frau und der ſchönſten meiner Dirnen ſehr luſtig, und der Wein und die Liebe erhitzten ihre Geiſter aufs ſtärkſte. Endlich wollte ſich der Freund meines Portugieſen mit meiner Frau in eine andere Kammer verfügen; dieſer aber ward darüber eyferſüchtig, und erhub einen gräulichen Lärmen. Der andere blieb ihm nichts ſchuldig, und endlich gieng ihr Zank ſo weit, daß, ungeachtet die anweſenden Frauensleute ſich ins Mittel ſchlugen, doch beyde Zänker Gelegenheit erhielten, an einander zu kommen. Jeder ergrif darauf ein bloſſes Meſſer, und jeder ſtach ſeinen Gegner damit in den Leib. Sie fielen ſofort beyde todt zu Boden, und meine Frau nebſt den Dirnen erhuben ein gewaltiges Geſchrey. Das Geſinde kam dazu, und der Lermen ward ſo groß, daß die Nachbarn Hauſenweis ins Haus ſtürzten. Als alles dieſes geſchah, war ich eben bey einem guten Freunde, bey dem ich ſehr oft die Zeit mit dem

Karten-

Kartenspiel zubrachte. Mein Hausknecht kam und berichtete mir, was vorgieng. Ich eilte darauf mit ein paar meiner Spielfreunde nach meinem Hause, wo wir alles in gröſter Unordnung antrafen. Die Gerichtsbedienten waren bereits angekommen, und die meisten meiner Bedienten, nebst den Dirnen, die sich bey mir aufhielten, hatten sich in dem Tumulte vor Schrecken davon gemacht, und meine Frau war auch nirgends zu finden. Zwey oder drey meiner Leute waren noch vorhanden, die aber von den Gerichtsbedienten ins Gefängniß geschleppt wurden. Als ich diesen Specktakel gewahr ward, war mein Endschluß, mich zu entfernen, so fort gefaßt. Ich gieng daher, ohne mich lange aufzuhalten, mit meinen Begleitern zurück, und indem ich ins Haus kam, fand ich meine Frau, die, mich aufzusuchen, dahin geflüchtet war. Sie hatte eine Chatoulle mit 6000 Gulden und einigen Juweelen mit genommen, und das war es auch alles, was wir von unserm Vermögen in Sicherheit gebracht hatten. Wir hielten uns diese Nacht und den folgenden Tag verborgen; allein, den darauf folgenden Tag kam mein Hausknecht, den ich auf Kundschaft ausgeschicket hatte, mit der Nachricht zu uns: Man habe ausser drey Personen von meinem Gesinde noch ein paar Dirnen eingezogen, deren Aussage unsre ganze Lebensart verrathen, und verursacht hätte, daß man auf uns lauerte, um uns gleichfalls einzuziehen. Auf diesen Bericht säumten wir uns nicht lange. Wir hatten

ten Nachricht, daß ein Engliſches Schiff, deſſen Kapitän uns oft beſucht hatte, in bevorſtehender Nacht unter Seegel gehen würde. Ich ſchickte ſo fort zu dem Kapitän, und erſuchte ihn vor mich, meine Frau, und meinen Bedienten um eine Freyſtadt auf ſeinem Schiffe, und mich mit dahin zu nehmen, wohin er auch ſegeln würde. Ich erhielt, was ich verlangte, und nachdem ich mich und meine Frau im Geſichte ſo unkenntlich gemacht hatte, als es möglich war, eilte ich nebſt meinem alten Hausknecht, der meine Chatoulle und einiges anderes Reiſegeräthe trug, in den Hafen. Ich fand ein Boot, uns aus Schiff zu bringen; aber wie erſchrack ich? als ich meinen Kerl mit dem Gelde nicht fand; Ich wartete auf ihn, aber vergebens. Dieſer Schelm hatte unfehlbar von meinem Unglücke ſeinen Nutzen gezogen, und ſich mit dem Reſte meines Vermögens unſichtbar gemacht. Endlich als ich ſahe, daß ich vergebens wartete, die Angſt, entdeckt zu werden, auch dazu kam, ſetzte ich mich mit meiner Frau ins Boot, und ruderte ans Schiff, welches gleich nach meiner Ankunft den Anker lichtete, und in See gieng. Ich erzählte den Kapitän in gröſter Betrübniß mein Unglück und meinen letztern Verluſt. Er tröſtete mich, ſo gut er konnte, und ſagte: ich müſte verſuchen mein Glück zur See zu machen, da es auf dem Lande mich verlaſſen hätte. Sein Lauf gieng nach Portugall; von da ſeegelte er nach Grinea, worauf er nach Portsmuth zurück kehrete. Da einer ſeiner

Officiers unterwegens starb, so gab mir der Kapitän seine Stelle, nachdem er bey einigen Gelegenheiten gesehen, daß ich mich zum Seeleben sehr gut schickte.

Von dieser Zeit an, bin ich jederzeit ein Seemann gewesen, und ich habe auf unterschiedenen Schiffen für Leutenant gedienet. Meine Frau hat sich auch gänzlich geändert. Sie lebet tugendhaft, und ihre Treue gegen mich, ist so vollkommen, als sie vorzeiten ausschweifend gewesen. Anitzt freuet es mich nicht wenig, daß ich das Vergnügen haben soll, mit ihnen, meine Herren! unter Seegel zu gehen, und ich werde mich bemühen, die ihnen ehemals zugefügten Beleidigungen, durch eine wahre Reue und durch meine aufrichtigen Dienste zu ersetzen; denn sie mögen sich vorstellen, wie sie wollen, so bin ich doch allzuwohl versichert, daß ich dem Herrn von R. und dem Herrn Slegaard meine unglücklichen Begebenheiten erzählet habe.

Hiermit beschloß Lisimon seine Erzählung, die uns aber einen desto grössern Abscheu gegen ihn und seine schändliche Frau bey brachte. Wir stellten uns inzwischen an, als ob wir mit seiner Aufrichtigkeit vergnügt wären, und inskünftige als gute Freunde mit einander leben würden. Wir wendeten darauf nothwendige Geschäfte vor, welches ihn bewog, uns zu verlassen. Kaum aber war er von uns gegangen, als wir durch die Ankunft unsers Heinrichs gar sehr erfreuet wurden. Er kam früher, als wir ihn

nach

nach seinen letztern Briefe erwarteten; und dieses war uns desto angenehmer. Er stattete uns noch diesen Abend Bericht von seinen Verrichtungen ab, und händigte uns Wechselbriefe an ein paar Kaufleute in **London** ein, deren einer just unser Herr **Berlingron** war. Wir hatten nun unser sämtliches Vermögen bey uns, und es belief sich, nachdem wir verschiedene Juwelen und andere Kostbarkeiten, ausgenommen diejenigen, welche ich von meiner erblaßten Geliebten erhalten, zu Gelde gemacht hatte, annoch überhaupt auf 20000. Reichsthaler. Der Wechsel, den ich von dem Herrn **Berlingron** zu heben hatte, belief sich auf 10000. Thaler. Diese Summe beschlossen wir, diesem Kaufmanne als einen Einsatz in sein Schiff, doch auf unsere Rechnung anzutragen, die übrigen 10000. Thaler aber anderwärts auf Renten auszusetzen, damit wir sie, wenn etwa unsere Reise nicht glücklich wäre, zum Hinterhalte hätten.

So bald wir des folgenden Morgens das Bette verlassen hatten, eilten wir zu unserm Commandeur. Es war ihm lieb, daß wir seinen Willen nachkamen, und ihn abermals besuchten. Nachdem wir unsere Pfeiffen angezündet, gaben wir ihm von dem Besuche des Leutenants Nachricht. Wir erzählten ihm sein Leben, so wie er es uns selbst erzählt hatte. Nein! sagte er darauf: ich habe es längst gedacht, der ganze Kerl taugt nichts; wenn sie mit ihm zu Schiffe gehen würden, so würden sie unstreitig

Gefahr laufen, man muß diesen Umständen vorbauen. So bald wir gefrühstücket haben, will ich den Herrn **Berlington** besuchen, und der Sache eine andere Gestalt geben. Es fügt sich ohnedieß anitzt, daß ich diesem **Lisimon** auf ein anderes Schiff helfen kann, und will er seinen Posten nicht vertauschen, so mag er es bleiben lassen. Auf ihr Schiff soll er nimmermehr kommen. Ich gab diesen ehrlichen Alten darauf Nachricht, was wir ins Schiff zu setzen gedächten, und was wir mit dem Reste unsers Vermögens machen wolten. Für dieses will ich sorgen, war seine Antwort, lassen sie mich ihr Rathgeber seyn; sie sollen gewiß keinen Blossen schlagen. So bald wir nun gefrühstücket hatten, begleiteten wir ihn zu dem Kaufmann, bey welchem wir den Kapitän nebst dem Oberkaufmanne fanden. Unser alte Seeheld machte sich diese Gelegenheit zu Nutze, und nachdem er von der bevorstehenden Reise geredet, und mich und meinen Freund der ganzen Gesellschaft ausserordentlich nachdrücklich anbefohlen hatte: so kam er auf den Leutenant. Er sagte: Wenn sie ihm folgen wollten, so sollten sie den **Lisimon** nimmer mit in die See nehmen. Er setzte hinzu; daß wir beyde diesen Menschen schon seit vielen Jahren kennten, und wüsten, wie seine Kreite schriebe. Er wäre ein gottloser Kerl, ein Betrüger, ein Stänker, der nur Verdruß machen würde, und dessen man über dieses gar nicht benöthiget wäre. Dieser Herr **Reland** oder sein Freund der Herr **Severin** können ein jeder seine Stelle vertreten,

treten, und da sie beyde zusammen über 2000. Pfund zur Reise ins Schiff verwenden wollen: so sind sie ja allerdings die Nähesten zu dieser Stelle, und ich glaube, sie werden sich schon selbst darum vergleichen, wer sie verwalten solle. Was den **Lisimon** betrift, so will ich für ihn sorgen, er soll morgen bereits einen vortheilhaftern Platz auf einem andern Schiffe haben, wo er aber seine Streiche wohl unterlassen soll.

Herr **Jennington** hatte seinen Vorschlag kaum geendiget, als ihn sofort alle billigten. Ich aber und mein Freund wurden dadurch ganz beschämt, gleichwol drung man in uns, uns zu erklären, wer von uns Leutenant seyn sollte. Wir schlugen aber beyde diese Stelle standhaft ab, theils, weil wir im Seewesen noch nicht geübt genug wären, und daher noch Lehre annehmen müsten, theils, weil wir lieber unsere Freyheit behalten wollten. Man muste uns endlich nachgeben, und der Kapitän schlug darauf einen gewissen Käppel vor, den er sehr wol kannte, und der ein herzhafter und erfahrner Seemann war. Er war schon bey Jahren, und der Kapitän selbst hatte auf einem andern Schiffe einige Seereisen mit ihm gethan. Man schickte so fort zu ihm, er kam, und ungeachtet er sich in Ruhe setzen wollte, so nahm er doch, auf Zureden des Kapitäns und des alten Commandeurs, unsere Vorschläge an, die wir ihm so vortheilhaft machten, als es möglich war. Hierauf begab sich der Commandeur zu demjenigen Kapitän, den ein Leutenant mangelte,

und richtete es so fort so wol ein, daß **Lisimon**, ehe man ihm noch ein Wort davon gesagt hatte, von ihm angenommen ward. Der Commandeur ließ ihn darauf hohlen, und that ihm die Veränderung kund, stellte ihm den Kapitän vor, und brachte es dahin, daß er die neuen Vorschläge ohne Widerwillen annahm. Wir waren also diesen gefährlichen Menschen mit guter Art loß geworden, und wir dachten nunmehr mit desto grössern Vergnügen auf unsere Reise, die darauf in acht Tagen fest gesetzt ward. Herr **Berlington** empfieng unsern auf ihn gestellten Wechsel, und schrieb uns das Geld in sein Schiff ab. Wir überliessen ihm die Einrichtung, was er zu unsern Nutzen damit machen wollte. Der Commandeur belegte uns darauf den Rest unserer Gelder auf so sichere Art, daß wir ihm dafür die gröste Verbindlichkeit hatten.

Als nun alles in Ordnung war, nahmen wir von unsern Bekannten Abschied, und begaben uns mit einer wohl eingerichteten Reiseequipage aufs Schiff. Herr **Jennington**, und Herr **Berlington** gaben uns bis aufs Schiff das Geleite, und da wir mit beyden eine unauflösliche Freundschaft aufgerichtet hatten: so war unser Abschied von ihnen sehr zärtlich. Beyde empfahlen uns auch denen Officieren des Schiffes auf sehr nachdrückliche Art, und Herr **Berlington** stellte eine Ordre aus, daß, wenn etwa dem Kapitän ein Unfall zustossen sollte, einer von uns beyden seine Stelle ohne weitere

Umstände

Umstände vertreten sollte, und das ganze Schifsvolk muste angeloben, dieser Einrichtung ohne Wiederrede nachzukommen.

Doch ehe ich von der Reise selbst rede, muß ich noch eines andern Abschiedes gedenken, der von sehr wichtigen Folgen war. Ich habe oben der beyden Töchter des Herrn **Berlingtons** gedacht, die Aelteste war an dem Oberkaufmann versprochen. Mein **Mentor** konnte sie aber nicht sehen, ohne des Oberkaufmanns Nebenbuhler zu werden. Ich selbst ward von der jüngsten so eingenommen, daß ich mir vornahm, nach unserer Rückkunft ihrem Vater meine Neigung zu eröfnen. Man kann daher leicht denken, daß unser Abschied von diesen liebenswürdigen Personen sehr zärtlich war; doch mit dem Unterschiede, daß ich meiner Neigung keinen Zwang thun dorfte, da hingegen mein Freund alles, was er empfand, unterdrücken muste. Er entdeckte mir nachher insgeheim die Gewalt, die er anwenden müssen, sich nicht blos zu geben; doch da Verliebte insgemein tiefer sehen, als andere: so glaubte er, entdeckt zu haben, daß sein Gegenstand, ihm nicht auf allzugleichgültige Art begegnet wäre. Was mich betraf: so konnte ich von der Jugend und Unschuld meines Gegenstandes nichts urtheilen. Die Liebe war ihr noch zu unbekannt, als daß sie die Ursachen meiner Zärtlichkeit sollte eingesehen haben. Inzwischen nahmen wir von beyden Schönen die aufrichtigsten Glückwünsche auf unserer Reise mit.

In diesen Umständen kamen wir aufs Schiff. Nachdem nun alle, die uns begleitet hatten, wieder ans Land gegangen waren, lichteten wir die Anker, und giengen mit günstigen Winde unter Seegel.

Unser Schiff war eine wohlgebauete Fregatte, und sahe mehr einem guten Kaper, als einem Kauffarthey-schiffe, ähnlich; sie führte 28. Kanonen, und die Mannschaft belief sich in allen auf 80. Personen; und wir waren also im Stande, einem Seeräuber gehörig zu begegnen. Unsere Ladung bestund aus Puppenzeug, Spiegeln, Scheeren, Beile, Leinwand, gemachten und meistens alten Kleidern und in allerhand andern Sachen, welche auf den Küsten beliebt waren, wohin wir segeln wollten. Mit Proviant und mit Pulver und mit Bley waren wir zur Genüge versehen, denn unsere Rheder hatten es an nichts mangeln lassen, was nur zu einer weitläuftigen Reise nöthig war. Mein Freund und ich hatten auch, ausser dem wohleingerichteten Schifsproviant, an dem wir gleich dem Officieren Theil hatten, noch insbesondere vor einen guten Vorrath an Weinen und Brandtewein gesorget, theils zu unserer eigenen Erfrischung, theils auch andern im Nothfalle damit auszuhelfen. Unser Lauf sollte nach Lissabon, nach Grinea, nach den Kanarischen Eylanden, und dann nach Nordamerika gehen; doch hatte der Oberkaufmann und der Kapitän Befehl, die Reise nach gut befinden, doch mit Zuziehung meiner und meines Freundes, zu

ändern,

ändern, oder zu erweitern, wenn es zum Vortheile der Rheder geschehen könnte. Unsere Abreise aus Engelland geschahe im Anfange des Aprilmonats des 1718. Jahres.

Wir paßirten den Kanal mit gutem Winde, und Wind und Wetter fügten es so wohl, daß wir bereits in der Mitte des Aprils auf dem Tagus ankamen, und uns darauf in dem Hafen vor **Lissabon** vor Anker legten. Der Oberkaufmann schickte seinen Aßistenten ans Land, der unsere Ankunft dem Englischen Consul und dem Correspondenten des Herrn **Berlingron** zu wissen thun sollte. Beyde Herren kamen des andern Morgens auf unser Schiff, und hiessen uns willkommen. Sie begegneten insbesondere mir und meinem Freunde ausserordentlich höflich, und nöthigten uns nebst dem Kapitän, dem Oberkaufmann und seinem Aßistenten mit ihnen ans Land zu gehen, und des Mittags bey dem Consul, des Abends aber bey unserm Correspondenten, zu speisen. Wir verbaten es aber auf diesen Tag, weil wir unsere Anstalt schon gemacht hatten, sie beyde auf dem Schiffe zu Tische zu behalten. Sie folgten unserm Verlangen, doch mit der Bedingung, des folgenden Tages ihrem Begehren nachzukommen. Wir waren bereits mit allerhand Erfrischungen versehen; daher konnten wir gar leicht ein ansehnliches Gastgebot ausrichten. Wir brachten auch diesen Tag sehr angenehm zu, und des Abends muste ich nebst meinem Freunde und dem Oberkaufmanne mit

ans Land gehen, und bey dem Consul die Nacht zubringen. Den andern Tag des Morgens kam der Aßistente, der Kapitän und noch einige von unsern Leuten zu uns, und wir besahen darauf die grosse und prächtige Residenzstadt der Portugiesischen Könige. Wir brachten übrigens acht bis zehen Tage in **Lissabon** zu; denn so viel Zeit verlief, bis unser Oberkaufmann seine Geschäfte verrichtet hatte. Er muste daselbst einige Waaren umsetzen, neue Pässe erhalten, die ihm der Consul verschafte, und über dieses noch einige Waaren für baar Geld oder auf Credit empfangen: so wie es unsere Reise erforderte. Zugleich versahen wir uns mit Erfrischungen, vornemlich aber mit Spanischen- und Portugiesischen Wein. Nachdem wir nun alles in Ordnung gebracht, und von unsern hiesigen Bekannten Abschied genommen hatten, giengen wir unter gewöhnlicher Begrüssung von unsern Kanonen unter Seegel.

Unser Lauf war bis auf die Küste von Grinea ganz glücklich, und weil uns die Winde beständig günstig waren, so liefen wir sowohl die Canarischen als grünen Inseln vorbey, ohne anzulegen. Unsere Reise dauerte etwa zween und einen halben Monat, binnen welcher Zeit ich und mein Freund uns der Seefahrt so genau annahmen, daß wir alle Schifswachen mit thaten, und uns auch durch den Oberbootsmann, und durch den Kapitän in der Regierung eines Schifes aufs beste unterweisen liessen. Wir waren davon so gelehrig, und lernten uns nach den

Seekarten und nach dem Kompasse, wie auch nach der Veränderung der Winde, so geschickt zu richten; daß uns auch, auf unser Verlangen, der Steuermann gar oft das Ruder anvertrauen konnte. Kurz, wir griffen alles mit an, und thaten alle Schifsdienste, die uns nur einigermassen zur Schiffarth geschickt machen konnten.

So bald wir nun die Englischen Pflanzstädte erreichet hatten, und zwar Capo Corso, so warfen wir die Anker aus, und schickten unser Boot mit einigen von unsern Leuten ans Land, um den Commendanten unsere Ankunft zu melden. Wir hatten etwa drey englische Meilen vom Ufer Anker geworfen, weil wir uns, bevor wir die Beschaffenheit des Grundes untersuchet hatten, nicht in den Hafen wagen wollten; wir lagen inzwischen ganz sicher; denn hinter uns waren wir von dem Vorgebürge bedeckt, und vor uns machte die See eine weite Bucht, die uns im Falle eines Sturmes, ganz wohl zu statten kam. Es war des Vormittages um neun Uhr ohngefehr, als wir unser Boot fortschickten. Sie ruderten immer mit dem Senkbley in der Hand, um den Grund zu erforschen; um aber von der Festung nicht verkannt zu werden, so hatten sie vorn aufs Boot die Englische Flagge aufgesteckt. Sie hatten aber kaum den halben Weg zurück gelegt, als sich ein heftiger Wind vom Lande erhub, der sie verhinderte, weiter zu rudern. Zugleich erblickten sie ein kleines Fahrzeug, welches ihnen entgegen kam, und sie auch, ehe sie

sich

sich noch entschliessen konnten, ob sie ihren Weg gegen Sturm und Wind fortsetzen sollten, oder nicht, erreichte. Dieses Fahrzeug war an uns abgeschickt; denn so bald der Commendant unser Schiff gesehen hatte, war er begierig zu wissen, wer wir wären? Er hatte zugleich für nöthig erachtet, uns wegen einer Gefahr warnen zu lassen; dann er ließ uns melden, daß sich in den dasigen Gewässern seither ein Seeräuber hätte sehen lassen, der diese ganze Fahrt sehr beunruhiget, und unsicher gemacht hätte. So bald nun also unser Boot diese Nachricht erhielt, und ohnedieß ohne Gefahr nicht weiter rudern konnte, kehrte es in Begleitung des andern Fahrzeuges zurück an unser Schiff. Wir wunderten uns, als wir sie beyde so geschwind ankommen sahen; und empfiengen den Boten des Commendantens sehr höflich. Er stattete seinen Bericht ab, mit dem Zusatze, daß das Schiff des Seeräubers einer Spanischen Caravelle ähnlich, und folglich gar kenntlich wäre. Es hätte sich nur noch vor einigen Tagen auf der Rhede sehen lassen, und vor ungefehr vierzehn Tagen einen Portugiesen genommen, der von Lissabon nach Goa bestimmt gewesen. Er hätte ihn im Gesicht der Festung genommen, ohne sich an die Festung zu kehren.

Wir waren über diese Nachricht sehr verdrieslich; denn wir konnten gar leicht dadurch in einige Gefahr gerathen, die uns grosse Verhinderung verursachen dörfte. Allein wir waren einer andern Gefahr näher, als wir glaubten.

ten. Als wir noch mit den Leuten des Grieneiſchen Fahrzeuges in Geſpräch waren, ward der Wind zuſehens ſtärker, und zugleich gefährlicher. Wir warfen zwar noch einen Anker aus, aber wir hätten uns dadurch faſt in Lebensgefahr geſetzt; denn der Sturm vermehrte ſich ſo heftig, daß wir für beſſer hielten, die weite See zu ſuchen, als etwa auf der Küſte zu ſcheitern, oder auf eine Sandbank zu gerathen. Wir zogen daher die Anker nicht ohne groſſe Mühe und mit noch gröſſerer Gefahr auf, und giengen in die See, und überlieſſen unſer Schiff der Gewalt des Windes, doch mit aller Vorſorge, die geübte Seeleute in dergleichen gefährlichen Zufällen anzuwenden pflegen. Das Grieneiſche Fahrzeug hatte ſich inzwiſchen auf die andere Seite des Vorgebürges unter den hohen Wall gelegt, wo es der Wind nicht ſonderlich treffen konnte. Der Sturm ward endlich ſo heftig, daß wir aus unſerer Fahrt gänzlich verſchlagen wurden; wir muſten zuletzt alle Seegel herunter nehmen, und uns den Wellen lediglich überlaſſen. Es war unſer Glück, daß wir ein dauerhaftes und ſtarkes Schiff hatten, ſonſt wäre es mit uns geſchehen geweſen: ſo aber konnten wir es doch unter fleißiger Arbeit und aller gehöriger Vorſicht aushalten. Der Sturm dauerte ſechs Tage, endlich erhielten wir gut Wetter. Die Sonne fieng an zu ſcheinen, die Wolken zertheilten ſich, und die ſtürmende Winde hörten auf. Nur die See war noch wohl vier und zwanzig Stunden unruhig, endlich hat-

ten

ten wir das schönste Wetter von der Welt. So bald nun der Sturm nachgelassen hatte, untersuchten wir wo wir waren. Allein, wie erstaunten wir? als wir fanden, daß wir gerades Weges auf die Karilischen Eylande zusegelten; denn nach unserer Rechnung befanden wir uns ungefähr unter dem 12ten oder 14ten Grad nordlicher Breite, und unter dem 326sten Grad der Länge. Und wir bemerkten auch den folgenden Tag, daß wir uns in unserer Rechnung wenig oder nichts geirret hatten; denn die Wache auf den grossen Mast rief: Land! Wir untersuchten es, und fanden, daß wir uns dem Lande bis auf einige Meilen genähert hatten. Wir machten Seegel darauf, und noch vor Abends hatten wir uns dem Lande völlig genähert. Wir warfen etwa eine halbe Meile davon Anker, und blieben die Nacht über still liegen. So bald es Morgen ward, und wir im Begriffe waren, ein Boot ans Land zu senden, um zu hören, wo wir waren, erblickten wir ein Boot welches vom Lande auf uns zu ruderte. In einer halben Stunde kam es an unser Schiff, worauf wir erfuhren, daß wir an der Insel, **Barbados**, vor Anker lägen. Der Kapitän ließ darauf unverzüglich das grosse Boot in die See, und der Leutenant nebst einigen unserer Leute musten an Land gehen, um den Guverneur zu begrüssen, und um Erlaubniß zu bitten, in den Hafen einzulaufen, um uns von dem ausgestandenen Sturm zu erholen. Unser Boot kam erst gegen Abend wieder zurück, denn sie musten um

einen

einen Theil der Insel herum fahren, bevor sie in den Hafen kommen konnten. Der Stadthalter hatte einen Officier und einen Bootsmann mit geschickt, um uns in den Hafen zu führen. Wir blieben aber noch diese Nacht vor Anker, und mit anbrechenden Tage liessen wir uns in den Hafen bringen. Wir wurden sehr wohl aufgenommen, und sobald wir dem Stadthalter einige Geschenke nach Gewohnheit gemacht hatten, liessen wir unsere Kranken, deren wir ungefehr zehen hatten, ans Land bringen, um sie besser zu verpflegen; darauf machten wir Anstalt, unser Schiff etwas auszubessern, weil es doch im Sturme etwas gelitten hatte. Unser Kaufmann trieb darauf, nach erhaltener Erlaubniß einigen Handel; einige andere Officier besorgten die nöthigen Erfrischungen, andere aber, worunter ich und mein Freund waren, besahen die Insel. Wir wurden von den dasigen Engelländern sehr wohl aufgenommen, und öfters zu Gaste genöthiget. Selbst der Stadthalter suchte uns allerhand Vergnügen zu machen. Unser Oberkaufmann war auch mit seiner Handlung sehr vergnügt; allein, da wir eigentlich unsere Absicht nicht auf die Karilischen Eylande gemacht hatten: so hielten wir uns nicht über vierzehn Tage daselbst auf. Inzwischen, da wir von unserer Africanischen Reise gänzlich abgekommen waren, ward nach gehaltenen Schifsrath beschlossen, nach den westindischen nördlichen Colonien der Engelländer zu segeln, und alsdann erst wieder nach Guinea zu-

zurück zu kehren So bald wir uns daher mit frischen Proviant versehen hatten, verliessen wir **Barbados**, und segelten nach **Jamaika**, wohin wir ohne diß bestimmt waren.

Wir hatten guten Wind, und daher war unsere Reise nur kurz; denn wir brachten etwa zehn oder zwölf Tage darüber zu. Doch ich will die Beschreibung dieser Reise ins kurze fassen, weil uns doch dabey nichts beträchtliches begegnete, und nur so viel bemerken, daß wir von Jamaika nach den Englischen **Florida**, hierauf nach **Virginien**, nach **Akadien**, und alsdann nach **Terreneuf** segelten. Hierauf nahmen wir unsern Lauf nach den **Bermudischen** Inseln, und endlich entschlossen wir uns, nach **Grinea** zu segeln. Wir brachten auf diesen verschiedenen Reisen über ein Jahr zu, und es war etwa im November des 1719. Jahrs, als wir nach **Grinea** segelten. Allein diese Reise war nicht so glücklich, wie die vorigen; denn anfangs bekamen wir einen entsetzlichen Sturm aus Norden, der uns von unsern Lauf gänzlich verschlug, und wir hatten wohl vierzehn Tage mit Wind und Wetter zu kämpfen. Endlich sahen wir uns unvermuthet auf der Küste von **Brasilien**. Da aber das stürmische Wetter endlich nachließ, so suchten wir die Insel **St. Katharine**, welche wir auch gar bald fanden. Wir legten uns etwa eine Meile von der Nördlichen Seite dieser Insel vor Anker, und schickten ein wohlbesetztes Boot ans Land, um etwas frisches Fleisch und Wasser zu holen. Die Einwohner

waren sehr furchtsam; endlich aber bequemten sie sich dazu, uns zu Willen zu leben. Sie kamen selbst in Böten an unser Schiff, und brachten uns alles, was wir nöthig hatten. Als wir uns nun zur Gnüge mit allem versehen hatten, richteten wir unsere Seegel gerade nach Grinea. Die widrigen Winde aber verhinderten uns abermals an unsern Laufe, und wir musten gegen unsern Willen die Kanarischen Eylande paßiren. Wir legten uns vor **Madera** vor Anker, um uns wieder zu erhohlen, und bequemere Winde abzuwarten. Nunmehr waren wir schon im Anfange des Februars des 1720. Jahres. Als wir endlich glaubten, unserm Zweck einmal zu erreichen, stachen wir in der Mitte des Februars wieder in See, und waren auch so glücklich, daß wir die Grineische Küste erreichten.

Als wir aber um das Vorgebürge **de las Palmas** segeln wollten, erblickten wir in der Ferne ein grosses Schiff, welches schien, auf uns Seegel zu machen. Zugleich erinnerten wir uns der alten Nachricht, die wir vor **Capo Corso** erhielten; daß sich nämlich ein Seeräuber in den dasigen Gegenden aufgehalten hätte. Wir machten uns daher im Falle der Noth zum Schlagen fertig, und stellten fleißige Wachen aus. Nach ungefehr vier Stunden konnten wir das Schiff genauer betrachten; denn es war nur etwa noch eine Meile von uns, und unsere Ferngläser lehrten uns, daß es ein Spanisches Gebäude, und zwar eine Caravelle war.

Dieſes kam nun mit der ehmaligen Nachricht überein, und daher bemühten wir uns, dem Feinde den Wind abzugewinnen. Dieſes war uns auch ſehr leicht, denn wir ſegelten meiſtens mit vollem Winde, und es dauerte auch keine hälbe Stunde, ſo waren wir bis auf einen Kanonenſchuß aneinander. Der Seeräuber ſteckte eine rothe Flagge aus, und ſchickte ein Boot an unſer Schiff; Wir lieſſen es aber nicht ganz nahe an uns kommen, ſondern winkten ihm, wir würden es in Grund bohren, wo es ſich uns naherte. Sie riefen uns darauf durchs Sprachrohr auf Portugieſiſch zu, wir ſollten uns in der Güte geben; allein wir antworteten gar nicht darauf, hingegen näherten wir uns dem Feinde mit Hülfe des Windes, und als wir ihm nahe genug waren, gäben wir ihm aus unſern Kanonen eine volle Lage. Unſere Leute trafen auch ſo wohl, daß ſie auf dem feindlichen Schiffe eine groſſe Niederlage anrichteten. Da auch unſer Steuermann ſein Schiff in gröſter Geſchwindigkeit zu wenden wuſte: ſo erhielten die Feinde von der andern Seite des Schiffes eine neue Lage mit einer gleichen Wirkung, bevor ſie ihre Kanonen nur einmal löſen konnten. Da auch unſer Kapitän ſeine Einrichtung ſehr gut gemacht hatte, indem er den Rand des Schiffes auf dem oberſten Verdeck mit alten Segeltüchern umgeben, bey der erſten Kanonade aber alle unſere Seegel fallen laſſen, nach der andern Kanonade aber alle unſere Leute oben aufs Schiff geſtellet: ſo ließ er gegen die Seite des

Feindes

Feindes die vorgezogene Verdeckung fallen, und das sämtliche Volk gab sofort mit Musketen dem Feinde eine neue Begrüssung. Da nun unsere Leute unter der Anführung des Leutenants sehr vortheilhaft gestellet waren, daß sie fast noch einmal so stark zu seyn schienen: so setzte dieses den Korsaren in solche Bestürzung, daß seine Lage die er uns darauf gab, sehr unordentlich und ohne Wirkung war. Kaum hatte er auch seine Kanonen einmal gelöset: so machte er sich fertig, durchzugehen. Allein, da wir diese Bestürzung merkten, und ihm vor dem Winde lagen: so gaben wir ihm in gröster Geschwindigkeit eine neue Lage, zugleich feuerten unsere Leute ihre Musketen noch einmal los. Dadurch ruinirten wir nun seine Segel, sein Tauwerk, wie auch seinen grossen Mast völlig, und dieses verursachte, daß sich kein einziger Mann auf dem Obertheile des Schiffes mehr blicken ließ. Hierauf commandirte der Kapitän zum Entern. Die Feinde gaben uns zwar, bevor wir ihnen gänzlich nahe kamen, noch eine Lage aus ihren Kanonen, aber ohne sonderliche Wirkung; denn die Bestürzung war bey ihnen zu groß, und sie hatten auch schon durch unser Feuer über sechzig von ihren Leuten verlohren. Sie steckten darauf die weisse Fahne aus, und wollten sich ergeben. Inzwischen hatten wir bereits ihr Schiff erreichet, und wir fiengen an zu entern. Da wir aber sahen, daß sie sich stellten, als ob sie sich ergeben wollten, riefen wir ihnen zu sich auf Gnade und Ungnade uns zu überliefern. Allein diese

Schelme beſonnen ſich anders. Statt uns zu antworten, ſprungen ſie Haufenweis aus dem Raume aufs Verdeck, und feuerten mit Flinten, Musketen und andern kleinen Schießgewehr auf uns ſo heftig, daß wir nicht wenig ſtutzig wurden. Unſer braver Kapitän, wie auch der Oberkaufmann, erhielten jeder eine Musketen Kugel, die ſie des Lebens augenblicklich beraubete, und noch zehen von unſern Leuten blieben gleichfalls. Dieſes erſchreckte uns ungemein, gleichwohl verlohren wir den Muth nicht. Ich ſtellte mich ſofort an den Platz des Kapitäns, und befahl, zwey kleine Feldſtücke, die mit Kartätſchen geladen waren, auf die Feinde zu löſen. Dieſes geſchah auch, und da wir das ganze Obertheil des feindlichen Schiffes damit beſtreichen konnten: ſo richteten dieſe beyden Schüſſe eine gewaltige Niederlage unter dem Feinde an. Unſere übrigen Leute löſeten darauf ihre Musketen aufs neue, und ſofort befahl ich mit dem Sebel in der Fauſt ins feindliche Schiff zu ſpringen. Der Leutenant hatte inzwiſchen alles dazu ſo wohl veranſtaltet, daß wir ſo gleich feſt waren, und ins Schiff ſpringen konnten. Die Feinde warfen darauf ihr Gewehr von ſich, und baten um Gnade. Allein wir waren wegen ihrer Untreue allzuſehr erbittert; daher machten wir in der erſten Hitze alles nieder, was uns vorkam. Endlich beſänftigte ich unſere Leute mit Hülfe meines Freundes und des Leutenants. Wir bemeiſterten uns alsdann der Feinde ohne ferneres Blutvergieſſen. Es waren von ihnen

etwa noch sechzig am Leben, das Haupt der Räuber aber war meist zweyhundert derselben im Treffen geblieben. Der Leutenant des Schiffes hatte die weisse Flagge ausstecken lassen, um uns dadurch hinterlistig zu hintergehen; allein er hatte diesen Streich ebenfalls mit dem Leben bezahlen müssen, und die übrigen schoben die ganze Schuld ihrer Verbrechen auf ihre Officiere, die sich nicht mehr verantworten konnten.

Da wir nur wenig Volk hatten: so war dieser Sieg desto wunderbarer, und gröstentheils den klugen Anstalten unsers tapfern Kapitäns zuzuschreiben. Wir hatten von unsern, aus Engelland mitgenommenen, Leuten, auf unserer langen Reise durch Krankheiten über zwanzig eingebüsset; allein, wir hatten hingegen unterweges, und nur noch kürzlich in **Madera** einige Reisende und einige Schiffbrüchige Engelländer mit genomen, die in unsern Schiffe zurück nach **London** gehen wollten. Ihre Anzahl belief sich auf dreißig Personen. Wir waren also fast neunzig Personen stark, als wir dem Seeräuber begegneten. Es hatte uns aber auch dieser Sieg, ausser dem Kapitän und Oberkaufmann von unserm Volke, noch sechzehen Personen, und von den übrigen zehen Personen, und also in allen acht und zwanzig Personen gekostet. Zehen aber waren gequetschet und von diesen starben noch viere, die übrigen aber wurden wieder kurirt. Wir hätten aber beynahe, noch einen ärgern Verlust erlitten, wenn wir nicht noch beyzeiten wären da-

hinter gekommen. Dieses geschah folgendergestalt:

Nachdem wir die Prise genommen hatten, wir aber, weil unser Schiff überflüßig beladen war, die Leute in der Prise lassen musten, so musten zwanzig von unserm Volke nebst sechs Reisenden in die Caravelle zur Regierung derselben gehen, die Gefangenen aber wurden getheilet, und die Hälfte nahmen wir in unser Schiff. nachdem wir mehr nicht als einige Goldstangen, deren Werth sich etwa auf sechs tausend Pfund beliet, nebst etwas Wein herausgenommen hatten. Und nach dieser Einrichtung segelten wir nach der Grineischen Küste. Wir waren etwa zehen Stunden gesegelt, als auf der Prise plötzlich ein grosser Lärmen entstund, den ein gewaltiger Rauch, der aus dem Raume derselben kam, verursachte. Wir liessen geschwind unsere Chaluppe ins Wasser, vornemlich als die Prise einige Nothschüsse that. Und es war ein Glück, daß wir nicht über einen Kanonenschuß von einander entfernet waren. Indem unsere Chaluppe ins Wasser kam, sahen wir, daß unsere Leute in der Prise über Hals und Kopf in ihre Chaluppe sprungen, die aber nicht so groß war, sie alle zu fassen. Unsere Chaluppe muste daher eilen, die Prise zu erreichen, und sie kam auch noch zu rechter Zeit, die übrigen einzunehmen. Beyde Chaluppen kamen nunmehr an unser Schiff, und kaum hatten wir die Leute an Bord genommen, so flog die Prise mit einem entsetzlichen Krachen in die Luft, ohne daß

daß wir wusten, wie solches zugieng. Und es war unser Glück, daß der Wind von uns abstand, sonst hätten wir gar leicht von den brennenden Materialien Schaden leiden können. So aber, und weil wir uns zu gleicher Zeit von der Prieſe nach Möglichkeit entfernten, litten wir keine Noth. Es dauerte darauf keine halbe Stunde, so sahen wir das Wrack der Prieſe nicht mehr, und vermuthlich muste es gesunken seyn. Hierauf befragten wir unsere darauf gewesene Leute, woher dieses Unglück entstanden sey? Allein sie wusten weiter nichts, als daß plötzlich aus dem Raume ein dicker Dampf hervorgekommen sey; als man nun darnach gesehen, habe man befunden, daß dicht an der Pulverkammer alles voller Dampf gewesen, und zwar so heftig, daß niemand vermögend gewesen, ohne Gefahr zu ersticken, hinunter zu steigen. Man habe darauf die andere Lucke geöfnet: allein auch da wäre der Dampf entsetzlich stark heraus gestiegen. Man habe es endlich, nach genauer Untersuchung für unmöglich gehalten, das Schiff zu retten, und da man alle Augenblicke in Furcht gestanden, das Feuer mögte das Pulver ergreifen: so habe man die Chaluppe sofort ins Wasser gelassen, um nur das Leben zu retten. Wir wären ihnen auch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen, weil sie sonst ohnmöglich sich würden alle haben retten können. Die gefangenen Räuber aber hatte man vergessen, und sie waren also mit aufgeflogen. Wir urtheilten aus dieser Erzehlung, daß das

Feuer müste angelegt gewesen seyn. Da wir nun die Hälfte derer Gefangenen in unserm Schiffe hatten: so liessen wir einen nach den andern holen, um sie einzeln diesfalls zu befragen. Durch diese Untersuchung entdeckten wir, daß wir uns in unsern Argwohn nicht betrogen hatten; denn ob sie schon nicht das geringste gestehen wollten: so waren doch ihre Aussagen sehr verschieden, und von der Beschaffenheit, daß sie uns nur verdächtiger wurden. Nachdem wir sie endlich bedrohet hatten, sie sollten durch die ärgsten Martern schon zum Bekänntnisse der Wahrheit gezwungen werden, liessen wir es vor dieses mal dabey bewenden, zumal da wir noch einige andere Sachen auf unsern Schiffe in Ordnung zu bringen hatten.

Die Schifsofficiere hatten mich an die Stelle des Kapitäns, zum Kapitän ernennet, meinen Freund aber zum Oberkaufmann. Sie hatten vermöge der Einrichtung unserer Rheder dazu ausdrücklich Befehl erhalten, daß wir beyde zur Besetzung der ersten Officierstellen des Schiffes, in Falle eines oder des andern Todesfalles, allen andern sollten vorgezogen werden. Wir nahmen auch diese Stellen ohne Bedenken an, und mein Freund und ich hatten uns auch auf der ganzen Reise in allen See- und Handlungsvorfällen wohl geübt, er aber hatte vornehmlich auf diese letztern sein Augenmerk gehabt. Hierauf besorgten wir das Begräbniß der in dem Treffen gebliebenen Personen, die wir nach Seegebrauch und unter Lösung alles unseres Geschüt-

zes

tes der See überlieſſen; weil wir wegen der heiſſen Himmelsgegend ihre Körper nicht bis nach Grinea mit nehmen konnten, um ſie auf dem Lande zu begraben; ungeachtet wir dem Kapitän und dem Oberkaufmanne dieſe Ehre gern erzeiget hätten. Wir beſſerten auch dasjenige wieder aus, was an unſern Schiffen im Treffen war ſchadhaft geworden; worzu wir wegen einer eingefallenen Windſtille gute Gelegenheit hatten. Wir brachten mit allen dieſen Sachen über vier Tage zu, worauf wir wieder etwas Wind, und zwar eine mäßige Kühlung aus Nordweſten bekamen, die uns, die Landungsplätze auf Grinea zu erreichen, ſehr beqvem war.

Indem wir nun, in der Hoffnung, das Land in kurzen zu erreichen, fortſegelten, fiengen wir die Unterſuchung wegen der verbrannten Prieſe aufs neue an; wir konnten aber eben ſo wenig zuverläßiges als zuvor entdecken. Wir brachten damit wieder einen Tag zu. Den darauf folgenden Morgen, als ich eben aufgeſtanden war, kam ein Matroſe, der dieſe Nacht nebſt andern die Wache bey den Seeräubern gehabt hatte, zu mir, und ſagte: er glaubte, die Räuber wüſten mehr von der Sache, als ſie geſtehen wollten. Er hätte, als die übrigen der Wache etwas geſchlummert hätten, bemerkt, daß ſie einige heimliche Reden in einer ihm fremden Sprache geführt. Dieſes hätte ihn aufmerkſamer gemacht; allein, er habe doch nichts verſtehen können. Ein junger Purſche aber von etwa achtzehen Jahren habe bemerkt, daß er ſie behorchte, dieſer habe ihm

daher unvermerkt einen Wink gegeben. Er habe ſich darauf unter einem Vorwande zu ihm verfügt, da ihm denn der Jüngling ins Ohr geſagt: er möchte ihn doch insgeheim zum Kapitän führen. Nachdem er mir nun dieſes berichtet hatte, befahl ich ihm: er ſollte dieſen Purſchen zu mir bringen. Er kam meinem Befehle unverzüglich nach, und brachte ihn zu mir. So bald er mich ſahe, bat er mit weinenden Augen um ſein Leben. Er ſagte: Herr Kapitän! die Räuber haben mich vor vier Jahren aus einer portugieſiſchen Inſel entführt. Ich bin ein Sohn eines daſigen Beamten. Man hat mich wieder meine Neigung zu dieſer räuberiſchen Lebensart gezwungen, in welcher ich bin gefangen worden. Als der Seeräuber, durch ihre Waffen, ſich zu ergeben, gezwungen ward, verſuchte der Hauptmann ſeine letzten Kräfte. Er befahl uns allen, wenn wir ſähen, daß das Schiff erſtiegen würde, Feuer ins Pulver zu werfen, damit es mit den Feinden zugleich in die Luft fliegen ſollte. Als nun ihre Leute unſere Officiere und den gröſten Theil unſerer Leute niedergemetzelt, lief ein Bootsmann mit einem Brande nach dem Raume des Schiffes, vermuthlich, dem Befehle des Räubers nachzukommen. Ich habe dieſen Kerl hernach nicht wieder geſehen; entweder iſt er niedergemacht worden, oder unter den im Schiffe gebliebenen Leuten mit in die Luft geflogen. Als wir nun gefangen wurden, verbanden wir uns alle eidlich, nichts von dieſem Umſtande zu entdecken, man mögte auch mit uns aufs grauſamſte

ſamſte verfahren. Ich hätte, meines Eides ungeachtet, ſchon alles längſt entdeckt, wenn es mir nicht an Herzhaftigkeit gemangelt, und ich mich nicht vor den Drohungen der übrigen gefürchtet hätte. Daher bitte ich, mich nicht wieder zu meinen Kameraden zu bringen.

Dieſes war alſo die Nachricht, die mir dieſer junge Menſch gab. Ich verſprach ihm darauf Sicherheit, und fragte ihn: ob er auf dem Schiffe Dienſte nehmen wolte? Er ſagte voller Freuden: Ja! und warf ſich unter den verbindlichſten Dankſagungen zu meinen Füſſen. Ich bat darauf den Lieutenant, aufs beſte für ihn zu ſorgen, und auf ſein Wohlverhalten Acht geben zu laſſen. Als ich nun den Schifsrath hatte zuſammen kommen laſſen, entdeckte ich ihm dieſe Nachricht, und bat, zu überlegen, was wir uns zu unſern Gefangenen zu verſehen hätten, und ob es nicht beſſer wäre, daß wir ſie ohne weitere Umſtände, nach den Geſetzen des Seerechtes, aufknüpfen lieſſen? vornehmlich, da man nicht wiſſen könnte, ob ſie nicht Gelegenheit ſuchen mögten, auch unſer Schiff in Brand zu ſtecken. Mein Vortrag machte ſie alle aufmerkſam und ſorgfältig. Es ward daher beſchloſſen, ſie nochmals vorzufodern, ihnen ihre Bosheit vorzuhalten, und ſie alsdann an die groſſe Raa, ohne weitere Umſtände, aufhenken zu laſſen. Man hohlte die Gefangenen darauf, ich hielt ihnen ihr Verbrechen und ihre neue Bosheit aufs nachdrücklichſte vor, und kündigte ihnen das Todesurtheil an. Sie ſtellten ſich darauf ſehr kläglich

lich an, und baten um Gnade, mit dem Verſprechen, ſie wollten alles entdecken, und ſich beſſern. Ich ſagte aber, es wäre nunmehr zu ſpäte; ihre Bosheit verdiente keine weitere Nachſicht, und man würde ihnen unverzüglich ihren verdienten Lohn, als Seeräubern, ertheilen. Hierauf wurden die Anſtalten zu ihrer Hinrichtung gemacht, und ſo ſehr es mich auch jammerte, ſo viele Leute, denn ihrer waren noch fünf und dreiſſig, hinrichten zu laſſen; ſo konnte ich es doch nicht wagen, ihnen das Leben zu ſchenken, ohne ſelbſt Lebensgefahr zu laufen. Nach der Vollſtreckung dieſes Urtheils verliefen etwa noch acht bis zehen Tage, bevor wir die Engliſchen Handlungsplätze auf Grinea gänzlich erreichten. Es entſtund daſelbſt eine groſſe Freude, als ſie von uns erfuhren, daß wir den Seeräuber genommen hatten, von dem ſie ſeit zwey Jahren ſehr viel gelitten hatten. Wir brachten daſelbſt einen Monat zu, worauf wir die Küſte verlieſſen, und nach Engelland zurück kehrten. Wir hatten eine gute und geſchwinde Reiſe, und wir kamen im Ausgange des Julius wohlbehalten auf der Themſe an.

So bald wir auf der Themſe Anker geworfen hatten, überließ ich das Commando über das Schiff dem Leutenant, und gieng nebſt meinem Freunde aufs eiligſte zu Lande vollends nach **London**. Wir traten bey dem Kaufmanne, dem Herrn **Berlington** ab, der nebſt ſeiner ganzen Familie uns mit gröſten Freuden empfieng. Wir ſtatteten ihm darauf kürzlich einen

mündlichen Bericht von den Vorfällen unserer Reise ab. Er bedauerte den Tod des Kapitäns und des Oberkaufmanns; im übrigen aber war er über unsere Reise und deren glückliche Vollendung sehr zufrieden. Wir hatten auch in der That auf dieser Reise viele Vortheile und einen ansehnlichen Gewinst erhalten. Herr **Berlington** sagte uns darauf, daß der alte Commandeur **Jennington** mit einer grossen Begierde uns erwartet, und unzählige male sich nach uns erkundiget hätte; er wäre nur noch gestern in der Stadt gewesen, und hätte ihn ersuchet, uns seinetwegen zu bitten, wir mögten doch sofort nach unserer Ankunft, und so bald es unsere Geschäfte zu liessen, auf sein Gut zu ihm kommen. Den Tag darauf, fuhren wir nebst der ganzen Familie des Herrn **Berlingtons** ans Schiff, welches sich inzwischen weiter hinauf gelegt hatte. Herr **Berlington** war sehr vergnügt, als er alles in so guten Stande fand, und vornehmlich, als er die grossen Reichthümer erblickte, die wir mitbrachten, von denen wir ihm zuvor nur einen dunklen und mäßigen Begriff gemacht hatten. Er umarmte mich und meinen Freund mit den gröſten Merkmalen der Erkenntlichkeit und mit grosser Zärtlichkeit. Wir blieben darauf so lange sämtlich auf dem Schiffe, bis wir gänzlich hinauf geleget hatten, welches den andern Tag geschah. Ich überreichte ihm alsdann die Tagebücher der Reise, woraus er denn die Rechnung des Gewinstes ziehen konnte. Die Carga des Schiffes war ausserordentlich

beträcht-

beträchtlich; denn, nach gemachten Ueberschlage, hatten wir, nach Abzuge aller Unkosten und des eingeschlossenen Kapitals und der Goldbarren, die wir aus dem Raubschiffe genommen hatten, über hundert fürs hundert gewonnen. Ich und mein Freund bekamen auf unser Antheil, ausser der Besoldung eines Kapitäns und eines Oberkaufmanns, die wir durchaus annehmen musten, für unsere eingeschlossenen 2000. Pfund, just 4500. Pfund, und von den Rhedern noch 1000. Pfund als ein freywilliges Geschenk. Ueber dieses ward die gemachte Beute in drey Theile getheilt, und wir erhielten davon den einen Theil, die Erben des gebliebenen Kapitäns und Oberkaufmanns den andern, das sämtliche Schifsvolk nebst den Reisenden den dritten Theil. Die Goldbarren aber waren, als sie zu Gelde gemacht wurden, wichtiger, als ich zuvor geglaubet hatte; denn sie betrugen 7500. Pfund Sterling aus. Mein Freund und ich hatten also überhaupt bey dieser Reise 6000. Pfund gewonnen. Dieser Vortheil war nun sehr beträchtlich. Ferner wurden auch die sämtlichen Leute, sowohl Officiere als Gemeine mit doppelter Besoldung für die ganze Reise beschenkt; die Erben der Verstorbenen oder im Treffen gebliebenen erhielten davon ihren Antheil eben so gut, als die zurückgekommenen selbst bekamen. Ueberdieses, weil mein Freund und ich unsere Absichten hatten, uns das Volk gewogen zu machen; nahmen wir von unserm Antheile an der Beute 1500. Pfund, von denen wir 500. unter

die

die Officiere, die übrigen tausend Pfund aber unter das übrige Volk austheilten. Dieses Geschenk that auch zu seiner Zeit seine gehoffte Wirkung, wie die Folge meiner Geschichte zeigen wird. Wir hatten auch auf der Reise dafür gesorgt, dem Frauenzimmer in dem Hause des Herrn **Berlingtons** einige anständige Geschenke an Waaren mit zu bringen. Sie waren in Engelland sehr ansehnlich, ob sie uns schon kaum den halben Werth unserer erhaltenen Schifsbesoldungen gekostet hatten; und sie machten uns diesen Damen besonders angenehm. Mein Freund und ich hatten auch jeder unsere besondere Absichten dabey, die wir einander erst einige Zeit nachher entdeckten, und die an unseren folgenden Begebenheiten einen grossen Antheil haben.

Nachdem wir nun mit den Schifsangelegenheiten eigentlich nichts mehr zu thun hatten, waren wir darauf bedacht, den alten Commandeur zu besuchen. Wir hatten ihm bereits unsere Ankunft mit der Post zu wissen gethan, und ihm unsern Besuch angekündiget, und den Tag zu unserer Landreise angesetzt. Herr **Berlington** und seine beyden Töchter sollten uns gesellschaft leisten; die Frau **Berlington** aber konnte, ihrer häuslichen Verrichtungen wegen, nicht abkommen. Ehe wir uns aber versahen, wurden wir von dem ehrlichen Alten auf eine angenehme Art überfallen. Er kam in einem grossen Reisewagen mit sechs Pferden bespannt nach **London**, und vor das Haus des Herrn **Berlingtons**

tons gefahren. Wir waren eben von Tiſche aufgeſtanden, und freuten uns, auf unſere Landreiſe, die den folgenden Morgen vor ſich gehen ſollte, als wir einen Wagen hörten. Wir liefen ans Fenſter, und wurden unſern alten Freund mit beſonderer Freude gewahr. Er ſteckte den Kopfe zum Schlage ſeiner Kutſche heraus, und ſagte zu einem Bedienten: Gehe ins Haus, und ſage dem Herrn Reland, dem Herrn Severin und dem Herrn des Hauſes nebſt ſeinem Frauenzimmer, wenn ſie reiſefertig ſind, und mich noch beſuchen wollten, ſo ſollten ſie ſich ohne Aufſchub mit mir in meinen Wagen ſetzen, denn er iſt vor ſie alle groß genung: ich ſteige nicht eher aus dem Wagen, bis ich ihre Antwort, ſo wie ich wünſche, erhalte; ſonſt reiſe ich ohne Anſtand wieder zurück. Wir liefen darauf, ohne den Antrag des Bedienten zu erwarten, hinunter an den Wagen, hieſſen ihn: Willkommen! und baten ihn, auszuſteigen, und ſich erſt dieſen Tag bey uns von der Reiſe zu erholen, hernach würden wir alles thun, was er von uns verlangte. Das iſt recht! ſagte er. Hierauf ſtieg er aus, und den folgenden Morgen ganz früh, als wir noch ſchliefen, rief er ſeine Leute, ließ anſpannen, jagte uns aus den Betten, nennte uns faule Leute, und ließ uns kaum ſo viel Zeit, ein kleines Frühſtück einzunehmen, eilte mit uns in den Wagen, in welchem wir alle ſechs füglich Platz hatten. Unſere Bedienten fuhren in einem beſondern Wagen voraus. Ehe es noch Mittag war, waren wir ſchon auf ſeinem Gute angelangt, wo

wir

wir von seinen Unterthanen, an deren Spitze ein paar alte Pächter und ein paar Verwalter zu Pferde hielten, empfangen wurden. Wir kamen in ein wohleingerichtetes Gebäude, und fanden eine aufs beste angerichtete Mahlzeit auf uns warten. Wir blieben sämtlich vier Tage bey ihm, binnen dieser Zeit musten ich und mein Freund ihm unsere Seereise ein paar mal umständlich erzählen, und endlich ließ er sich alles durch meinen **Heinrich** noch einmal weitläuftiger wiederholen. Alles, was er hörte, gefiel ihm, und er ward uns dadurch so sehr gewogen, daß er uns nöthigte, noch einige Tage bey ihm zuzubringen. Da aber Herr **Berlington**, seiner Geschäfte wegen, nicht länger aus der Stadt seyn konnte: so fuhren wir sämtlich wieder nach **London**, nachdem wir dem Commandeur versprochen hatten, des folgenden Tages in seinem Wagen wieder zu ihm zu kommen. Und nach dieser Abrede begleiteten wir den Herrn **Berlington** nebst seinen schönen Töchtern nach Hause. Wir blieben des Nachts in **London**, und des andern Morgens, fuhren wir wieder aufs Land. Wir hatten bemerkt, daß er uns gerne insbesondere sprechen wollte, wozu aber in Gegenwart unserer anderen Freunde keine gute Gelegenheit war; wir selbst hatten eine grosse Begierde, uns mit ihm, wegen unserer, bereits bey uns festgesetzten, Reise, nach den Südländern zu unterreden, und seinen Rath diesfalls zu vernehmen. Wir eilten daher desto geschwinder zurück, und noch vor der Mittagsmahlzeit wa-

ren wir wieder auf ſeinem Gute. Er kam uns vor der Pforte entgegen, und empfieng uns mit groſſen Vergnügen.

So bald wir abgeſpeiſet hatten, führte er uns in ſein Kloſet, und ſchloß eine Chatulle auf, woraus er ein Paket Schriften und einige Seekarten langte. Alles legte er vor uns auf den Tiſch, worauf er ſagte: Meine Herren! Hier ſind die Schätze, die ich ihnen verehren werde. Hier ſehen ſie mein vollſtändiges Tagebuch von allen meinen Seereiſen, und darinnen werden ſie alle Beobachtungen finden, die ich vornehmlich in der Südſee gemacht habe; inſonderheit werden ſie eine Bemerkung von der eigentlichen Lage der Inſel finden, auf welcher ich den alten Herrn R. gefunden habe. Sie ſehen hier auch eine Seekarte, auf welcher ich nach meinen Beobachtungen dieſe Inſel genau bemerket habe. Vielleicht werden ihnen dieſe Sachen ſämtlich den Weg zeigen, den ſie ſuchen wollen, und den vielleicht der Herr R. in ſeiner Nachricht nicht zur Genüge bemerket hat. Da ich ihr Verlangen kenne, dieſe wichtige Reiſe anzutreten, und aus den Nachrichten, die ich von ihrer bisherigen Reiſe erfahren habe, gar wohl ſehe, daß ſie alle, zu einem ſo wichtigen Unternehmen nöthige Geſchicklichkeit beſitzen, und es ihnen nur an einer vollſtändigern Kenntniß der Südſee annoch mangelt: ſo habe ich ihnen dadurch nach meinem beſten Vermögen zu Hülfe kommen wollen. Und wenn die Nachrichten, die ſie beſitzen, in Anſehung der Entfernung des

Süd-

Südlandes von der Insel nur einiger massen richtig sind, so kann es nicht fehlen, sie werden in ihrem Unternehmen glücklich seyn; vornehmlich da die Insel unmöglich weit davon entfernt seyn kann, und die Lage derselben ganz richtig bestimmt ist; welches dabey das wichtigste ist. Ich habe in meinen Nachrichten insonderheit die besondern Winde und deren Abwechselung in dortigen Gegenden, nach den verschiedenen Jahrszeiten, ziemlich genau bemerkt, und darauf müssen sie gehörig sehen, wenn sie nicht grosse Gefahr laufen wollen, in ganz entlegene Gegenden verschlagen zu werden, so wie solches fast allen Seefahrenden, die das Südland gesucht haben, wiederfahren ist.

Mit diesen Worten überlieferte uns dieser alte Herr alle seine gesammlete Nachrichten und Seekarten, die gewiß in Ansehung unsers Unternehmens sehr wichtig waren. Wir bedankten uns dafür aufs nachdrücklichste; er wollte aber keine Danksagung annehmen; sondern er sagte: Es freute ihn, daß sie in so gute Hände kämen. Hierauf kamen wir auf allerhand andere Sachen zu reden, unter andern auch von unsern Geldern, die er für uns ausgesetzet hatte. Er überlieferte uns die darüber in Händen habende Verschreibungen, und bezahlte uns die gehobenen Zinsen. Er muste aber die Verschreibungen auf unser Ersuchen wieder zu sich nehmen, und wir fügten dem Kapitale noch 1000. Pfund bey, um sie gleichfalls sicher auszusetzen. Alles übrige Geld hatten wir zu unserer vorha-

benden Reiſe beſtimmt. Er erbot ſich darauf, uns in allen dazu benöthigten Sachen hülfliche Hand zu leiſten, inſonderheit wegen eines Schiffes und der dazu nöthigen Seeleute für uns zu ſorgen. Wir ſagten: wir ſähen gerne, wenn wir das bereits geführte Schiff kaufen, und alle darauf befindliche Seeleute behalten könnten; weil wir glaubten, damit am beſten zu rechte zu kommen. Wir baten ihn daher, uns in Anſehung dieſes Umſtandes bey den Rhedern zu ſtatten zu kommen. Er verſprach dieſes zu thun, und er glaubte ohnedieß, die Rheder würden ſuchen, das Schiff zu verkaufen, vornemlich, weil einer der Vornehmſten derſelben geſtorben war, die übrigen aber nicht ſonderliche Summen darinn hatten, auſſer dem Herrn **Berlington**, und er hofte mit dieſem noch wohl zu rechte zu kommen. Wir entdeckten ihm darauf, daß wir hofften, Herr **Berlington** würde vielleicht einen Einſatz wagen, und daß wir wünſchten, ihn allein zum Intreſſenten zu haben. Ja! ja! ſagte er: ich merke wohl, worauf es ankommen wird. Nicht wahr? redete er den Herrn **Severin** an: Sie haben ihre Neigung auf die älteſte Tochter, dieſes braven Mannes, geworfen? und ſie, Herr **Reland**, ſagte er zu mir: hätten wohl zur jüngſten Tochter Luſt, wenn ſie nur ein paar Jahre älter wäre? Wir wurden bey dieſen Worten beyde roth, und ſahen einander beſchämt an; denn wir hatten uns diesfalls ſelbſt noch nicht gegeneinander erkläret, ob ſchon der alte Herr, über deſſen Einſicht wir beſtürzt wurden, die

Wahr-

Wahrheit getroffen hatte. Wir konnten daher auch nicht sogleich antworten, sondern wir baten um Erlaubniß, uns diesfalls erst mit einander zu unterreden. Er trat darauf unverzüglich in ein Nebenzimmer, indem er sagte: Nun! nun! erschrecken sie nur nicht! Ich merke wohl, ich habe das rechte Fleckchen getroffen, und ihnen Gelegenheit gegeben, sich selbst einander ihre Heimlichkeiten zu offenbaren. Machen sie es nur nicht lange, damit ich nicht lange warten darf.

Als er uns nun verlassen hatte, wuste keiner von uns, wer zu erst reden sollte? Wir sahen einander einige Zeit bestürzt an, endlich fiengen wir beyde zugleich an: Vergeben sie mir, mein liebster Freund, daß ich die Heimlichkeit meines Herzens gegen sie verborgen habe! Hierauf umarmten wir uns, und ich sagte: Mein werthester Freund! Es ist mir lieb, zu erfahren, daß sie verliebt sind. Es ist wahr, wenn ich alles überlege, was bisher vorgefallen ist, so hätte ich ihre Neigung schon längst bemerken können, aber ich habe mit mir selbst genung zu thun gehabt. Doch, wie stehen sie mit ihrer Liebste? Ach! das weiß ich selbst noch nicht! rief mein Freund; ich glaube zwar, daß ich nicht übel bey ihr angeschrieben bin, ob ich schon noch nicht das Herz gehabt, ihr meinen Antrag zu thun. Es hat mir entweder an Gelegenheit gemangelt, mich zu erklären, oder ich bin mit dem Betragen der Verliebten noch so unbekannt, daß ich auch glaube, ich werde ohne eine dritte Person nicht zu meinem Zwecke kommen. Wollen sie nun, mein liebster Freund, mein Freywer-

ber, oder der Mittelsmann, werden: so will ich eben dieselbe Person bey ihrer Geliebten vertreten. Gewiß, antwortete ich, sie thun mir einen Vortrag, den ich, abzulehnen, wohl Ursache hätte, weil sie mit ihrer Liebe so verschwiegen gewesen seyn. Allein, wenn ich auch diese kleine Rache ausüben wollte, so läßt es mir die Freundschaft doch nicht zu. Wiewohl, ich glaube, wir folgen dem ehrlichen Commandeur, der als ein Vater mit uns umgehet. Ich liebe **Clarisen**, (so hieß die Jüngste,) sie lieben **Amalien**, (das war der Name der Aeltesten.) Aber ich habe mich so wenig erkläret, als wie sie sich erkläret haben. Ich sehe auch lieber, sie mögte noch ein paar Jahre älter, und von gleichem Alter mit der Schwester seyn; dennoch aber habe ich mir vorgesetzet, wenn ich mich zu einer neuen Heyrath entschliessen sollte, niemand als **Clarisen** zu wählen. Lieben sie, heyrathen sie also **Amalien**, so wird mein Glück bey **Clarisen** inskünftige desto gewisser seyn. Sie können noch vor unserer Reise Hochzeit machen; ich aber werde ihnen nach unserer Zurückkunft folgen. Oder besser, ich will die Reise alleine thun - - wie? fiel er mir ins Wort; halten sie mich einer solchen Niederträchtigkeit fähig, zu Hause in den Armen einer Schönen auszuruhen, wenn sie sich den gefährlichsten Unternehmungen blos stellen? Nein! ich will meine Hochzeit so wohl, wie sie, bis nach dem Verlauffe unserer Reise ausstellen. Wir wollen daher dem Commandeur bitten, die Sache bis dahin zur Richtigkeit

zu

zu bringen. Ich glaube seinem Ansehen wird Herr **Berlington** ; = Ja! ja! verlassen sie sich nur auf mich, meine Herren! sagte der Commandeur lachend, indem er zur Thüre heraus trat, er hatte uns vermuthlich behorchet. Ich gebe ihnen mein Wort, fuhr er fort. Allein darum bin ich ihrer Meynung nicht, daß Herr **Severin** die Vollziehung seiner Heyrath bis nach der Vollendung ihrer vorhabenden Reise einstellen soll. Nein! es ist besser, je eher, je lieber. Ich will von dem Herrn **Reland** nicht reden; denn die Wahrheit zu sagen, seine Liebste ist zum Heyrathen noch zu jung, sie kan seine Wiederkunft erwarten. Kurz! meine Herren! folgen sie meinem Rathe, wer weiß, was sich sonst in ihrer Abwesenheit eräugen könnte. Ist **Amalia** einmal mit Herrn **Severin** verheyrathet: so wird **Clarise** dem Herrn **Reland** desto gewisser seyn; und er hat alsdann die Frau seines Freundes, die für die Ruhe ihres Freundes bey **Clarisen** wohl sorgen wird.

Nach dieser Unterredung überliessen wir unser Glück gänzlich der Fürsorge dieses alten Herrn. Wir blieben inzwischen noch etliche Tage bey ihm, binnen welcher Zeit er uns den Gebrauch seiner Tagebücher nützlicher machte, und uns Gelegenheit gab, unsere Reise klüglicher einzurichten. Wir verabredeten auch alle übrige Anstalten, die dazu gehörten, und auf welche Art der Herr **Berlington** zum Favorte zu unserer Verheyrathung, als auch zum Interessenten ins Schiff, zu bewegen wäre. Um auch keine

Zeit zu versäumen, versprach uns der Commandeur, uns nach **London** zu begleiten, und die Besorgung unserer Angelegenheiten ohne Aufschub selbst zu übernehmen. Und dieses geschah auch; denn nachdem wir sechs Tage auf dem Lande gewesen waren, fuhr er mit uns nach **London**; wir stiegen, wie gewöhnlich, bey dem Herrn **Berlington** ab. So bald wir mit dem alten Herrn ausgestiegen waren, und ihn in Begleitung des Herrn **Berlingtons** auf sein Zimmer gebracht hatten, weil es bereits Abend war, bat er sich aus, diesen Abend mit ihm allein seine Mahlzeit zu halten, und seine Pfeife zu schmauchen. Ein ieder war ihm darinn gefällig, und auch mein Freund, die wir seine Absicht wusten, entfernten uns zuerst, und machten dem Frauenzimmer unsere Aufwartung. Sie empfiengen uns sehr freundlich, und Herr **Severin** machte sich an seine Geliebte, ich aber setzte mich zur **Clarisen**. Der muntere Geist dieser letztern fand gar bald Ursache, zu scherzen. Ich weiß nicht, sagte sie zu mir, warum Herr **Severin** sich beständig zu **Amalien** hält; er sucht mit ihr die Einsamkeit; er ist tiefsinnig; und es scheint mir fast, er mache sie auch tiefsinnig. Ich wollte ihnen wohl die Ursache sagen, gab ich zur Antwort, wenn ich hoffen dörfte, daß sie sich meines Freundes annehmen, und ein geneigtes Fürwort bey ihrer Schwester einlegen wollten. Ich? fragte sie, was wollen sie damit sagen? Ey! rief ich, bemerken sie nicht, daß Herr **Severin** verliebt ist, und sich bey **Amalien** be-

liebt

liebt zu machen ſucht? Wird er nicht nöthig haben, daß jemand, und zwar eine Perſon, auf die man ſich verlaſſen kann, ſich ſeiner annimmt, und ſein Glück bey **Amalien** zu befeſtigen ſucht? Hören ſie! ſagte ſie darauf ganz ſachte zu mir; ihr Freund darf ſich nicht über **Amalien** beklagen; ich kenne zwar die Liebe noch nicht, und ich ſchäme mich, davon zu reden, (hier hielt ſie die eine Hand vors Geſicht um ihre Röthe zu verbergen, mit der andern Hand aber drückte ſie die meinige ganz ſanft,) aber, was wollen ſie wetten, daß er glücklicher iſt, als er zu ſeyn glaubt? Was ſagen ſie da, ſchöne **Clariſe**? fragte ich, mehr aus Vergnügen, über die unſchuldige Entdeckung ihrer eigenen Neigung. Ja! gab ſie zur Antwort: Ich kann ſie im Vertrauen verſichern, daß **Amalia** gar oft, indem ſie noch auf der Reiſe waren, von ihm geſprochen, ja mehr als einmal gewünſchet hat, ihn mit ihrem damaligen Bräutigam vertauſchen zu dörfen. Was für ein Glück machen ſie mir, ſchöne **Clariſe**! kund? ſagte ich darauf. Aber, wenn ich nun ſelbſt um **Amalien** anhalten wollte, wollten ſie nicht auch ein gut Wort für mich bey ihr einlegen? Für ſie? fragte ſie beſtürzt, nein! ſie ſcherzen; denn ich traue ihnen keine ſolche Untreue gegen ihren Freund zu. Gewiß, wenn es ihr Ernſt wäre, ſo würde ich ihnen gar nicht mehr gut ſeyn. So ſind ſie mir doch bisher gut geweſen? gab ich zur Antwort. O! wenn ich dieſes wüßte, wie vergnügt würde ich ſeyn! Iſt es wahr? frug ich, da ich ſahe, daß ſie be-

troffen war, ist es wahr, daß ich mir dero Gewogenheit versprechen darf? Ach! wie sie so listig sind, sagte sie darauf. Nein! ich mag nicht mehr mit ihnen sprechen, sie drehen alle Worte herum. Ich rede im Ernste; verfolgte ich, nichts würde mir angenehmer seyn, als wenn sie mir einen Theil in ihrem Herzen einräumen wollten. Gewiß, schöne Clarise! auf ihre Gewogenheit beruhet mein ganzes Glück. Ohne sie werde ich niemals vergnügt seyn können. Wenn sie so mit mir sprechen, sagte sie darauf: so weiß ich nicht, was ich ihnen antworten soll; ich kenne dergleichen Reden noch nicht. Da ich nun sahe, daß sie bestürzt war, ich aber gleichwohl ihre Neigung, die voller Unschuld war, gegen mich bemerkt hatte: so wollte ich diese Unterredung nicht weiter treiben. Ich war daher Willens, abzubrechen, als man uns eben zur Abendmahlzeit rief. Ich küßte ihr darauf die Hand, und führte sie ins Speisezimmer.

Die Wirthin bat, als wir ins Zimmer traten, ihren Liebsten zu entschuldigen, daß er uns nicht Gesellschaft leisten könnte; da aber mein Freund und ich die Ursache seiner Abwesenheit wusten: so befremdete sie uns auch nicht, noch weniger befremdete es uns, als die Frau **Berlingron** gegen das Ende der Mahlzeit vom Tische gerufen ward. Sie stund aber bestürzt auf, und konnte nicht begreifen, was die alten Herrn für wichtige Sachen so insgeheim abzuthun hätten, und warum sie eben die dritte Person dabey abgeben sollte? Wir beyde aber, denen

nen dieſes eigentlich am meiſten angieng, nahmen daraus ein gutes Zeichen, daß die alten Herrn mit der Sache bereits richtig wären. Wir konnten daher auch unſere Freude nicht bergen, und wir ſagten unſern Schönen, mit denen wir nun allein waren, ſo viel luſtige Sachen vor, daß ſie endlich Theil an unſerer Freude nahmen, ohne eigentlich zu wiſſen, worinn ſie beſtund. Und auf dieſe Art brachten wir den Abend recht vergnügt und aufgeräumt zu, wir giengen auch nicht eher von einander, als bis wir die Nachricht erhielten, daß die alten Herrn einander eine gute Nacht gewünſcht hatten. Darauf küßten wir unſere Geliebten, und wünſchten ihnen gleichfalls eine gute Nacht. Wir begaben uns alsdann auf unſere Zimmer, wo wir den Kammerdiener des alten Commandeurs fanden, der uns im Namen ſeines Herrn erſuchte, wir mögten uns morgen ganz früh in ſeinem Zimmer einfinden. Wir verſprachen dieſes, und nach einer kleinen Unterredung, die ich mit meinem Freunde hielte, in welcher ich mit ihm, ſeiner Neigung wegen, ſcherzete, und mich freuete, ihn verliebt zu ſehen, legten wir uns ins Bette; wir konnten aber nicht ſofort einſchlafen, daher ſetzten wir die angefangene Unterredung fort, und nach einigen Scherzreden geſtund mir Herr Severin, daß ſeine Geliebte ſich gegen ihn ſehr geneigt erkläret hätte, und er zweifelte nicht, daß ſie dem Befehle ihrer Aeltern mit Vergnügen und in Zufriedenheit folgen würde.

Neun-

Neuntes Buch.

Mein Freund und ich kamen dem Verlangen des Commandeurs, wie man leicht denken kann, aufs genaueſte nach. Wir fanden uns zu derjenigen Zeit bey ihm ein, in welcher man ihn jederzeit bereits aufgeſtanden, antreffen konnte. Sein Kammerdiener mußte ihm alsdann ſeinen Thee und ſeine Pfeife bereit halten, weil es insgemein ſo früh war, daß auch das ganze Haus noch zu ſchlafen pflegte. Als wir in ſein Zimmer traten, kam er uns entgegen, und ſagte, indem er uns umarmte; Ich merke, die Liebe macht ſie munterer, als ich gedacht hatte; allein, ſie kommen auch nicht vergebens. Setzen ſie ſich zu mir an den Theetiſch, hier ſind ihre Pfeifen; wir wollen, damit wir deſto freyer ſprechen können, uns ſelbſt bedienen. Wir folgten ſeinem Befehle, und als wir bey ihm Platz genommen, und eine Taſſe Thee getrunken hatten, fieng er an, von unſern Angelegenheiten zu reden.

Er

Er sagte: Ich habe gestern Abend, meinem Vorsatze gemäß, mit dem Herrn **Berlington** gesprochen. Ich berichtete ihm anfanglich, wie sie gesonnen wären, eine schon längst entworfene Reise nach der Südsee zu unternehmen. Ich versicherte ihn, daß sie dazu gute und wichtige Gründe hätten, die einen glücklichen Ausfall allerdings versprächen. Ich sagte ihm, daß sie mich gebeten hätten, mit ihm in Unterhandlung, wegen des bereits geführten Schiffes, zu treten, welches sie gerne käuflich an sich bringen wollten, um sich dessen zu der vorhabenden Reise zu bedienen. Ich fand ihn dazu geneigt, und er entdeckte mir, daß ihm von denen sämtlichen Intressenten aufgetragen wäre, es je eher, je lieber zu verkaufen. Wir nahmen darauf die Sache naher vor, und wurden um einen ganz leidlichen Preis einig. Wenn ihnen nun die Kaufsumme anständig ist, so dörfen sie es nur sagen, und alsdann können sie das Schiff in Besitz nehmen. Nachdem nun dieses bis auf Vollstreckung des Kaufes richtig war, kam ich näher zum Zwecke. Ich sagte, ich hätte auch von ihnen ihm einen neuen Vortrag zu thun, und von ihm zu vernehmen; ob er wol ein Intressent in der vorhabenden Reise seyn wollte? Es stünde bey ihm, ob er den halben oder den dritten Theil der Ausrüstung auf sein Antheil nehmen, oder ob er gar nichts damit zu thun haben wollte? Sie wollten nicht gern mit einem Fremden zu thun haben, daher, wann er diesen Antrag ausschlüge, würden sie alles allein über sich nehmen. Er

gab

gab darauf zur Antwort: Er fände die Sache, ſo wie ich ſie ihm vorgetragen hätte, zuträglich, und er hätte wohl Luſt, den dritten Theil für ſein Antheil zu nehmen; zumal da er ohnedieß ſchon längſt jemanden geſucht, und gewünſcht hätte, der nebſt ihn ſich zur Unternehmung einer ſolchen Reiſe unterziehen wollen. Endlich, nachdem er die Sache weiter überlegt hatte, ſagte er, daß er bewürken wollte, daß ihnen das Schiff nebſt Seegel, Tauwerk, Kanonen, ſo wie es gegenwärtig auf dem Strome läge, für 5000. Pfund überlaſſen würde, und eben ſo viel wollte er zur Ausrüſtung, und zu den nöthigen Waaren auf ſeine Rechnung, verwenden. Wir gaben einander die Hand darauf, und die Sache iſt in ſo weit richtig, wenn ſie ihnen anſtändig iſt. Nach dieſer Unterredung ſagte ich zu ihm, ich hätte ihm noch einen Antrag zu thun, der aber von einer ganz andern Beſchaffenheit wäre; vielleicht könnte er ihn ſchon errathen; denn er beträfe etwas, woran mir inſonderheit gelegen wäre, wenn ich es bewürken könnte. Er ſtutzte, endlich ſagte er lächelnd: ſie werden doch nicht etwa meine Töchter mitnehmen wollen? Ich habe es wohl bemerkt, daß dem Herrn **Severin** meine **Amalie** nicht gleichgültig iſt, und ich glaube auch, wenn **Clarise**, ein paar Jahre älter wäre, ſo würde ſie ohnfehlbar dem Herrn **Reland** nicht übel gefallen. Getroffen! alter Ehrlicher! rief ich; kurz ſetzte ich hinzu, Herr **Severin** laſſet durch mich um ihre älteſte Tochter, und Herr **Reland** um

ihre

ihre jüngste Tochter anhalten. Gefällt ihnen nun dieser Antrag: so kann die erste Hochzeit so bald als es möglich ist, vollzogen werden, und zwar noch vor dem Antritte der Reise, die Hochzeit der jüngsten Tochter aber kann bis nach der Zurückkunft ihrer Schwiegersöhne ausgesetzt werden. Wohl! sagte **Berlington**, ich bin es zufrieden! und ich gebe meinen beyden Töchtern die fünf tausend Pfund, die ich meinen künftigen Schwiegersöhnen, als meinem Antheil ins Schiff habe mitgeben wollen, zum Heyrathsgute mit. Die Summe soll vors erste ihr Eigenthum seyn, und aller dadurch zu hoffender Gewinn soll unter beyde gleich getheilet werden. Recht so! sagte ich, dieses stimmt mit meiner Meynung überein, und sie kommen mir mit ihrem Entschlusse zuvor. Das ist mir lieb, war die Antwort: doch, damit meine Frau mir nichts vorzuwerfen habe: so will ich sie rufen lassen, und sie soll nunmehr die dritte Person in unsern geheimen Rath seyn.

Die Frau **Berlington** ward darauf gerufen, und ihr Mann sagte ihr den Innhalt unserer Unterredung kürzlich, und fragte sie: ob sie etwas dagegen einzuwenden hätte, und ob wohl ihre Töchter damit zufrieden seyn würden? Sie sagte: wenn es auf sie ankäme, so könnte man nur alles richtig machen, sie hätte diese beyden Verbindungen schon längst im Sinne gehabt, und für ihre Töchter wollte sie stehen, daß sie diese Wahl nicht verdriessen würden, so wohl Herr **Severin** als Herr **Reland** würden

den nicht gleichgültig angeſehen. Nur thäte es ihr leid, daß die Hochzeit beyder nicht zugleich ſeyn könnte. **Clariſe** wäre eben erſt vierzehn Jahr geweſen, und ſie würde daher wohl noch ein paar Jahre warten müſſen, bevor ſie ihrer Schweſter nachfolgen könnte. Nachdem wir nun dieſe Sache in ſo weit richtig verabredet hatten, nahm ich mir die Freyheit, von ihrer Perſon, Herr **Reland**! und von ihren Begebenheiten, wie auch von ihrer Familie und von ihren Unglücksfällen, umſtändlicher zu reden. Ich gab dieſen braven Leuten kürzlich von allen Nachricht. Ich ſagte ihnen ihren rechten Namen, und wer ihr Vater geweſen war. Herr **Berlington** fiel mir darauf ins Wort, und ſagte: Er hätte dieſen Namen oft gehört, und er erinnerte ſich, daß ſein Vater mit ihrem Herrn Vater in Handlung geſtanden hätte, und er hätte nur noch dieſen Nachmittag eines gewiſſen Umſtandes wegen, die alten Handlungsbücher nachgeſchlagen, bey welcher Gelegenheit er dieſen Namen gar oft gefunden hatte. Er freuete ſich daher deſto mehr darüber, daß der Sohn eines ſo braven Kaufmanns, deſſen Andenken er noch ſehr werth hielte, ſein Schwiegerſohn werden ſollte. Nur gieng es ihm ſehr nahe, daß ſie auf eine ſo ſchandliche Art, und von ihren eigenen Verwandten wären um ihr Erbtheil gebracht worden. Da ich ihm auch von der genauen Freundſchaft, die ſie mit dem Herrn **Severin** aufgerichtet haben, und von dem Grunde derſelben unterrichtet hatte: ſo wurde er ſo ſehr gerührt,

rührt, daß er aufſprang, und ausrief: Wahrhaftig! ein paar ſo ehrliche Leute zu Schwiegerſöhnen zu erhalten, iſt das größte Glück, was ſich ein ehrlicher Mann wünſchen kann, und ſie ſollten es werden, wenn ſie auch nicht einen Schilling im Vermögen hätten! Und gewiß! ich werde dadurch bewogen, die verſprochene Summe zu vergröſſern. Sagen ſie, mein lieber Herr Commandeur! ihnen nur meinetwegen, daß ſie ſich ums Schiff nicht weiter bekümmern, ich will es ihnen ſchenken. Ich habe durch die Reiſe, die ſie vollendet haben, mehr gewonnen, als dieſes beträget, folglich kann ich meinen Schwiegerſöhnen gar leicht ein ſolches Geſchenke machen. Mit einem Worte, es bleibt dabey, ich ſchenke ihnen das Schiff, und zu deſſen Ausrüſtung und Ladung gebe ich ihnen als ein Heyrathsgut noch fünftauſend Pfund. Wahrhaftig! ſagte ich darauf, ich muß aufhören mit ihnen zu reden; denn ſie ſchenken ihnen ſonſt noch mehr. Aber, mein Schatz! ſagte die Frau **Berlington** zu ihrem Manne: könnten wir dieſe braven Leute nicht bey uns behalten? Warum ſollen ſie eine ſo weite und gefährliche Reiſe unternehmen? Wir haben ja, GOttlob! Vermögen genung, wäre es nicht beſſer, wir behielten ſie bey uns, und theilten unſer Vermögen unter ſie? als daß wir wohl gar das Unglück erleben, ſie nicht wieder zu ſehen. **Klärchen!** ſagte ihr Mann, du ſagſt mir etwas, welches die Wahrheit iſt: Du haſt recht, wir müſſen uns bemühen, dieſes zu bewirken. Herr Commandeur!

deur! ſagte er zu mir, ſie müſſen mir dazu behülflich ſeyn, daß ſie ſich bewegen laſſen, ihre vorhabende Reiſe aufzugeben. Dieſe Reiſe iſt zwar vortheilhaft, aber allzu gefährlich, und wenn meine Töchter und ich auch 50000. Pfund damit gewinnen ſollten, wir aber ein paar ſo brave Männer darüber einbüſſeten, was für ein Gewinn wäre dieſes? Nein! 50000. Pfund mehr oder weniger wollen es nicht ausmachen. Es iſt beſſer, ſie bleiben zu Hauſe; Wenn ich einmal ſterbe: ſo hinterlaſſe ich ihnen, ſo mich GOtt für Unglücksfällen bewahret, 100000. Pfund nach. Ich kann dieſe Summe noch vor der Hochzeit theilen, und ihnen die Hälfte mitgeben; wenn ſie nun ihr Kapital dieſem beyfügen, können ſie ſich nicht alsdann ſolche Güter im Lande dafür kaufen, daß ſie als die beſten Fuchsjäger im ganzen Königreiche leben, und als ein Lord Staat führen können? Beym Teufel! was wollen ſie mehr? Doch ich übereile mich: Es iſt beſſer, ſie thun, was ſie wollen, und wozu ſie Neigung haben, ich will ihnen ihren freyen Willen laſſen. Daher, wenn ſie ſehen, daß ſie ſich die Reiſe einmal in den Kopf geſetzet haben: ſo dringen ſie nicht weiter in ſie. Ich halte alsdann mein erſtes Verſprechen; ich gebe ihnen das Schiff, den verſprochenen Einſatz, den ich aber verbeſſern werde, und ihre Frauen will ich alsdenn allhier in ihrer Abweſenheit auch gehörig bedenken, dafür brauchen ſie nicht zu ſorgen. Sie können daher ihr eigenes Kapital, ohne ſich an mich zu kehren, zu

einem

einem Nothpfennig für ſich auf Renten ausſetzen. Was ſie zur Reiſe brauchen, wenn ſie ja reiſen wollen, alles das dörfen ſie nur auf mich ankommen laſſen. Aber mein Kind, fiel ihm die Frau ins Wort, beſſer wäre es gleichwol, wenn ſie nicht reiſeten. Poſſen! **Klärchen**, gab er zur Antwort: Ich verlange ſie nicht zu zwingen; ich liebe die Freyheit, und wenn meine Schwiegerſöhne nicht eben ſo wie ich dächten, ſo wollte ich ſie nicht mehr anſehen. Sie mögen thun, was ihnen gefällt, und was ſie ſich ſelbſt erwählen; ſie ſollen völlige Freyheit haben.

Auf dieſe Art und unter dieſen Geſprächen verfloß der Abend, und der Inhalt dieſes Geſpräches, das ich ihnen aufrichtig wiederhohlet habe, wird ihnen zugleich alles ſagen, was ich ihnen zu ſagen habe. Nun kommt es auf ſie an, zu thun, was ſie wollen. Sie können reiſen, ſie können hier bleiben. Herr **Berlington** läſſet ſich alles gefallen. Dieſes ſoll auch ihre Verbindung mit ihm nichts angehen; Man wird vielleicht noch heute oder morgen zur Hochzeit der älteſten Tochter mit dem Herrn **Severin** Anſtalt machen, und **Clariſen** wird man zugleich mit Herrn **Reland** verſprechen.

Dieſes war die Erzählung, die uns der Commandeur von ſeiner Verrichtung ablegte; wir waren darüber ſo vergnügt, daß wir vor Freuden nicht wuſten, was wir ihm ſogleich antworten ſollten. Endlich, nachdem wir uns etwas gefaſſet hatten, ſagten wir ihm mit den nach-

drücklichsten Worten tausendmal Dank, und da wir das edle Gemüth unsers Schwiegervaters daraus zugleich erkannt hatten: so vereinigten wir das Lob desselben mit dem verbindlichsten Danksagungen, die wir unsern Fürsprecher schuldig waren. Ich freute mich insonderheit über meinen Freund, daß sich sein Hochzeittag näherte, und daß sein Vergnügen so sehr mit dem meinigen verbunden war. Ich empfand zwar eine innerliche Betrübniß darüber, daß ich nicht zugleich dasjenige Glück geniessen konte, welches das Vergnügen meines Freundes vollkommen machte; allein ich unterdückte diese Empfindung, theils durch die Vorstellung, daß er glücklich war, theils durch die Vorstellung meiner künftigen Reise, die ich so glücklich antreten sollte. Ich läugne zwar nicht, daß ich durch das Betragen unserer Schwiegerältern sehr gerühret war, aber die Begierde zu reisen, behielt doch den Vorzug. Welchen Gefährlichkeiten hätte ich entgehen können, wenn ich diese Begierde unterdrücket hätte! Mein Mentor, der sich nur nach mir richtete, und mich niemals verlassen wollte, war daher gesonnen, seine Hochzeit bis auf die meinige auszusetzen; allein, ich wollte dieses nicht zulassen, und der Commandeur stand mir darinn bey, daß er uns endlich nachgeben mußte. Ich wollte ihn zwar aufs neue überreden, in Engelland zu bleiben, allein alles war umsonst, er wollte dieses Zureden als einen Bruch unserer alten Freundschaft ansehen, und daher mußte ich endlich davon

stille

ſtille ſchweigen. Ich gab ihm alſo nach, indem ich dachte, wenn ſeine Verbindung erſt vollzogen wäre, ſo würde es mir weniger Mühe koſten, ihn von der Reiſe abzuhalten, er würde ſich alsdenn nicht leicht aus den Armen einer ſchönen und liebenswürdigen Frau reiſſen können, und ihre Reizungen würden meinen Worten zu Hülfe kommen; denn ich war nunmehr feſt entſchloſſen, alleine zu reiſen.

Unter dieſen Unterredungen war der Morgen verfloſſen, und mein Heinrich kam, und meldete uns, Herr Berlington hätte uns zum Frühſtücke rufen laſſen, der Kammerdiener des alten Herrn kam gleichfalls, und bat ſeinen Herrn, hinunter zu kommen. Wir giengen alſo zuſammen in den Saal, wo wir die ganze liebenswürdige Familie in vollem Putze fanden. Herr Berlington und ſeine Liebſte empfiengen uns im hineintreten ſehr freundlich, nahmen uns bey der Hand, und führten uns zu ihren Töchtern, indem der erſte ſagte: Ich merke, meine Herren! daß mir unſer gemeinſchaftlicher Freund zuvor gekommen iſt. Sie werden alſo bereits meine Entſchlieſſung wiſſen, die ich auf deſſen Antrag gefaſſet habe. Empfangen ſie alſo dasjenige, was mir auf der Welt am liebſten iſt, zum Unterpfande meiner Freundſchaft. Amalie, du haſt daher gegenwärtigen Herrn Severin, oder vielmehr den Herrn Slegaard, als deinen Bräutigam anzuſehen, und deine Hochzeit ſoll gar bald, und vielleicht heute oder morgen, vollzogen werden, und Clariſe, gegenwärtiger Herr

Reland, oder vielmehr Herr von R. iſt dein beſtimmter Bräutigam. Stimmten deine Jahre mit Amalien ihren Jahren überein, ſo würdeſt du mit ihr an einem Tage Hochzeit halten; allein, ſo wirſt du noch ein paar Jahre, auf die Vollziehung deiner Verbindung, warten müſſen. Gewöhne dich inzwiſchen dazu, deinen Bräutigam, vollkommen lieben, zu lernen. Wir gaben darauf unſern Bräuten die Hände, und indem wir ſie umarmten, ſegneten uns ihre Aeltern. Dieſe Stunde war eine der angenehmſten in meinem ganzen Leben, und unſer gemeinſchaftliches Vergnügen war unbeſchreiblich. Wir ſetzten uns darauf nieder, das Frühſtück einzunehmen, welches dieſes mal köſtlicher, als gewöhnlich eingerichtet, war. Wir kamen dabey in ein weitläuftiges Geſpräch, welches theils unſere Verlobung, theils die vorhabende Reiſe, betraf. Man konnte es dem ſämtlichen Frauenzimmer anſehen, daß ſie von dieſer letztern nichts hören mogten. Da aber Herr Berlington bemerket hatte, daß ich von der Reiſe nicht würde abzubringen ſeyn, ſo ſagte er: ich würde ſeine Meynung diesfalls vernommen haben, das Schiff wäre nun gänzlich ausgeladen, was aber das Volk beträfe, ſolches hätte er noch nicht beurlaubet. Wir könnten alſo, wenn es uns gefiele, uns deſſen bedienen, und das Schiff in Beſitz nehmen; er glaubte, das ſämtliche Schifsvolk würde gerne bey uns aufs neue Dienſte nehmen. Wir bedankten uns wegen dieſes Vorſchlages, und ſagten, daß

wir

wir wünschten, alle Leute zu behalten, weil wir ihrer Treue versichert wären.

Indem wir in diesem Gespräche begriffen waren, meldete man den Leutenant, und wir liessen ihn sofort ins Zimmer treten. Herr **Berlington** sagte zu ihm: Herr **Käppel**! sie kommen zu gelegener Zeit; gegenwärtige Herren, meine zukünftige Schwiegersöhne, werden ihrer Hülfe benöthiget seyn, ich habe ihnen das Schiff überlassen; sie werden darauf eine neue und wichtigere Reise unternehmen, sie brauchen also Schiffsofficier und Volk. Wie wäre es, wenn sie aufs neue mit ihnen giengen? und was meynen sie, sollte sich wohl das Volk entschliessen, dergleichen zu thun? Mein Herr! sagte der Leutenant, wenn dieses ihr Ernst ist, so verlange ich nicht ausgeschlossen zu seyn; mit diesen braven Männern reise ich bis ans Ende der Welt, und ich bin versichert, von den Leuten wird sich keiner ausschliessen. Da ich aber zugleich vernehme, daß diese Herren dero Schwiegersöhne werden sollen: so wünsche ich dazu Glück. Zum Henker! wer sollte ihnen, Herr **Berlington**, nicht Glück wünschen? Würden sie wohl anständigere Schwiegersöhne im ganzen Königreiche gefunden haben? Das ist mir heute ein freudiger Tag. Eine neue Reise mit so braven Leuten! Zwey Hochzeiten zugleich! ‘ ‘ Aber, bey meiner Seele! Jungfer **Clarise** ist wohl noch zu jung dazu ‘ ‘ Doch, weil sie es so ernstlich sagen, so darf ich nicht daran zweifeln. Inzwischen, ‘ ‘ doch wahrhaftig!

tig! ſie wird ſo roth, wie Jungfer Amalie
Nun! nun! Aber wenn ſoll die Hochzeit, und
wenn ſoll die Reiſe vollzogen werden? Die
Hochzeit, ſagte Herr **Berlington**, wird heut
oder morgen ſeyn, und die Reiſe bald darnach
Aber **Amaliens** Hochzeit wird nur vollzogen
Clariſe muß noch ein paar Jahre warten. Bey
meiner Seele! ſagte **Käppel**, nun glaube ichs
Aber, Herr **Berlington**! wenn ich ihnen rathen
ſollte, ſo laſſen ſie nur Jungfer **Clariſen** zugleich
mit Hochzeit machen, bey meiner Seele! wenn
ich der Kapitän wäre, ich wollte nicht ſo lange
warten. Zum Henker! eine Jungfer von 14. bis
15. Jahren, die ſo wohl gewachſen iſt, ſo roth
wird, und ſo * * und ſo verliebt * * je
bey meiner Seele! ſie küſſen ſich gar! Wahr-
haftig! ſie muß zugleich getrauet werden, doch
leben ſie wohl! ich muß es unſern Leuten ſagen:
die armen Schelme werden vor Freuden toll
werden * * Nein! nein! fiel ich ihm ins
Wort, mein ehrlicher **Käppel**! ſie ſollen es
unſern Leuten noch nicht ſagen, zwar, was ſchа-
det es? Doch heute bleiben ſie bey uns, wir haben
noch viel mit einander zu reden; Herr **Seve-
rin** muß ſie auch noch ſprechen. Ja! ſagte der
Leutenant, wenn ſie heute vor Liebe und von
Küſſen dazu kommen könnten, mit einem alten
lahmen Leutenant ein paar Worte im Ver-
trauen zu reden; ſo hätte ich ihnen auch wohl
etwas nothwendiges zu ſagen. Doch, bey mei-
ner Seele! ich bleibe da, ſollte es auch die
Bräute verdrieſſen; ich mag gerne verliebte Leute
ſehen;

ſehen; denn vor Olims Zeiten war ich auch einmal verliebt, aber wenn man alt wird, ſo giebt es ſich von ſelbſt; inzwiſchen ſieht man es noch gern, man ſpricht auch noch gern davon, nach dem Sprüchworte: Alte Fuhrleute mögen doch noch gerne mit der Peitſche klatſchen hören. Aber Herr **Severin** wenn wir reiſen ſollen, nehmen ſie ihre Liebſte auch mit? Und ſie Herr **Reland**, ſie nehmen doch ihre Braut gleichfalls mit? Bey meiner Seele! wenn ich an ihrer Stelle wäre, ich lieſſe ſie nicht zurück. Doch hören ſie, ich will gleich wieder kommen, ich muß wahrhaftig aufs Schiff zurück, unſere Leute müſſen dieſe Neuigkeit noch dieſen Vormittag erfahren; ich habe meine Urſachen dazu, die ich ihnen hernach ſagen will, zur Mittagsmahlzeit bin ich wieder da. Wahrhaftig! ich muß heute bey Tiſche die Geſundheit der ganzen Geſellſchaft, inſonderheit der beyden Brautpaar, trinken.

Unter dieſen Worten lief er eiligſt fort, er war ein ſehr poßirlicher Kautz, aber ein ſehr ehrlicher Mann, der zum Seemann gebohren war. Ich hatte auf voriger Reiſe tauſend Komödien mit ihm, denn, wenn er bey guter Laune war, ſo war alles mit ihm anzufangen. Im übrigen war er wachſam, unermüdet, und wenn am meiſten Gefahr auf dem Schiffe war, unerſchrocken, unverdroſſen und von ſchleuniger Entſchlieſſung. Freylich, viel Höflichkeit oder Artigkeit beſaß er nicht. Er war frey und faſt allzufrey, zumal wenn er luſtig war; da er aber ein

gutes Herz hatte: so muste man ihm diesen Fehler, der von seiner Lebensart herkam, zu gute halten. Als er fortgegangen war, fragte Herr **Berlington** meinen Freund und **Amalien**, ob er heute Abend oder morgen Abend mit ihnen in die Kirche gehen sollte? Er würde heute vor Tische noch den Trauschein bekommen. **Amalie** und mein Freund wurden beyde über dieser Frage beschämt, und er wuste nicht, was er antworten sollte. Ich nahm daher das Wort auf, und sagte: Wenn es ihm gefällig wäre, so könnte es wohl morgen Abend geschehen; doch bäten mein Freund und ich, keine besondern Anstalten dazu zu machen, damit alles ohne Weitläuftigkeiten und ohne Aufsehen geschehen möge. Herr **Berlington** fragte das Brautpaar darauf; ob sie damit einstimmig wären? Als sie es nun bejaheten, sagte er: es sollte also bey dieser Abrede sein Bewenden haben, und bis auf den folgenden Abend ausgestellet bleiben.

Der Vormittag verlief bey dieser Unterredung, und als wir eben des Mittags speisen wollten, stellte sich der ehrliche **Käppel** wieder ein. Komme ich noch zu rechter Zeit? fragte er beym hereintreten, doch sie speisen noch nicht, ich will daher erst meine Commißion bestellen. Vor der Thüre sind ein paar Männer, die Verlangen tragen, ihren Kapitän, den Herrn **Reland**, und den Herrn **Severin** zu sprechen. Da wir uns nun noch nicht an den Tisch gesetzt hatten, so fragte ich den Herrn **Berlington**; ob ich sie hereintreten lassen könnte? Er sagte darauf zum Leutenant:

tenant: er mögte seine Ambassade zum Vorschein kommen lassen; sie kam, und sie bestund aus dem Oberbootsmann, aus dem Zimmermann und aus vier Gemeinen. Der Oberbootsmann brachte seine Worte zuerst an, und wünschte uns Glück zur doppelten Verbindung, und darauf bat er, im Namen des sämtlichen Volkes, um Erlaubniß, die vorhabende Reise mit zu thun; sie verlangten nicht zu wissen, wohin? sondern sie wollten mit uns reisen, wohin es uns gefiele; nur mögten wir sie nicht verstossen. Der Zimmermann sagte dasselbe, und die Gemeinen bezeigten durch ihr Gemurmel, durch ihre Geberden, und durch freudige Ausrufe, daß es ihr vollkommener Ernst wär. Ich gab ihnen darauf zur Antwort, daß wir uns für ihren guten Willen bedankten, so wohl ich als Herr **Severin**, erkennten daraus, wie geneigt und wie zufrieden sie mit uns wären, und wir würden uns ihres Anerbiethens bedienen, und wir nähmen sie daher von Stund an in unsere Dienste; da sie heute oder morgen ohnedieß von den bisherigen Rhedern ihrer Dienste würden entlassen werden: so könnten sie alsdann nur, wie zuvor, auf dem Schiffe bleiben. Ich bestätigte zugleich die Officier und die Gemeinen in ihren bisherigen Posten und Besoldungen; doch hoffte ich, sie würden sich so betragen, daß ich auch inskünftige, so wie bisher, mit ihnen zufrieden seyn könnte. Sie bezeugten ihre Freude über diese Erklärung. Wir behielten den Oberbootsmann bey der Mahlzeit, für die übrigen aber musten die Bedienten

sorgen,

sorgen, damit sie gut bewirthet würden. Und dieses geschah, sie giengen sämtlich nach Tische sehr vergnügt wieder fort, nachdem sie durch ein durchdringendes Freudengeschrey sich bedankt hatten. Der Oberbootsmann eilte gleichfalls wieder aufs Schiff, den Leutenant aber behielten wir diesen Tag über bey uns.

Nachdem wir abgespeiset hatten, entfernte ich mich unvermerkt von der Gesellschaft, nachdem ich dem Leutenant gewinkt hatte, mir zu folgen. Ich hatte meinem Freund gemeldet, er sollte mich auf ein Stündchen entschuldigen, wenn man nach mir fragen würde. Als ich mich mit dem Leutenant verschlossen hatte, sagte ich ihm, unsere vorhabende Reise solite weiter gehen, als er vielleicht gedächte, denn wir würden es nicht blos bey Westindien bewenden lassen. Bey meiner Seele! fiel mir **Käppel** ins Wort, sie wollen unfehlbar in die Südsee? Gut! gut! da muß ich mit; und ich werde ihnen dabey ohnedieß gute Dienste thun können; diese Gewässer kenne ich, ich habe zweymal eine Reise in die Südsee mit gethan. Desto besser, mein ehrlicher **Käppel**! sagte ich. Doch, fuhr ich fort, sie wissen, daß unser Schiffsvolk ziemlich geschmolzen ist; denn es sind in allen, wenn ich den Herrn **Severin** und uns beyde nebst dem gefangenen Burschen mitrechne, nur noch vierzig Personen übrig. Nun wollte ich gerne die Zahl wieder voll und wohl noch einige drüber, und also in allen noch etwa funfzig Personen haben, damit wir überhaupt neunzig Mann stark

wären.

wären. Was dünket sie? sollten wir wohl so viel tüchtige Leute, auf die man sich verlassen könnte, und die keine Stänker und wüste Leute sind, auftreiben können? Denn ich wollte gerne lauter brave Leute, so wie die gegenwärtigen sind, haben. Dazu wollen wir noch wohl gelangen, war seine Antwort. Etwa zehen bis zwölfe weiß ich schon, die gleich Dienste nehmen werden; doch diese sind ihnen bereits bekannt; denn es sind die Schiffbrüchigen Engelländer, die mit uns zurück gekommen sind, und die zwölf Personen ausmachen. Ja! ja! diese alle werden ohnfehlbar Dienste nehmen. Diese Leute sind gut, und sie haben in Engelland nichts zu verlieren. Ich weiß, daß sie schon auf andern Schiffen Dienste gesucht haben! wo sie noch nicht versorgt sind, so sind sie gewiß unser. Wohl! sagte ich, das sind brave Leute, sorgen sie dafür, daß sie uns nicht entgehen. Aber, woher sollen die übrigen kommen? Es sind, versetzte er, vor vierzehn Tagen ein paar Schiffe aus Westindien nach Hause gekommen, ich kenne die Kapitäns von beyden, und auch einige ihrer Leute, denn ich bin mit einigen derselben selbst einmal zur See gewesen, und ich hoffe, wir wollen, weil beyde Schiffe verkauft werden sollen, von dem Volke so viel bekommen, als wir noch nöthig haben. Doch sollten uns noch einige fehlen, so will ich dazu auch noch Rath schaffen. Ich habe vor einigen Tagen sieben bis acht Personen in einem Wirthshause an der Themse angetroffen, die von Holland kamen, und Dienste zur

See

See ſuchten. Allem Anſehen nach ſind es Leute, die ſich zufälliger Weiſe einander angetroffen haben, ohne daß ſie ſich zuvor gekannt haben. Sie ſcheinen mir ſonſt zu der Art von Leuten zu gehören, die, ſo lange, bis ſie zu reifern Verſtande gekommen ſind, alles Vermögen durchgebracht und ihre Rechnung auf Nichts geſtellet haben. Nun aber, da ſie nichts mehr zu verzehren haben, und nicht wiſſen, was ſie anfangen ſollen, wollen ſie ihr Glück auf der See ſuchen. Bey meiner Seele! dieſe Leute gefallen mir. Herz haben ſie, und ungeſchickt ſind ſie nicht; ich glaube, wir werden ſie auf allerhand Art gebrauchen können. Lärmen ſollen ſie uns nicht machen; denn wenn ich ſie erſt auf dem Schiffe habe, ſo will ich ihnen ſchon den Daumen aufs Auge halten. Gut! ſagte ich, ich will ſie auf ihr Wort annehmen. Uebermorgen hätte ich wohl Luſt dem Herrn **Berlington**, ſeiner ganzen Familie nebſt dem Commandeur auf dem Schiffe eine Mahlzeit zu geben. Stellen ſie mir alsdann dieſe Leute vor, ich mögte ſie gerne ſehen. Aber noch eins: ich werde meinen **Heinrich** morgen früh aufs Schiff ſchicken, die Anſtalten zum Schmauſe zu machen. Sie werden ihm alſo beſtens beyſtehen, daß alles deſto beſſer zugehen möge. Die Ordnung im Schiffe aber wird auf ſie ankommen; ſie werden die Leute anhalten, daß ſie alle gegenwärtig und in guter Ordnung ſind, und ſich auch gut aufführen. Doch ſie werden es ſchon machen. Endlich will ich bitten, daß ſie mir übermorgen wegen der annoch

nöthi-

nöthigen Leute, so wie sie mir versprochen, Nachricht ertheilen. Ich muß die Ausrüstung bald in Ordnung haben; denn ich gedenke, so es möglich zu machen ist, im Anfange des bevorstehenden Herbstes, und zwar im Anfange des Octobermonats in See zu gehen. Wir haben also bis dahin nur noch kaum sechs Wochen, und folglich ist die Zeit nur sehr kurz. Zugleich aber will bitten, daß sie von dem Ziele der Reise, wohin sie nämlich gerichtet ist, dem Volke nichts offenbaren, vornemlich sich davon weder gegen die Fremden noch auch gegen einen andern Menschen etwas merken lassen. Die Sache soll geheim bleiben, daher soll auch die ganze Ausrüstung ohne einige Rheder geschehen, denn Herr Severin und ich sind die einzigen Eigenthümer des Schiffes und der Ladung, ohne Zuziehung einer andern Person. Machen sie mir zugleich einen Ueberschlag, was uns an Munition und Gewehr nöthig seyn könnte. Ich wollte gerne, daß jeder unserer Leute eine Flinte und ein paar Pistolen nebst einen guten Säbel im Vorrath hätte, auch daß man damit allenfalls unser Volk doppelt versehen könnte. An Pulver und Bley darf es nicht mangeln. Machen sie mir nur den Aufsatz; ich will ihn hernach durchsehen, und alles behörig besorgen.

Nach dieser Unterredung giengen wir wieder zur Gesellschafft. Das Frauenzimmer hatte sich entfernt, und Herr Berlington, der Commandeur und mein Freund fassen beysammen, und rauchten ihre Pfeise. Wir leisteten ihnen dabey

bey Gesellschaft. Herr **Berlington** aber stund kurz darauf auf, und bat um Erlaubniß, uns zu verlassen. Nachdem er von uns gegangen war, fieng ich an, mit dem Commandeur von der Ausrüstung unsers Schiffes zu sprechen. Ich sagte ihm dasjenige, was ich mit dem Leutenant diesfalls verabredet hatte. Er billigte alles, und da er die Namen der Kapitäns, von denen mir **Käppel** gesagt hatte, hörte, sagte er, es wären ein paar brave Leute, und sie hätten jederzeit darauf gesehen, gut, getreues und ordentliches Schiffsvolk zu haben. Man könnte sich daher auf sie verlassen. Als wir noch davon redeten, ward unser Gespräch durch die Ankunft unsers Frauenzimmers unterbrochen. Das Gespräch ward also verändert, und wir wurden gar bald sehr aufgeräumt, worzu **Käppel** durch seine kurzweiligen Einfälle sehr viel beytrug. Wir brachten daher diesen Nachmittag sehr angenehm zu. Gegen Abend nahm der Leutenant von uns Abschied; und etwa eine Stunde vor der Mahlzeit kam Herr **Berlington** wieder. Er brachte den Trauschein mit, und hatte übrigens alles zur Trauung auf den folgenden Tag besorgt. Er überlieferte uns auch den Schein wegen des Schiffes, der denn von den andern Intressenten unterschrieben war, und vermöge dessen es nunmehr uns zugehörte. Er hatte auch den Geistlichen des Kirchspiels, der die Trauung verrichten sollte, auf diesen Abend zur Mahlzeit gebeten, der denn auch erschien, als wir noch von ihm sprachen. Er hieß Doktor **Eduard**. Er war

ein

ein sehr artiger und gelehrter Mann. Wir brachten diesen Abend in seiner Gesellschaft sehr vergnügt zu. Er gab uns selbst Gelegenheit zu scherzen, und wußte selbst zu scherzen, aber mit Salz und mit gutem Geschmacke. Dieser Mann gefiel mir überaus wohl, und mein Freund und ich geriethen endlich in eine gelehrte Unterredung mit ihm, in welcher dieser Geistliche eine tiefsinnige Gelehrsamkeit und keine Modetheologie blicken ließ. Bey dem Schlusse der Mahlzeit ward die Trauung auf den folgenden Abend fest gesetzt, und verabredet, daß niemand mehr davon wissen sollte, als ein alter Oheim der Frau **Berlington** und eine betagte Schwester von ihr, die denn auch nebst dem Doktor **Eduard** bey uns des Mittags speisen sollten. Herr **Berlington** hatte in London keine Anverwandten, denn sein Vater war aus Dublin gebürtig, und ein Waise gewesen; er hatte sein Aufnehmen seiner Geschicklichkeit und seinem Fleisse zu danken gehabt, und auch nur diesen einzigen Sohn hinterlassen, den er mit einem Frauenzimmer aus **Edenburg**, wo er sich zuerst niedergelassen, erzeugt hatte; denn in den Schottischen Unruhen, zur Zeit **König Wilhelms** hatte er sich in **London** niedergelassen.

Nach der Mahlzeit, als die Gesellschaft auseinander gegangen war, und wir einander gute Nacht gesagt hatten, wir aber auf unser Zimmer gekommen waren, berichtete ich meinem Freunde meinen Endschluß, den Tag nach der Hochzeit die ganze Gesellschaft auf dem Schif-

se zu bewirthen. Dieses gefiel ihm sehr wohl, und mein Heinrich ward mit gehörigen Unterricht versehen, alles aufs prächtigste einzurichten. Es ward ihm befohlen, den folgenden Morgen bey guter Zeit sich aufs Schiff zu verfügen, und alles daselbst mit dem Leutenant zu verabreden, und dann das nöthigste zu bestellen. Der Schiffskoch, der ein geschickter Mann war, und noch ein paar gute Leute hatte, sollte alles zurechte machen; denn ich wuste, daß ich mich auf ihn verlassen konnte, zumal wenn Heinrich die Einrichtung und die Vorschrift machte. Dieser aber konnte mit den nöthigsten Anstalten Vormittags fertig werden, daher konnte er des Mittags wieder zu Hause seyn, ohne daß er im Hause vermisset wurde. Er richtete auch alles geschickt aus, und als ich an den bestimmten Tage aufs Schiff kam, fand ich alles in guter Ordnung.

Doch ich will mich dabey nicht aufhalten, und nur noch mit wenigen melden, daß des Mittags die Gäste sich einfunden; der alte Oheim, der Bertli hieß, war noch ein munterer Mann, die Schwester aber eine alte, murrische und einfältige Jungfer. Sie waren aber doch alle sehr lustig, und liessen sich den Vortrag sehr wohl gefallen, sie wünschten uns Glück, und des Abends blieben sie nach der Trauung auch bey der Tafel. Die Gesellschaft war zehn Personen stark; sie bestund nämlich aus den Dokter Eduard, dem Commandeur, dem alten Bertli, der Jungfer Jones, dem Herrn Berlington,

lington, der Frau Berlington, den beyden neuen Eheleuten und meiner Braut. Frau Eduards war zwar gebeten gewesen, aber gewisse häusliche Umstände und Vorfälle hatten sie abgehalten, zu erscheinen. Alle diese Personen bat ich noch diesen Abend, bevor sie weg giengen, auf den morgenden Tag das Schiff zu besehen, und dann mit einer Mahlzeit nach Schiffsgebrauch verlieb zu nehmen. Wahrhaftig! das ist recht, sagte der Commandeur. Der Seemann muß auch in den Ergetzlichkeiten zu erkennen seyn, ich komme gewiß, und wenn auch niemand kommen sollte. Ja! so darf ich und meine Frau auch nicht zurück bleiben, sagte Herr Berlington. Herr Bertl: und Jungfer Jones werden hoffentlich sich nicht ausschliessen. Je nun!, sagte dieser letztere: Ich bin zwar niemals auf einem Schiffe gewesen, aber wenn sie alle darauf gehen, so muß ich wohl auch mit. Aber, die Schiffskost soll ja so unverdaulich seyn, wenn man nur so wenig Bewegung, wie ich, hat. Jungfer Muhme! sagte ich, ich will ihr schon etwas zurichten lassen, welches ihr gefallen soll. Herr Reland, sagte der Commandeur weiß schon, wie er dem schönen Geschlechte begegnen soll. Ja! denkt doch! versetzte sie. Endlich kam die Reyhe auch an den Herrn Doktor Eduard. Ich weiß nicht, sagte er, ob es sich schickt, daß ich, als ein Geistlicher, einer solchen Lustbarkeit beywohne? Doch ich hoffe, es wird mir, in einer so braven und vernünftigen Gesellschaft zu seyn, von keinem mit Recht können

verdacht werden. Da ihm nun das Frauenzimmer inständigst anlag, die Frau **Eduards** mit zu bringen, versprach er auch dieses. Ich bat darauf diese vier Personen, die nicht in unserm Hause wohnten, sich um zehn Uhr Vormittags bey uns einzufinden, und es nur auf mich ankommen zu lassen, auf welche Art wir ans Schiff kommen würden. Die Abrede ward also genommen, und **Amalie**, oder vielmehr die nunmehrige Frau **Severin** oder **Slegaard** nebst **Clarisen** waren mit dieser Ergetzlichkeit sehr wohl zufrieden. Die Gesellschaft zertheilte sich nunmehr, und die Neuverehligten giengen in die Brautkammer. Ich aber wünschte meiner **Clarise** eine gute Nacht, in Hoffnung, mit der Zeit mit ihr meinem Freunde nachzufolgen.

Des andern Tages fanden sich die Gäste zu rechter Zeit ein, wir fuhren in Kutschen an einen bestimmten Ort nach der Themse, wo wir eine prächtig ausgezierte Chaluppe fanden, die uns ans Schiff brachte. Man hatte dieses, um desto freyer zu seyn, etwas weiter hinausgelegt; daher wurden wir bey unserer Ankunft mit Lösung der Kanonen und mit einem Freudengeschrey des Volkes empfangen. Dieses stund oben auf dem obersten Verdecke in Parade. Als wir alle ins Schiff gestiegen waren, führte uns der Leutenant unter ein aufgeschlagenes Gezelt auf dem obersten Verdeck, oder vielmehr auf der Galerie des Hintertheils des Schiffes; denn es war das schönste Wetter, und wir hatten auf diese Art die schönste Aussicht von der Welt.

Wir

Wir konnten einen groſſen Theil von London überſehen; vor uns hatten wir den Hafen, wo über tauſend Schiffe und Fahrzeuge verſchiedener Nationen theils vor Anker lagen, theils ankamen, theils abgiengen. Auf beyden Seiten konnten wir die angenehmſten Gegenden und Luſtſchlöſſer überſehen, und endlich konnten wir den Lauf der Themſe, die ſich nach der See hinunter drängte, bemerken.

Als nun die Gäſte ſämtlich in das Gezelt getreten waren, und ſich an der ſchönen Ausſicht ergetzten, entfernte ich mich inzwiſchen mit dem Leutenant, um die mir vorgeſchlagenen Fremden zu ſehen, die ſo gerne und aus Noth zur See dienen wollten. Er führte mich in ſeine Kammer, worinn ſie ſich aufhielten; weil ich nicht haben wollte, daß ſie vor der Geſellſchaft zum Vorſchein kommen ſollten. Der erſte, der ſich zeigte, war ein ältlicher, doch noch friſcher Kerl. Er ſahe wohl aus, und ſchien die Kunſt, ſich einzuſchmeicheln, wohl zu verſtehen. Ich fragte ihn, wie ſein Name wäre? Er ſagte: ich ſchäme mich, in meinen gegenwärtigen Umſtänden meinen Namen zu nennen; denn ich habe einen ſehr vornehmen Namen, ja den Vornehmſten, den man nur nennen kan. Vergeben ſie mir alſo, daß ich mich anitzt nur Johannſen nenne. Ich habe allerley Rollen in der Welt geſpielt: bald war ich ein Muſikant, bald ein Officier, bald ein Werber, bald ein Schooßkind des Glücks, bald ein Flüchtling, den man zum Galgen verurtheilet hatte, bald ein Hof- und Oekono-

mierath, bald ein halber Jude, bald ein Staatsmann, bald ein = = doch ich will ihre Gedult nicht ermüden; ſonſt könnte ich noch vielmehr Rollen nennen, die ich in der Welt geſpielet habe, und vielmehr Klaſſen anführen, die ich blos des lieben Frauenzimmers wegen durchgegangen bin. Jetzt aber, mein Herr! bin ich dero gehorſamer Diener, der unter dero Schutze ſein Glück zur See ſuchen will.

Nunmehr trat der andere auf, er ſagte: Ich bin ein Mann, den das Glück niemals hat zu ſtatten kommen wollen, oder der ſein Glück nicht hat gebrauchen wollen; Ich bin ein Kaufmann geweſen, und habe ein groſſes Vermögen beſeſſen; ich habe alles, was mir in der Handlung vorkommt, beſſer verſtanden, als andere Leute, die doch ein erſtaunliches Vermögen erhandelt haben. Allein, ein Unglück in der Liebe, eine darauf erfolgte beſondere Lebensart, eine Neigung zu Lotterien, eine Abſonderung von den Geſchäften, die ich hätte verrichten ſollen, eine Anmaſſung ſolcher Sachen, die ſich vor mich nicht ſchickten, ein eingebildeter Stolz, weiſer zu ſeyn, als alle andere Leute, eine Unmöglichkeit, mich in die ſchlechten Umſtände meines Glücks zu ſchicken, und eine gänzliche Unzufriedenheit mit mir ſelbſt und mit andern Leuten, haben mich in die Umſtände gebracht, mein Glück zur See zu ſuchen; und vielleicht werde ich ihnen in der Handlung mit allerhand Nationen nützliche Dienſte leiſten können.

Hier-

Hierauf erschienen noch andere: Unter diesen war einer, der sich für einen Arzt ausgab; er sagte: er wäre ehemals ein Geistlicher gewesen; da er aber sein und seiner Bauern Geld, durch die Goldmacherey aus dem Schornstein fliegen lassen: so habe man ihm abgesetzt. Er sey darauf ein Arzt, ein Leibarzt eines Fürsten, ein Rath und Gesandter desselben, und endlich ein Flüchtling worden. Ein anderer sagte: er wäre ein Gelehrter, der Verse machen könnte, sich aufs Projekt machen wohl verstünde, in der Kunst zu Lügen so erfahren wäre, daß er darinn seinen Meister suchte; im übrigen wäre er auch in der grösten Armuth allezeit lustigen Gemüthes. Ein anderer war ein Bankerothirer, ein anderer ein verjagter Zungendrescher, ein anderer war ein abgedankter Officier, und endlich war auch ein ehmaliger Kammerdiener eines verstorbenen ansehnlichen von Adels dabey. In allen waren es acht Personen. Ich trug dem Leutenant auf, Sorge für sie zu tragen, und einen jeglichen von ihnen täglich einen Schilling englisch so lange zu geben, bis wir die Reise antreten könnten; inzwischen band ich ihm ein, auf ihr Betragen aufmerksam zu seyn.

Nach dieser Musterung gieng ich wieder zur Gesellschaft; woselbst mein Heinrich alles zur Mahlzeit bereits fertig gemacht hatte. Wir setzten uns daher ohne Umstände zur Tafel, die gewiß wohl eingerichtet war, und wir liessen es uns unter dem Schalle der Trompeten und Paucken, und unter dem Knalle der Kanonen,

man bey den Geſundheiten löſete, recht wohl ſchmecken. Jungfer Jones wunderte ſich, daß man auf dem Schiffe ſo gut anrichten könnte, und ſie ſagte: wenn es allezeit ſo zugienge, ſo wollte ſie immer auf der See fahren. Kurz: wir waren alle recht ſehr vergnügt. Allein, als wir in der beſten Luſt ſaſſen, kam einer von den Leuten, und ſagte dem Leutenant etwas ins Ohr; dieſer machte eine erſchrockene Miene, ſtund ſtillſchweigens auf, und gieng aus dem Gezelte. Er kam in ein paar Minuten wieder, winkte mir und rief mich vors Gezelt, ich ſtund auf, und folgte ihm; Mein Herr! ſagte er ganz beſtürzt, die Luſt iſt geſtört, das Schiff hat, niemand weiß wodurch, einen Leck bekommen. Die Leute ſind es erſt itzt gewahr worden, da bereits vier Schuh tief Waſſer im Raume iſt. Dieſe Nachricht machte mich ſehr beſtürzt, ich wuſte nicht, was ich thun ſollte, gleichwohl war keine Zeit zu verlieren; denn indem mir der Leutenant dieſes ſagte, kam einer von dem Volk, mit der Nachricht, daß kein Pumpen helfen wollte; denn das Waſſer wäre bereits bis auf ſechs Fuß geſtiegen. Ich fragte daher, ob wir bald Ebbe bekämen? Der Leutenant ſagte; es wäre das höchſte Waſſer, und die Ebbe würde den Augenblick kommen. Ich gab darauf Befehl, ſo bald wir ſämtlich aus dem Schiffe ſeyn würden, mit dem Schiffe ſo dichte ans Land zu gehen, als es möglich wäre, damit es bey Senkung des Waſſers allmählig auf dem Sande ſtehen bleiben mögte; auf dieſe Art hoffte ich, das Schiff noch zu ret-

ten

ten, zumal da es nicht beladen war. Ich gieng darauf unverzüglich zur Gesellschaft, und sagte: ich müste bitten, unverzüglich aufzustehen, es wäre ein unvermutheter Schade am Schiffe geschehen. Weiter wollte ich nichts sagen, um das Frauenzimmer nicht zu sehr zu erschrecken; sie sprangen auch sofort ganz bestürzt auf, und folgten mir an den Bord des Schiffs, wo ich sie in die Chaluppe steigen ließ. Ich bat: sie mögten nur ohne mich, nach Hause fahren; so bald alles in Ordnung wäre, wollte ich nachkommen. Als sie fort waren, gieng die Arbeit an. Es hatten sich um uns herum, indem wir so lustig waren, verschiedene Böte und Chaluppen versammlet, um Theil an der Lust zu nehmen. So bald wir ihnen nun die Gefahr meldeten, in der wir waren, blieben sie bey uns, und wir bemüheten uns nebst ihnen, das Schiff ans Ufer zu schleppen, bevor das Wasser fallen mögte. Wir waren auch darinn so weit glücklich, daß wir zu rechter Zeit damit fertig wurden; denn das Schiff stund fest, eben als das Wasser sich verlief. Wir strandeten also gezwungen, um einen grössern Unglück zu entgehen. Nachdem dieses geschehen war, überließ ich die fernern Anstalten, den Schiffsofficieren, und ich setzte mich in ein Boot und ließ mich durch den Hafen an den Strand bringen, worauf ich eine Miethkutsche nahm, und eine Stunde später, als die Gesellschaft, nach Hause kam.

Ein paar Stunden demnach kam Heinrich mit allen den Sachen, die ich zu unserer Bequem-

lichkeit hatte, ins Schiff bringen lassen, zurück; denn ich hatte dafür gesorgt, daß wir allenfalls auch die Nacht darauf hätten zubringen können. Er berichtete mir, daß nach völligen Ablauf des Wassers, das Schiff sich allmählig etwas auf die Seite, gegen das Land zugelegt hätte. Die Officier aber hätten gesagt, sie wären vor der Fluth nun ganz sicher; aber das Schiff müsse ganz und gar gekalfatert werden. Sie könnten zwar den eigentlichen Schaden noch nicht bestimmen; allein sie zweifelten, daß es noch im bevorstehenden Herbste würde zum Auslaufen geschickt seyn. Er meldete zugleich, das Volk hätte am Ufer ein paar Gezelte aufgeschlagen, um die Nacht darunter zuzubringen, und der Leutenant liesse mich bitten, des folgenden Morgens ganz früh hinaus zukommen; denn das Schiff müsse ganz ausgeladen werden. Diese Nachricht betrübte mich ungemein; denn mein ganzer Entwurf war dadurch übern Haufen geworfen; doch ich ließ mich nichts merken, und fassete mich so gut, als es mir möglich war, um der Gesellschaft Muth zu machen.

Als ich nach Hause kam, fand ich sie alle beysammen sitzen; das Frauenzimmer hatte sich auch von dem Schrecken meistens wieder erhohlt, nur meine Clarise hatte unterwegens eine Ohnmacht nach der andern bekommen, und sie war noch in schlechtem Zustande. Amalie und die Frau Eduards stunden ihr bey; sie hatten sie wollen aufs Bette legen, aber sie wollte nicht; daher hatten sie sie auf einen Lehnstuhl gesetzt. Sie

fieng

fiena an, wieder beſſer zu werden, als ich ins Zimmer trat. Ach! ſagte ſie zu mir, ich dachte nicht, ſie wieder zu ſehen. Nunmehr, da ſie der Gefahr entgangen ſind, iſt mir wieder wohl. Warum bleiben ſie denn im Schiffe zurück? Gewiß, wenn das Schiff geſunken wäre, ſo wären ſie unfehlbar umgekommen. Nein! meine ſchöne **Clariſe**! war meine Antwort, diesfalls hatte es keine Noth. Erhohlen ſie ſich nur wieder. Die ganze Sache iſt nur ein blinder Lärmen geweſen. Ein blinder Lärmen? fragte ſie. Nein! das machen ſie mir nicht weiß. Das Schiff iſt gewiß verloren. Das werden ſie mir nicht ausreden. Ich ſuchte ihr dieſen Argwohn zu benehmen, und erzählte ihr alles ſo vortheilhaft, als es möglich war, und dadurch ward das ſämtliche Frauenzimmer wieder etwas munterer; denn auch Jungfer **Jones** hatte beſtändig gemeinet, und die Frau **Berlington** hatte Mühe genung mit ihr, ſie zu beſänftigen. Herr **Berlington** und Herr **Eduard**, wie auch der Commandeur nebſt meinem Freunde ſchmauchten ihre Pfeife, und ich ſetzte mich darauf bey ihnen nieder, und leiſtete ihnen ſo lange Geſellſchaft, bis mein **Heinrich** kam, und mir oben bemeldeten Bericht abſtattete. Ich mußte ihnen darauf alles umſtändlicher melden, denn das Frauenzimmer war inzwiſchen abgetreten. Dem Commandeur gefiel dieſer Bericht ſehr ſchlecht, und verſprach, des folgenden Morgens mit mir ans Schiff zufahren. Wir blieben dieſen Abend noch beyſammen, und die Geſellſchaft

ward

ward auf dieses Schrecken nach und nach wieder munter. Auch das Frauenzimmer gab sich nach und nach wieder zufrieden. Herr **Eduard** nebst seiner Frau, und Herr **Bertli** nebst Jungfer **Jones** verliessen uns endlich, und ich hatte darauf noch Gelegenheit, mit meinem Freunde ins besondere über die heutige Begebenheit mich zu unterreden. Er merkte meinen Kummer und obschon er selbst darüber betrübt war, so suchte er mir doch Muth zu machen, indem er zweifelte, daß es mit dem Schiffe so arg wäre, als mir **Heinrich** gemeldet hatte. **Clarise** machte mich zugleich betrübt; denn es hatte mir geschienen, daß der Schrecken sie stärker mitgenommen hätte, als ich anfangs geglaubt hatte, und ich befürchtete, es möchte gar leicht eine gefährliche Krankheit daraus entstehen.

Des folgenden Morgens, als noch alles, nach meiner Meynung nach, in guter Ruhe war, machte ich mich nebst dem Commandeur und meinem **Heinrich** auf den Weg, und fuhr ans Schiff. Wir fanden alles in sehr schlechtem Zustande. So fleißig das Volk auch fast die ganze Nacht gearbeitet hatte, um das Schiff zu erleichtern: so hatten sie doch nicht verhindern können, daß die sehr starke, und mit einem heftigen Winde begleitete Fluth, und die darauf folgende Ebbe das Schiff näher an das Ufer geschmissen, und, da es mit der einen Seite an das erhöhete Ufer gekommen: so hatte es einen fast unersetzlichen Schaden gelitten. Die Kanonen hatten durch ihr Gewichte dieser Seite einen heftigen Stoß gegeben,

ben, und sie war überall gesprungen. Der Commandeur sagte zu mir: es wäre dabey nichts anders zu thun, als daß wir einen Kaufmann suchten, der es uns abkaufte, um nur noch etwas dafür zu bekommen. Es wäre zwar wohl wieder in guten Stand zu bringen, aber dieses erforderte eine langwierige und kostbare Arbeit; zumal da die eine Seite ganz zerschmettert war. Und daß es eine Unmöglichkeit wäre, damit diesen Herbst eine Reise zu unternehmen, dieses könnte ein jeder leicht sehen. Inzwischen überlegten wir nebst dem Leutenant, dem Obersteuermanne und dem Zimmermanne, was dabey zu thun wäre, um es bey ankommender Fluth für einem ärgern Schaden zu retten. Des Commandeurs Meynung war die beste, nämlich mit dem Ausladen der Kanonen fortzufahren,, und dieses geschah auch so fort; und da unsere Leute schon vor unserer Ankunft dazu Anstalt gemacht, und auch schon in dieser Arbeit begriffen waren: so wurden sie damit gar bald fertig. Alle übrigen Sachen, als Segel und Tauwerk und Munition war nebst allem, was etwa noch eine Last verursachen konnte, bereits heraus geschaft. Sie wurden daher noch diesen Morgen mit aller dieser Arbeit gänzlich fertig; denn sie hatten einige Leute von andern Schiffen zur Hülfe erhalten. Sie kamen endlich damit so weit, daß sie das Schiff noch vor ankommender Fluth weiter ans Land schleppen, und für den fernern Wasserschaden in Sicherheit bringen konnten. Als sie damit so weit

gekom-

gekommen waren, ward der Schaden genauer nachgeſehen, und alles ſtimmte mit der Meinung des Commandeurs überein. Er glaubte, wenn alles wieder in guten Stand kommen ſollte, daß es über 2000. Pfund koſten würde, den Zeitverluſt ungerechnet. Daher wiederhohlte er ſeinen vorigen Rath, mit dem Zuſatze, wenn ich es für 2000. Pfund mit allem Zubehör, als Seegel, Tauwerk und Kanonen und dergleichen, verkaufen könnte: ſo ſollte ich mich nicht lange bedenken. Nachdem wir nun noch einige Befehle ausgegeben: ſo nahmen wir den Leutenant mit uns, und der Oberſteuermann mußte inzwiſchen das Commando über die Arbeit und über die Leute führen.

Wir kamen juſt des Mittags wieder zurück, allein wir fanden alles in groſſer Beſtürzung. Herr **Severin** nebſt **Amalien** kamen uns entgegen, und ſo gut ſie ſich auch verſtellen wollten, entdeckte ich doch eine ganz ungewohnte Betrübniß an ihnen; ich that verſchiedene Fragen an ſie; allein, ſie wollten nicht mit der Sprache heraus; daher ſagte ich zu dem Commandeur: Gewiß betrift es **Clariſen**, und ſie iſt entweder bereits todt, oder doch dem Tode, ſehr nahe. Ach! laſſen ſie uns in ihr Zimmer gehen, ich muß ſie ſehen, und wiſſen, wie ſie ſich befindet. Allein kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen: ſo vernahm ich ein kläglichs Weinen in dem nächſten Zimmer. Zugleich kam ein Aufwartemägdchen mit thränenden Augen heraus, und ſagte zu **Amalien**: Nun iſt es aus mit ihr!

Ich

Ich gerieth dadurch in eine so heftige Gemüthsbewegung, daß ich, ohne zu überlegen, was ich thun wollte, augenblicks in das Zimmer lief. Herr **Severin** nebst **Amalien** folgten mir eiligst; ich näherte mich einem Bette, vor welchem die Frau und der Herr **Berlington**, nebst dem Herrn und der Frau **Eduards**, stunden, die allesamt heftig weineten. Die Frau **Berlington** hielt **Clarisen** in ihren Armen, die bereits mit dem Tode rang, als sie aber mich erblickte, (denn das Geräusche, das ich beym hineingehen machte, verursachte, daß sie sich nach mir umsahe,) reichte sie mir die Hand. Ich trat dem Bette näher; sie sagte mit gebrochener Stimme: Leben sie wohl! mein Bräutigam! ich sterbe!

Ich fiel in Ohnmacht, Herr **Eduard** und mein Freund empfiengen mich in ihre Arme, und setzten mich neben dem Bette auf einen Lehnstuhl. Ich verlor alle Empfindung und nach einer Stunde, als ich wieder zu mir selbst kam, sahe ich, daß man mich in mein Zimmer gebracht, und auf mein Bette gelegt hatte. Der Wundarzt hatte mir eine Ader geöffnet, und dieses hatte meine Lebensgeister wieder in Bewegung gebracht. Der Commandeur und Herr **Berlington** nebst meinem **Mentor** waren bey mir. Himmel! rief ich, als ich mich wieder erhohlte: Was für ein Tag ist dieses? Und wo ist meine **Clarise**? = = Als man mir nun nicht so fort antwortete, fuhr ich fort: Ich sehe und schliesse es aus den furchtsamen Stilleschwei-

gen

gen gar wohl, was für eine Antwort ich zu gewarten habe. Gestehen sie es nur: ist sie nicht todt? Ja, sagte Herr **Severin** darauf: Ja! diese angenehme Person lebet nicht mehr, fassen sie sich! und zeigen sie ein Gemüth, welches bey mehrern Unglücksfällen standhaft geblieben ist. Trösten sie vielmehr ein Haus, welches in Thränen schwimmet! Trösten sie einen Vater, den der Verlust einer so hofnungsvollen Tochter aufs heftigste gerühret hat! Trösten sie eine Mutter, die bey der Leiche ihrer geliebtesten Tochter, deren Verstand und Tugend ihre Jahre weit übertroffen hat, vor Schmerzen sterben will! Und trösten sie, mein werthester! auch mich, der ich durch den Verlust einer so angenehmen Freundinn, und durch den Kummer, in den sie gänzlich versunken sind, aufs empfindlichste niedergeschlagen bin. Und, fuhr er fort, indem er mich aufs zärtlichste umarmte, was klagen sie? Wenn sie nur eine heitere Mine blicken lassen: so werden sie dieses ganze Haus aufheitern. Sie werden uns ein Muster einer solchen Bezwingung seiner selbst zeigen, dem wir alle, obschon nicht mit gleichen Erfolg, nachzuahmen suchen werden. Indem mein Freund diese zärtliche, diese schmeichelnde Rede an mich hielt, sich gleichwol aber der Zähren nicht enthalten konnte, Herr **Berlington** sich in gröster Betrübniß auf einem Stuhl neben mir gesetzet hatte, der Commandeur aber als eine leblose Säule neben dem Bette stund, auf welches er sich mit dem Rücken gelehnet hatte: so ward

ich

ich dadurch in eine neue Bewegung geſetzt, die aber von ganz anderer Beſchaffenheit, als die vorige, war. Meine Natur und meine Vernunft kamen beyde meinem bekümmerten Gemüthe zu Hülfe. Ich kam zu mir ſelbſt, ein ſtarker Thränenſtrom floß aus meinen Augen, mein Herz ward dadurch erleichtert; ich bekam neue Kräfte; mein Verſtand fieng an, ſeine Wirkung zu thun. Mein Körper ward erquicket, und ein groſſer Theil meines Kummers verlor ſich; eine groſſe Tiefſinnigkeit blieb zurück, die aber durch ein vernünftiges Nachdenken gemäßiget, und endlich ziemlich zertheilet ward. Eine allgemeine Stille hatte binnen der Zeit das Zimmer eingenommen. Endlich ſtund ich plötzlich vom Bette auf, eilte zu dem Herrn **Berlington**, umarmte ihn mit ziemlich aufgeheiterten Gemüthe, und ſagte zu ihm: Mein wertheſter Vater! Erhohlen ſie ſich von ihrem Kummer! Erſticken ſie ihre Thränen! Folgen ſie meinem Beyſpiele. Dieſer Tag hat mir mehr geraubet, als ich jemals wieder finden werde; gleichwol, wenn ich allen Zufällen meines Lebens nachdenke: ſo ehe ich alle meine ausgeſtandenen unglücklichen Begebenheiten und endlich auch dieſen ſchmerzlichen Verluſt, den wir alle nicht genung beweinen können, als Prüfungen der göttlichen Weisheit an, wodurch ſie uns bewähren, und vielleicht eines bald zu hoffenden immerdaurenden gröſſern Glückes würdig machen will. Was iſt das menſchliche Leben? Gewiß, nichts anders als eine Kette von Widerwärtigkeiten, die wir

durch eine christliche Großmuth ertragen sollen. Derjenige, der sie uns aufgeleget hat, derjenige weiß auch den Nutzen, den wir daraus ziehen sollen; ja er zeiget ihn uns selbst. Er will uns dadurch zu erkennen geben, daß allhier nichts Vollkommenes ist, und daß wir eine wahre Ruhe, eine wahre Vollkommenheit erst in demjenigen Zustande erhalten sollen, in welchem diejenige liebenswürdige Person ist, die wir anitzt so zärtlich, ob schon unnöthig, und vielleicht unbilliger Weise, beklagen. Ach! meine Freunde! lassen sie uns eine solche Fassung des Gemüthes annehmen, die bey allen dergleichen Begebenheiten aufs Zukünftige siehet! Lassen sie uns nicht diejenigen Personen beklagen, die bereits über alle irrdische Verdrieslichkeiten hinaus sind! Lassen sie uns vielmehr wünschen, ihnen bald ähnlich zu werden, damit wir auch bald diejenige Ruhe und diejenige Vollkommenheit schmecken können, die wir in dieser Vergänglichkeit nur vergebens suchen, in der Ewigkeit aber gewiß erlangen werden!

Beym Schlusse dieser Worte umarmte ich den Herrn **Berlington** so wohl, als meinen Freund und dem Commandeur. Ich empfand zugleich eine solche Zufriedenheit des Gemüthes, als ich zuvor niemals empfunden hatte. Und ich muß mich noch anitzt über diese sonderbare Veränderung verwundern. Alle Anwesende wurden auch durch diese Worte würklich ermuntert. Der Commandeur redete zuerst, er sagte: Nun, warlich! so alt ich auch bin, und so

viel

viel ich auch in der Welt erfahren habe: so iſt mein Gemüth doch niemals ſo ſehr gerührt, und trauriger geweſen, als heute, aber ich bin auch noch niemals zufriedener geweſen, als itzt. Herr **Reland** und Herr **Severin** haben mich heute mehr beweget, und mehr entzücket, als ich jemals geglaubet habe, daß es möglich wäre. M in GOtt! was ſind das für Perſonen? Ich muß geſchwind weggehen, ſonſt weine ich. Je! ſoll ich, als ein ſo alter und harter Kerl, noch Thränen vergieſſen? Mit dieſen Worten eilte er plötzlich aus dem Zimmer. Wir nahmen uns darauf alle drey bey der Hand und giengen ihm langſam nach. Wir giengen in das Zimmer der Frau **Berlington**, die wir nebſt **Amalien**, in Thränen ſchwimmend, antrafen. Die Frau **Eduards** war bey ihr, und Jungfer **Jones** war eben gekommen. Dieſe vermehrte durch ein thränendes Aechzen die Wehmuth, und wir hatten Mühe, ſie zum Stillſchweigen zu bringen; Hierauf vereinigten wir bey den erſten beyden unſere Tröſtungen mit dem Zureden der Frau **Eduards**, und wir brachten ſie endlich ſo weit, daß ſie ihre Thränen abwiſcheten, und einem gegründeten Nachdenken Platz gönneten.

Nachdem ſich nun die betrübte Mutter etwas erhohlet hatte, ſagte ſie zu mir: Ich würde vielleicht nicht ſo fruchtbar an Tröſtungen ſeyn, wenn mir der geſchwinde Tod ihrer Tochter beſſer bekannt wäre. Sie nahm daher Gelegenheit, mir zu erzählen, wie es damit zugegangen war. Sie ſagte; Wir glaubten geſtern Abend

nicht, daß die Zufälle des Tages eine weitere Wirkung thun ſollten. Allein, leider! mitten in der Nacht änderte ſich es mit ihr ſo plötzlich, daß ſie genöthiget war, mich rufen zu laſſen. Als ich kam, erfuhr ich, daß ſie einen heftigen Stich auf der Bruſt bekommen hatte. Ich ſchickte daher ſo fort zu einem geſchickten Arzt in unſerer Nachbarſchaft. Er kam, und da er alle Umſtände ihrer Unpäslichkeit erfahren und unterſuchet hatte, komte ich die ſchlechte Hoffnung zu ihrer Beſſerung gar bald an ſeinem Geſichte bemerken. Er ließ ihr darauf zur Ader, verordnete ihr Arzeneyen, und blieb bis gegen Morgen bey ihr. Allein, alle Mühe war vergebens. Sie fiel endlich in eine Hitze; ſie fieng an irre zu reden, und der Arzt ward wieder gehohlet; allein, er gab uns allen einen ſchlechten Troſt, er ſagte: in ein paar Stunden würde ſich die Hitze legen; aber eine darauf folgende groſſe Mattigkeit würde uns ihren Tod ankündigen. Wir mögten daher auf einen Geiſtlichen bedacht ſeyn, der ſie alsdann mit ſeinem Zuſpruche zum Tode bereitete. Er verließ uns, und wir ſchickten zu dem Herrn Doktor **Eduard**, und lieſſen ihn nebſt ſeiner Liebſte zu uns bitten. Damals waren ſie nebſt dem Herrn **Jennington** bereits ausgegangen; wir hatten, als ſie ausgiengen, mit Fleiß dieſe Zufälle vor ihnen verborgen gehalten, damit ihre Gegenwart bey der Patientinn keine heftigen Bewegungen erwecken mögte. Herr **Eduard** und ſeine Liebſte ſtellten ſich darauf bey uns ein, und er bereitete meine ſeelige

Tochter

Tochter zur Ewigkeit. Eben als wir glaubeten, sie würde keine Minute mehr leben, kamen sie nach Hause. Herr **Severin** und **Amalie** musten ihnen entgegen gehen, damit sie aufgehalten würden, und diese betrübten Umstände nicht so bald erfahren mögten. Allein unser Weinen und die Unvorsichtigkeit eines Mägdchens verriethen ihnen mehr, als sie wissen sollten. Sie traten voller Entsetzen ins Zimmer, **Clarise** ward sie gewahr; sie erhohlte sich, um ihnen ein sterbendes Lebe Wohl! zu sagen. Sie fielen in Ohnmacht. **Clarise** starb zugleich in meinen Armen. Sehen sie! dieses sind die rührenden Umstände eines Todes, den wir uns nimmer so früh eingebildet hätten.

Durch diese Erzählung ward die allgemeine Traurigkeit aufs neue erreget; wir weineten sämtlich, und ich hatte Mühe, meine Gelassenheit wieder zu sammlen. Herr **Eduard** und der Commandeur traten darauf ins Zimmer, der erstere redete uns mit gegründeten Tröstungen an. Ich erhohlte mich, und vereinigte mich mit dem Herrn **Eduard**, diese betrübte Familie aufzumuntern. Ich konnte aus den Ausdrücken dieses ehrwürdigen Mannes bemerken, daß Herr **Jennington** ihm Nachricht von demjenigen gegeben hatte, was in meinem Zimmer vorgefallen war. Dieser alte rechtschaffene Mann hatte sich itzt in dem Winkel des Zimmers auf einen Stuhl gesetzt, und hörte unsern Unterredungen mit grosser Aufmerksamkeit zu. Er war ausserordentlich gerührt, und wie mir hernach

Herr Eduard erzählte: so hat er ihn, als er da
mals von mir gegangen, aufgesucht, und ihn
gesagt: er wäre durch keine Predigt jemals s
gerührt worden, als durch dasjenige, was e
itzt gesehen und gehöret hätte, wiewohl, hatte e
hinzugesetzt, ich bin auch niemals ein fleißige
Kirchengänger gewesen. Er hatte ihm darau
bekannt, daß er niemals sonderlich aufs Zukünf
tige und an die Ewigkeit gedacht hätte, aber nun
mehr sollte es ganz anders mit ihm werden. E
sähe wol, daß es mit einer Aufrichtigkeit un
Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit vor der Wel
und gegen seine Nebenmenschen nicht ausgemach
wäre. Dieser Tag wäre ihm also diesfalls ei
sehr glückseeliger Tag, weil er dadurch aus ei
nem sehr schädlichen Irrthume gezogen, und au
einen bessern Weg gebracht worden. Er hatt
ihm ferner um seinen Beystand gebeten, mit der
Zusatze: er wollte nunmehr ein paar Monat
und vielleicht auch den ganzen Winter in de
Stadt bleiben, damit er durch seinen Umgan
und durch seine Anführung auf diesem gute
Wege fortgehen, und in seinem Vorsatze ge
gründeter werden, und darinn beharren möge
Er hatte ihn endlich gefragt: ob er Uebermor
gen, (denn es war eben Freytag,) selbst predi
gen würde? er wollte alsdann ein aufmerksame
Zuhörer seyn.

Herr Eduard, Herr Severin und ich, waren
endlich so glücklich, daß wir diese betrübte Fa
milie wieder zu sich selbst brachten. Sie erhol
ten sich alle, und ein jedes gieng an seine Ge
schäfte

ſchäfte. Die Frau Berlington und Amalie beſorgten die Leiche und das Begräbniß mit einer völligen Gemüthsruhe, und wir alle ermunterten uns nach und nach vollkommen. In dieſen Umſtänden verlieſen acht Tage. Der Leutenant, als er die Unordnung und die Betrübniß geſehen, die in dem Hauſe herrſchten, war ſtillſchweigend wieder fortgegangen; in einigen Tagen aber kam er wieder, und berichtete mir, daß man mit der Arbeit ſo weit gekommen wäre, daß man nunmehr an der Ausbeſſerung des Schiffes bequem anfangen könnte. Ich gab ihm al er zur Antwort, alles ſo lange anſtehen zu laſſen, bis erſt im Hauſe alles wieder in Ordnung wäre. Inzwiſchen aber könnte er ſich nach einem Käufer, und dann nach einem andern Schiffe vor mich umſehen. In ein paar Tagen mögte er wieder kommen. Acht Tage nach dem unglücklichen Tage ſtellte ſich auch der Leutenant wieder ein, und berichtete mir, was er ausgerichtet hätte. Ich gieng nebſt ihm und dem Herrn Severin in des Commandeurs Zimmer, der eben an demſelben Tage in ein, vor ihm gemiethetes, Haus ziehen wollte. Als er den Leutenant ſahe, fragte er ihn: wie es ſtünde? Dieſer ſagte: er hätte zweene Käufer zum Schiffe, und dann ſo wüßte er auch noch zwey Schiffe, von denen eines unfehlbar mir anſtändig ſeyn würde. Allein, er glaubte nicht, daß beyde eben vollkommen ſo beſchaffen ſeyn würden, daß ich annoch im bevorſtehenden Herbſte damit auslaufen könnte. Ingleichen

zweifelte er daran, daß uns jemand gegenwärtig, und da mein Schiff in so unansehnlichen Umständen wäre, 2000. Pfund dafür geben würde. Diejenigen, die noch Lust dazu hätten, wenn sie den Preiß höreten, schüttelten die Köpfe, und giengen stillschweigend davon. Aber, verfolgte er: Bey meiner Seele! meine Herren! ich weiß nicht, warum sie das Schiff verkaufen wollen? Ich habe in diesen Tagen mehr Zeit und Gelegenheit gehabt, den Schaden nachzusehen, und zu überlegen. Ich glaube, daß alles mit 1000. Pfund wieder in guten Stand zu setzen ist. Und gesetzt, sie müßten diese Summe noch mit 500. oder 600. Pfund vergrössern, was ist das, gegen den Verlust, wenn sie das Schiff verkaufen wollen? Doch, sagte er, wenn sie mir etwa nicht Glauben beymessen wollen: so will ich mich auf den Herrn Commandeur **Jennington**, hier gegenwärtig, ja! bey meiner Seele! auf ihn will ich mich berufen. Er wird, wenn er alles wird in Augenschein genommen haben, unfehlbar meiner Meynung seyn. Und bey meiner Seele! meine Herren! wenn sie nun bey dieser Jahrszeit kein Schiff bekommen können, mit welchem sie vor Winters in See gehen können, was schadets? wenn sie nun ihre Reise zween oder drey Monate länger aufschieben? Der Verlust, den sie an ihrem Schiffe leiden, wenn sie es verkaufen, ist viel erheblicher; so aber können sie ihre Reise fast eben so früh und mit 3000. Pfund Vortheil antreten.

Die-

Dieſer Vortrag des Leutenants hatte einen groſſen Schein der Gründlichkeit; der Commandeur ward dadurch ſelbſt eingenommen, und ſagte: wenn ſich die Sachen ſo verhielten, wie der Herr Leutenant ſagte, woran er doch nicht zweifelte: ſo könnte er nicht läugnen, wir thäten beſſer, wenn wir ihm folgten. Herr Käppel, ſagte ich darauf: Es ſey darum, wir wollen morgen früh ans Schiff kommen, der Herr Commandeur wird uns die Freundſchaft erzeigen, und uns begleiten; es wird ſich alsdann ausweiſen, was am beſten iſt. Ich ſehe doch, daß wir in dieſem Herbſt nicht wegkommen. Wir kamen hiernächſt auf den Schaden zu reden, wodurch alles Unglück entſtanden war. Ich fragte ihn, woher das Schiff einen ſo groſſen Leck und zwar ſo plötzlich bekommen hätte? Er gab zur Antwort: er habe alle Unterſuchungen angeſtellt, die ihm nur möglich geweſen, aber gleichwol nichts entdecken können. So viel erinnerte er ſich, daß das Schiff, als es in den Hafen geleget worden, weil das Waſſer ſehr ſeichte geweſen, einen Stoß unter Waſſer bekommen. Man habe zwar alle mögliche Nachſuchung gethan, aber nichts entdecken können. Folglich habe man geurtheilet, es müſſe damals keinen Schaden gelitten haben. Doch, ſetzte er hinzu, es iſt auch faſt nicht möglich, daß es davon herrühren ſollte; denn eine Zeit von vier bis fünf Wochen hätte den Schaden unfehlbar längſt ans Licht gebracht, wenn er einen ſo alten Urſprung hätte. Durch Verwahrloſung des Volkes

les kann er auch nicht entstanden seyn; denn sie sind alle so niedergeschlagen, und so verdrieslich, daß sie nicht so bald, und zwar mit so guten und so braven Herren, in See gehen sollen. Kurz: ich glaube, daß es ein ganz alter Schaden sey, der von Anfange, als das Schiff ist gebauet worden, ist versehen worden; und da die Oeffnung just über dem Kiele ist, wo der Bauch sich anfängt und wo die Bauchhölzer sich anfangen; so halte ich dafür, daß daselbst an der äussern Verdeckung etwas versehen worden, welches sich aber nicht anders, als durch die Länge der Zeit äussern können. Dieses war der Bericht des Leutenants; wir liessen ihn in seinen Werth beruhen, weil wir doch wohl sahen, daß es unmöglich war, etwas gewisses heraus zu bringen. Nachdem wir hierauf des Mittags zusammen gespeiset hatten, liessen wir den Leutenant von uns, mit der Abrede, Morgenfrüh unser zu erwarten. Der Commandeur bezog darauf seine neue Wohnung, in welche ich ihn begleitete.

So bald es des andern Tages der Morgen erlaubte, fuhr ich in Gesellschaft meines Freundes zum Commandeur, der sich alsdann mit uns ans Schiff verfügte. Wir untersuchten alles sehr genau mit Zuziehung der erfahrensten des Volks, und wir fanden endlich, daß es nicht uneben seyn würde, wenn wir dem Vorschlage des Leutenants Beyfall gäben, das Schiff ausbessern liessen, und zu Anfange des Frühjahrs unsere Reise erst anträten. Die Kosten wurden

den überschlagen, und ganz erträglich befunden. Der Commandeur schlug mir dazu einen alten Schiffszimmermann vor, der fast so alt, als er selber, war, und ehmals noch einige Reisen mit ihm gethan hatte, nachher aber von dem Schiffbaue, worinn er sehr glücklich und erfahren war, gelebet hatte. Seither aber hatte er seine Kunst angegeben und sich zur Ruhe gesetzt. Der Commandeur schickte seinen Kammerdiener zu ihm, und ließ ihn bitten, zu uns zu kommen, er kam auch gegen den Mittag zu uns an den Strand. Wir zeigten ihn unsern Patienten, und er fand unsere Meynung gegründet. Da ihn nun der Commandeur befragte, ob er sich seinetwegen noch der Aufsicht dieses Baues unterziehen wollte? und ihn darum besonders anlag: so ließ er sich endlich dazu überreden. Wir schlossen den Contract so fort mit ihm, und versprachen ihm für seine Mühe 200. Pfund; er versprach uns unser Schiff in so guten Stand zu setzen, daß es eben die Dienste thun sollte, als ein Neues, vornehmlich, da er für nöthig fand, fast das ganze Gebäude von einander zu nehmen, um es desto dauerhafter und bequemer einzurichten. Da auch das Schiff an sich selbst zu 36. Kanonen und zu mehrern Volke angelegt gewesen, nachher aber diese Umstände waren verändert worden: so entschlossen wir uns, der ersten Anlage zu folgen, und es überhaupt geräumer einrichten zu lassen. Da nun dieses, der ersten Anlage wegen, sehr leicht zu bewerkstelligen war; so konnten die neuen darauf zu

ver-

verwendenden Unkosten sich nicht über 4. bis 500. Pfund belaufen. Daher kam uns auch unser dadurch erlangtes fast ganz neues und besser als zuvor eingerichtetes Schiff mit allen Unkosten nicht höher, als 2400. Pfund, zu stehen; denn das erste Kaufgeld dorften wir nicht rechnen. Die Arbeit gieng auch unter der Aufsicht dieses geschickten Mannes so gut und so geschwind von statten, daß das Schiff im Ausgange des Februarmonats, des 1721. Jahres in segelfertigen Stande war. Auf diese Art und in dieser Beschäftigung verlief also gröstentheils der Winter.

Doch ich sollte nicht ohne neue Wiederwärtigkeiten meine Reise antreten; daher, ungeachtet der Schiffbau glücklich vollendet worden, ich auch das Schiff mit Munition, mit 36. Kanonen, und 150. Mann versehen hatte, Herr **Berlington** auch die übrige Befrachtung meist besorget hatte, und im übrigen alle Ausrüstung sie habe Namen wie sie wolle, in Ordnung, der Tag zum Auslaufen auch bestimmet war: so musten sich doch noch Zufälle äussern, die mir beynahe die ganze Reise zu nichte gemacht hätten. Den Tag darnach, als das Schiff hinunter nach **Gravesand** gegangen war, woselbst es noch einige Waaren einnehmen, und noch 14. Tage liegen sollte, (es war just im Ausgange des Februars und den 14. März wollten wir, wenn es Wind und Wetter zulassen würden, unter Seegel gehen,) erhielt Herr **Berlington** Briefe aus Holland mit der Nachricht, daß ein gewisser

ansehn-

ansehnlicher Kaufmann in Amsterdam, mit welchem er grosse Handlung trieb, plötzlich gestorben wäre, und wider Vermuthen sehr schlechte Umstände nachgelassen hätte. Kurz: Herr **Berlington** verlor dadurch über 250000. holländische Gulden. Man kann leicht denken, daß er über diese Nachricht sehr bestürzt ward. Aber, dieser schlimme Streich ward bald durch ein paar andere noch ärgere Nachrichten begleitet. Als Herr **Berlington** des folgenden Tages an die Börse kam, ward er einen Matrosen gewahr, über dessen Anblick er ungemein erschrack. Die Ursache war diese: Er hatte sich nebst einem andern Kaufmanne in einen besondern Handel schon seit einigen Jahren eingelassen. Sie waren die einzigen Rheder und Befrachter von zwey Schiffen, und sie hatten durch diese Handlung beständig grosse Vortheile gezogen. Seit Jahr und Tag aber, waren beyde Schiffe bereits in See gewesen, und man hatte sie schon seit dem Herbste auf der Themse erwartet, und dieses hatte sie schon sehr in Furcht gesetzt. Dieser Matrose nun gehörte auf eines dieser Schiffe, welches nach Lissabon bestimmt gewesen. Da ihn nun Herr **Berlington** erblickte: so urtheilete er, es müsse nicht richtig seyn. Und leyder! er betrog sich auch nicht; so bald der Matrose ihn gewahr ward, eilte er ihm entgegen, und zog ihn auf die Seite, indem er zu ihm sagte: Mein Herr! ich gehöre auf das Schiff: **die Jungfer.** Hier sind Briefe, die dieses unglückliche Schiff betreffen. Sie sind

von

von dem Steuermann, dem Koch und von zween Matrosen; denn diese wenige Personen sind nebst mir allein geborgen worden, als das Schiff auf der Spanischen Küste zwischen Ferrol und Bilbao durch einen entsetzlichen Sturm zu Grunde gieng. Die Umstände dieses Unglücks werden sie in den Briefen deutlicher finden. Ich komme von Bilbao, wo meine arme Kameraden sich noch befinden.

Man kan leicht ermessen, welche Würkung diese unglückliche Zeitung bey ihm that. Er fassete sich gleichwol, so gut er konnte, und befahl diesem Boten, ihm zu folgen. Darauf eilte er mit den Briefen zu seinem Compagnon; sie lasen sie, und befragten den Matrosen um alles, und sie wurden dadurch ihres Unglücks nur gewisser. Der Verlust war nicht geringe; vornehmlich, da es nach Engelland von Lissabon, Bayona, Ferrol und Bilbao auf ihre Rechnung befrachtet, und also mit einer sehr reichen Ladung auf der Rückreise war. Der Matrose berichtete zugleich, daß diese wenige gerettete Leute durch einige Spanische Schiffer wären aufgefangen worden, als sie sich kaum mehr über dem Wasser hätten halten können. Sie waren darauf zu Fusse nach Bilbao gegangen, wohin sie noch zehen Meilen gehabt. Da nun die andern viere darauf in Bilbao krank geworden: so hätten sie ihn allein mit einem Englischen Schiffe, das eben nach Portsmuth hätte abgehen wollen, abgeschickt. Das Schiff hatte guten Wind gehabt, und hatte seine Reise in zwölf Tagen voll-

vollbracht. Von Portsmuth war er zu Fusse nach London gegangen. Was sie noch einigermassen bey diesem Unglücke tröstete, das war dieser Umstand, daß die meisten Wechselbriefe nicht so bald in London einlaufen konnten, ausgenommen die Wechsel von Bilbao, die sie sich mit erster Post gewärtig waren. Ihr Verlust erstreckte sich über 60000. Pfund, und sie schätzten es für ein grosses Glück, daß sie noch bey guter Zeit ihr Unglück erfuhren.

Allein ein neues Unglück vergrösserte diese betrübte Nachrichten. Herr **Berlington** hatte einen Factor in Cadix, denn er war ein Intressent, unter dem Namen seines Factors, in der Mexicanischen Handlung. Die erste Spanische Post brachte ihm aber diese traurige Nachricht, daß dieser Factor einen erstaunenden Bankerott, sich selbst aber unsichtbar, gemacht hätte. Dieses war ein Stoß, den er nicht verwinden konnte. Sein ganzes grosses Vermögen war dadurch fast gänzlich zu Grunde gegangen. Sein Credit war geschwächet, und wäre nicht noch das andere Schiff eben damals mit einer beträchtlichen Ladung nach Hause gekommen: so hätte er unfehlbar Bankerott spielen müssen. So aber gewann er dadurch noch so viel, daß er sich noch so lange halten konnte, bis er seine Sachen in Ordnung, so gut er nämlich konnte, gebracht hatte. Er zog darauf alle seine aussenstehenden Schulden ein; er bezahlte alle seine Gläubiger, und gab seine Handlung an, nachdem er sein Leben in Ruhe

zu

zu beschliessen, nicht mehr, als 10000. Pfund, übrig behalten hatte. Er schätzte es noch für ein Glück, daß er sich mit Ehren aus allen diesen verwirrten Zufällen reissen, und sich mit einer mäßigen Summe in Sicherheit setzen konnte.

Es ist leicht zu schliessen, daß er alle diese Unglücksfälle nicht ohne grosse Empfindung und ohne Nachtheil an seiner Gesundheit überwinden konnte. Eine auszehrende Krankheit bemächtigte seiner nach und nach, und in drey Monaten entriß sie ihn uns gänzlich. Wir begruben diesen braven Mann nicht ohne Thränen, und die ehrlichsten Leute in London nahmen Theil an unserer Betrübniß. Die Frau **Berlington**, die ihren Ehegatten überlebte, wolte darauf nicht länger in London bleiben. Wir kauften ihr daher für die 10000. Pfund, als dem Reste des grossen Vermögens ihres seeligen Mannes, worzu wir noch 3000. Pfund von unserm Vermögen fügeten, ein artiges Landgut, auf welches sie sich im Anfange des Sommers nebst **Amalien** begab. Diese wollte sich nicht von ihrer Mutter trennen, vornehmlich, da sie schwanger war, und die Zeit ihrer Entbindung herannahete. Der alte Commandeur, der alle diese traurigen Begebenheiten, als seine eigenen, betrachtete, ward dadurch so entkräftet, daß er 14. Tage nach dem Tode des Herrn **Berlingtons** auf eine sehr erbauliche Art starb. Er hinterließ sein Vermögen zween nahen Verwandten, die auf sein Absterben lange gewartet hatten. Mir und meinem Freunde aber vermachte

machte er in seinem Testamente 5000. Pfund, die auf solche Art beleget waren, daß wir sie in vierzehn Tagen bereits in Empfang nehmen konnten, welches auch geschah. Er hatte uns dieses Geld zur Ausrüstung unsers Schiffes und zur Fortsetzung unserer Reise vermacht, die bisher durch die betrübten Zufälle des Herrn **Berlingtons** ganz war unterbrochen worden; denn es war bereits im Junius, und wir waren noch immer in London, unser Schiff aber hatte beständig im Hafen vor Gravesand segelfertig gelegen. Nunmehr aber waren wir gesonnen, so bald **Amalie** aus dem Wochenbette seyn würde, Engelland zu verlassen. Mein Freund hielt sich inzwischen bey seiner Liebste auf, ich aber besorgte die zeither versäumten Anstalten zur Reise, insonderheit die Einschiffung frischen Proviants, und dann der benöthigten Waaren. Denn ein Theil der Befrachtung hatte, wegen der bisher erzählten Umstände, wieder müssen ausgeladen werden; überdieses, war die Befrachtung noch nicht in vollkommenen Stande gewesen, weil ein Theil derselben in **Gravesand** sollte eingenommen werden.

Mitten in dieser Arbeit erhielt ich einen reitenden Boten von meinem Freunde, mit der Nachricht, daß seine Liebste in voriger Nacht mit einem jungen Sohne glücklich wär entbunden worden. Dieses war den 12. August 1721. Ich nahm darauf unverzüglich ein bereit stehendes Pferd, und ritte nach dem Gute der Frau **Berlington**, welches nur sechs englische Meilen von

Gravesand entfernet war. Ich traf daselbst alles voller Freuden an. Die Wöchnerinn so wohl, als das Kind, war frisch und gesund, und ihre Mutter und mein werther Freund waren nach so viel Wiederwärtigkeiten wieder gänzlich aufgemuntert. Ich nahm Theil an ihrem Vergnügen, und ich brachte acht Tage bey ihnen zu, nach deren Verlauf mein Freund mit mir nach Gravesand ritte. Ich hatte ihn wegen einiger Waaren nöthig, die er allein zu besorgen hatte, weil ich derselben Güte, Beschaffenheit und Einkauf nicht so gut, als er, verstund. Wir föderten uns damit gar bald, daß wir am Ende des Augustmonats gänzlich in Ordnung waren. Und damals kam der Herr **Eduard** zu uns, um uns noch einmal zu besuchen. Er brachte mir einen Schifsprediger mit, dieser hieß Herr **Robert**, und er war ein gelehrter, braver und rechtschaffener Mann, dessen Gesellschaft uns überaus angenehm war; vornehmlich da wir ihn zu einer wahren Freundschaft geschickt befanden. Wir hielten uns darauf noch acht Tage bey der Frau **Berlington** auf, die nebst **Amalien** über unsern Abschied ungemein betrübt war. Endlich rissen wir uns von ihnen loß, und verliessen sie gesund und wohl, aber sehr betrübt. Sie gaben uns das Geleite bis nach Gravesand, wo wir noch einmal mit vielen Thränen und mit grosser Bewegung von einander Abschied nahmen.

Aber, was wird man bey der Unternehmung einer so kostbaren, gefährlichen und verwegenen

Reise

Reise sagen? Gewiß, wenn ich noch daran denke: so muß ich mich selbst darüber wundern. Nach unsern damaligen Umständen hatten wir fast gar nicht nöthig, dadurch auf die Verbesserung unserer Umstände zu denken. Die Schwiegermutter meines Freundes des Herrn **Slegaards** hatte ein beträchtliches Gut, welches meist siebenzig tausend Reichsthaler werth war. Unser Schiff nebst der Ausrüstung und Befrachtung war eben so viel werth. Wie vortheilhaft hätten wir uns also einrichten und in welchen guten und ansehnlichen Stand hätten wir uns setzen können, wenn wir diese Summen zusammen geschlagen, und uns in unser Vaterland nebst der Frau **Berlington** und **Amalien** begeben hätten? Ueberdieses war Herr **Slegaard**, dieser werthe Freund, verheyrathet. Er hatte eine junge, vernünftige und liebenswürdige Frau. Er war bereits beerbt, und hinterließ sie betrübt, und voller Kummer. Nichts destoweniger opferte er alles sein Vergnügen, seine Ruhe, sein Glück meiner unbändigen Neigung, zu reisen, auf. Und er war mir nur allzusehr ergeben, als daß er mich einem Schicksale hätte Preis geben sollen, unter welchem ich allerdings hätte umkommen müssen, wo ich nicht einen Führer gehabt hätte, der mich durch seine Klugheit hätte leiten, und mit seinem guten Rathe hätte lenken, können. Seine Freundschaft zu mir war ohne Gränzen, und er hatte mir einmal geschworen, mich nicht zu verlassen; daher setzte er seinen eigenen Nutzen dem meinigen nach.

Welche Freundschaft! Itzt da ich alle diese Begebenheiten in meinem Alter, und, ohne einige wilde Begierden zu empfinden, vernünftig erwäge, bin ich über mich selbst erzürnt, daß ich einen Freund, einen so liebenswürdigen Freund, bewogen habe, sich allen meinen Unglücksfällen zu übergeben, und sich den größten Gefährlichkeiten blos zu stellen, die nicht nur ihm gar leicht das Leben hätten kosten können, sondern die auch eine zärtliche, eine, durch mich von ihm verlassene, Frau, der ich gleichsam ihre Stütze geraubet hatte, würden unglücklich gemacht haben. Welche Verantwortung hätte ich also nicht auf mich geladen, wenn die göttliche Fürsehung mich mir selbst überlassen hätte, und wenn sie nicht selbst durch denjenigen, den ich unvernünftiger Weise mit mir fortschleppete, meinen Begierden öfters einen Zügel angeleget, und mir den Weg gezeiget hätte, wie ich endlich alles glücklich überstehen, und mit Vergnügen und Vortheil in mein Vaterland zurück kehren sollen? Doch wie? sollte sie meinetwegen wohl ein Wunderwerk gethan haben? Ich will nicht so verwegen seyn, dieses zu bestimmen, oder vorzugeben. Genug, sie gab mir einen Freund, dem sie ein tugendhaftes, ein edles Herz und einen durchdringenden Verstand, nebst einer wahren Klugheit, geschenket hatte. Einen solchen Freund gab sie mir, der mich, wo nicht allezeit, doch in den schlimmsten Zufallen lenken konnte, und dem ich endlich, meine gänzliche Erhaltung und meine nunmehr ganz gereinigten Begriffe

und

und Neigungen zu danken habe. O! mein edler Freund! Was würde aus mir geworden seyn, wenn die Fürsehung dich mir nicht zum Führer ertheilet hätte? oder wenn sie mich nicht, weil ich deine Begleitung genoß, und durch deine Tugend gelenket ward, auch desjenigen Glückes hätte mit geniessen lassen, welches du allein verdienet hast? laß ihn mich überleben, damit er diesen Kindern noch lange und noch in ihren spaten Jahren ein Muster der Freundschaft, ein Beyspiel der Tugend seyn möge! *)

*) Anmerkung des Herausgebers. Die Leser zu unterrichten, warum dieses Buch in Ansehung der Länge gar keine Gleichheit mit den übrigen Büchern hat: muß ich bemerken, daß ich darinn, wie auch sonst noch in einigen andern Büchern verschiedenes weggelassen habe. Der Herr von R. hatte sich nemlich bey den Unglücksfällen und bey der Familie des Herrn Berlingtons sehr weitläuftig aufgehalten, auch die Art und Weise des Verfalls seiner Handlung, des Verlusts, den er durch den Factor in Cadix und durch den holländischen Kaufmann erlitten, umständlicher beschrieben. Ich habe aber geglaubt, da dieses alles Sachen sind, die eigentlich zu dem Leben des Verfassers nicht gehören, so könnte ich, um das Werk nicht überflüßig weitläuftig zu machen, alle diese Umstände ins kurze ziehen, und nur so viel davon anführen, als zur Deutlichkeit der Geschichte, eigentlich gehöret. Diese Zusammenziehung fängt sich daselbst an, wo der Verfasser erzählt, daß er sich entschlossen, sein Schiff ausbessern zu lassen, und endiget sich mit Amaliens Wochenbette.

Zehentes Buch.

Wir lichteten alſo am zehenten September 1721. den Anker, und ſtachen darauf mit günſtigem Winde in See, wir paſſirten den Kanal glücklich, und wir hatten bis nach **Madera** eine ſehr glückliche Schiffarth. In **Madera** nahmen wir etwas friſchen Proviant ein, und richteten darauf unſern Lauf nach Weſtindien. Wir erreichten auch, nachdem wir drey Monathe unter Weges geweſen waren, die Inſel **St. Katharina** glücklich. Wir verſahen uns daſelbſt mit friſchem Ochſenfleiſche, Hühnern und dergleichen, ingleichen mit friſchem Waſſer; weil wir nicht wuſten, ob wir ſo bald wieder würden an Land gehen können. Unſer Volk war ſämtlich noch geſund; wir hatten zwar ein paar Patienten gehabt, die aber, als wir nach **St. Katharina** kamen, wieder hergeſtellet wurden. Bis hieher war alſo alles glücklich von ſtatten gegangen; allein nunmehr fangen ſich andere Augenblicke an,

an, in denen uns eine lange Zeit das Glücke den Rücken zukehrete, und worinn wir vielerley gefährlichen Zufällen unterworfen waren. Als wir von St. Katharina weg giengen, ſtelleten wir uns dergleichen keinesweges vor, vielmehr glaubten wir, das Glück würde uns beſtändig begleiten, und es würde unſern uns vorgeſetzten Laufe nichts hinderlich ſeyn; gleichwol waren wir gezwungen, einen ganz andern Weg zu nehmen, und in ganz andere Himmelsgegenden zu kommen, als diejenigen waren, welche wir ſucheten, und die wir, ohne Gefahr zu erreichen, Hoffnung hatten.

Nachdem wir uns auf der Rhede von erwehnter Inſel etwa zwölf Tage aufgehalten hatten, ſtachen wir aufs neue in See, obſchon der Wind nicht eben zuträglich war; denn wir bekamen Anfangs einen ſtarken Weſtwind, der ſich aber in ein paar Tagen in einen heftigen Südweſt verwandelte. Dieſes veränderte unſere ganze Fahrt. Wir wollten zwar die Inſel Katharina wieder ſuchen, aber vergebens. Wir wurden gänzlich verſchlagen, und ein ſtarker Sturm ſetzte uns endlich in die Gefahr, alle Augenblicke Schiffbruch zu leiden. Wir urtheilten, daß wir uns, ehe wir es dächten, bey den Inſeln des grünen Vorgebürges befinden würden. Wir hatten uns aber betrogen; denn der Wind war unter währenden Sturme, der 10. Tage unaufhörlich anhielt, umgelaufen. Als er nachließ, und es etwas ſtille Wetter ward, wurden wir innen, daß wir auf eine ganz entgegen geſetzte Farth waren

zurück getrieben worden; wir befanden uns nämlich dichte bey der Insel der heil. Dreyfaltigkeit. Wir erschracken nicht wenig darüber, zumal da diese Gegend voller kleinen Inseln ist, und wir gerade auf den grossen Strom **Orooноko**, der sonst insgemein **Paria**, wegen einer Landschaft dieses Namens, die daran liegt, genennet wird, zuliefen. Wir mogten auch anfangen, was wir wollten, so konnten wir uns der Gewalt der Winde und des aufs neue entstehenden Sturmes nicht entwehren. Wir musten in eine Reyhe von Inseln hinein laufen, deren Anblick uns den Untergang alle Augenblicke drohete. Doch endlich, nachdem wir mit aller Macht gearbeitet hatten, und der Wind etwas nachließ, bekamen wir Gelegenheit, etwa sechs englische Meilen von einer Insel, die vor uns lag, Anker werfen zu können. Als es endlich anfieng, besser Wetter zu werden, der Himmel sich vollends aufklärete, der Wind gänzlich nachließ, und die Strahlen der Sonne sich wieder blicken liessen, entschlossen wir uns, diese Gegenden zu untersuchen, um zu sehen, ob wir nicht auf eine von diesen herumliegenden Inseln unsere in dem Sturme erhaltene Kranken bringen, und zugleich daselbst unser Schiff etwas ausbessern könnten. Wir setzten daher unsere grosse Chaluppe aus, besetzten sie mit dreißig Mann unter dem Commando des Leutenants, die wir sämtlich mit Kraut und Loth und mit Säbeln wohl versahen. Wir gaben ihnen Befehl, auf diesem Strome herum zu kreuzen, und

alles

alles genau zu unterſuchen. Sie kamen, nachdem ſie einen ganzen und einen halben Tag weggewesen waren, wieder zurück mit dem Berichte: Einige Inſeln wären mit Spaniern beſetzt, einige aber mit Wilden, die aber überaus furchtſam wären. Sie wären zwar nicht allzuweit in den Strome hinauf gefahren, um nicht in Gefahr zu kommen; weil ſie bemerket hätten, daß die Inſeln, je weiter der Strom ins Land hinauf gienge, je bewohnter wären. Der Leutenant ſagte inſonderheit, da unſer Schiff ſo groß wäre: ſo hielte er es ohnedieß nicht für rathſam, ſich ſo weit Land einwärts zu wagen. Er riethe mir vielmehr, eine, weiter in die See hinaus liegende, Inſel zu erwählen, wo wir eben dieſe Beqvemlichkeit, die wir ſuchten, erhalten würden, aber weniger Gefahr zu befürchten hätten. Er ſetzte hinzu, wenn ich ihm erlauben wollte: ſo wollte er des andern Morgens gegen die See zu, eine Unterſuchung anſtellen. Ich ließ mir dieſen Vorſchlag gefallen. Er gieng, verſprochener maſſen, in See, und nachdem er drey Tage war weg geweſen, und uns ſeinetwegen bereits bange war, ſahen wir ihn gegen Abend wieder zurück kommen. Als er das Schiff erreichet hatte, lautete ſein Bericht folgender maſſen:

Meine Bemühung iſt nicht vergebens geweſen; ich war etwa 16. Engliſche Meilen geſegelt, als ich bereits wieder in der freyen See war. Zur linken Seite des Stromes ward ich verſchiedene Inſeln gewahr; ich machte Seegel

darauf, und gieng an einigen ans Land. Es waren einige derselben mit Wilden besetzt, einige aber ganz unbewohnt, und, allem Ansehen nach, auch niemals bewohnt gewesen. Eine dieser letztern hat mir insonderheit sehr wohl gefallen, ungeachtet sie am weitesten in der See lieget. Sie scheint mir aber auch die sicherste zu seyn, weil das Schiff sich in eine Bucht von 10. Faden guten Anker Grund legen kann. Die Bucht ist einem kleinen Hafen ähnlich, der rings um mit hohen Bergen umgeben, und folglich vor Wind und Sturm ganz sicher ist, vornehmlich, weil dieser Hafen gegen die Seite des festen Landes liegt, von welchem die Insel etwa 10. Englische Meilen entfernet ist. Die Insel selbst ist lustig, und voller gesunder Kräuter, Holz, reise Weintrauben und eine Art kleiner Hasen und Böcke sind in Menge darauf. Bey meiner Seele! Herr Kapitän, wir werden ein lustiges Leben darauf haben; denn sie ist ein rechtes Paradies. Um Wasser dörfen wir auch nicht besorgt seyn; denn es läuft ein kleiner süsser Bach aus der Insel zwischen den Bergen in die Bucht. Nun wohl! gab ich zur Antwort, wir wollen den Anker lichten, und dieses Paradies besuchen.

Gegen Morgen lichteten wir also den Anker, und segelten, weil der Wind sich gänzlich gewendet, und nun wieder Südwest war, ganz beqvem den Strom hinab. Wir kamen an die, uns so schön beschriebene, Insel, und fuhren, nach der Anweisung des Leutenants,

ganz

ganz ſicher in die beſchriebene Bucht hinein. Wir ankerten auf ſehr gutem Ankergrund, ſetzten unſer Boot aus, und ich, mein Freund und einige andere von meinen Leuten, giengen an Land. Wir fanden an dem Bache eine bequeme Anfuhrt, wo wir mit dem Boote ganz nahe ans Ufer kommen, und trocken ausſteigen konnten. So bald wir ausgeſtiegen waren, unterſuchten wir die Inſel, und fanden ſie der Beſchreibung unſers **Käppels** gemäß, und gänzlich unbewohnt. Nachdem wir davon überführet waren, ließ ich Gezelte vor die Kranken aufſchlagen, und ſie ſämtlich ans Land bringen; unſer Barbier fand eine Menge guter und heilſamer Kräuter. An vierfüßigen Thieren und Vögeln, Kraftſuppen und Braten zu machen, mangelte es auch nicht. Und dieſe Vortheile nebſt dem friſchen Waſſer und einigen andern Früchten, die wir antrafen, that eine ſo gute Wirkung bey den Patienten und bey dem ganzen Volke, daß die erſtern in acht Tagen völlig geſund waren, die übrigen aber ganz neue Kräfte bekamen. Wir waren ungemein vergnügt über die Entdeckung dieſer ſchönen Inſel, der wir den Namen **das Paradies** ertheilten.

Allhier erinnerte ich mich der Fremden, die ich an den unglücklichen Tage, als das Schiff auf der Themſe war leck geworden, angenommen hatte. Ich hatte mir immer vorgeſetzet gehabt, ſie vor mich zu fodern, und mir ihre Begebenheiten erzählen zu laſſen. Anitzt, da mein Freund und ich auf dieſer Inſel wenig oder nichts

zu thun, (denn unser Zeitvertreib bestund in der Jagd, im Fischen, im Vogelstellen und im Spatzieren) hatten wir gute Musse dazu. Doch ich muß erst melden, wozu ich diese Leute auf dem Schiffe gebrauchte. Den Kerl, der so viele Bedienungen verwaltet, oder so viele Rollen gespielet hatte, weil er ein ziemlicher Musikus war, hatte ich zum Schisstrompeter gemacht; ihm hatte ich den kleinen Poeten, der ein sehr grosser Lügner war, zugegeben, damit er ihn auf der Trompette, zu der ohnedieß viel Wind gehört, unterrichten sollte, und daß er also jemand haben mögte, der ihn secundiren könnte; Ich hatte sie beyde in eine besondere Kammer einqvartiret, und weil sie beyde so verliebt, wie die Ratten waren: so hatte ich ihnen den abgedankten Officier zugegeben; damit er sie von Ausschweifungen abhalten, und das Commando über sie führen mögte. Diesen Herrn aber hatte ich aufgetragen, meine Matrosen in den Kriegsübungen beständig, wenn wir nämlich gut Wetter hatten, zu üben, und darinn fertig zu machen. Den Kaufmann, der ein so grosses Vermögen besessen hatte, sich aber in den Verfall seiner Umstände nicht schicken können, hatte ich zum Tafeldecker, Cajütenaufseher, Mundschenken und Küchenmeister gemacht. Den Bankerottirer und den verjagten Zungendrescher, weil der erste eine Geige, der andere aber einen Baß spielen konnte, hatte ich zu meine Tafelmusicanten gemacht, ich hatte sie aber, weil sie unruhige Leute waren, unter die Aufsicht des

alten

alten Kammerdieners eines vornehmen Herrn gegeben, den ich zum ersten Constabler gemacht hatte, weil er in der Feuerwerkerey ungemein erfahren, und darinn alle meine Constabler übertraf. Dieser da er ein wilder, und zuweilen ganz unbändiger, Kerl war, wenn er gereizet ward, konnte sie unter der Zucht halten, damit sie mir durch ihre Finten und Klätschereyen keine Unordnung anrichteten. Da er auch auf der Harfe etwas krazen konnte; so schickte er sich desto besser zu ihnen. Endlich hatte ich dem Arzte eine ganz gute Bedienung gegeben; denn ich hatte ihn zum Schifsarzte gemacht; und er und der Schifsbarbier nebst seinem Untermeister machten gleichsam ein Collegium medicum zusammen aus. Da aber der Schifsbarbier ein sehr braver und ehrlicher Mann, aber dabey so stark, wie ein Riese, war; so hatte ich ihm die Aufsicht über den Arzt ertheilet; damit mir dieser auf dem Schiffe, so wie er in Deutschland gethan, nicht auch solche tolle Streiche anfangen, und sich etwa aufs neue mit dem Poeten vereinigen mögte, mit dem er so viele Spitzbubenstreiche ehmals begangen hatte.

Diese Leute ließ ich an einem Nachmittage, da wir sehr wohl aufgeräumt waren, in unser Gezelt fodern. Mein Freund und ich nebst dem ehrlichen Käppel und dem Herrn Robert waren beysammen, und tranken ein Glaß Maderawein. Als sie erschienen, sagte ich zu ihnen: Ich habe schon lange Verlangen getragen, ihre Begebenheiten zu wissen. Sie werden uns also sämt-

ſämtlich einen groſſen Gefallen erzeigen, wenn ſie uns dieſelben erzählen. Herr **Johannſen** iſt unfehlbar die merkwürdigſte Perſon unter ihnen, und ſeine Geſchichte wird wohl die luſtigſte und weitläuftigſte ſeyn, ich glaube daher, es wird am beſten ſeyn, wenn er zuerſt anfängt, wir werden dadurch auf die übrigen deſto beſſer vorbereitet werden. Meine Herren! gab er zur Antwort, ſie urtheilen nicht unrecht, wenn ſie meine Begebenheiten für ſonderbar und weitläuftig halten; und weil ſie mir daher die Ehre thun, zu verlangen, daß ich vor allen meinen Kameraden zuerſt reden ſoll, ſo will ich damit unverzüglich aufwarten.

* * *
* * *

Ich bin von Jugend an zur Inſtrumentalmuſik angehalten worden, und meine Neigung trieb mich ſelbſt dazu an. Ich hatte das Glück darinn eine ziemliche Geſchicklichkeit zu erreichen, und ich ward hin und wieder an verſchiedenen Höfen ſehr wohl aufgenommen. Endlich heyrathete ich eine Sängerinn, die zu der Zeit und viele Jahre hernach, eine der berühmteſten geweſen iſt, die nur in Deutſchland bekannt geweſen ſind. Ich war zur Liebe gemacht, und meine Frau desgleichen. Ihre Schönheit, ihre Stellung, ihre artige Lebensart, ihr Verſtand, und ihr nicht unbarmherziges Herz erwarben ſich viele Liebhaber; ſo wie ich von vielen ſchönen Frauen und Jungfern ſehr wohl aufgenommen ward, denen mit einem ſo unerſättlichen

chen Buhler, als ich war, gedienet war. Meine Frau machte auf ihrer Seite Eroberungen, denn sie war weder zu vergnügen, noch beständig; ich an meiner Seite gab ihr darinn nichts nach. Wir waren auch gar nicht eigensinnig, oder eyfersüchtig, ausgenommen wenn uns eine unserer Eroberungen eher abspenstig gemacht ward, bevor wir sie müde waren. Nur diesen Vorzug hatte ich vor ihr, daß ich bey meinen Buhlereyen keines weges geizig oder eigennützig war; hingegen meine Frau hatte dieses Laster an sich, daß derjenige, der ihr am meisten opferte, bey ihr am besten angeschrieben war. Wiewohl sie wand ihr Geld wieder auf solche Art an, daß sie dadurch keinen grossen Vortheil hatte. Sie schmauſete tapfer, sie war prächtig in Kleidern, und was sie übrig behielt, verthat ich. Wir lebten in einer der ansehnlichsten Handelsstädte, und ich hatte eine sehr einträgliche Bedienung. Ich hatte auch bey dem dasigen Operwesen zu thun, welches mir denn ein beträchtliches einbrachte. Wir lebten also sehr prächtig, und wir machten uns gemeinschaftlich lustig. Doch, alles währet nur eine Zeit. Wir machten Gesellschaft mit einigen Virtuosen, und ich warf mich zu ihrem Haupte auf, und wir giengen auf einige Zeit an einen gewissen prächtigen Hof, um daselbst musikalische Schauspiele vorzustellen. Es gieng alles sehr gut, als ich aber die Saiten zu hoch spannete: so war alles auf einmal aus. Nur die Liebesstreiche, die meine Frau und ich trieben, dauerten immerfort. Mei-

ne Frau hatte damals mit mir und mit andern bereits viele Kinder gezeuget. Unter dieſen wuchs vornehmlich die älteſte Tochter ziemlich heran; ſie war ein hübſches ſchwarzköpfichtes Mägdchen, daß zur Liebe beſtimmt war, und nach gerade mir ſelbſt in die Augen ſtach. Und man hat mir nachſagen wollen, ich hätte die erſten Früchte ' ' '

Pfuy! fiel ihm allhier Herr **Robert** in die Rede, dergleichen häßliche Streiche verlangen wir nicht zu wiſſen.

Nun! mein Herr! ſagte er, es iſt ja auch nicht die Folge, daß es wahr ſey, was man mir und dieſer Tochter nachgeſagt hat. Als nun unſere Actien bey Hofe fielen, reiſeten wir dahin wieder zurück, wo wir hergekommen waren. Inzwiſchen war ich mit einem anſehnlichen Kaufmanne bekannt worden, der zu verliebten Ausſchweifungen eben ſo gut, als ich, geneigt war. Er war mit einer jungen Perſon verheyrathet. Allein dieſe Heyrath hatte der Eigennutz, wie er vorgab, geſchloſſen. Seine Frau war von anſehnlicher Familie, und hatte ihm ein groſſes Heyrathsgut zugebracht, ſie war aber nicht von ſonderlicher Schönheit. Die Unſchuld und die Tugend waren ihre gröſten Schönheiten. Aber, lächerliche Schönheiten für eine verliebte Mannsperſon! Kurz, er liebte ihr Geld, aber nicht ihre Perſon, und er war auf Mittel bedacht, ihrer auf eine ſolche Art loß zu werden, daß die Schuld auf ſie fallen ſollte, und er folglich ſeinen Gewinſt dabey machen könnte. Man

zog mich in diese Sache; meine Frau so wohl, als eine andere Frau, mit der sie Haus und Bette theilte, denn wir schliefen alle drey in einem Bette, wurden dazu gebraucht, mich dahin zu bringen, wohin man mich haben wollte. Sie hatten die Aufsicht über eine Mätresse, die er sich in einem besondern Hause hielte, zu welchem meine Frau und ihre Bettgenoßinn die Schlüssel hatten, und die darum mußte geheim gehalten werden, damit nicht etwa seine Frau bey entstehenden Streitigkeiten, zu denen man alle Wege bähnete, daraus einige Vortheile in Ansehung der Trennung ziehen mögte. Da man endlich alles vorbereitet hatte, was dazu gehörte; so ward ich auf ein diesem Kaufmanne gehöriges Landgut gebeten. Nun wußte ich wohl, daß er nur Gelegenheit, mit seiner Frau zu zanken, suchte; aber keinesweges, daß ich ihm diese Gelegenheit verschaffen sollte. Ich kam, und schmauſete einige Tage bey ihm recht gut. Eines Abends, als er, wie es hieß, annoch auf der Jagd wäre, erhielten wir die Nachricht: weil er auf einer abgelegenen Gegend in Gesellschaft eines Nachbars, dessen Gut daselbst lag, jagete, so würde er die Nacht bey diesem Nachbar zu bringen. Ich vertrieb mir daher den Abend theils mit Spazieren, theils mit der Musik; denn wie ich müde vom Gehen war: so nahm ich meine Violine, stellte mich damit auf eine Gallerie, die nach dem Garten gieng, und spielte vor mich selbst einige Zeit. Ein Kammermägdchen unterbrach mich, und bat

mich, ich mögte doch zu ihrer Frau kommen, und den Abend bey ihr mit meiner Violine zu bringen. Ich ließ mich nicht lange nöthigen, und folgte dem Befehle, und nahm meine Violine mit. Da sie eben nicht reizend war: so blieb ich bey meinem Instrumente, und sprach nur wenig mit ihr. Die Zeit verlief inzwischen, und es war schon spät, als ich ihr eine gute Nacht wünschen, und meinen Anschlag auf ihr Mägdchen machen wollte. Doch indem ward die Thüre mit Gewalt aufgerissen, der Herr des Gutes trat mit entblößten Degen, in Begleitung einiger maskirten Personen, ins Zimmer, drohete mich und seine Frau umzubringen, weil er uns so spät, und wie er vorgab, in einem unerlaubten Umgange, beysammen fände. Die Dame sank vor Schrecken in Ohnmacht, ich sprang zum Fenster hinaus in den Garten, und entfernte mich voller Verwunderung und Bestürzung. Die Dame dauerte mich am meisten. Als ich etwas gegangen und mich bey einer Hecke niedergesetzet hatte; dachte ich der Begebenheit nach, und entschloß mich, die Dame aus der Gewalt ihres Tyrannen zu retten. Es gelung mir auch, und ich bekam Gelegenheit, ihr in der folgenden Nacht durch eine List meinen Anschlag zu entdecken. Sie war damit zufrieden, und entkam durch eine Strickleiter, in Begleitung ihres Mägdchens. Wir nahmen die Post und entfernten uns aus dem Lande, und suchten unsere Sicherheit in dem Gebiete eines andern Herrn. Einige Zeit waren unsere Unterre-

terredungen nur Gleichgültig, endlich aber wurden sie ernstlicher. Ich fieng meine Streiche mit ihrer Bedientin an, die mich in einer Nacht, da wir ausruheten, mit in ihr Bette nahm: Meine Aufwartung hatte ihr gefallen, sie gab ihrer Frau Nachricht davon, die sich darauf gefallen ließ, mich einer gleichen Gewogenheit zu würdigen. Dieses Spiel setzten wir die ganze Reise über, die vierzehn Tage währete, fort. Nach Vollendung derselben nahm ich Abschied von ihr, weil ich, ihrer Ehre wegen, mich nicht länger bey ihr aufhalten dorfte. Diese getrennten Eheleute fiengen darauf mit Unterstützung ihrer Familie einen weitläuftigen Proceß an, den die Dame verlor, und dadurch von ihrem Manne, zum grossen Nachtheil ihrer Ehre und ihres Vermögens, geschieden ward. Mir stellte man darauf eifrigst nach, um mir den Proceß zu machen. Ich ward als ein Räuber einer verheyratheten Frau auf Leben und Tod angeklagt, und ich war nirgends sicher. Ich gieng darauf in ein entferntes grosses Reich, wo ich mit einer grossen Dame in ein verliebtes Abentheuer anfangen wollte, dessen Schluß aber dieser war, daß ich kaum mit dem Leben bey Nacht und Nebel aus dem Lande kommen konnte. Ich war nachher in Belgrad, als diese Stadt von Prinz Eugen belagert war, und zwar als ein Kriegsbedienter des Türkischen Käysers. Hierauf gieng ich in Preußische Kriegsdienste, wo ich aber meine Sachen sehr schlecht machte; denn ich zog mit einer wohlgespickten Geldkasse

aus, unter dem Vorwände, auf Werbung auszugehen. Man stellte mir aber eyfrigst nach; allein, ich hatte das Glück, dem Galgen zu entkommen. Nachher reisete ich, nebst einer Frauensperson, die eine Sängerinn vorstellte, weit und breit herum: Ich war bald in Holland, bald in Deutschland; endlich kam ich an einen Fürstlichen Hof, wo ich mich bey einem Minister, der ein Hebräer, und das Fac totum seines Herrn war, in solches Ansehen setzte, daß ich Hof- und Oeconomierath ward, und meinem Patron frische Waare in sein Serrail lieferte. Allein diese Herrlichkeit nahm ein schlechtes Ende. Mein Patron ward aufgehenkt, ich aber zog nebst meiner Mätresse bey Nacht und Nebel aus, und schwärmete nachher unstät und flüchtig an verschiedenen Höfen herum. Ich machte abermals an einem Hofe mein Glück, allein, man entdeckte mich, und ein gewisser Hof drang auf meine Auslieferung, um mich in die andere Welt zu senden. Ich entfloh daher abermals, gieng nach Praag, und wollte ein Jude werden. Doch dieses Unternehmen gieng zurück; denn die Beschneidung stund mir nicht an. Ich war darauf bald hie, bald da, aber nirgends blühete mein Glück. Endlich glaubte ich, man würde sich meiner in den Preußischen Ländern, vornehmlich aber in Berlin, nicht mehr erinnern, und ich fand mich daher wieder in dieser Residenz ein, um daselbst mein Glück zu machen. Aber, leyder! meine Absicht schlug fehl, man nahm mich als einen ehmaligen Deserteur,

und

und schickte mich nach Spandau, wo ich einige Jahre sehr elend zubringen muste. Endlich ließ man mich wieder laufen. Ich gieng nach Wien, und brachte mich daselbst durch neue Liebesstreiche wieder empor, doch nur auf kurze Zeit. Ich mußte, da man mich recht kennen lernte, Reißaus nehmen, und weil ich in Deutschland und in Holland nirgends sicher war, und überall, wohin ich kam, Lebensgefahr lief; so faßte ich den Endschluß zur See mein Glück zu suchen, weil es mir auf dem Lande so wiederwärtig ergangen war. Ich kam nach Engelland, und sie, meine Herren! nahmen mich mit auf ihr Schiff, und nun steht mein Schicksal in ihren Händen. Was meine Frau betrift: so habe ich mich nicht mehr sonderlich um sie bekümmert. Ich erfuhr, daß sie von dem Kaufmanne, dessen Frau ich entführt, dafür, daß sie mich, ihn zu besuchen, überredet, und denn seinetwegen einen falschen Eid gethan hatte, 2000. Rthlr. bekommen hatte. Da sie mich nun also gleichsam verkauft hatte, ohne mir meinen Theil davon zu geben: so ließ ich sie auch sitzen, und ihr Glück wird hernach auf sie selbst und auf ihre Liebhaber angekommen seyn.

Dieses ist nun ein kurzer Entwurf meiner Historie; sie sehen, daß, wenn ich alles umständlich hätte entwerfen wollen, daraus eine Wochenlange Erzählung würde geworden seyn, und daß, da ich ein so grosser Avanturier bin, ein geschickter Skribent gar leicht daraus eine Geschichte

ſchichte von etlichen Alphabeten verfertigen könnte, ohne die Gedult ſeiner Leſer zu ermüden.

* * * * * *

Mit dieſen Worten endigte dieſer ſaubere Vogel ſeine Erzählung. Ich befahl darauf dem Arzte, uns ſeine Begebenheiten zu erzählen. Er ſagte: Ach! meine Herren! was verlangen ſie von mir? Soll ich ihnen Dinge offenbaren, welche einem ſo philoſophiſchen Gemüthe, als das meinige iſt, die größte Schande bringen können? Nein! ich hoffe, ſie werden mit der ihnen bereits gegebenen Nachricht, zufrieden ſeyn. Wie leicht könnte es kommen, daß dieſes mein eigenes Geſtändniß meiner Fehler, mich nebſt meinem lieben Freunde, dem Herrn Perdemi, der hier gegenwärtig iſt, an den Galgen bringen könnte? O! mein lieber Bruder! fiel ihm der Herr Perdemi, ſo hieß der kleine Poet, in die Rede. Erzähle nur, es wird nichts zu bedeuten haben. Denn wenn wir hätten henken ſollen: ſo wären wir, hohl mich der Teufel! ſchon längſt gehenkt; ich insbeſondere, und unſer guter Freund, der Herr **Johannſen** ebenfalls, wie wir anitzt gehöret haben. Doch ich werde auch wohl zur Erzählung meiner Hiſtorie kommen, wenn ich vor Lügen dazu kommen kann, einmal die Wahrheit zu reden. Nun, Brüderchen! fang an, oder ich fange an; halts Maul! ſagte der Arzt darauf; du biſt ein unnützer Lügner, und wenn du und deine Lügen nicht geweſen wären: ſo wären meine Actien

nicht

nicht so bald gefallen. Doch ich will meine Historie nicht länger aufschieben.

* * * * * * * *

Ich bin der Geburth nach ein Wende, und mein Name ist **Gemmeiden**. Ich war den Studien gewidmet, und zwar der Gottesgelahrtheit. Meine Aeltern wollten durchaus einen Priester aus mir machen. Ich studirte also glücklich darauf loß. Als ich dazu gelehrt genung war, bekam ich auch eine gute Pfarre, die ihren Mann gut ernähren konnte, weil sie sehr einträglich war. Dieses machte mir Lust, mein Glück auf eine besondere und geheime Art zu vermehren. Kurz! ich fiel darauf, den Stein der Weisen zu suchen, oder Gold zu machen. In kurzer Zeit flogen alle meine geistlichen Einkünfte, nebst dem Vermögen meiner Frau zum Schornstein hinaus. Ich versuchte unterschiedene Processe, aber vergebens, ich bekam kein Gold. Dieses mein Betragen kam vor meine Obern, und es ward mir zugleich Schuld gegeben: ich hätte theils mit den jungen Bauerdirnen zuweilen geliebäugelt, oder sonst etwas unanständiges vorgenommen; theils hätte ich goldene Ringe und Ketten von den Bäuerinnen entlehnet, und sie hernach auf meine Goldmacherey verwendet, sie auch, da man sie mir wieder abgefordert, gänzlich geläugnet, auch darauf geschworen, daß ich sie nicht empfangen hätte. Doch ich will nicht untersuchen, ob dieses wahr oder unwahr sey, genung, ich ward abgesetzt,

und bekam die Erlaubniß, mein Heyl auf eine andere Art zu suchen. Und meine Freunde sagten so gar, man wäre viel zu gelinde mit mir umgegangen; da ich doch mich beklagte, daß mir das größte Unrecht geschehen wäre; denn ich verpflichtete mich, alle Beschuldigungen mit einem körperlichen Eide abzuschwören. Man wollte mir solches aber nicht erlauben; denn man wendete vor, man hätte mich gänzlich überzeuget. Ich gieng hierauf aus dem Lande, legte mich auf die Arzeneywissenschaft, und ward auf einer gewissen Academie Doktor. Ich fieng an, zu kuriren, und Collegia zu lesen; allein, alles, was ich verdiente, brachte ich, theils durch ein unordentliches Leben, theils durch mein laboriren, gänzlich durch, daß ich auch endlich häufige Schulden machte, die mich zwangen, flüchtig zu werden. Ich wendete mich in eine berühmte Reichsstadt, allein, meine gewöhnliche Lebensart verursachte, daß ich auch daselbst nicht alt werden konnte. Ich mußte daher meinen Stab weiter setzen, und endlich

Per varios casus, per tot discrimina rerum

kam ich in die Residenz eines gewissen grossen Fürsten.

Ich hatte schon anderwerts diesen meinen Freund den Herrn Verdemi kennen lernen, und unvermuthet traf ich ihn daselbst wieder an. Er empfahl mich seinem Gönner, den ich auch bereits kannte, und dieser brachte uns an den Hof eines gewissen Prinzen. Wir schwatzten diesem Herrn so viel vor, wie reich wir ihn machen könnten,

ten, daß wir ihn endlich überredeten, mich, als seinen Rath, und meinen Freund, als seinen Sekretär, in ein auswärtiges Land als Deputirte zu versenden. Wir hatten ihm weiß gemacht, wir gehörten zu einer ansehnlichen Gesellschaft, deren vornehmste Mitglieder sich in diesem Lande aufhielten, und den Stein der Weisen besäßen. Es würde uns also ein leichtes seyn, ihm so viel Geld zu gewissen Unternehmungen zu verschaffen, als er verlangte, und dazu nöthig hätte. Wir reiseten mit einem wohlgespickten Beutel ab, und kamen in einem Lande an, dessen Einwohner und Sprache uns gleich unbekannt war. Wir lebten daselbst gleichwol in Herrlichkeit und in Freuden, ohne uns um einige Geschäfte zu bekümmern, deren Vorwand nur Chimären war. Wir zogen einen Wechsel nach den andern, und machten unsern Herrn allerhand weiß, was uns annoch unsern Zweck verhinderte, und schmeichelten ihm mit der süssen Hoffnung, daß alles gut gienge, und nur noch einige Personen abwesend wären, deren Gegenwart den Schluß unserer Handlungen vollenden würde. Endlich ward ihm die Zeit zu lange, und er fieng an, zu argwohnen, daß es mit uns nicht allzu richtig wäre. Er wollte uns daher kein Geld mehr schicken. Allein, wir schrieben Briefe über Briefe, und legten ihm die Schuld der Verzögerung unserer Geschäfte selbst zur Last. Er schickte uns daher wieder Geld, und auch einen gewissen Menschen, der unsere Handlungen untersuchen, und ihm Bericht abstatten

ſollte. Allein, da wir unſerm Herrn die Verſchwiegenheit, als den Grund der ganzen Sache empfohlen hatten: ſo hatte er ſich nicht unterſtanden, dieſer Perſon das Geheimniß zu entdecken. Sie war alſo nicht im Stande, etwas zuverläßiges von unſern Umſtänden zu überſchreiben. Weil wir aber gleichwol ſahen, daß wir uns in dieſem Lande nicht länger aufhalten konnten, wir auch für nöthig erachteten, der Sache einen andern Schwung zu geben: ſo ſchrieben wir an unſern Principal: Es wäre allhier nicht möglich, die Sache zu endigen, weil ein paar derer Hauptperſonen, mit denen wir zu thun hätten, auſſerhalb Landes und zwar in Holland wären. Sie würden ſo bald nicht zurück kommen, daher wäre es beſſer, wenn wir ſie aufſuchen dörften. Wir erhielten eine gefällige Antwort und Geld zur Reiſe. Wir verlieſſen darauf unſern bisherigen Auſſenhalt, und kamen nach Holland; allein auch allhier waren diejenigen, die wir ſuchten, nicht mehr anzutreffen; ſie waren, wie wir vorgaben, nach Deutſchland gereiſet. Wir folgten ihnen, und wenn wir auch zuweilen an einem Orte ſtille liegen blieben; ſo hieß es doch immer, wir reiſeten. Daher wußte unſer Herrn nimmer eigentlich, wo wir waren, und unſere Wechſel waren allezeit auf einen andern Ort geſtellt, als wo wir uns aufhielten, damit wir nicht entdeckt würden. Dieſes Spiel trieben wir eine gute Zeit; endlich bekamen wir Befehl, uns wieder bey Hofe einzufinden. Dieſes war uns aber ſehr ungelegen.

legen. Wir dachten daher auf neue Finten, unsere Rollen ungehindert fortzuspielen. Ich nahm die Reise allein über mich, und wuste mich, als ich, Bericht abzustatten, Befehl erhielt, so rein zu machen, und unsern Geschäften einen so guten Anstrich zu geben, daß der Prinz ganz wohl mit uns zufrieden war. Ich ward also wieder zu meinem Gefährten zurück geschickt, um unsere Handlungen zu Ende zu bringen, woran, wie es hieß, nur noch die letzte Hand zu legen, und der Zahlungstermin zu bestimmen war. Als wir aber nunmehr am sichersten zu seyn glaubten, ward die ganze Karte verrathen. Wir wurden gefordert, Rede und Antwort von unsern Streichen zu geben. Es folgten Drohungen auf Drohungen, wir verbargen uns, so gut wir konnten, allein, wir wurden entdeckt. Es kamen Steckbriefe, man verlangte uns lebendig oder todt. Wir bekamen Nachricht, daß die Obrigkeit des Ortes, wo wir uns damals aufhielten, uns aufheben und uns ausliefern würde, und daß wir unfehlbar würden aufgehenkt werden. Wir entwichen daher unverzüglich, verliessen Deutschland, und faßten den Endschluß, zur See zu gehen, und unser Glück in einem andern Welttheile zu suchen. Sie nahmen uns in London auf ihr Schiff, und nun steht unser Glück in ihren Händen. Dieses, meine Herren, ist dasjenige, was ich ihnen habe erzählen sollen.

***

Nunmehr kam die Reihe an den Mitgeſellen dieſes ſeines Arztes. Der Herr Nerdemi ſollte uns ſeine Geſchichte erzählen, er war dazu auch ſofort willig, und er ſagte: Ich kann itzt, da ich von Deutſchland ſo weit entfernt bin, ihnen ohne Bedenken alles erzählen, was mir begegnet iſt. Und geſetzt, ich finde mich daſelbſt wieder ein, ſo beſitze ich die Kunſt zu Lügen in ſo groſſer Vollkommenheit, daß ich mir getraue, mich, aller Ueberzeugung ungeachtet, gewiß glücklich durchzulügen, wenn man mich nur zu Worte kommen läſſet. Hohl mich der T. wenn mich nur mein ehmaliger Prinz hätte anhören wollen: ſo bin ich gewiß verſichert, ſo wohl ich, als der Herr Rath **Gemmeiden**, hätten gar keine Gefahr laufen wollen, ſondern man würde uns für unſere Lügen noch belohnt haben. Doch, meine Herren! aus dieſem Eingange werden ſie urtheilen, alles was ich ſagen werde, dörfte aus lauter Lügen beſtehen. Gleichviel, ich erzähle, hören ſie nur zu; meine eigene Thaten werden mich rechtfertigen. Daraus werden ſie alſo urtheilen, ob ich Wahrheiten oder Lügen erzähle. Ich will alſo ohne weitere Umſtände anfangen, damit nicht die Vorrede länger, als das Buch werde.

***

Ich bin in einer anſehnlichen Reichsſtadt gebohren; mein Vater war einer der größten, reichſten und wichtigſten Kaufleute. Seine Handlung war ungemein weitläuftig, er lebte prächtig,

prächtig, und ich hatte das Glück, in meiner ersten Kindheit als ein Prinz erzogen zu werden. Doch, bevor ich noch wenig Geschmack von meiner Hoheit haben konnte, ward alle Herrlichkeit in Nichts verwandelt. Mein Vater machte einen Bankerott, der von einer solchen Folge war, daß sie ihn in die äusserste Armuth stürzte, und fast an den Bettelstab brachte. Er ward theils durch erlittene Betrügereyen und fremde Bankerotte, theils, doch am wenigsten, durch seine Verschwendung und prächtige Lebensart gestürzet. Sein Unglück betraf also auch mich. Gleichwol, da ich mich den Wissenschaften gewidmet hatte, und dazu auch bereits angeführet war, meine Neigung zur Poesie sich damals auch bereits entwickelte: so ward ich bald getröstet. Es fanden sich Gönner, die mich etwas unterstützten, und meine Muse brachte mir auch etwas ein. Insonderheit hielt ich mich zu zween Freunden, von denen der eine ein gelehrter, und in den schönen Wissenschaften erfahrner, Mann war. Von ihm lernte ich sehr viel, nicht allein in der Dichtkunst und guten Schreibart, sondern auch in der Kunst, sich zu verstellen. Seine Freundschaft war mir auch in der Folge in einer gewissen berühmten Residenz von grossem Nutzen. Der andere Freund versagte mir den Zutritt nimmer, wenn ich um Essen und Trinken verlegen war. Seine Gütigkeit, die zwar mit einer grossen Eigenliebe, mit einem gewaltigen Eigensinn und mit einer ausserordentlichen Neugierde verknüpft war, äusserte sich alsdann am meisten

ſten gegen mich, wenn ich ihm die ärgſten Naſen gedrehet und wenn ich ihn aufs gröbſte belogen hatte. Ich dorfte nur lügen, und ihm in allen Dingen Recht geben: ſo war ich oben drauf, und ich konnte alles von ihm erlangen, was ich nur verlangte. Zuweilen ward ich zwar von ihm auf der Lügen ertappt, allein es kam mir auf eine Niederträchtigkeit nicht an, mich ſo gegen ihn zu demüthigen, daß er alles darüber vergaß. Ich ließ mich auch von ihm zu allen gebrauchen. Er hatte oft einen Spion nöthig, die Handlungen verſchiedener Leute auszukundſchaften. Dazu ſchickte ich mich vortreflich. Sein Argwohn, den er oft auf dieſen oder jenen warf; die Vorſtellung, die er ſich von dieſer oder jener Sache oder Perſon machte; die Meynung, daß ſich dieſes oder jenes da oder dort müſſe zugetragen haben; alles diente mir dazu, mich ihm immer gefälliger zu machen. Ich vermehrte nämlich ſeinen Argwohn, wenn er auch gänzlich ungegründet war, oder nur ein Anſchein Gelegenheit dazu gegeben hatte. Die eingebildeten Vorſtellungen und Chimären vergröſſerte ich, und machte ſie viel windiger aber auch wahrſcheinlicher, daß er ſie ſich ſo feſt in den Kopf ſetzte, als ob ſie lauter mathematiſche Wahrheiten wären. Und ſo machte ich es mit allen ſeinen Gedanken und Vorurtheilen. Es kam mir nicht darauf an, Geſchichte, oder vielmehr Lügen von dieſer oder jener Perſon zu erdichten, und wenn ich ihn auch mit ſeinen Blutsverwandten, Schwägern,

und

und andern vertrauten Freunden aufs ärgſte zuſammen hetzen ſolte. Es war mir eine Freude, wenn ich ihn auch argwöhniſch auf ſolche Perſonen machte, in die er ein vieljähriges und gegründetes Vertrauen ſetzen konnte, weil er ihrer Aufrichtigkeit verſichert war, und wem ich das Band, daß ihn mit ſolchen Freunden verknüpfte, auf eine ſolche Art trennen konnte, daß keine Hoffnung vorhanden war, ſolches wieder zu ergänzen. Doch ich will mich dabey nicht länger aufhalten. Ich trieb es endlich ſo tolle, und machte es ſo bunt, daß er zuletzt alle meine Streiche zu merken anfieng, und insgeheim auf mich argwöhniſch ward. Und ſo war meine Rolle endlich ihrem Ende nahe. Da nun meine übrigen Umſtände auch täglich ſchlechter geworden waren, hielt ich fürs beſte, einen andern Aufenthalt zu ſuchen, und mich, ſo viel möglich, ſo zu verändern, daß ich doch etwas zu leben haben mögte. Ich aieng daher unter eine Bande Comödianten, denen ich, ob ich ſchon auf der Bühne nur eine unanſehnliche Perſon vorſtellete, doch wegen meiner Fertigkeit in der Poeſie ſehr nützlich war. Ich kam in dieſer Figur in eine anſehnliche Reſidenz, wo ich meinen ehmaligen gelehrten Freund, deſſen Schatten man mich ſonſt genennt hatte, wieder antraf, und meine alte Bekanntſchaft und Freundſchaft mit ihm erneuerte, und faſt unzertrennlich machte. Kurz darauf verließ ich auf Zureden dieſes Freundes die Schaubühne, und er hatte einige Zeit darnach Gelegenheit mich nebſt dieſem gelehrten

Arzt,

Arzt, dem Herrn Gemmeiden, auf die Art unterzubringen, wie dieser mein Gefährte auf meinen Reisen ihnen, meine Herren, bereits erzählet hat. Ich werde daher nicht nöthig haben, den Ausfall und das fast tragische Ende unserer Abentheuer zu wiederhohlen. Doch . . .

***

Allhier fiel ich diesem Böswicht in die Rede. Ich sagte: wir haben genung gehört, ihn kennen zu lernen, und wir tragen kein Verlangen, mehrere Bosheiten zu hören. Hierauf verlangte ich von dem Bankerottirer, uns seine Geschichte zu erzählen. Er gab zur Antwort: Ich glaube nicht, daß es sich der Mühe verlohnt, mich anzuhören; denn es findet sich in meiner Historie nichts merkwürdiges. Doch das einzige, was ich etwa vorbringen könnte, ist die Ursache meines Bankerotts, oder vielmehr mein Betragen, welches dazu Anleitung gegeben hat. Ich habe von Jugend an, eine Neigung zu vielerley Geschäften bey mir gespüret. So lange ich zwar noch nicht mein eigener Herr war, wuste ich mich noch so ziemlich in Schranken zu halten, und damals lernte ich auch so viel, daß es mir würde ein leichtes gewesen seyn, mein ererbtes Vermögen durch meine gute Aufführung in meiner Handlung zu vermehren, und mich beständig in gutem Stande zu erhalten. Allein, als ich mein eigener Herr ward, veränderte ich mein Betragen. Ich empfand eine grosse Lust daran, wenn ich in Processe verwickelt ward. Ich bemüh-

bemühte mich daher um das Amt eines Vormundes, und da ich Vermögen besaß: so erhielt ich gar bald wohl zwanzig Vormundschaften. Diese verwickelten mich in weitläuftige und kostbare Streithändel; denn ich konnte ohne Processe nicht leben. Zugleich fieng ich eine Nebenhandlung an, die ich gar nicht verstund, und sich auch zu meiner ordentlichen Handlung nicht schickte. Doch, da ich einen fähigen Kopf hatte: so hätte ich vielleicht noch mit allen diesen Weitläuftigkeiten zurechte kommen können. Allein mein unruhiger, flüchtiger und unbeständiger Kopf verdarb alles. Ich mischte mich in Sachen, die mich nichts angiengen. In meinen Handlungssachen verließ ich mich auf andere, und wartete nur meine Processe ab. In diesen ließ ich meine Advokaten nicht rathen, sondern ich wollte alles selbst besser verstehen. Ich that zugleich dasjenige, was ich nicht thun sollte, und dasjenige, was mir zukam, unterließ ich. Ich war da, wo ich nicht seyn sollte, und wo ich nichts zu thun hatte, da war ich; denn ich war in einer beständigen unruhigen Bewegung, daß ich auch überall war, nur da nicht, wo meine Gegenwart nöthig war. Alles gieng folglich verkehrt, und meine verwirrten Händel, meine weitläuftigen Geschäfte, und mein wiedersinniges Betragen dabey verrückten mir endlich den Kopf so sehr, daß es nicht viel fehlte, ich wäre närrisch geworden. Zuletzt gieng alles den Krebsgang. Ich verlor alle Processe, ich brachte meine Pupillen dadurch um das ihrige;

ich setzte mein eigenes Vermögen dabey gänzlich zu; meine Handlung ward ruinirt. Kurz: ich machte Bankerott, und meine Gläubiger bekamen eben so wenig, als ich und meine Pupillen behielten, das ist: gar nichts. Ich mußte meine Geburthsstädt verlassen, und gänzlich flüchtig werden, und zwar gerade zu der Zeit, als ich der vollkommenste Candidat des Tollhauses geworden war. Mein Verstand erhohlte sich dadurch, ich kam zu mir selber, aber zu spät, und nicht eher, als bis ich durch mein Unglück erfuhr, was für ein Narr ich gewesen war. Dieses ist es, was ich ihnen zu sagen habe.

Meine Herren! fieng der alte Kammerdiener oder vielmehr, unser erster Konstabler, an: so wenig ihnen dieser gute Freund erzählen können, so viel mehr werde ich zu erzählen haben. Zwar wird diese Geschichte nicht eben mich insbesondere, sondern vielmehr meinen ehmaligen Herrn betreffen. Sie ist aber auch ungemein merkwürdig, und von grosser Wichtigkeit. Hören sie daher nur recht aufmerksam zu; denn, beym Mahomet! beym Teufel! wollte ich sagen, es wird ihnen nicht gereuen. Sie wundern sich, daß ich bald beym Mahomet geflucht hätte; aber ihre Verwunderung wird bald wegfallen.

***

Ich bin ein gebohrner Persianer, und zwar aus Ispahan gebürtig, und folglich in der Mahometanischen Religion geboren, und nunmehr bin

bin ich bereits 64. Jahr alt. Als ich etwa 20. Jahr alt war, kam ich bey einem Herrn in Dienste, deſſen Andenken mir noch werth iſt. Dieſer Herr war zu derſelben Zeit der reichſte Mann und anſehnlichſte Geldwechsler in ganz Iſpahan, und faſt in ganz Orient. Er hatte einen Bruder, mit welchem er eine gemeinſchaftliche Handlung hatte. Zu der Zeit, als ich zu ihm kam, war er in dem Kriege des Sophi gegen den türkiſchen Kayſer zum Kaßirer bey der Armee ernennet worden, und an ihm ſollte der Schatzmeiſter des Königs alle benöthigten Gelder übermachen. Da aber zu der Zeit die Schatzkammer des Königs in ſehr ſchlechten Stande war: ſo hatte man mit Fleiß meinen Herrn zu dieſer Bedienung ernennet, weil man wuſte, er könne durch ſeinen groſſen Credit, und durch ſein wichtiges Vermögen den etwanigen Geldmangel erſetzen. Dieſer Herr gieng nunmehr zur Armee, er nahm mich, als ſeinen Kammerdiener mit, und ich hatte noch einen Kameraden, der ein Chriſt war, und ſeine Garderobe unter ſich hatte, ich aber war über ſeine Leibwache geſetzt; doch pflegten wir zuweilen unſere Aemter mit einander zu vertauſchen. Wir waren beyde in Schreiben und Rechnen geübt, und öfters mußten wir die Stelle ſeines Sekretärs vertreten.

Unſere Armee war in ſchlechten Stande, als wir bey ihr eintrafen. Es war kein Geld vorhanden, die hohen und niedern Kriegsbedienten ſo wohl, als die Gemeinen, waren ſchwierig,

und täglich waren einige von ihnen zu den Türken über gegangen. Unsere Ankunft stillte ihr Misvergnügen. Die Beutel, die wir mit brachten, waren zahlreich und wichtig, und mein Herr ließ auch die Armee keinen Mangel leiden, so lange, als er nur Geld schaffen konnte. Endlich aber, als wir bereits über zwey Jahre bey der Armee gewesen waren, die Schatzkammer aber eine Summe über die andere meinem Herrn schuldig blieb, er auch unvermögend war, durch seinen Credit neue Gelder aufzutreiben, sein Bruder in Ispahan auch binnen dieser Zeit starb, und er Bedenken trug, seine Umstände, durch Ernennung eines andern Correspondenten in Ispahan, daselbst bekannt zu werden, ihm ferner von verschiedenen Kaufleuten ein Wechsel über den andern auf den Hals kam, die Armee aber gleichwol Geld, und zwar auf sehr ungestüme Art, von ihm verlangte; indem er sich so gar einsmals aus seinem Zelte mit Lebensgefahr entfernen mußte: so hielt er fürs Beste, seinem Untergange auf listige Art zu entfliehen, und dem Großschatzmeister die Grube zu graben, die man ihm bereitet hatte.

Eines Abends, als ich allein bey ihm in einer geheimen Abtheilung seines Zeltes war, trat mein Kamerade ins Zimmer, und sagte zu unsern Herrn: Es ist alles fertig, gnädiger Herr! Gut! war die Antwort. Hassan! sagte er darauf zu mir, wollt ihr uns folgen? so kommt; wo nicht, so glaube ich, ihr werdet meine Flucht nicht verrathen. Mein Weg geht nach Ispahan,

han, lebet wohl! Ich erſtaunte bey dieſen Worten. Gnädiger Herr! ſagte ich! ich werde und kann ſie nicht verlaſſen; beym Mahomet! ich folge ihnen bis ans Ende der Welt. Aber, wird man uns nicht vermiſſen? Nein! gab er zur Antwort: denn ich habe dem Vezier geſagt: ich hätte ein paar Tage mit meinen Verrichtungen insgeheim zu thun; wenn man daher nach mir fragte: ſo mögte er ſich ſtellen, als wenn ich mich aus Furcht wegen des letztern Tumults, unter ſeinen Schutz und in ſein Gezelt verborgen hätte. Ich werde alſo zwey Tage voraus haben, binnen dieſer Zeit bin ich in Iſpahan. Wir eilten darauf unverzüglich aus dem Gezelte; es war Nacht, niemand bemerkte uns. Wir kamen glücklich an einen Ort des Lagers, wo wir drey vortrefliche Pferde, die zum Laufen geſchickt waren, vor uns fanden; wir ſetzten uns ſo fort darauf, und jagten durch einen uns bekannten und heimlichen Weg aus dem Lager. Wir fanden auf gewiſſen Abtheilungen des Weges friſche Pferde, die vor uns, unter einem andern Namen, beſtellt waren, und kamen alſo des dritten Tages gegen Abend in Iſpahan glücklich an. Mein Herr trat in einem abgelegenen Hauſe, welches dem Vater meines Kameraden, einem alten fränkiſchen Chriſten, gehörte, ab. Darauf verfügte er ſich unverzüglich zu dem Großſchatzmeiſter, der damals zugleich der Favorit des Sophi war. Dieſer Miniſter wunderte ſich, als er ihn erblickte, woher er käme? und fragte: wer ihm erlaubet hätte, ſich von der

Armee zu entfernen. Der Vezier, war die Antwort. Wir müſſen Geld haben, diesfalls komme ich; die Armee wird auseinander gehen, ich aber zum Schelme werden: wo ich nicht noch heute diejenigen Summen erhalte, die man mir ſchuldig iſt. Mein Vermögen iſt alle, mein auswärtiger Credit iſt erſchöpft, wo mir alſo nicht augenblicklich geholfen wird: ſo bin ich verloren. Es thut mir leid, ſagte der Miniſter, das Land iſt erſchöpft, Geld iſt nicht in der Schatzkammer, und was noch vorhanden iſt, wird zur Hofhaltung unſers Monarchen erfordert. Alſo, mein Herr! kann ich ihnen nicht helfen, entfernen ſie ſich nur alſobald aus Iſpahan, und eilen ſie zur Armee zurück, ſonſt wird es ihnen den Kopf koſten. Meinen Kopf? ſagte mein Herr, nein, den habe ich viel zu lieb; ich will dem Befehle, mich aus Iſpahan zu entfernen, nachkommen. Hierauf verließ er den Miniſter, und beſuchte einige der anſehnlichſten Kaufleute. Dieſen waren die Umſtände, in denen er ſich befand, noch unbewuſt; es war ihm daher ein leichtes, von ihnen ſo wichtige Wechſel zu erhalten, als er verlangte. Er hatte zuvor ſeinen Ueberſchlag gemacht, wie viel er in ſeiner Bedienung zugeſetzt hatte. Die Summe war ungemein beträchtlich; gleichwol bekam er ſo viel an Wechſelbriefen, auf die anſehnlichſten Bankier in Goa, Agra und Suratte; denn auf dieſe Plätze wollte er ſie eigentlich, ſeiner entworfenen Abſicht wegen, haben. Er brachte darüber einige Stunden zu. So bald er die

Wech-

Wechsel, die so eingerichtet waren, daß sie so fort, wenn sie würden vorgezeiget werden, bezahlt werden sollten, in Händen hatte, fand er sich bey uns wieder ein. Wir müssen reisen, sagte er, wollt ihr mir getreu seyn, und folgen: so will ich euer Glück machen, mit Freuden! war unsere Antwort. So will ich schlafen, bis es anfängt, Tag zu werden, sagte er. Hassan aber wird unverzüglich nach Suratte reisen, Murat aber nach Agra. Hierauf gab er uns die, an diesen Plätzen einzukaßirende, Wechsel, mit dem Befehle, uns alsdann bey ihm in Goa einzufinden. Ein Bedienter des alten Mannes, bey dem wir waren, mußte zugleich voraus gehen, um unsern Herrn bis an die Gränzen von Persien Pferde zu bestellen, damit er seine Reise aufs eilfertigste fortsetzen könnte; wir aber setzten uns eine Stunde darnach zu Pferde, und reiseten aufs geschwindeste in die uns angewiesene Städte. Wir verrichteten daselbst unser Gewerbe, und traten darauf unsere Reise zu Schiffe nach Goa an, wo wir unsern Herrn bereits fanden, der denn seine Gelder ebenfalls einkaßiret hatte.

Nachdem unser Herr seine dasigen Geschäfte besorgt, und mit uns Abrechnung gehalten hatte, schrieb er einen Brief an den Minister in Ispahan; Er meldete ihm seine Flucht und die Ursache derselben. Er berichtete ihm dasjenige, was er zu thun genöthiget gewesen, um sein Vermögen nicht einzubüssen. Er schickte ihm das Verzeichniß der Gelder mit, die er diesfalls

aufgenommen hatte, mit dem Zuſatze: wenn der König von Perſien wollte, daß ſo anſehnliche Unterthanen, als die Kaufleute wären, von denen er die Wechſel erhalten, und denen er ohnedieß auf Rechnung des Staates ſchuldig wär, verderben wollte: ſo wäre er auſſer Schuld. Alles, was dieſe Leute verlieren würden, wäre dasjenige, was ihm der Sophi, durch die Nachläßigkeit und durch den Geiz des Miniſters ſchuldig wäre, u. d. g. Nachdem er dieſes Schreiben nebſt denen dazu gehörigen Rechnungen und Aufſätzen in ſolche ſichere Hände gegeben hatte, daß er verſichert war, der Sophi würde alles ſelbſt ungezweifelt erhalten, reiſeten wir mit einem Holländiſchen Schiffe nach Batavia, wo ſich unſer Herr in den Schutz des Stadthalters der Staaten von Holland begab. Er ward wohl aufgenommen, und man begegnete ihm mit beſonderer Hochachtung. Daſelbſt war es, wo mein Herr, ich und mein Kamerade uns öffentlich zur Chriſtlichen Religion bekenneten.

Wir hatten uns daſelbſt etwa ein Jahr aufgehalten, als wir erfuhren, daß der Miniſter in Iſpahan, von Rachſucht eingenommen, meinen Herrn ausgeſpähet hatte, ungeachtet dieſer in ſeiner Flucht und in Batavia beſtändig einen andern Namen geführet, und auch nunmehr einen chriſtlichen Namen angenommen hatte. Wir erfuhren zugleich, daß man Arabiſche Mörder in verſtellten Trachten und in fremden Namen ausgeſendet hatte, die meinen Herrn dem

Mini-

Miniſter todt oder lebendig liefern ſollten. Dieſe Nachricht hörte er ohne Schrecken an. Ich habe es wohl gedacht, ſagte er, daß man auf unehrliche Mittel denken würde, ſich an mir zu rächen. Allein, ich hoffe, ihnen zu entgehen. Er gieng darauf zum Stadthalter, eröffnete ihm die Gefahr, in welcher er war. Dieſer ward dadurch ſehr gerührt, und beyde dachten auf Mittel, ihr auszuweichen. Man ward endlich darüber einig, mein Herr ſollte ſich nebſt ſeinen Bedienten in eine nahgelegene Veſtung begeben, die man erſt ſeit einigen Jahren, die unruhigen und tributmäßigen Könige in Java im Zaume zu halten, angeleget hatte. Der Commendant dieſer Veſtung erhielt Befehl, ihn aufs beſte aufzunehmen, und für ſeine Sicherheit zu wachen, und ihn im Nothfall mit ſo viel Mannſchaft zu ſeiner Beſchützung, als er würde nöthig haben, zu unterſtützen. Wir reiſeten darauf des Nachts insgeheim aus Batavia. Einige Bediente giengen zu Waſſer, andere zu Lande, aber einen ganz andern Weg, und alle trafen erſt durch Umwege in die angewieſene Veſtung ein. Mein Herr hatte ſich in einen Sklaven des Stadthalters verkleidet, und auf dieſe Art kam er in der Veſtung an.

Nunmehr glaubte er, gänzlich ſicher zu ſeyn. Aber vergebens. Die ausgeſchickten Araber hatten ihn gar bald ausgeſpähet. Sie ſchlichen ſich daher in der Kleidung der Chineſer, die man in Java häufig antrift, in die Veſtung. Da aber mein Herr einen groſſen Pallaſt bewohnte,

in welchen niemand unentdeckt und unbekannt kommen konnte: so wäre ihr Unternehmen beynahe im ersten Anfange zurück gegangen. Endlich aber fanden sie Gelegenheit durch Hülfe eines ansehnlichen Kaufmanns, mit denen ich und mein Kamerad bekannt war, und von dem wir sehr viel hielten, in unsere Bekanntschaft zu kommen. Es dauerte wohl ein ganzes Jahr, bevor sie sich gegen uns blos gaben. Binnen dieser Zeit wußten sie uns so einzunehmen, daß wir bereit waren, für sie alles zu thun, was sie verlangen würden. Da sie uns so weit auf ihrer Seite hatten: so entdeckten sie sich uns gänzlich. Sie thaten uns darauf die größten Versprechungen, und von Seiten des Ministers wurden uns die wichtigsten Belohnungen an Geld, ingleichen sehr ansehnliche Bedienungen angebothen, daß wir endlich in ihr Netz giengen. Nachdem wir uns mit ihnen eingelassen hatten: so fiengen wir an, zu überlegen, wie alles am klügsten anzufangen wäre, damit wir in der Vestung nicht ertappt würden, und wir uns mit dem Kopfe des Entleibten geschickt heraus praktisiren könnten. Die Araber sagten, daß sie eine Chinesische Jonke hätten, die wohl besetzt wäre, und sich beständig an dieser Küste aufhielte, und nur ein gewisses Zeichen erwartete, um sich dem Ufer zu nähern, und sie in Sicherheit zu bringen. Da nun die Vestung an der See lag: so war es uns endlich leicht, glücklich davon zu kommen. Wir wurden darauf gar bald einig. Wir verabredeten:

Die

Die Araber sollten an einem gewissen Abend, wenn ich in dem Vorzimmer meines Herrn die Aufwartung haben würde, an die Thüre des Pallasts zu einer ungewöhnlichen Stunde kommen. Mein Kamerade, der dafür sorgen solte, daß alle Bedienten auf die Seite geschafft seyn würden, sollte sie alsdann in den Pallast lassen. Ich aber würde ihnen alsdann entweder die Thüre des Kabinets, oder des Schlafzimmers öffnen, nachdem zu der Zeit mein Herr noch wachend oder schlafend seyn würde. Die Araber sollten ihn darauf mit einigen Dolchen ermorden, ihm den Kopf abhauen, und in einen Sack stecken. Alsdann wollten wir sämtlich durch den Garten des Pallasts nach der Mauer der Vestung eilen, wo sie am bequemsten zu ersteigen wär. Die Jonke würde nicht weit von diesem Orte der Mauer auf uns warten, und so bald wir über einen schmalen und damals trockenen Graben seyn würden, uns einnehmen. Dieses alles konnte ganz wohl angehen, weil an diesem Orte die Mauer nur niedrig und dicht am Wasser war, von welchem sie nur durch einen, noch nicht fertigen Graben, denkein dicht dabey angelegtes Bollwerk, welches aber ebenfalls noch nicht fertig war, beschützte, abgeschnitten war.

Der Anschlag war also geschickt genung entworfen, und er würde ohne Zweifel ohne unsere Gefahr seyn ausgeführet worden. Allein, der Himmel, dem ich diese Rührung noch verdanke, gab mir an dem Tage, da der Mord

geſchehen ſollte, ein ganz anderes Herz. Er bewegte mich, daß ich in mich gieng, die Mordthat überlegte, und erwog, wie unſchuldig unſer Herr war; wie gütig, wie freygebig, wie großmüthig er mir und meinem Kameraden beſtändig begegnet hatte; wie eine ſolche That gegen die göttliche Religion, zu der ich mich bekannte, war; welchen zeitlichen und ewigen Strafen mich ein ſo erſchreckliche Bosheit überlieferte; u. ſ. f. Dieſe Ueberlegung warf alle Geſchenke, alle Ehrenſtufen und alle Verſprechungen übern Haufen, die ich von dem Miniſter erhalten ſollte. Ich gieng, ohne mich länger zu beſinnen, mit weinenden Augen in das Kabinet meines Herrn, der ſich, weil es kurz nach der Mittagsmahlzeit war, der Hitze wegen aufs Kanape gelegt hatte. Ich hatte zuvor die Vorſicht gebraucht, die Thüren des Vorzimmers wohl zu verſchlieſſen, damit ich nicht von meinem Kameraden mögte behorchet werden. So bald ich meinen Herrn ſahe, fiel ich vor ihm auf die Knie, nahm ſeine Hand, küßte ſie, und ſagte mit zitternder Stimme: Gnädiger Herr! retten ſie ihr Leben! Eine Bande niederträchtiger Böſewichter hat die Abrede genommen, ſie in bevorſtehender Nacht umzubringen. Ich ſelbſt, vor Scham und Schande über dieſes verdammte Verbrechen muß ich zittern, ich ſelbſt gehöre zu dieſer Bande. Aber darf ein reuender Böſewicht um Gnade bitten? kann ich Gnade hoffen? — Ich konnte vor Angſt nicht weiter reden; allein mein freundlicher Herr ermun-

ter-

terte mich. Er redete mich ſehr gerührt an, bedankte ſich wegen meiner Treue, und bat mich, ihm nur ungeſcheut alles zu entdecken. Er wolle mich dafür anſehnlich belohnen. Ich bekam dadurch Muth, und erzählte ihm alle Anſchläge, und auf welche Art ſie ſollten ausgeführet werden. Da er nun aus meinem gegenwärtigen Betragen meiner Reue verſichert ward: ſo faßte er ſeinen Endſchluß. Er ſetzte ſich an ſeinen Schreibetiſch, verfertigte ein paar Zeilen, die er mir ſo fort einhändigte, und mir befahl, insgeheim zum Commendanten zugehen, ihm den Zeddel zu übergeben, und zugleich ihm die ganze Sache zu erzählen. Ich that, was er mir befahl. Ich fand den Commendanten, und als er erfuhr, auf was es ankam: ſo ſagte er: es ſollte alles geſchehen, was mein Herr verlangt hätte. Die gebetenen 20. Mann nebſt einem Leutenant ſollten unverzüglich, doch einzeln, und alle halbe Viertelſtunden einer, an der Hinterthüre des Pallaſts oder vielmehr an der Gartenthür, die in eine abgelegene Straſſe dicht an der Mauer der Veſtung gieng, erſcheinen. Man könnte ſie alsdann nach und nach einlaſſen, und ſie beſtens verſtecken. Er wollte ihnen Befehl ertheilen, in allen Stücken der Vorſchrift meines Herrn nachzukommen. Dieſe Antwort erfreute meinen Herrn ſehr. Er ſtieg darauf durch eine geheime Treppe unvermerkt aus ſeinem Kabinet in den Garten, ich aber mußte im Vorzimmer bleiben, und vorgeben, der Herr würde den ganzen Tag mit Brieffſchreiben zubringen, und daher niemand

vor sich lassen. Der Garten war übrigens von der Beschaffenheit, daß aus dem Gebäude niemand hinein sehen konnte. Ueberdieses gieng von der wohlbedeckten und geheimen Treppe ein dicker und bedeckter Gang durch den ganzen Garten bis an die bemerkte Thüre, die aber niemals geöffnet ward, weil der Herr allein den Schlüssel dazu hatte. Er konnte also durch dieses Mittel die bestellten Soldaten nebst ihrem Officier ganz ungehindert in sein Kabinet bringen, wo er sie hinter einer Spanischen Wand bis zur bestimmten Zeit verbergen konnte.

Alles gieng auch glücklich von Statten. Die Nacht kam herbey. Die verabredete Stunde fand sich ein. Mein boshafter Kamerade öfnete denen Mördern die Thüre des Pallasts. Sie stiegen leise die Treppe hinauf, und gaben mir das Zeichen, den Saal und das Vorzimmer zu öfnen. Da nun die Soldaten in diesem letztern sehr vortheilhaft gestellt waren, die Araber gehörig zu empfangen: so machte ich die Thüren offen, ließ sie sämtlich ganz leise in den Saal treten, winkte ihnen in der Stille ins Vorzimmer zu gehen. Da sie nun dieses unter der Anführung meines Kameraden thaten, schlich ich mich inzwischen an die Thüre des Saals, schlüpfte hindurch, und verschloß sie unvermerkt von aussen so wohl, daß keiner von den Mördern, wenn sie sich würden betrogen sehen, davon kommen könnte.

Diese waren darauf, als sie ins Vorzimmer traten, nicht wenig erschrocken, als der

Leu-

Leutenant nebſt ſeinen Soldaten mit aufgeſpannten Hähnen an ihren Flinten hinter ihrer Verdeckung hervor gekommen. Sie waren im Sacke, und konnten weder vor noch hinter ſich. Der Leutenant gab mir darauf das Zeichen, daß alles richtig ſey. Ich machte die verſchloſſenen Thüren wieder auf, und der Leutenant führte dieſe Schelme nebſt meinem ehmaligen Kameraden ins Gefängniß. Die Sache ward an den Stadthalter umſtändlich berichtet, und wenige Tage nach der Entdeckung ihrer Bosheit wurden ſie aufs ſchmählichſte hingerichtet. Der Kammerdiener ward am härteſten geſtrafet. Doch ich will hiervon nichts mehr gedenken.

Nach der Zeit entſchloß ſich mein Herr nach Europa zu gehen. Er meldete ſeinen Entſchluß dem Stadthalter, der ihn billigte, und da eben die oſtindiſchen Retourſchiffe nach Holland gehen ſolten: ſo beſorgte der Stadthalter, daß mein Herr nebſt ein paar ſeiner nöthigſten Bedienten, von denen ich einer war, auf dem Admiralſchiffe ſeine Bequemlichkeit haben ſollte. Die übrigen Bedienten dankte mein Herr ab, und ließ ſie wohl beſchenkt von ſich. Unſere Reiſe war glücklich; wir kamen nach Holland, wo mein Herr ſich einige Zeit aufhielt; da ihm aber die Luft nicht zuträglich war, faßte er den Schluß, Europa durchzureiſen, um zu ſehen, ob es in einem Theile deſſelben beſſer vor ihn ſeyn würde. Wir traten unſere Reiſe darauf an, giengen nach Frankreich, nach Deutſchland, nach

Ita-

Italien. In allen dieſen Ländern beſah mein Herr das Sehenswürdigſte. Endlich entſchloß er ſich, in Wien ſeine Wohnung aufzuſchlagen. Er kaufte ſich darauf in Ungarn anſehnliche Güter. Er ward zum Grafen gemacht, und lebte daſelbſt lange Zeit in groſſem Anſehen.

Einige Jahre darnach, gerieth er in eine neue Gefahr. Ein auswärtiger Miniſter, deſſen Herr mit Perſien zu der Zeit in Allianz ſtund, hatte Befehl erhalten, meinen Herrn in die andere Welt zu ſchicken. Als daher mein Herr eines Abends in der Dämmerung vom Hofe kam, und nach ſeinen Pallaſt durch eine abgelegene Straſſe fuhr, geſchahen von der einen Seite zween Schüſſe in die Kutſche. Die Bedienten fiengen an zu rufen, mein Herr aber hatte das Glück, als der dritte Schuß geſchah, zur andern Seite des Wagens heraus zuſchlupfen, und in ein dicht dabey befindliches Haus zu entſpringen. Es ward darauf ein Lärmen auf der Straſſe, und es geſchahe eine ſcharfe Unterſuchung. Man konnte zwar nichts gewiſſes entdecken, endlich aber brachte man doch zufälliger Weiſe ſo viel heraus, als ich bereits von dem Miniſter gemeldet habe. Der Hof nahm dieſen Streich ſehr ungnädig auf, und dem Miniſter ward der Hof verbothen, meinem Herrn aber mit gröſſern Gnadenbezeugungen begegnet. Die Sache ward auch zum Vergnügen und zur künftigen Sicherheit deſſelben abgemacht, und von ſelbiger Zeit an lebte er ruhig und vergnügt. Er ſtarb in einem hohen Alter, und hinterließ zween

wohl-

wohlerzogenen Töchtern, die wohlvermählet waren, sein weitläuftiges Vermögen.

Nach dem Tode dieses braven Herrn, der mich in seinem Testament sehr wohl bedacht hatte, gieng ich nach Holland, und darauf nach Engelland. Ich hatte das Unglück, als ich nach Engelland übergieng, Schiffbruch zu leiden, und alles mein erworbenes Gut zu verlieren. Ich habe nichts mehr geborgen, als einen Beutel mit Dukaten, und die Kleider, die ich auf dem Leibe hatte, und mußte froh seyn, mit dem Leben davon zu kommen. Ich versuchte, mit meiner Kunst in der Feuerwerkerey mein Brod zu verdienen, aber ich bemühte mich vergebens, bis ich endlich Gelegenheit hatte, auf dieses Schiff zu kommen, wo sie mich in meinem Alter so großmüthig versorget haben.

* * *
* * *

Die Erzählung dieses Mannes hatte uns sehr vergnügt, und wir bezeugten ihm auch dafür unsere Danksagung. Nur wunderte es uns, daß er so gut Holländisch und Englisch sprach. Da er dieses bemerkte: so sagte er, er habe bereits in Batavia vor 40. Jahren die erste dieser Sprachen begriffen, und hernach in Europa auch etwas von der andern gelernet, in welcher er sich bey einem jährigen Aufenthalte in Engelland ziemlich geübt hätte. Im übrigen zeigte uns seine Erzählung, und hernach auch sein übriges Betragen, daß er ein sehr ehrlicher Mann war, und er war uns bey verschiedenen

Gelegenheiten sehr nützlich; denn er war beherzt, lebhaft und verständig, von einer geschwinden und klugen Entschliessung, ob er schon zuweilen sehr hitzig, auffahrend, und, wenn er zornig gemacht, oder beleidigt war, fast wütend war. Die Ausschweifungen aber, die er alsdann begieng, gereueten ihn sehr, so bald er wieder zu sich selbst kam. Seine Hitze und sein Zorn entstunden aber niemals durch etwas anders, als weil er kein Unrecht sehen, noch vertragen konnte. Im übrigen hatte er das beste Gemüth von der Welt. Er hieß: **Hassan, Johann von Peller.** Diesen Namen hatte er bey seiner Taufe in Batavia angenommen. Er war sonst ein guter Christ, der sich aber nicht viel um die Streitigkeiten und um den Unterscheid der dreyen in Europa herrschenden christlichen Religionen bekümmert hatte.

Nun kam die Reyhe an den Officier. Er war auch willig uns seine Historie zu erzählen, allein, da sie nichts besonders in sich hält: so will ich sie übergehen. Da auch dasjenige, was uns die andern beyden erzählten, ebenfalls ohne Merkwürdigkeit ist: so habe ich nicht für nöthig gehalten, es aufzuzeichnen. Inzwischen war mit diesem Zeitvertreibe der Abend herbey gekommen, und da es schönes Wetter war: so speiseten wir unter freyem Himmel, und liessen uns durch unsere Musikanten eine Tafelmusik dabey machen.

Des folgenden Morgens entschloß ich mich, in Gesellschaft des Leutenants, des alten Has-

sans

sans des Arztes, des Poetens und des Musikantens Johannsens, nebst 20. von unsern Leuten in der grossen Chaluppe eine Spazierfarth zu thun. Wir versahen uns alle mit Gewehr, Pulver, Bley und mit Proviant auf zween Tage. Wir hatten bemerkt, daß in diesen Gegenden hin und wieder kleine Inseln waren, und mir kam die Lust an, sie zu untersuchen. Das gute Wetter lockte uns dazu an, und meine Neugierde ward dadurch noch mehr gereitzet. Wir segelten gegen Süden, etwa 12. englische Meilen vom Ufer, und wir wurden gar bald ein paar länglichte Inseln gewahr, die neben einander etwa 16. Meilen vom Lande lagen. Da wir bequemen Wind hatten: so legten wir an der ersten noch Vormittags an, als wir etwa vier Stunden gesegelt hatten. Das Land war angenehm und bewohnt. Wir wurden etwa eine Meile von uns durch unser Fernglas eine Menge Canoes gewahr, die aber leer am Ufer lagen. Diese Entdeckung machte uns behutsam, und wir erinnerten uns der Kariten, die für Menschenfresser bekannt sind. Gleichwol wollten wir nicht weiter segeln, bis wir uns in der Insel etwas umgesehen hatten. Wir liessen daher acht Mann zur Bewahrung des Botes zurück, und wir giengen 18. Mann stark und wohl bewafnet nach einem nahe gelegenen Hügel zu, an welchem ein, dem Ansehen nach sehr lustiges, Hölzchen stieß. Wir hatten etwa eine Viertelmeile im flachen Lande zu gehen. Wir wurden aber keinen Einwoh-

ner gewahr. Wir erreichten also den Hügel ohne Anstoß, von welchem wir den größten Theil der Insel übersehen konnten. Wir erblickten ein sehr angenehmes Land, welches Waldungen, Wiesen, bebautes Feld, frische Quellen zeigte. Hin und wieder sahen wir eine Art von Dörfern, welche aus einer Menge Hütten in Gestalt des halben Mondes bestunden. So genau wir aber auch alles betrachteten: so wurden wir doch mit Verwunderung keinen Einwohner gewahr. Wir sahen dicht an den Dörfern mäßige Heerden von einer Art von Ziegen, und von einer Art von Hornvieh, die aber kleiner und schmaler als unsere Kühe, waren. Wir konnten nicht begreifen, warum wir keinen Einwohner erblickten? Wir entschlossen uns daher, dieses zu untersuchen. Damit wir aber nicht etwa durch einen Hinterhalt von Wilden betrogen würden: so theilten wir uns in drey Partheyen, und entschlossen uns, in der Breite zu marschiren, doch daß jede Parthey nicht weiter als hundert oder hundert und funfzig Schritte von der andern sich entfernen sollte. Nach dieser Einrichtung marschirten wir vom Hügel durch das daran stossende Hölzchen, in welchem wir einige Schüsse vor- und seitwärts thaten, ohne daß sich jemand zeigte. Wir waren in einer Viertelstunde durchmarschirt, und sahen uns dicht vor einem Dorfe der Wilden. Wir marschirten gerades Weges, doch mit aufgezogenen Hahne, hinein, aber niemand hielt uns auf. Alle Hütten waren leer;

doch

doch schien es, sie müßten nur vor wenig Tagen seyn verlassen worden. Nachdem wir lange herum gesuchet hatten, kamen wir an eine hinter dem Dorfe stehende einzelne Hütte, um welche sich eine Heerde Ziegen und Hornvieh befand, die daselbst graseten. Wir giengen auf diese Hütte zu, und als wir hinein treten wolten, kam uns ein alter Wilder und ein Weib mit einem Kinde an der Brust entgegen. Diese erhuben ein gräsliches Geschrey, als sie uns sahen. Wir winkten ihnen, sie solten sich nicht fürchten; aber gleichwohl wolten sie entlaufen; da wir aber die Hütte umringt hatten: so war es ihnen nicht möglich, uns zu entkommen. Wir brachen darauf ein paar Zweige von einem in der Nähe stehenden Baume, giengen ihnen zum Zeichen des Friedens damit entgegen, und gaben uns sonst alle Mühe, sie zu besänftigen. Endlich wurden sie zahmer. Wir gaben ihnen darauf Zwieback, wovon wir zuerst assen, und darauf auch Brandtewein, den wir erst kosteten. Sie versuchten darauf gleichfalls, und liessen es sich wohl schmecken. Endlich verloren sie alle Furcht, und wurden ganz dreuste. Sie kamen und besahen unser Gewehr, unsere Kleider, und alles, was ihnen fremd an uns vorkam. Wir versuchten auch verschiedene male, uns ihnen verständlicher zu machen; aber nur mit schwerer Mühe erfuhren wir die Ursache, warum die Dörfer leer waren. Sie gaben uns nämlich durch allerhand wunderliche Zeichen zu verstehen: Die Wilden wären in eine gegen

Süden liegende Insel gezogen, um ihre Feinde umzubringen. So viel Mühe wir auch hatten, dieses zu verstehen: so begriffen wir doch endlich ihre Meynung, und wir wurden in der Folge mehr allzugewiß überzeugt, daß wir uns darinn nicht geirret hatten. Da wir nun aus dieser Nachricht glaubten, vor allen Anfällen der Wilden sicher genung zu seyn: so entschlossen wir uns, die Nacht allhier zuzubringen, und uns den Nachmittag mit der Jagd zu erlustigen, worzu wir gute Gelegenheit hatten, weil allhier wilde Ziegen, eine Gattung von wilden Hornvieh, von denen wir allhier zahme Heerden sahen, eine Art kleiner Hasen, und allerhand wildes Flügelwerk in Menge vorhanden waren. Wir schickten darauf an unsere Chaluppe, um unsern Leuten von unserm Aufenthalte Nachricht zu ertheilen, und ihnen zu melden: sie sollten sich zwischen der Insel und dem vesten Lande der Mitte der Insel nähern, weil wir gesonnen wären, uns daselbst des andern Morgens bey ihnen einzufinden. Und dieser ungefähre Entschluß rettete uns das Leben.

Wir brachten nunmehr den Tag sehr lustig zu. Die beyden Wilden brachten uns frischgemolkene Milch in Ueberfluß, und frischgeschlachtes Fleisch. Wir waren dafür erkenntlich, und verehrten ihnen ein kleines Beil, eine Scheere und einen kleinen Spiegel eines Zolles groß. Ueber diese Sachen bezeugten sie eine grosse Freude, und sie giengen uns so willig und in allen Stücken zur Hand, daß sie auf einen Wink alles

alles thaten, was wir verlangten. Als es Abend ward, theilten wir uns in die Hütten der Wilden ein, um die Nacht darinn zu schlafen, nachdem wir uns zuvor noch in einigen andern lustigen Gegenden der Insel umgesehen hatten. Wir legten uns auf frisches Laub in die Hütten der Wilden, zween und zween schlafen, nachdem wir zuvor auf drey Seiten des Dorfes Schildwachen ausgestellet hatten, die dann alle zwo Stunden abgelöset werden sollten; indem wir nicht wußten, was uns etwa begegnen könnte. Ungefehr des Morgens um vier Uhr, machte die Schildwache, die gegen Süden stund, lärmen. Wir wurden alle dadurch munter, stunden auf, nahmen unsere Waffen, und krochen aus den Hütten heraus. Als wir eben heraus gekommen waren, hörten wir von ferne ein grosses Geräusche, und ein vermischtes Geschrey. Wir versammleten uns sämtlich vor dem Dorfe gegen Süden, wo der Lärmen herkam, und stellten uns mit geladenem Gewehre in Schlachtordnung, nachdem wir zuvor einen unserer Leute, der sehr flüchtig zu Fusse war, auf einen vor uns liegenden und etwa 2. Flintenschüsse entfernten Hügel geschickt hatten. Dieser Kerl kam sporenstreichs zurück, und schrie uns schon auf dem halben Wege zu: Wir solten uns eilends fort machen, die Wilden rückten zu tausenden an. Indem sahen wir sie über den Hügel herüber stürzen, gleich einer ungestümen Wasserfluth. Wir besonnen uns nunmehr nicht lange, ob wir ihre

Ankunft erwarten, oder fliehen sollten? Ihre Menge setzte uns in Schrecken, und da diese Leute insgemein so geschwind im Laufen, als bey uns die besten Jaadpferde sind: so hatten wir keine Zeit zu verlieren. Doch machten ich und Käppel die Anstalt, damit wir nicht plötzlich mögten überfallen werden. Die Hälfte von uns mußte unsere Flucht durch Feuer geben bedecken, und alle hundert Schritte stunden die ersten stille, bis die letztern bey ihnen waren. Käppel commandirte die ersten und ich die letzten. Die Wilden, als sie uns erblickten, wurden anfangs stutzig. Sie blieben etwa eine halbe Viertelstunde stehen, und machten erst ein Geschrey, hernach waren sie im Gespräch untereinander, endlich hörten wir wieder ein grosses Geschrey, und alsdann liefen sie uns in vollen Sprungen uns schreyend nach. Wir hatten zwar einen guten Vorsprung, allein, da wir den Weg gleichsam doppelt thaten, indem die ersten allemal nach hundert Schritten auf die letztern warten mußten: so hätten sie uns dennoch eingeholet, wenn wir über eine halbe Englische Meile bis an unsere Chaluppe gehabt, und wenn wir nicht beständig gegen sie Feuer gegeben hätten. Dieses letztere schreckte sie insonderheit ab. Wir waren etwa noch 200. Schritte vom Ufer, als sie uns so nahe waren, daß wir Gefahr liefen, von ihnen übermannt zu werden. Allein ich ließ von uns allen, weil wir gerade beysammen waren, aus unsern Büchsen eine Hauptsalve geben, die wir denn unverzüglich

lich aus unſern Piſtolen, die wir im Gurte ſtecken hatten, wiederholten. Wie es ſchien, ſo hatte keiner von uns ſeinen Mann verfehlet; denn die Feinde erhuben ein gräsliches Geſchrey, fielen zu Boden, ſtunden aber ſo fort wieder auf; wobey wir aber bemerkten, daß verſchiedene einzelne Truppen beyſammen ſtehen blieben, und ihre getroffenen Kameraden betrachteten. Inzwiſchen kamen uns ſechs von unſern Leuten, da ſie uns ſo nahe ſahen, aus der Chaluppe zu Hülfe. Sie feuerten ſo fort auf die Wilden aufs neue, indem wir unſere Büchſen und Piſtolen aufs friſche luden; worauf wir unſern Feinden die volle Lage gaben. Dieſe neue Salve, die verſchiedene getroffen hatte, bewog ſie aufs neue ſtille zu ſtehen, und ſich vermuthlich zu berathſchlagen, was ſie mit uns anfangen wollten. Dieſer Stillſtand gab uns Gelegenheit, uns der Chaluppe ungehindert zu nähern, und uns vom Ufer zu entfernen. Wir hatten in der Chaluppe vier kleine Luſtkanonen, dieſe, weil ſie ziemlich ſtark waren, luden wir ſo fort mit kleinen Steinen, und feuerten darauf zum Abſchiede unter die Wilden. Da nun die Abfeurung dieſer Kanonen ein gewaltiges Krachen verurſachte: ſo ſetzte dieſes unſere Feinde in ein neues Schrecken. Sie antworteten uns mit einem fürchterlichen Geſchrey, und wir ſegelten von der Inſel, doch daß wir uns nicht über eine halbe engliſche Meile von ihr entfernten. Als wir in Sicherheit waren, und Wind und Wetter gelinde und angenehm

war, lieſſen wir die Chaluppe treiben, und ſahen uns nach unſern Wilden um. Wir ſahen einige am Ufer mit zuſammen geſchlagenen Händen ſitzen, indem andere auf dem Lande mit den Todten und Verwundeten zu thun hatten. Wir konnten dieſes ganz eigentlich ſehen, weil das Land eine Viertelmeile allmählig ſchräge herab bis ans Waſſer gieng. Wir konnten daraus ihre Beſtürzung bemerken; doch wir zweifelten nicht, wenn ſie auf dieſer Seite ihre Canoes gehabt hätten, daß ſie uns würden verfolgt haben.

Wir hielten nunmehr Rath, ob wir wieder zurück ans Schiff kehren, oder unſere Reiſe fortſetzen ſollten? Wir entſchloſſen uns endlich weiter zu ſegeln, weil dieſe Inſel doch nicht lang war, und wir das Ende derſelben bereits erblickten. Als wir es erreichten, ſahen wir, daß, nach unſern Augenmaaß zu urtheilen, etwa zwey engliſche Meilen von der erſten nach Süden zu eine andere Inſel lag, welche vermuthlich diejenige war, von welcher unſere Wilden herkamen, und mit deren Einwohnern ſie Krieg geführet hatten. Als wir umbeugten, um zwiſchen beyden Inſeln durch zu fahren, ſahen wir, daß daſelbſt verſchiedene Canoes trieben, welches uns in unſerer Meynung beſtätigte. Wir wären daraus verſichert, daß auch dieſe Inſel von Wilden müßte bewohnet ſeyn, und wir rathſchlagten alſo, ob es rathſam wäre, daſelbſt anzuländen. Inzwiſchen drehete ſich der Wind, und ward gänzlich weſtlich, da er zuvor nordweſt geweſen war. Wir lieſen alſo zwiſchen

bey-

beyden Inseln durch, gewonnen die Höhe, und giengen weiter Seewärts hinaus.

Wir mogten etwa vier englische Meilen über beyde Inseln hinaus seyn, als wir in der Ferne eine andere Insel erblickten. Sie lag nach unserer Rechnung etwa zwanzig englische Meilen von uns, und zwar gegen die letztere Insel, vor welcher wir vorbey fuhren, zu urtheilen, just im Osten. Da nun der Wind eben darauf stand, ob er zwar nur gelinde war: so machten wir Seegel darauf, allein, da sie weiter von uns war, als wir gedachten: so erreichten wir sie erst des Nachmittags um drey Uhr. Wir schlossen daraus, daß sie wohl zehen Meilen weiter in der See lag, als wir erst geglaubt hatten. Allein, ob wir sie schon erreicht hatten, so war es uns doch nicht möglich, daselbst so gleich anzulegen. Die Brandung auf dieser Seite war sehr stark, daß wir es nicht wohl wagen dorften, uns dem Ufer zu nähern. Wir fuhren daher immer gerade fort, bis wir an die Oestliche Spitze der Insel kamen. Alsdann wurden wir auf der Ostseite eine kleine Bucht gewahr, die etwa eine halbe Meile von uns entfernet war, und uns Hoffnung machte, einen bequemen Landungsplatz zu finden. Wir liessen also die Seegel fallen, ergriffen die Ruder, und fuhren mit dem Senkbley in der Hand immer an dem Ufer fort. Als wir dicht an der Bucht waren, kam ein starker Strom uns entgegen, der uns nöthigte, die Seegel wieder aufzusetzen, und mit halben Winde über den Strom zu segeln. Wir

gewon-

gewonnen ihn, und kahnen zugleich an die andere Seite der Bucht, wo wir eine beqveme Anfurth fanden, und also ganz sicher anlegen konnten. Wir giengen etwas mehr in die Bucht hinein, damit unsere Chaluppe bey einem etwannigen starken Winde sicherer liegen mögte, zumal sie daselbst von einem erhöhten Ufer auf der einen und auf der andern Seite von einem dicken Hölzchen bedecket lag. Indem wir also in die Bucht hinein fuhren, sahen wir, daß sie von einem aus der Insel kommenden kleinen Flusse oder vielmehr von einer Qvelle verursacht war, in welche wir eine gute Ecke beqvem rudern konnten, und daselbst noch einen beqvemern Landungsplatz, an einem mit vielen dicken Bäumen besetzten lustigen Ufer, fanden. Wir stiegen auf der Seite gegen Südosten, wo das Hölzchen war, aus, durch welches wir uns aber mit Mühe durcharbeiten mußten, weil es ungemein dicke war; und darauf fanden wir eine ganz angenehme Gegend. Als wir uns weiter umsahen, entdeckten wir etwa eine Viertelmeile von uns einen Felsen, der, wie es schien, eine grosse Zerstörung gelitten hatte. So bald wir gespeiset hatten, spazierten wir daher dahin, um zu sehen, welche Beschaffenheit es damit hätte. Als wir uns denselben näherten, wurden wir um ihn herum eine dicke und fast unzugängliche Einfassung von grossen und dicht gewachsenen Bäumen gewahr, die, wegen ihrer Ordnung, uns Glauben machten: sie könnten ohnfehlbar nicht von Natur so gewachsen seyn, sondern die

Kunst

Kunst und der Fleiß müßten das ihrige dazu beygetragen haben. Einige von uns, die einen andern Weg genommen hatten, kamen, indem wir diesen wunderbaren Wald betrachteten, zu uns, und meldeten: sie hätten hin und wieder Spuren eines umzäunten Landes, wie auch Ueberbleibsel von gemauerten und hölzernen Häusern gefunden, die unfehlbar Europäische Werkmeister gehabt hätten. Noch andere von uns, die auf der andern Seite, wo unsere Chaluppe lag, hinter dem erhöhten Ufer ausgestiegen waren, kamen mit einem gleichen Berichte zu uns. Nur, setzten sie hinzu, daß sie glaubten, diese Insel müßte mit Erdbeben geplagt seyn, weil sie hin und wieder gefunden hätten, daß ganze Felder, die an den Seiten Spuren hätten, daß sie gebauet gewesen, eingesunken, und mit einem häßlichen und stinkenden Sumpfe gröstentheils bedecket wären. Ich schickte darauf an andere nächstgelegene Gegenden; die Leute brachten mir auch von daher die Antwort, daß sie eingefallene Häuser, Feld, daß unfehlbar müßte bebauet gewesen seyn, und überall Spuren, daß diese Insel von Europäern müßte bevölkert gewesen seyn, angetroffen hätten.

Diese Neuigkeit kam mir sehr sonderbar vor, und ich war begierig, zu erfahren, wo die Einwohner müßten hingekommen seyn, und was für eine Bewandtniß es damit hätte. Der Lieutenant war inzwischen an das nicht weit von dem dicken Hölzchen entfernte Ufer gegangen. Allein, er hatte es noch nicht erreichet, als er, ei-

nes

nes sonderbaren Gegenstandes wegen, uns winkte, zu ihm zu kommen. Wir eilten zu ihm, und er zeigte uns etwa einen Büchsenschuß vom Ufer eine Pyramide, welche in der Ferne ein sehr gutes Ansehen machte. Wir giengen darauf zu, und wir sahen, daß sie von gehauenen Sandsteinen aufgerichtet war, die auf Pyramidenart übereinander geleget, und mit etwas Thon, der durch die Sonnenhitze geschmolzen war, befestiget worden. Sie war viereckigt und unten am Fusse sechs Fuß breit, und ihre Höhe war nicht über zwölf Fuß. Sie war Stufenweis erhöhet, und oben war sie nicht ganz spitzig, sondern etwa einen Fuß breit, sie machte also ein ganz fremdes Ansehen. Der Grund derselben war ein steinigter Hügel, der ihr Dauer genug versprach. Rings um die Pyramide in einem Kreisse, der etwa dreißig Fuß im Durchschnitte hatte, waren viereckigte und zwey Fuß grosse platte Sandsteine geleget, in welche das Zeichen des Kreuzes gegraben war. Es waren deren in allen 26. und es schien, daß dieser Kreiß ein Begräbniß seyn müsse, wie er es denn auch würklich war; so wie wir hernach erfuhren. Inzwischen untersuchten wir die Pyramide genauer, wir fanden Anfangs nichts anders auf ihr, als das Zeichen des Kreuzes, welches sich auf allen Seiten und auf allen Steinen befand. Endlich aber fand ich in der Mitte derselben, auf einem Steine die Jahrszahl 1716. in römischen Zahlen eingegraben, unter den Zahlen stund das Wörtchen: Lege!

Die-

Dieſes vermehrte meine Verwunderung. Ich fiel endlich darauf; ob die Pyramide etwa hohl wäre? Ich verſuchte daher die mittelſten Steine von unten an, bis an den Stein mit dem Wörtchen Lege; aber keiner war beweglich; ſo bald ich dieſen letztern aber nur berührte, bemerkte ich, daß er ſich fortſchieben ließ. Ich bemühte mich darauf, ihn heraus zu nehmen, welches mir auch ohne Mühe glückte. So bald er heraus war, fand ich eine kleine viereckigte Höhle, die etwa einen Fuß tief war. Ein artiges geflochtenes und ungemein ſauberes Körbchen mit einem Deckel fand ſich in dieſer Höhle. Das Körbchen war mit rother Seide inwendig gefüttert; als ich es aufmachte, war ein kleines etwa acht Zoll langes und ſechs Zoll breites Käſtchen von einer Gattung ſehr harten Holzes, welches auf dieſer Inſel in Menge war, darinnen. Ich machte dieſes ſo fort auf, und ſiehe! nun zeigte ſich der Schatz. Dieſer beſtund aus einer in Engliſcher und Spaniſcher Sprache geſchriebenen Schrift, von der die letztere ſehr zierlich, die erſtere aber etwas unleſerlich geſchrieben war. Man kann leicht denken, daß wir es nicht lange anſtehen lieſſen, ſie zu leſen; doch weil ſie uns etwas lang ſchien: ſo warteten wir damit bis gegen Abend, um zuvor einige Beqvemlichkeiten ans Land bringen zu laſſen, indem wir dieſen Tag und die Nacht allhier zubringen wollten.

Binnen der Zeit, daß unſere Leute ihr Gewerbe verrichteten, und mir und dem Leutenant ein

Ge-

Gezelt aufschlugen, gieng ich mit ihm, dem Poeten, dem Musicanten und dem alten Persianer nach dem Felsen, um zu versuchen, ob wir nicht einen Weg durch das, um selbigen befindliche, Hölzchen finden könnten? Nach vielen vergeblichen Versuchen, fanden wir endlich einen schmalen Gang, der bald gerade, bald kreutzweis, bald da, bald dort hin gieng. Wir folgten ihm, und kamen endlich an eine hohe und dicke bewachsene Hecke, welche einander eben so dickes Hölzchen von dem vorigen abschnitt. Wir suchten einen Weg, über diese Hecke zu kommen, endlich fanden wir eine alte Leiter, die noch ganz stark und gut war, weil sie keine Feuchtigkeit, der dicken Bäume wegen, treffen konnte. Nachdem wir sie untersuchet hatten, bedienten wir uns derselben, über die Hecke zu steigen. Wir zogen sie nach uns hinauf, um auf der andern Seite darauf hinab zu steigen. Dieses gieng glücklich von statten. Wir fanden einen ganz guten Weg durch dieses zweyte Hölzchen, und kamen endlich an eine neue Hecke, über die wir mit einer andern Leiter, die wir daselbst auch fanden, stiegen.

Der Anblick, der sich allhier zeigte, war besonders. Ein altes aufgeschlagenes Gezelt, welches meistens verfaulet war, und in einem geraumen Platze stund, verschiedene Stücke des Felsens, welche hin und wieder auf der Erde lagen, eine Hecke, die diesen Platz von den Felsen abermals absonderte, einige halb verfaulte Stühle und Kisten zeigten sich unsern Augen.

Wir

Wir versuchten es über diese letztere Hecke zu steigen, und erhielten auch unsern Zweck. Als wir hinüber kamen, konnten wir fast keinen Schritt weiter thun; denn alles war mit Sand und Steinen verschüttet. Wir erblickten zwar einen Eingang in eine Höhle, die unter dem Felsen war, aber es war fast unmöglich, hinein zu kommen, und wir hatten auch keine Lust dazu, unserer Neugierde weiter zu erstrecken, und in Lebensgefahr zu gerathen. Nur der Trompeter, **Johannsen** und **Nerdemi**, der Poet, wagten sich, unsers Abmahnens ungeachtet, bis in den Eingang, in den sie mit vieler Mühe gelangten. Sie riefen uns darauf zu, daß die Höhle inwendig ziemlich geraum und eben wäre, und ein mäßiger Schwefelgeruch käme aus dem innersten derselben heraus. Sie sagten zugleich, daß sie verschiedenes altes Hausgeräthe darinnen fänden, woraus zu schliessen wäre, diese Höhle müsse bewohnt gewesen seyn. Wir befahlen ihnen darauf, wieder zu uns zu kommen, weil wir uns nicht länger allhier aufhalten wollten. Allein, sie baten, nur noch einige Augenblicke zu warten; denn sie wollten nur sehen, wo der Schwefelgeruch herkäme? Kurz darauf aber hörten wir sie erbärmlich schreyen. Ihr Geschrey aber ward bald schwächer und schwächer, endlich aber hörten wir gar nichts mehr. Dieses machte uns ausserordentlich bestürzt. Wir riefen auf sie verschiedene male, aber vergebens, wir hörten nichts mehr von ihnen. Wir besorgten daher, sie müßten

ſich einem verborgenen Abgrunde unvermerkt genähert haben, in welchem ſie würden geſtürzt ſeyn. Weder ich noch **Käppel** hatten Luſt, dieſes näher zu unterſuchen, nur der alte Perſianer hatte die Herzhaftigkeit, in die Höhle zu ſteigen. Zuvor aber brauchte er die Vorſicht, daß er einen alten Strick von etlichen Klaftern nahm, den wir beym alten Gezelt fanden, und ſich ſelbigen, nachdem er ſeine Tüchtigkeit erforſchet hatte, um den Leib band, und uns bat, das Ende deſſelben feſt zu halten. Wir ſtellten uns damit zwiſchen zwey abgebrochene groſſe Stücke des Felſens, ſtemmten uns mit den Füſſen gegen das vörderſte Stück, und darauf ſtieg er in die Höhle. Kurz darauf hörten wir ihn rufen, wir zogen den Strick an uns, und ihn zugleich bis an den Eingang der Höhle. Er kletterte ſo fort heraus, wiewohl ganz entkräftet. **Käppel** gab ihm einen Schluck Brantewein, den er in einem Fläſchgen bey ſich hatte. Als ſich der Perſianer erhohlt hatte, ſagte er: Gewiß, dahin komme ich nicht wieder. Ich bin von dem Schwefeldampfe ganz ohnmächtig worden, und kaum konnte ich noch ſchreyen. Als ich ein wenig in der Höhle, doch mit aller Vorſichtigkeit fortgieng, wich die Erde unter meinen Füſſen, und ich fieng an, zu ſinken. Sie zogen mich zu rechter Zeit heraus, ſonſt würde ich unfehlbar meinen Kameraden nachgefolget ſeyn. Es iſt alſo alle Hoffnung verloren, ſie jemals wieder zu ſehen. Sie haben endlich die Belohnungen ihrer Bosheiten an einem Orte,

te, an den sie am wenigsten gedacht haben, erhalten.

Käppel so wohl, als ich, ward durch diese sonderbare Begebenheit ungemein gerührt; wir fiengen an, uns für einen so gefährlichen Orte zu fürchten, und wir beklagten uns über unsere Neugierde, diesen Felsen zu untersuchen, welche diese Elenden in ihr Verderben gestürzt hatte. Allein der alte Perſianer sprach uns Trost zu; er sagte: Sie, meine Herren! haben warlich keine Schuld daran. Was hatten diese Unglücklichen in der Höhle zu thun? und warum konnten sie sich vor den Schwefeldampfe, der gewiß kein gutes Anzeichen war, nicht entfernen? Ich glaube unfehlbar, es ist eine Strafe des Himmels, der dadurch ihren gottlosen Streichen einmal ein Ende machen, und uns von ihrem Umgange befreyen wollen. Ach! sie haben diesen Tod längst verdient . . Unser Alter hätte vielleicht noch weitläuftigere Betrachtungen darüber angestellt, wenn ich und Käppel nicht die Leiter ergriffen hätten, um uns von der Höhle zu entfernen. Wir stiegen alle drey stillschweigend hinüber, giengen durchs Hölzchen, und nachdem wir auch über die andere Hecke gestiegen waren, so kamen wir endlich auch nach und nach aus diesem gleichsam bezauberten Orte. Als uns unsere Leute erblickten, wurden sie sehr erfreuet; denn da wir über drey Stunden weg gewesen waren: so waren sie voller Angst, weil sie nicht begreifen konnten, wo wir müßten geblieben seyn. Als sie nun hörten, was uns begegnet

gegnet war, so entsetzten sie sich nicht wenig darüber. Unsere Erzählung kam ihnen als ein Märchen vor, gleichwol da sie die Zurückgebliebenen nicht wieder sahen, fiengen sie an, uns Glauben beyzumessen.

Unsere Leute hatten inzwischen ein paar Gezelte aufgeschlagen, und eine gute Abendmahlzeit zurechte gemacht. Sie hatten eine wilde Ziege nebst einigen Vögeln geschossen, und der Koch tractirte uns mit gesottenen und gebratenen, wie auch mit einer frischen Schildkröte, die einer unserer Leute am Strande gefangen hatte. Wir liessen es uns auf diese Gefahr und auf dieses Schrecken wohl schmecken, ob wir schon beständig an den heutigen unglücklichen Zufall nicht ohne Bewegung gedachten. Doch da wir das Leben und die ausgeübten Bosheiten und Gottlosigkeiten dieser beyden Unglücklichen überlegten: gaben wir dem Persianer Recht, und wir musten allerdings gestehen: daß die Rache des Himmels ihnen ihre Thaten vergolten, und diese Böswichter, an denen keine Hoffnung zur Besserung war, rechtmäßiger Weise in ihren Sünden hingerissen hätte. In diesen Betrachtungen vergieng der Abend gröstentheils, ohne daß wir an die gefundene Schrift dachten, die wir aber, weil wir uns verspätet hatten, ohnedieß nicht lesen konnten. Unsere Leute waren auch müde, und ich ließ sie endlich alle von mir, und in das andere Gezelt gehen, ausser vier Personen, welche die Wache in der Chaluppe hatten, und einem, der vor meinem Gezelte wachen mu-

muſte, aber alle Stunden abgelöſet ward. Ich, der Leutenant, und der alte Haſſan giengen bey einer Pfeife Taback noch eine Stunde an den Strand ſpazieren, weil es überaus angenehm Wetter war, worauf wir dreye uns auch in mein Gezelt zur Ruhe begaben, mit dem Vorſatze, des Morgens die gefundenen Nachrichten durchzuleſen.

Eilftes Buch.

So bald wir des Morgens aufgeſtanden waren, verſammelten ſich unſere Leute um uns herum, und bezeigten eine groſſe Begierde, zu wiſſen, was die Schrift, die ich gefunden hatte, in ſich hielte? Da wir alle nun beſſer Engliſch, als Spaniſch, verſtunden: ſo nahmen wir den Engliſchen Aufſatz, und der Leutenant ſetzte ſich vors Gezelt auf einen Hügel, und fieng, folgendes zu leſen, an:

Nachricht,
wie es nach der zweyten Abreiſe des
Robinſon Cruſoe,

Von dieſer von ihm entdeckten Inſel ſeiner darauf gelaſſenen

Colonie

ergangen.

Den 12. December 1716. aufgeſetzt

Von

Don Gusmann von Valladolid.

Dieſe Inſel iſt zuerſt von einem Engelsmann, der insgemein **Robinſon Cruſoe** genennet worden, bewohnt geweſen. Er hat darauf über acht und zwanzig Jahre faſt ganz allein gewohnt, auſſer daß er in den letztern Jahren einen Wilden, den er zahm gemacht, und bekehret, und **Freytag** genennet, bey ſich gehabt, ich ihm auch in dem letztern Jahre, nachdem er mich vom Todte errettet und gegen die Menſchenfreſſer vertheidiget hatte, Geſellſchaft geleiſtet. Einige Zeit, bevor er Gelegenheit fand, mit einem Schiffe nach **Europa** zu gehen, war ich nebſt einem alten Wilden, der mein guter Freund, und der Vater des dem Herrn **Robinſon** zugehörigen jungen Wilden, war, in eine, dieſer Inſel gegen über liegende, Inſel gereiſet, um meine Kameraden, deren 16. waren, herüber zu führen. Als wir nun allhier ankamen, fanden wir dieſe Inſel mit fünf Engelländern beſetzt, die der Herr **Robinſon**, ihrer Bosheiten wegen, hatte darauf laſſen müſſen. Ich erhielt aber zugleich ei-

nen

nen Brief nebst der Herrschaft über diese Buben, indem sie unter mir, als dem Gouverneur, und unter meinen Landesleuten, die wir alle ehrliche Edelleute und durch unglückliche Zufälle in dieses Elend gebracht waren, stehen, und sich nicht unsern Befehlen, in so fern sie billig wären, entgegen setzen sollten. Dieses gieng auch einige Zeit ganz gut, endlich aber wurden sie rebellisch, und wir musten sie mit Gewalt uns unterwerfen. Nachher bekamen wir Krieg mit den Wilden, die wir bezwangen, aber dabey auch einen Spanier, einen Engelländer und einen Sklaven verloren. Wir schlugen die Wilden gröstentheils todt, nur 37. blieben übrig, die wir in ein abgelegenes Theil der Insel verwiesen, und uns gänzlich unterwarfen, lange auch als eine besondere Colonie gelebet haben, bis sie endlich nur etwa vor drey oder vier Jahren gänzlich ausgestorben sind. Einige Zeit nachher, als wir die Wilden gedemüthiget hatten, und mit den Engelländern in Friede lebten, kam der Herr **Robinson** wieder auf die Insel. Er brachte zehn Europäer mit, bevölkerte das Land besser, und versahe uns mit allerhand nützlichen Sachen, wie er uns denn noch aus Brasilien ein ganzes Fahrzeug mit allerhand Nothwendigkeiten, die das menschliche Leben bequem machen, nebst zween Männern überschickte, die Lust hatten, allhier zu bleiben. Er schickte uns auch drey Portugiesische Weiber, und da der eine Mann, der mit herüber kam, zwey artige erwachsene Töchter mitbrachte: so konnten wir

fünf Spanier, die wir noch im Stande waren, zu heyrathen, uns beweiben. Die andern 11. Spanier waren bereits zum Ehestande zu alt, überdieses hatten sie auch schon Weiber in ihrem Vaterlande. Die Engelländer und die übrigen Einwohner, ausser unsern Sklaven, waren meistens alle verheyrathet, und einige hatten auch bereits schon verschiedene Kinder. Da ich der Guverneur war, oder doch vom Herrn Robinson zum Vorsteher der ganzen Colonie eingesetzet war: so liessen mir meine Landsleute die Freyheit, mir aus diesem Frauenzimmer diejenige auszulesen, die mir am besten gefallen würde. Ich erwählte mir darauf eine Portugiesinn, die eine Frau von 34. Jahren, und ansehnlich, obwohl etwas bräunlich, war. Sie gefiel mir insonderheit wegen ihres majestätischen und ernsthaften Ansehens, das doch mit einer angenehmen Freundlichkeit vermischet war. Ihr Gemüth war vollkommen so, wie ich es mir wünschte. Und ihr habe ich es zu danken, daß ich die vielen unglücklichen Zufälle, die mir in den 20. Jahren, seit dem ich mit ihr verheyrathet gewesen, begegnet sind, geduldig und standhaft habe ertragen können. Die übrigen vier Frauenspersonen wurden auch verheyrathet, aber die Männer der beyden jüngsten starben einige Wochen darnach, und die jungen Wittwen bekamen bald andere Liebhaber, diese waren der eine Zimmermann und der Schlosser; hiernächst hatte sich auch der Schneider mit der Wittwe des Engelländers verheyrathet, welcher,

wie

wie bereits angeführet worden, in dem Kriege mit den Wilden geblieben war. Doch ich will mich dabey nicht länger aufhalten, sondern nur noch anführen, daß unsere Insel bevölkert genug war, und auch die darauf vollzogenen Ehen nicht unfruchtbar blieben; denn keine einzige verheyrathete Frau war ohne Kinder. Wir würden auch allesamt ein gutes und beqvemes Leben geführet haben, wenn nicht drey Dinge unsere Ruhe und unser Vergnügen gestöret hätten. Erstlich, fieng der Saame der Uneinigkeit sich zu regen wieder an; zweytens, hatten wir öfters mit den Wilden in den nächstgelegenen Inseln zu thun, die uns zuweilen einen verdrieslichen Besuch abstatteten, und uns sehr beunruhigten; drittens, äusserten sich solche Unglücksfälle unter uns, die wir nicht verhindern konnten, und denen vorzubeugen, alle menschliche Macht zu schwach und zu unvermögend ist. Welcher sterbliche ist mächtig genung der Hand des Höchsten zu wiederstehen, wenn sie uns mit Erdbeben, Miswachs und verwüstenden Ungewittern heimsuchet?

Herr Robinson Crusoe reisete im May des 1695. Jahres wieder von uns, und gegen das Ende dieses Jahres oder vielmehr im Anfange des 1696. Jahres erhielten wir aus Brasilien, wie bereits gemeldet worden, ein Fahrzeug mit Frauen und allerhand Nothwendigkeiten. Bis dahin war alles gut, unsere Ruhe dauerte auch bis in den Anfang des folgenden Jahres. Wir

wohneten in drey besondern Pflanzstädten, von denen zwar zwo, die gegen Nordost waren, aneinander gränzten, so, daß sie fast nur eine ausmachten; und die Wilden, die in den abgelegenen Theile der Insel wohneten, von denen aber die meisten sich in den andern beyden Pflanzstädten niedergelassen hatten, machten die vierte Pflanzstadt aus. Die eine war das Casteel; die andere bestund aus acht Europäern und funfzehn Wilden; die dritte war eben so bevölkert, und die vierte bestund aus sieben Wilden. Wir hatten, um die Ordnung in allen Pflanzstädten zu erhalten, uns im Junius des 1696. Jahres in einer allgemeinen Zusammenkunft verabredet, daß in jeder derselben einer die Stelle eines Richters vertreten sollte, der denn alle Jahre durchs Loos sollte erwählet werden. Mir aber ward das Amt eines Guverneurs auf meine ganze Lebenszeit, dem Willen des Herrn **Robinsons** gemäß, bestätiget. Ich wohnte in dem so genannten Casteel, welches wir so eingerichtet hatten, daß die verheyratheten Spanier, ein alter Wilder nemlich Freytags Vater, wie auch zween Sklaven bey uns wohnen konnten. Die verheyratheten Leute hatten jedes Paar seine eigene Kammer. Die übrigen Spanier nebst noch zween Sklaven hatten bisher bey uns gewohnet, allein, weil es sich nicht schickte, daß sie bey den Verheyratheten in einer Kammer schliefen: so entschlossen wir uns, vor sie eine neue Pflanzstadt anzulegen. Diese errichteten wir damals gegen das Theil der Insel zu, wo die

Wilden

Wilden wohnten, als welche vom Casteel abhängig waren, und also keinen Richter insbesondere hatten. Doch war diese neue Pflanzstadt so dichte hinter dem Casteel, als es unsere Verschanzungen, nemlich das zu unserer Sicherheit ehemals angelegte Hölzchen, zuließ. Doch ward diese Pflanzstadt als keine neue, sondern gleichsam als eine Vorstadt des Casteels angesehen. In diesem war gleichsam der Waffenplatz. Gewehr, Pulver und Bley war in unserer Aufsicht, und alle halbe Jahre ward der Vorrath einer jeden Pflanzstadt nachgesehen; denn jede hatte nach der Anzahl ihrer Mannschaft etwas Gewehr und Munition, und alle halbe Jahr erhielten sie, wenn es nöthig war, aus unsern Magazin das nothwendigste; doch ward mit Pulver und Bley so sparsam hausgehalten, als es nur möglich war, und sie hatten dergleichen nur zu einer etwa vorfallenden Nothwehre.

Diese Einrichtung blieb in ihrer Ordnung, bis ins 1697ste Jahr. Ungefehr im Jenner dieses Jahres fanden sich die Wilden auf der Ostseite der Insel, in sehr grosser Anzahl ein; denn es kamen derselben über 120. Canoes auf einmal daselbst an. Es war ein Glück für uns, daß sie am hellen Tage kamen; denn hätten sie uns des Nachts besuchet: so wären wir größten theils verloren gewesen. Diese fürchterliche Flotte ward daher auch von uns entdeckt, noch ehe sie das Ufer erreichte. Zween Engelländer, die in der Gegend wohnten, wo unser Robinson ehemals

mals eine Art eines Landhauses gehabt hatte, und deren Pflanzstadt durch die aus Brasilien angekommenen Zuckerpflänzer war verstärket worden, giengen eben damals am östlichen Ufer spazieren, um ein paar Schildkröten vor ihre Haushaltung zu suchen. So bald sie nun unsere Feinde erblickten, eilten sie, den übrigen Pflanzstädten davon Nachricht zu ertheilen. Wir im Casteel erfuhren solches zu erst. Ich machte mich nebst meinen Spaniern daher unverzüglich auf, um alle gehörige Anstalten zu verfügen. Wir hatten just in der Mitte der Insel ein angenehmes Thal umzäunet. Dieses diente uns zu unserm gemeinschaftlichen Zusammenkünften. Dahin marschirten wir, und fast zu gleicher Zeit kamen auch alle zum Fechten tüchtige Mannspersonen aus allen Pflanzstädten an. Ich hatte inzwischen zu den abgesonderten Wilden, wie auch in die Pflanzstädte geschickt, daß von diesen wilden 30. nämlich 14. aus jeder Pflanzstadt und von den übrigen 2. sich zugleich bey uns einfinden sollten. Diese Leute waren zum christlichen Glauben bekehret worden, und uns beständig getreu geblieben. Wir konnten uns auf sie so gut, als auf uns selbst verlassen. Wir selbst, als ich unsere Armee musterte, waren 30. Personen stark, ohne sechs Sklaven zu rechnen, von denen wir aber nur 4. bey uns behielten, und die wir, gleich den Wilden, mit Springstöcken, und mit hölzernen, Schlachtschwerdtern, die der Insulaner gewöhnliche Waffen sind, bewaf-

waſneten. Wir alle verſahen uns mit doppelten groſſen Schießgewehr und mit ein paar Piſtolen; alſo daß wir viermal hinter einander feuren konnten. Ich war General, **Wilhelm Atkins** war mein Leutenant, und commandirte den halben Theil unſerer Armee. Die dreißig Inſulaner hatte ich in drey Partheyen getheilet. Sieben nebſt einem Sklaven waren bey jeder Colonne, und die übrigen zehn, nebſt den übrigen zwey Sklaven formirten unter Commando des alten Wilden, der in unſerm Caſteel wohnte, ein beſonderes Corpo. Die andern beyden Sklaven, ſendete ich zum recognoſciren aus, um zu ſehen, was für Nationen unſere Feinde, wie ſtark ſie wären, und ob ſie ſchon gelandet hätten? Beyde kamen, und brachten die Nachricht, daß wohl dreyerley verſchiedene Nationen beyſammen wären; und ſie wären eben im Begriffe zu landen. Sie ſagten auch: es hätte ihnen geſchienen, daß der eine Sklave des von Braſilien gekommenen Pflanzers ihr Anführer ſey. Dieſer Sklave war uns vor einigen Monaten unvermerkt entwiſcht, und er mußte vermuthlich mit den Wilden, die etwa ein Siegesfeſt auf der Oſtſeite gefeyert hatten, des Nachts durchgegangen ſeyn. Wir ſahen hernach, daß unſer Spion recht gehabt, denn dieſer entwiſchte Schwarze war würklich der Anführer unſerer Feinde.

Inzwiſchen ſäumten wir uns nicht lange. Da wir ſchon auf dem Marſche waren, als wir die Spione ausſendeten: ſo waren wir gar

bald

bald an dem Orte, wo wir, wie wir urtheilten, dem Feinde am besten verwehren könnten in die Insel einzudringen, und unsere Plantagen zu verderben. Wir hätten ihnen gerne die Landung verwehrt; allein zu diesem Unternehmen waren wir zu schwach, überdieses hätten wir uns ihren Pfeilen blos stellen müssen. Wir näherten uns also im Gebüsche dem Landungsplatze so viel, als es möglich war, wenn wir nicht so gleich entdeckt werden wollten. Es war an diesem Ort keine Gelegenheit, auf sie zu feuern, bevor sie sich, um in die Insel einzudringen, auf den Weg begeben hatten, aber alsdenn mußten sie uns in den Schuß kommen. Ich war mit meiner Armee zur rechten Hand, **Atkins** zur linken, und unser ehrlicher Alter mit seinen Wilden in der Mitten. Wir sahen unsere Feinde nicht ohne Schrecken, und in jedem Canoe waren richtig sieben Personen, daß sich also die Anzahl derselben weit über 800. betrug. So bald sie ausgestiegen waren, theilten sie sich in einzelne Hausen, ungefehr zu hundert Personen in jeden Hauffen, und auf diese Art wollten sie die Insel durchstreifen. Vor dem mittelsten Haufen, sahen wir den ehmaligen Sklaven des Brasilianischen Pflanzers. So bald sie sich nun dem Gebüsche näherten, so gaben wir von beyden Seiten mit gutem Erfolg Feuer auf sie. Dieses machte sie stutzig, vornehmlich als das Feuern ungehindert fortdauerte. Wir konnten viermal feuern, und bevor wir unser Gewähr sämtlich gelöset hatten, waren unsere Wilden so fertig mit La-

laden, daß wir nach dem vierten Schusse wieder von vorne anfangen konnten. Wir hatten uns jeder mit 20. Schüssen versehen, allein, ehe wir noch zum zwölften male gefeuert hatten: so hatten unsere Feinde bereits den Muth verloren. Es lagen ihrer über 200. auf dem Platze, und ob sie schon, als wir zu feuern anfiengen, ihre Bogen nahmen: so wusten sie doch nicht eigentlich, wohin sie schiessen sollten; denn wir hatten uns so viel möglich ausgebreitet, daß unsere Kugeln sowol die Mitte als die Seiten treffen konnten, denn sonst hätten sie in der Mitte in die Insel hinein durchgehen können. Da wir nun sahen, daß sie ihre Bogen von sich warfen, und zurück nach dem Ufer eilen wollten: so gab ich ein verabredetes Zeichen, auf welches alle unsere Leute und wir Schützen zugleich aus dem Gebüsche auf sie los fielen. Wir hatten unsere blossen Sebel in der Hand, und unsere Insulaner ihre Sebel ihre Springböcke, womit sie Wunder thaten. Unsere drey Armeen erlegten auf diese Art noch eine grosse Menge der Feinde, bevor sie ihre Canoes erreichten. Viele von ihnen sprungen in die See, und einige von diesen konnten die Canoes nicht erreichen, sondern sie musten ersaufen. Als sie endlich alle fort waren, zählten wir die Todten, und wir fanden deren über 300. doch waren einige nicht gänzlich todt, denen wir aber mit unsern Säbeln vollends das Garaus machten.

Auf diese Art wurden wir unsere Feinde los; allein ihre Abwesenheit dauerte nur kurze Zeit.

Sie

Sie kamen bald darnach wieder, und da sie ganz früh des Morgens kamen: so machten sie uns mehr zu schaffen, weil wir ihrer nicht früh genung gewahr wurden. Doch nach einigen Scharmützeln zwangen wir sie doch wieder, die Flucht zu ergreifen, nachdem sie meist 200. Todte zurück liessen. Doch war dieser Krieg auf unserer seite auch nicht ohne Schaden abgegangen; denn erstlich waren sie in der beyden Engelländer ihre Pflanzstadt, wo die Pflanzer wohnten, eingefallen, und hatten daselbst einiges Feld verwüstet, und ihre Heerden Ziegen zerstreuet, dergleichen hatten sie auch bey der andern Colonie gethan, wo unsere meisten Handwerksleute und Arkins wohnten; und hätten wir sie nicht noch zu rechter Zeit überfallen, und zum weichen gezwungen, so würden sie einen unersetzlichen Schaden gethan haben. Hiernächst waren in dem Treffen auf unserer Seite der tapfere Arkins durch einen Pfeilschuß nebst einem artigen wohlgezogenen jungen Menschen geblieben; dieser hatte unsere Gesellschaft verstärkt, als Herr Robinson uns besuchte. Ausser diesen beyden, die wir sämtlich ausserordentlich bedauerten, verloren wir zehen von unsern Wilden, die wir bekehret hatten, und zween von unsern Sklaven. Wir hatten also in allen 14. Personen eingebüsset. Dieser Verlust gieng uns sehr nahe, und wir wünschten uns wenige dergleichen Siege; denn sonst würden wir gar bald gänzlich aufgerieben worden seyn. Von dieser Zeit an, hatten wir lange Zeit Friede mit den Wilden.

den. Es verliefen wohl drey Jahre, bevor wir wieder mit einem dergleichen feindseligen Zuspruche beehret würden. Inzwischen aber fielen bey uns selbst andere Dinge vor.

So lange als **Wilhelm Atkins** lebte, war alles ruhig und vergnügt. Dieser Mann, ein so grosser Bösewicht als er auch zuvor gewesen war, hatte sich so bekehrt, daß er der ganzen Insel durch sein exemplarisches Leben ein gutes Beyspiel war, und ein jeder hatte ein solches Vertrauen in ihn gesetzt, daß er auch die wildesten Gemüther bändigen und im Zaume halten konnte. Mit ihm starb auch alle Einigkeit, und einige boshafte Seelen fiengen nach seinem Tode an, aufzuwachen, und alles in Unordnung zu setzen. Dies geschah in der Mitten des 1697. Jahres, eben als die Zeit heran rückte, neue Richter in den Pflanzstädten zu erwählen. Wir hatten zween Pflanzer, von diesen war einer auf dem Schiffe des Herrn **Robinsons** ein Matrose gewesen, und er war mit dem Fahrzeuge von Brasilien zu uns gekommen; ich hatte ihm auf Befehl des Herrn **Robinsons** mit Land, Werkzeuge, Kleidern und allen, zu seiner Haushaltung benöthigten Sachen, versehen, und er wohnte, wie schon gemeldet, bey dem andern Pflanzer, dessen Töchter bey uns verheyrathet waren. Dieser Kerl war anfangs ruhig, arbeitsam und ordentlich. Seine Plantage hatte er in recht guten Stand gesetzt. Allein nach und nach, als er sich vollkommen eingerichtet

hatte, fieng er allerhand Händel an. Bald hatte er Streit mit seinem Nachbar, dem verheyratheten Pflanzer, bald mit dem Engelländern, die eben daselbst wohneten, und er wollte nimmer mit den Aussprüchen des dasigen Richters zufrieden seyn. Nachdem ihm auch der Sklave, den er mitgebracht hatte, und dem wir den Ueberfall der Wilden zu danken hatten, entlaufen war, so verlangte er, wir Spanier sollten ihm einen andern schaffen, ungeachtet solches eine gänzliche Unmöglichkeit war. Inzwischen richteten wir es doch so ein, um ihn zufrieden zu stellen, daß ein paar Wilden, die die dortige Pflanzstadt verstärket hatten, auf gewisse Bedingungen bey ihm arbeiten musten, doch als freye Leute, und ohne das er sie sklavisch halten dorfte. Damit mußte er eine Zeitlang ruhig seyn. Als aber **Atkins** in den letztern Treffen um kam, so fieng er seine Streiche aufs neue an. Erstlich steckte er sich insgeheim gegen die Handwerksleute, die in der Pflanzstadt wohnten, wo **Atkins** sein Wesen gehabt hatte. Er stellte ihnen vor, daß es ungereimt wäre, daß wir Spanier gleichsam die vornehmsten der Insel seyn wollten; denen Engelländern gebührte dieses Recht. Nun hatten wir gleichwol uns nimmer eines solchen Ansehens angemasset, und mir konnte der Rang und das Ansehen eines Guverneurs gar nicht streitig gemacht werden, weil mich der Herr **Robinson** selbst mit Einstimmung aller Einwohner dazu erhoben hatte. Meine Landsleute aber hatten daran gar keinen

Theil,

Theil, und genoſſen auch keine Vorzüge vor den andern Einwohnern. Hiernächſt fieng er Unruhen mit den Wilden an, die ihm in ſeiner Arbeit Beyſtand leiſteten, indem er einen von ihnen, eines geringen Verſehens wegen, mit dem Beile faſt den Hirnſchädel von einander gehauen, den andern aber den Arm auf vier Wochen gelähmet hatte. Dieſe armen Leute verklagten ihn darauf bey dem andern Pflanzer, der eben damals Richter war. Dieſer ſetzte den Beklagten darüber zur Rede, doch mit aller Beſcheidenheit; allein ein unverſchämtes Weſen, grobe Scheltworte und heftige Drohungen waren die Antwort. Der Richter beklagte ſich diesfalls bey mir, ſo wie auch die beyden Verwundeten thaten; allein da eben wenige Tage darauf die allgemeine Zuſammenkunft zur Abthuung allgemeiner Beſchwerden und zur Wahl neuer Richter ſeyn ſollte: ſo hielt ich für beſſer, dieſe Sache bis dahin aufzuſchieben; ich gab ihnen daher den Rath, der allgemeinen Verſammlung dieſe Sache zur Entſcheidung vorzutragen. Auſſer dieſen Händeln hatte er auch ſeit der letztern Schlacht mit den Wilden alles Pulver und Bley, welches damals ſeiner Pflanzſtadt ausgetheilet worden, aber hernach übrig geblieben war, widerrechtlich bey ſich behalten; ja er hatte ſo gar die, der Pflanzſtadt zugehörigen, Flinten und Piſtolen in ſeinem Hauſe behalten, und ſie den Eignern derſelben nicht wieder einhändigen wollen, unter dem Vorwande: er wäre in dem letzten Kriege Anführer der Pflanzſtadt geweſen,

folglich käme ihm die Verwahrung des Gewehres zu; da doch ein jeder Einwohner niemals ohne eine Flinte, ein paar Pistolen und einen Säbel und eine gewisse Portion an Pulver und Bley seyn dorfte. Diese Historien trugen sich nun in der einen Pflanzstadt zu.

In der andern Pflanzstadt, wo **Wilhelm Atkins** gewohnt hatte, trugen sich auch einige Verdrieslichkeiten zu. Die Wittwe dieses braven Engelländers hatte sieben unmündige Kinder, von denen das Aelteste ein neunjähriger Sohn war. Nun ward nach **Atkins** Tode die Verfügung mit Einstimmung aller Einwohner gemächt, daß der Nachbar desselben, der mit **Atkins** zugleich auf die Insel gekommen wär, ingleichen der Schneider, der mit der Wittwe des dritten Engelländers, der sonst bey **Atkins** gewohnet hatte, verheyrathet war, auf die Auferziehung dieser Kinder ein wachsames Auge haben sollten. Allein, die beyden Zimmerleute, der Künstler, der allerhand arbeiten konnte, wie auch der Schlosser, nicht weniger der schon erwehnte unruhige Pflanzer und noch zween Engelländer aus der andern Pflanzstadt setzten sich dagegen, und verlangten, man sollte diese Kinder sämtlich in die Pflanzstädte hin und wieder in die Kost thun, damit sie desto besser arbeiten lernten, die Mutter könnte des einen oder des andern Unverheyratheten Haushaltung versehen, und die Aecker, Wiesen und Heerden, die **Atkins** hinterlassen hätte, könnten so lange zu den Ländereyen der Nachbarn geschlagen werden, bis die Kinder heran

heran wüchsen, und sich in ihr väterliches Erbe theilen könnten. Hierüber entstund nun eine grosse Uneinigkeit. Die Aufwiegler hatten ihren ungerechten Forderungen ein solches Färbchen anzustreichen gewußt, daß auch selbst einige Spanier ihnen Beyfall gaben. Niemand aber konnte begreifen, daß der oft erwehnte unruhige Pflanzer allen diesen Saamen der Uneinigkeit ausgestreuet hatte, um nur seinen boshaften Gemüthe Genüge zu leisten, als erst lange darnach, da schon durch diese Unruhen, die ganze Colonie in die gröste Unordnung gerathen war, und die Früchte der Uneinigkeit leider! mehr als zu starck empfunden hatte.

Als nun gegen das Ende des Junius die allgemeine Versammlung einfiel: so kann man leicht urtheilen, es werde nicht allzueinträchtig dabey zugegangen seyn. Anfangs, als wir uns versammelt hatten, trat der bisherige Richter der einen Pflanzstadt auf, und beklagte sich über das unordentliche Betragen seines Nachbars, der ihm so übel begegnet hätte, als er ihm doch rechtmäßiger Weise wegen der Ausschweifung gegen die beyden Insulaner, (denn so nennten wir die bekehrten Wilden,) und aufs glimpflichste eine Vorstellung gemacht. Zugleich traten die beyden Insulaner vor die Versammlung und zeigten ihre Wunden, indem sie aufrichtig erzählten, wie es zugegangen war. **Letli**, so hieß der Pflanzer, bat darauf um Erlaubniß, sich zu verantworten. Wir hatten nichts dargegen einzu-

roenden, und es war billig, den andern Theil auch zu hören. Er fieng darauf ein weitläuftiges Gewäsche an, und wollte uns weiß machen, er habe Recht gehabt, denen beyden Insulanern also zu begegnen, weil ihm der eine ein Stück seines Werckzeuges schadhaft gemacht, der andere aber, indem er ein paar wilde Ziegen aus seinen Acker jagen sollen, hin und wieder das Korn niedergetreten hätte. Hiernächst läugnete er, daß der Richter Ursache hätte, ihn in solchen Fällen zur Rede zu setzen. Und endlich beschloß er mit diesen Worten: Wenn es so zugehen soll, daß man nicht die Freyheit hat, seine Dienstboten oder vielmehr Sklaven zu bestrafen: so mag der Teufel länger hier bleiben. Ueberdieses ist ja ein jeder Herr in seiner Plantage, und niemand hat sich um dasjenige zu bekümmern, was in seiner Haushaltung vorgehet. Ich unterbrach ihn darauf und sagte: Mein Herr! Es wird ihnen kein einziger aus der Versammlung zugestehen, daß die Insulaner Sklaven sind. Sie sind, wie ich nicht anders weiß, freye Leute so gut, wie wir andern, und es ist kein Unterschied zwischen ihnen und uns, als daß sie unsern Schutz geniessen. Wenn einer von demselben etwas in eines oder des andern Diensten verstehet: so ist es keinesweges erlaubt, ihn auf eine so barbarische Art zu züchtigen, vornehmlich, wenn es nicht aus Bosheit geschehen ist. Und gesetzt, es wäre auch aus Bosheit geschehen, welches doch in gegenwärtigen Falle sich ganz anders befindet; so ist in jeder Pflanz-

stadt

ſtadt ein Richter beſtellet, der den Verbrecher dafür anzuſehen, oder es der allgemeinen Verſammlung zur Unterſuchung vorzuſtellen hat. Vielweniger geziemet es ſich, einem Richter der Pflanzſtadt auf eine ſolche Art zu begegnen, wie ſie, Herr **Letli**! gleichwol gethan haben. Doch, ich will nicht darüber allein urtheilen, ſondern die ganze Verſammlung erſuchen, ihre Meynung darüber zu eröffnen. **Letli** mußte darauf abtreten, und alle waren darinn einig, daß er dem Richter eine Abbitte zu thun hätte, und daß man inskünftige auf ein Verſehen von dieſer Art eine nachdrückliche Strafe ſetzen müſſe. In Anſehung der beyden Inſulaner ward auch beſchloſſen, ſie ſollten die Freyheit haben, ohne weitere Umſtände die Plantage ihres bisherigen Herrn zu verlaſſen, und **Letli** ſollte ihnen auf ein Jahr Korn und alle benöthigte Lebensmittel ertheilen, damit ſie ſich binnen dieſer Zeit ſelbſt einrichten könnten. Nach dieſem Urtheile ward **Letli** gerufen, und ich machte ihm den Ausſpruch der Gemeine bekannt. Er fieng an, zu fluchen, und wollte in voller Raſerey fortgehen; allein zween Engelländer, die neben ihm wohnten, hielten ihn zurück, und ſagten zur Verſammlung: Meine Herren! Hier iſt noch eine wichtige Sache abzuthun. Es wird dem Herrn Guverneur bekannt ſeyn, und vielleicht auch den übrigen Anweſenden, daß gegenwärtiger mein Nachbar **Letli** mir und unſern übrigen Nachbarn ſeit dem letztern Treffen mit den Wilden unſer Schießgewehr, nämlich unſere Flinten

und Piſtolen vorenthält; da wir doch ſonſt alle unſers gewöhnlichen Gewehrs niemals beraubt geweſen ſind. Das iſt wahr, ſagte ich. Es iſt mir dieſes wunderliche Betragen zur Genüge bekannt, nicht weniger auch, muß ich der Verſammlung kund thun, daß er mir ſo gar, ungeachtet meines vielfältigen Anfragens und freundſchaftlichen Erinnerns das damals übrig gebliebene Pulver und Bley nicht aushändigen will. Warum er dieſes thut, und in einer ſolchen Widerſpenſtigkeit, die der gemeinen Ruhe gänzlich hinderlich iſt, verharret, wird er ſelbſt am beſten wiſſen. Man hat wohl nöthig, auf ſeiner Hut zu ſeyn, ſagte **Letli**, da man, wie mir itzt erſt geſchehen, mit einer ſolchen Gewalt verurtheilet wird, einem ſeines gleichen eine Abbitte zu thun, und ſeinen Sklaven ihren Willen zu laſſen. Nicht zu gedenken, auf welche Art man ganz eigenmächtige Einrichtungen mit den nachgelaſſenen Kindern und mit dem Vermögen des verſtorbenen **Wilhelm Aekins** gemacht hat. Doch dem ſey, wie ihm wolle, ich habe das Gewehr, als Officier unſerer Pflanzſtadt, in dem letztern Kriege bey mir behalten, weil es ſich nicht ſchickt, daß ein jeder nach ſeinem Gefallen Gewehr im Hauſe hat. Pulver und Bley aber kommet mir aus eben der Urſache zu, zumal es keinesweges nöthig iſt, euch Herren Spanier, die ihr unſere eigenmächtige Herrn ſeyn wollt, über alles Rede und Antwort zu geben, und benöthigtenfalls von euch Munition zu betteln. Und einmal vor allemal, ich werde weder Gewehr, noch

das

das übrige heraus geben, und der Teufel soll den hohlen, der es mir nehmen will. Unter diesen letztern Worten zog er ganz unvermerkt einen Dolch heraus; den wir nicht bey ihm vermuthen waren, und wolte den einen Engelländer, der ihn aufgehalten hatte, übern Hauffen stossen; dieser ward es aber noch zu rechter Zeit gewahr, und wich dem Stiche aus. Hierauf lief **Leili**, als ein wütender Mensch, fort. Die meisten Anwesenden wurden darüber stutzig, und baten mich, ihn gefangen nehmen zu lassen, und ihn dafür nachdrücklich zu strafen. Allein, wider Vermuthen traten beyde Zimmerleute, der Künstler, der Schlosser, zween zu der andern Pflanzstadt gehörige Engelländer, und vier Spanier auf, und verlangten Gehör. Ich stutzte nicht wenig darüber, weil ich nicht begreiffen konnte, das ein solcher liederlicher Kerl des Beystandes ehrlicher Leute würdig seyn sollte. Der Künstler, als der beredteste unter diesen allen, fieng darauf an, eine weitläuftige Rede zu halten, deren Endzweck war, zu behaupten, es wäre der Freyheit der Einwohner zu nahe getreten worden, durch die Einrichtung die man nach **Atkins** Tode mit den Kindern und mit dem Gute desselben gemacht hätte. Gleichfalls wollte er behaupten, daß es eine unnütze Sache wäre, in einer jeden Pflanzstadt Richter zu setzen; zumal da ein so genannter Guverneur schon eine unnütze Sache wäre, die man aber aus Hochachtung gegen den Herrn **Robinson** noch wolte gelten lassen. Sie wären

ren alleſamt freye Leute, und niemand hätte ihnen etwas zu befehlen. u. d. gl.

Ich läugne nicht, daß ich über einem ſolchen Betragen nicht wenig erhitzt ward, vornehmlich da ich ſehen mußte, daß ſich ſo gar vier von meinen Landsleuten hatten verführen laſſen. Gleichwol erholte ich mich, und ſagte mit Sanftmuth darauf: Ich könnte mich in ein Bezeigen nicht finden, das um ſo vielmehr verwerflicher wäre, je weniger wir Urſache hätten, in Uneinigkeit zu leben. Und wenn ein jeder thun dörfte, was er wolte: ſo würde man zuletzt ſeines Lebens nicht mehr ſicher ſeyn. Ich wunderte mich, daß ſo brave Männer ſich eines ſolchen Böſewichts, als Leili wäre, ſo ungeſcheut annehmen könnten. Ich ſähe wohl, es würde endlich darauf hinaus laufen, daß man Gewaltthätigkeiten mit Gewaltthätigkeiten verhindern müßte, und dadurch würden wir uns ſelbſt einander aufreiben. Ich bäte ſie daher um ihrer eigenen Wohlfahrt willen, zu überlegen, welche Parthey ſie ergriffen. Ich wollte dasjenige, was itzt geſchehen, vergeſſen, denn ich glaubte, wenn ſie der Vernunft und der Billigkeit mehr Raum geben würden: ſo würden ſie ein ganz anderes Bezeigen annehmen. Die übrigen 9. Spanier, die andern drey Engelländer, der verheyrathete Pflanzer und der Schneider nebſt dem alten Inſulaner, der uns Spanier auf dieſe Inſel gebracht hatte, waren alle meiner Meynung. Da nun die andern dieſes ſahen: ſo zogen ſie gelindere Saiten auf, und gaben uns, dem Scheine nach, nach.

Nur

Nur baten sie, wir mögten es **Letli** vergeben, was er in der Hitze gethan hätte. Ich gab zur Antwort: Es wäre meine Gewohnheit gar nicht, rachgierig zu seyn; daher möchten sie ihn nur zureden, dem Urtheil Gnüge zu leisten, das Gewehr an seine Nachbarn, und mir Pulver und Bley wieder zu überliefern. Der Schlosser und der eine Zimmermann giengen darauf fort, ihn aufzusuchen, allein, sie kamen in einer halben Stunde wieder, und sagten, sie hätten ihn nirgends finden können. Dieses machte uns aufs neue bestürzt. Gleichwol schritten wir zur Wahl der neuen Richter, und die alten legten ihr Amt mit Ehren nieder, weil niemand etwas auf sie zu sagen hatte. In der Pflanzstadt, zu welcher **Letli** gehörte, ward der eine Engelländer, der **Boller** hieß, in der andern Pflanzstadt aber der Künstler zu Richtern ernennet. Und darauf giengen wir auseinander, nachdem man beschlossen hatte, auf **Letli** ein wachsames Auge zu haben. Die beyden Zimmerleute, der Künstler und der Schlosser waren die ersten die fortgiengen, die vier Spanier aber giengen mit mir und den übrigen Spaniern nach dem Casteel. Bevor wir von einander Abschied nahmen, hatte ich Gelegenheit einen Spanier von denen, die es mit der gerechten Sache hielten, zu warnen, er und die andern mögten sich vor den vier Abtrünnigen hüten: denn ich traue diesen und den übrigen aus der andern Pflanzstadt, die heute in der Versammlung **Letlis** Parthey genommen, nichts Gutes

zu.

zu. Dergleichen Warnung hatte ich auch unvermerkt an den einen Engelländer und an den Schneider gethan. Und ich hatte, wie der Erfolg zeigt, wohl daran gethan.

Des folgenden Morgens ganz früh meldete ſich jemand vor dem Caſteel, und wolte mich ſprechen. Man rief mich, denn ich ſchlief noch. Als ich hinaus kam: ſo war es ein Spanier, der mir Nachricht brachte: die vier bewußten Spanier wären die ganze Nacht nicht zu Hauſe geweſen, und auch noch nicht wieder gekommen. Indem ich dieſes mit Verwunderung anhörte: ſo kam ein Inſulaner aus der Pflanzſtadt, worinn **Atkins** gewohnt hatte, und meldete: beyde Zimmerleute nebſt dem Schloſſer wären gleichfalls des Abends ausgegangen, und noch nicht wieder nach Hauſe gekomen. Eine Viertelſtunde darnach kam ein Engelländer aus der andern Pflanzſtadt, und meldete ein gleiches von zween Engelländern und von **Lesli**. Dieſe Nachrichten, welche alle ſo wohl übereinſtimmten, machten mich nicht wenig beſtürzt. Ich ließ darauf, als ich mich etwas bedacht hatte, den Spaniern ſo wohl als den Einwohnern der andern Pflanzſtädte melden: die Europäer, die es ehrlich meynten, ſollten ſich mit ihrem Gewehr ſämmtlich in dem gewöhnlichen Verſammlungsplatze einfinden, zuvor aber ſollten ſie denen dortigen Inſulanern befehlen, mit ihren Springſtöcken und Schwerdtern, die allemal in der Wohnung des Richters verwahret würden, bey

bey den Pflanzſtädten ſcharfe Wache zu halten, und allem Ueberfalle mit Gegengewalt zu begegnen. Zugleich ſchickte ich zu den ſieben beſonders wohnenden Inſulanern, mit Befehl ſich ſchleunig bey mir einzufinden. Alles gieng auch ordentlich. In zwo Stunden waren ſie alle in dem Verſammlungsplatze. Vier bewaffnete Sklaven blieben nur zur Bewahrung der Wohnungen der Spanier, und der alte Inſulaner nebſt zween Spaniern blieben im Caſteel zurück. Auf dem beſtimmten Platze fanden ſich vier Engelländer und ein Pflanzer aus der Pflanzſtadt, in welcher Leeli wohnte, ein. Aus der andern Pflanzſtadt kam ein Engelländer, der Schneider und der Künſtler, und hiernächſt die ſieben Inſulaner. Und denn waren unſer 8. Spanier. Wir waren alſo überhaupt 23. Perſonen, und alle wohl bewaffnet. So bald wir beyſammen waren, fiel mir der Künſtler um den Hals, und bat mich, wegen ſeines geſtrigen Verſehens, um Verzeyhung. Er ſagte, er wäre von den übrigen, die ſich nun entfernet hätten, dazu verleitet worden. Aber dasjenige, was ſich itzt zugetragen hätte, hätte ihm die Augen geöffnet. Er ſähe wohl, daß wir mit nichts würdigen Leuten zu thun hätten. Künftig ſollte ich ihn jederzeit ſo finden, wie ich wünſchte; denn er ſähe wohl, daß ich es ehrlich meynte. Wir verſöhnten uns alſo vollkommen, und dieſer Mann führte ſich auch hernach jederzeit recht patriotiſch auf. Wir hielten hierauf Kriegesrath, und beſchloſſen, in jede derer beyden Nordöſtlichen Pflanzſtädte, zween

zween Europäer mit Gewehr zu senden, um die Insulaner im Falle einer Gewaltthätigkeit anzuführen; denn wir konnten uns auf diese Leute verlassen. In die Pflanzstadt schickten wir vier Spanier, weil daselbst nur vier Sklaven waren. Und dann verabredeten wir, daß diejenigen, die in Noth wären, durch eine Rackete solches anzeigen sollten. Wir übrigen aber sollten die Insel durchstreifen, um zu sehen, wo die Rebellen wären; denn wir machten noch ein Corpo von acht Europäern und sieben Insulanern, die mit Flinten und Pistolen und Schwerdtern bewaffnet waren, aus, und wir waren also zur Genüge im Stande, selbige mit Gewalt zu Gehorsam zu bringen, zumal da wir uns einander gar bald zu Hülfe kommen konnten. Nach dieser Einrichtung marschirten wir aus einander.

Ich wuste anfangs nicht, wohin ich mit meinem Corpo marschiren sollte, endlich entschloß ich mich, da, wo wir stunden, noch etwas zu verziehen, weil, wenn etwa in einer Pflanzstadt Lärmen entstehen sollte, wir dem angegriffenen Theile, welcher es auch sey, gleich nahe wären. Nachdem wir ungefehr anderthalbe Stunde allhier zugebracht hatten, und nichts hörten: so kamen wir auf den Einfall, in die Gegend zu gehen, wo die sieben Insulaner ihre Plantagen hatten. Wir machten uns auf den Weg, und als wir nicht weit mehr vom Casteel waren, so hörten wir einen Knall und sahe vor uns eine Rackete steigen. Wir eilten, die Wohnungen

der

der Spanier zu erreichen, weil wir glaubten, es würde daselbst Lärmen seyn; als wir aber näher kamen, erfuhren wir, daß die Spanier glaubten, unsere Feinde wären in den Südöstlichen Theile, und würden die Plantagen der armen Insulaner verderben, oder sie vor sich einnehmen, um daselbst sich vielleicht zusammen nieder zu lassen. Einer der Sklaven hatte berichtet, daß er sie vor einer Stunde wohlbewehrt, und durch verschiedene Wege hatte den Weg dahin nehmen sehen. Diese Nachricht ward dadurch vergewissert, daß ein Insulaner aus der Plantage, in welche **Letti** gehörte, zu uns kam, mit Vermelden, daß **Boller** wissen liesse, **Letti** nebst ein paar Engelländern wären in ihrer Abwesenheit in der Plantage gewesen, und hätten das Gewehr, Pulver und Bley aus **Letti**s Hause abgeholet; da sie nun geruhig gewesen: so hätten die Insulaner, die in der Pflanzstadt die Wache gehabt, sie nicht angreifen wollen. Ein paar Insulaner wären ihnen aber, als sie weggegangen, eine gute Ecke nachgeschlichen, und es wäre ihnen vorgekommen, als ob sie nach dem Casteel oder vielleicht nach dem Südöstlichen Theile der Insel gegangen wären.

So bald ich nun dieses erfuhr, schickte ich einen Sklaven in die andere Pflanzstadt, und ließ ihnen melden, was ich erfahren hätte, mit Befehl, sie sollten mir sechs Insulaner zu Hülfe senden, welchen Befehl ich auch an **Boller** ergehen liesse. Meine Absicht war, sie einzuschliessen,

ſen, um ſie deſto zahmer zu machen; denn da ihrer juſt zehne waren: ſo würden ſie den übrigen Einwohnern eine beſtändige Geiſſel geweſen ſeyn, wenn man ſie nicht hätte bezwingen oder beſänftigen können. Darauf marſchirte ich mit meinen Leuten voraus, nachdem ich noch zween Spanier zu mir genommen hatte. Wir waren etwa eine gute halbe Stunde marſchiret: ſo kamen die verlangten zwölf Inſulaner durch zween andere Wege zu uns, daß wir alſo faſt dreymal ſo ſtarck, als unſere Feinde, waren. Die Inſulaner waren faſt eben ſo gut, als wir, bewafnet, blos daß ſie keine Flinten führten, hingegen hatten ſie ihre Springſtöcke, ihre Säbel, und ein jeder ein paar Piſtolen im Gurte ſtecken. Als wir uns der Gegend näherten: ſo ließ ich einen Inſulaner, von denen, die daſelbſt wohnten, durch einen ihm bekannten ſchmalen Weg voraus ſpringen, um auszukundſchaften, was unſere Feinde machten. Inzwiſchen theilte ich meine Armee in drey Theile, weil eigentlich drey Zugänge zu ſelbiger Gegend waren, indem dieſer Theil der Inſel mit Gebürgen von den übrigen Theilen abgeſchnitten war. Wenn alſo dieſe Zugänge beſetzt waren: ſo konnten ſie nirgends durchkommen. Der Inſulaner kam in einer Viertelſtunde wieder mit der Nachricht: er hätte einige von ihnen geſehen; allein die Plantagen wären noch im vorigen Stande. Hierauf gab ich Befehl, daß alle drey Partheyen zugleich anmarſchiren ſollten; da nun dieſe Wege ſchief zuſammen liefen, alſo, daß ſie auf der andern

dern Seite des Gebürges nur funfzig bis sechzig Schritte von einander waren: so konnten wir desto gewisser unsere ganze Macht gebrauchen. Da ich aber nicht gerne Blutvergiessen wollte: so hatte ich unsere Leute gewarnet, nicht ehe auf sie zu schiessen, bis sie selbst, zu schiessen, anfiengen. Ich blieb bey der mittelsten Parthey, die den nächsten Weg hatte, und liess die andern beyden früher marschiren. Auf diese Art waren wir alle drey zugleich auf der andern Seite. So bald sie uns erblickten, liefen sie nach ihrem Gewehre, und giengen uns darauf ganz frisch entgegen. Als ich nun sahe, daß sie uns nicht entwischen konnten: so ließ ich unsere Leute Halte machen, und schickte zween Spanier und zween Engelländer voraus, um den Rebellen anzudeuten, das Gewehr niederzulegen und unverzüglich in die Pflanzstädte zurück zu kehren, in welche sie gehörten. Letli aber, als den Urheber dieses Lärmens, sollten sie uns ausliefern. Sie sollten ihnen zugleich sagen, wenn sie diesem Befehle nachkommen würden: so wollte man alles vergessen, und künftig mit ihnen eben so friedsam, wie zuvor, leben, wo nicht, so würden sie uns zwingen, ihnen mit Gewalt zu begegnen. Sie wüßten wohl, wie sehr uns Friede und Einigkeit nöthig wäre, daher mögten sie diesen Vorstellungen Gehör geben, und ihnen nachkommen.

Sie mogten gesehen haben, daß wir Deputirte an sie schicken wollten; denn wir wurden gewahr,

wahr, daß sie ihnen einen Spanier, einen Engelländer und den einen Zimmermann entgegen schickten. Als nun die Deputirten einander begegneten, und die unsrigen anfangen wollten, zu reden, fiel ihnen der Zimmermann ins Wort und sagte: er wüßte wohl was sie wollten, daher hätten sie nicht nöthig, es ihnen zu sagen. Sie mögten nur wieder umkehren, und dem Gouverneur melden, daß sie einmal für allemal verlangten, man sollte sie allhier in Ruhe lassen; sie hätten sich vorgesetzt, allhier eine besondere Colonie zu errichten, und die Insulaner könnten dafür ihre Plantagen in Besitz nehmen. Zugleich verlangten sie, man mögte ihnen ihr Geräthe und alles, was ihnen zukäme, ingleichen ihre Weiber und Kinder, nicht vorenthalten, wiedrigenfalls aber würden sie uns mit Feuer und Schwerdt verfolgen. Würde man aber ihrem billigen Begehren Folge leisten: so wollten sie sich aufs feyerlichste und mit den grösten Eiden verpflichten, niemals in unsere Pflanzstädte einen Fuß zu setzen. Meine Deputirte mogten nun dagegen sagen, was sie wollten, so wollten die andern doch nichts anhören, sondern sie drungen aufs heftigste darauf, wir sollten sie in Friede lassen, und dasjenige berichten, was sie ihnen gesagt hätten. Als ich diese Nachricht erhielt, war ich ungewiß, worzu ich mich entschliessen sollte. Endlich, als ich überlegte, daß wir eben nicht viel an diesen Leuten verlören, wenn sie sich von uns trennen sollten, und daß wir vielleicht dadurch zu desto dauerhafterer Ruhe gelan-

gekommen könnten: so ließ ich ihnen sagen: sie wüßten wohl, daß es bey mir nicht allein stünde, ihnen ihr Begehren zu zugestehen, inzwischen aber wenn sie binnen der Zeit, daß ich die Sache den sämtlichen Einwohnern der Insel vortrüge, sich ruhig verhalten wollten: so wollte ich mein bestes thun, daß sie eine gefällige Antwort erhielten. Zugleich ließ ich ihnen den Rath geben, sie möchten zween von ihnen mit mir gehen lassen, die ihren Vortrag bey der Versammlung, die ich augenblicks berufen würde, unterstützten. Ich wollte ihnen die Gewähr für ihre Sicherheit leisten, und zween Spanier sollten dagegen so lange, bis ihre Deputirten wieder zurück kämen, bey ihnen bleiben. So bald sie nun diese Antwort erhielten, schickten sie den einen Engelländer und den verheyratheten Zimmermann zu mir, um im Namen ihrer aller bey der Versammlung ihr Begehren vorzutragen. Diese beyden ihnen angebotenen Geiseln aber schlugen sie aus.

Nunmehr machte ich die Anstalt, mit diesen beyden und meinen Leuten zurück zu gehen. Zuvor aber schickte ich in jede Pflanzstadt einen Insulaner, um die daselbst befindlichen Europäer auf den Versammlungsplatz zu fordern. Hiernächst, weil ich doch nicht recht trauete, so ließ ich an jedem Zugange vier Insulaner, als eine Wache zurück, mit Befehl, die geringste Bewegung, die sie würden bemerken, uns aufs schleunigste anzuzeigen. Wir marschirten dar-

auf gerades Weges nach den Versammlungsplatze, und eine halbe Stunde nach unserer Ankunft, kamen auch die übrigen aus den Pflanzstädten zu uns. Ich berichtete ihnen hierauf alles, was vorgefallen war, und die Deputirten thaten alsdann ihren Vortrag. So bald sie damit fertig waren, ließ ich sie abtreten, um uns desto freyer darüber zu unterreden. Nachdem wir nun alles wohl überleget hatten, und über die Antwort, die wir ihnen ertheilen wollten, einstimmig waren, rief ich die Deputirten. Ich hielt ihnen darauf das Betragen ihres Anführers aufs nachdrücklichste vor; ich vergaß nicht, ihre Rebellion mit den nachdrücklichsten Farben abzumalen, und zu zeigen, was sie diesfalls verdienet hätten. Hiernächst schloß ich damit, ungeachtet die sämtliche Colonie Ursache hätte, ein so widerspenstiges und aufrührisches Betragen aufs schärfste zu rächen: so wollte man doch Mitleiden mit ihnen haben, und ihnen ihr verlangen zugestehen. Man würde ihnen auch überdieses noch allen Beystand leisten, den sie, sich in Ordnung zu bringen, nöthig hatten, sie mögten sich also nur morgen früh in den Pflanzstädten einfinden, um ihre Sachen abzuholen, doch dieses einzige bedünge man sich aus, daß **Leeli** nicht mit käme. Er könnte einem andern auftragen, für ihn zu sorgen. Zur Zeit wäre alles in seiner Wohnung noch eben so, wie er es gelassen hätte; folglich wäre er dabey nicht nöthig. Zur Fortschaffung ihrer Sachen würden ihre Nachbarn ihnen gerne und willig hülfliche Hand leisten.

ſten. Da wir nun ihrem Begehren in nichts entgegen wären, ja mehr thäten, als ſie verdienten, und verlangten: ſo hofften wir, ſie würden ſich auch folgende Punkte gefallen laſſen: Erſtlich, daß ſie uns ihr Wort gäben, uns auf keinerley Weiſe beſchwerlich zu ſeyn, und ſich in nichts zu miſchen, was in unſern Pflanzſtädten vorgienge, ſo wie wir uns auch künftig in ihre Händel nicht miſchen wollten. Zweytens, daß ſie angelobten, in unſere Pflanzſtädte und Plantagen ohne unſern Willen keinen Fuß zu ſetzen, und daß ſich inſonderheit Letli gar nicht in unſern Gegenden ſehen lieſſe, wiedrigenfalls würden wir ihn nehmen, und für alles das Unrecht, das er uns zugefüget hätte, gebührend abſtrafen. Drittens, daß ſie uns bey der Erhaltung ihrer Sachen, alle, den Inſulanern zuſtändige Sachen, als ihren Vorrath an Korn, an Getrände, ihr Werkzeug, ihre Kleider und übriges Geräthe ſo fort auslieferten. Viertens, daß ſie uns alles ihr Schießgewehr ohne Ausnahme, wie auch alles Pulver und Bley, morgenden Tages bey der Abhohlung ihrer Sachen, einhändigten. Hingegen wollten wir einem jeden von ihnen eine Flinte, einen Beutel mit Schroot von 1. Pfund und ſo viel Pulver, als dazu gehörte, ſchenken; und ſollten ſie, wenn ſie dieſes verbrauchet hätten, mehr nöthig haben: ſo ſollte ihnen jederzeit ein billiges Theil deſſelben unverſagt bleiben. Sie wüſten, daß alles Gewehr nebſt Pulver und Bley keinesweges uns zugehörte, ſondern, daß der Eigner der Inſel, Herr

Robinson, mir solches gleichsam aufzuheben, und, nur im Falle eines feindlichen Ueberfalls und etwa zu ausserordentlichen Nothwendigkeiten zu verbrauchen, erlaubet hätte. Ich müste also heute oder morgen gewärtig seyn, diesfalls Rechnung abzulegen.

Die Deputirten hörten alles ganz gelassen an, und versprachen, im Namen ihrer aller den ersten drey Punkten gebührend und ohne Ausnahme nachzukommen, was aber den vierten Punkt betraf, diesen wollten sie nicht so schlechthin eingehen, ohne die andern darum zu befragen. Sie beschwerten sich zugleich, daß dieser Punkt allzuhart wäre. Ich aber sagte: sie hätten unsere Meynung angehört, und wir liessen ihnen die Freyheit, zu thun, was ihnen gefiele. Wo sie aber nur einen einzigen Punkt verwerfen würden: so sollte diese ganze Handlung ungültig, und aus ihrem Begehren überall nichts werden, und wir würden ihnen alsdann so begegnen, wie sie es verdienten. Sie könnten inzwischen denen andern davon Nachricht ertheilen, wir wollten so lange beysammen bleiben, bis sie uns ihre Antwort brächten. Hierauf ließ ich sie durch zween Spanier und zween Engelländer zurück bringen, und diese sollten an dem einen Zugange so lange warten, bis sie sich entschlossen hätten, und bis diese beyde Abgeschickte uns ihre Antwort bringen wollten, und alsdann sollten sie sie wieder zu uns bringen.

Sie

Sie kamen in vier Stunden wieder, mit der Antwort: Ihre Kameraden lieſſen ſich ſämtlich alles gefallen, und ſie hätten zugleich Befehl, uns über alle Punkte einen förmlichen Eid zu leiſten. Darauf ſagte ich: wir wollten alſo mit ihnen zufrieden ſeyn, und ihr Wort an Eides ſtatt hiermit annehmen. Sie könnten ſich nur alſo morgen früh einfinden, und das Gewehr, Pulver und Bley mit bringen, wir würden alsdann unſer Wort auch halten. Hierauf ließ ich die Abgeſchickten auf vorige Art zurück bringen. Zugleich ward verordnet, daß die Zugänge bis auf morgen ſollten bewachet, jede Wache aber mit zween Europäern verſtärket werden. Des folgenden Morgens fanden ſie ſich alle bis auf Letli in den Pflanzſtädten ein, und nachdem ſie das Gewehr zurück gegeben hatten, gaben wir ihnen, was wir ihnen verſprochen hatten, lieſſen ſie alles nehmen, was ihnen gehörte, und kurz, beyde Partheyen erfüllten ihr Wort. Die Inſulaner wurden darauf in die verlaſſenen Wohnungen eingeſetzt, und einige von uns halfen denen Abgeſandten ihre Sachen in Ordnung bringen; wiewohl ohn ſonderliche Mühe; denn die Inſulaner waren fleiſſige Leute, und ihre Plantagen waren in ſolchem Stande, daß jene damit konnten zufrieden ſeyn. Wir lebten auf dieſe Art einige Zeit ganz ruhig und ohne weitern Verdrieslichkeiten; und in dieſer Ruhe verfloß meiſtens ein Jahr.

Ungefehr im Anfange des Maymonats des 1698. Jahres kamen viere von dieſen Abtrün-

nigen vors Casteel und sagten, sie hätten mich nothwendig zu sprechen. Ich ließ ihnen antworten: Ob sie wohl wüsten, daß sie ohne Erlaubniß in unsere Pflanzstädte nicht kommen dörften? zugleich ließ ich fragen, was sie wollten? Sie sagten darauf: das könnten sie so nicht sagen, sondern, sie müsten mich selbst sprechen. Ich ließ ihnen darauf sagen: sie sollten vor dem Casteel auf der Seite gegen das Ufer zu auf mich warten, daselbst wollte ich zu ihnen kommen. Sie giengen fort, und sagten, sie wollten an dem bestimmten Orte auf mich warten. Ich schickte so fort zu denen, dicht hinter dem Casteel wohnenden, Spaniern, mit Bitte, es möchten viere derselben zu mir kommen. Als sie kamen, sagte ich ihnen die Ursache, und bat sie, mich zu begleiten; wir versahen uns darauf sämtlich mit Gewehr aufs beste, und alsdann gieng ich mit diesen Gefährten fort, nachdem ich zwey Sklaven vor dem Eingange ins Casteel gelassen hatte. Als ich ans Ufer kam, fand ich niemand, und ich wunderte mich darüber nicht wenig; einige Minuten darnach aber kamen diese vier Herren, die mich sprechen wollten. Ich merkte, daß sie stutzig wurden, da sie mich nicht alleine fanden. Sie brachten aber doch ihre Worte an, und zwar verlangten sie mehr Gewehr und mehr Pulver und Bley, als wir ihnen bisher hatten zukommen lassen. Ich gerieth darüber mit ihnen in einen Wortwechsel, der endlich ziemlich hitzig auf beyden Seiten ward.

Mit-

Mitten in diesem Gespräche hörte ich beym Casteel einen Schuß, darauf folgte ein heftiges Geschrey, und ich sahe den einen Sklaven wie einen Vogel auf mich zu kommen. Herr Gouverneur! schrie er, ehe er mich noch erreichte, wir sind verrathen. Lerli hat meinen Kameraden eben itzt erschossen, und er dringet mit fünf Personen ins Casteel. So bald ich dieses hörte, kehrte ich mich sofort gegen die Schelme, die mich heraus gelockt hatten, hielt ihnen nebst meinen Spaniern das Gewehr aufgespannt vors Gesicht, und drohete, sie augenblicks übern Haufen zu schiessen, wenn sie sich nicht gefangen gäben. Zweene von ihnen nahmen Reißaus, weil sie bey der Annäherung des Sklavens etwas zurück getreten waren, die andern beyde aber, die wir zwischen uns hatten, worfen das Gewehr von sich, und baten um Gnade. Wir nahmen unsere Gürtel, und banden ihnen damit Hände und Füsse, und liessen sie liegen, nachdem wir dem Sklaven befohlen hatten, auf sie Achtung zu geben. Hierauf eilten wir nach dem Casteel. Als wir uns näherten, hörten wir schiessen. Als wir nun an den Eingang, wo wir die Sklaven gelassen hatten, kamen, so fanden wir, daß die darinn zurück gebliebenen Spanier nebst dem alten Insulaner den Eingang tapfer vertheidigten, und bereits einen von den Rebellen, und zwar einen Spanier, niedergeschossen hatten; denn der alte Insulaner war uns bis an den Eingang gefolget, und da er den Schuß gehört hatte, mit welchem der Sklave

ve war getödtet worden: so hatte er die Spanier schleunigst herbey gerufen, und es war ihnen ein leichtes gewesen, den Mördern den Eingang zu verwehren, ungeachtet diese Rasende schon einige Schüsse auf sie gethan hatten, die aber ohne Wirkung waren. Als ich nun mit meinen Spaniern dazu kam, und sich diese Schelme übermannt sahen, schossen sie aus Verzweiflung blind auf uns, und einer meiner Spanier ward auch tödtlich verwundet. Da aber der alte Insulaner und die andern beyden Spanier zugleich einen Ausfall thaten, und den Rebellen von hinten zu so nahe auf den Leib kamen, so wie ich von vorne auf sie los drang: so brachten wir sie endlich so in die Enge, daß sie sich zumal in dem engen Wege zwischen den Bäumen nicht mehr wehren konnten. Wir nahmen sie daher alle fünfe gefangen, banden ihnen Hände und Füsse, und schleppten sie in die nächstgelegene Wohnungen der Spanier, wo wir sie nebst den andern beyden, die wir auch dahin bringen liessen, in einem Schuppen wohl verwahrten, und vier Spanier mit geladenem Gewehr bey ihnen wachen liessen. Wir waren kaum mit dieser Verrichtung fertig; so kamen aus beyden Pflanzstädten vier Mann an, die das ungewöhnliche Schiessen herbey gezogen hatte. Wir gaben ihnen von allen Nachricht, und baten sie, ihren Nachbarn solches schleunigst anzuzeigen, und sie zu bitten, in einer Stunde, sich allhier, wo die Gefangenen wären, einzufinden, zuvor aber alle Insulaner wohlbewahrt,

in den Pflanzstädten auf die Wache zu stellen, weil man wegen der entkommenen beyden nicht sicher wär, ob sie nicht den Plantagen einigen Schaden zufügen mögten?

Man kan leicht denken, daß diese blutige Begebenheit eine grosse Bewegung unter allen Colonisten müsse verursacht haben. Alle Europäer fanden sich daher aufs schleunigste bey uns ein, um nebst mir gemeinschaftlich alles zu untersuchen. Wir fiengen an, die Gefangenen einzeln zu befragen; allein so wenig ein Stein antworten kann, eben so wenig antworteten sie auch. Wir redeten ihnen gelassen zu, wir droheten ihnen; aber vergebens, sie würdigten uns keiner Antwort. Diese verstockten Seelen hatten sich ohne Zweifel verschworen, im Falle ihr Unternehmen unglücklich ablaufen würde, nichts von ihren boshaften Anschlägen zu bekennen. Da wir nun nichts aus ihnen heraus bringen konnten: so entschlossen wir uns, zu versuchen, ob vielleicht eine beschwerliche Gefangenschaft, sie zahmer machen würde. Wir brachten sie daher in eine abgelegene Höhle, die wir ehmals in dem ersten Kriege mit den Wilden zur Verwahrung unserer Sachen und Heerden in einem dicken Holze gebraucht hatten. Sechs Insulaner, unter Commando eines Europäers, mußten dabey Tag und Nacht Wache halten, und diese wurden alle Morgen und Abend abgelöset. Hiernächst waren wir bemühet, die beyden Flüchtigen aufzufangen. Zuförderst aber schick-

schickten wir einige Insulaner in die Plantagen dieser Schelme, um daselbst alles zu verderben, die Felder zu verwüsten, die Heerden in unsere Plantagen zu treiben, und alles, was daselbst vorräthig wär, nebst allem Werkzeuge wegzunehmen; damit nichts vorhanden wäre, welches sie sich zu Nutze machen könnten, um zu versuchen, ob wir sie durch Hunger herbey locken könnten. Allein, sowohl unser Nachsuchen, als dieses Mittel, war eine ganze Woche vergebens. Endlich aber kamen beyde in die Plantage, in welcher **Arkins** gewohnt hatte, und baten um Brodt; denn sie waren ganz ausgehungert. Der Künstler nahm sie so fort gefangen, ließ sie binden, und darauf meldete er mir ihre Ankunft. Ich eilte hinüber in die Plantage, und befragte sie in Gegenwart des Künstlers. Sie gestunden, daß **Lerli** der Urheber aller Unruhen wäre. Er hätte sie verführet, und ihnen weiß gemacht, daß es eine vortreffliche Sache wäre, wenn sie sich des Casteels und dadurch der ganzen Insel bemächtigen könnten. Ihr erstes Mittel, dazu zu gelangen, wäre dieses gewesen, daß sie die Insulaner aus dem abgelegenen Theile der Insel vertreiben wollten; allein dieses wäre ihnen nicht so geglückt, wie sie gedacht hätten; sondern man hätte sie daselbst zwar gelassen, aber so eingeschränkt, daß sie nichts hätten unternehmen können. Dennoch aber hätten sie geglaubt, zu gelegener Zeit ihren Zweck zu erreichen; weil sie doch, da sie allein beysammen gewesen, alles desto sicherer hätten

über-

überlegen können. Endlich, da sie fast Jahr und Tag Gelegenheit gesucht, ihren Vorsatz auszuführen, so hätte **Letli** den Einfall gehabt, den Guverneur aus dem Casteel zu locken, und binnen dieser Zeit sich dessen zu bemächtigen. Dieses wäre aber, wie wir wüßten, unglücklich abgelaufen.

Dieses war alles was wir erfahren konnten; denn sie schwuren hoch und theuer, daß ihnen nichts weiter bekannt wäre. Diese beyden waren der verheyrathete Zimmermann und der Schlosser, deren ihre Weiber man zu **Arkins** Wittwe inzwischen gebracht hatte. Wir wußten darauf nicht, was wir mit ihnen anfangen sollten. Da sie aber so viel gute Worte gaben, und wie es schien, alles recht ernstlich bereueten: so ertheilten wir ihnen, in Ansehung ihrer Weiber und Kinder, Verzeihung; doch mußten sie zuvor allen Einwohnern eine öffentliche Abbitte, und dann einen feyerlichen Eid, sich künftig besser aufzuführen, thun. Hierauf räumten wir ihnen ihre Häuser wieder ein, die ohne dies bisher leer gestanden hatten, weil vier Insulaner die vier Wohnungen der abtrünnigen Spaniern, drey aber die Wohnungen des **Letli**, und der beyden abtrünnigen Engelländer bezogen hatten. Sie führten sich nunmehr einige Zeit ganz gut auf, und wir lebten recht einig mit ihnen.

Inzwischen konnten wir nicht schlüßig werden, was wir mit den Gefangenen machen sollten.

ten. Eine ausgemachte Sache war es, daß sie, zum wenigsten die fünfe, die ins Casteel einbrechen wollten, den Tod verdienet hatten. Gleichwol wollten wir sie nicht gern umbringen, und gute Worte wollten sie auch nicht geben. Endlich kam ich auf den Einfall sie von einander bringen zu lassen. Ich ließ daher unverzüglich die beyden, die mich aus dem Casteel gelocket hatten, welche zween Spanier waren, abholen, und in das Haus des Spaniers bringen, der von den andern war erschossen worden. Ich suchte darauf durch Reitzung der unserer Nation so eigenthümlichen, Großmuth und Rechtschaffenheit, sie zu bewegen, von ihrer bisherigen Halsstarrigkeit abzustehen. Anfangs hatte ich zwar Mühe, sie zu rühren, denn Letli hatte sie gar zu verstockt gemacht. Nach einigen Tagen aber, als sie sahen, daß man freundlich mit ihnen umgieng, daß die sämtlichen Colonisten einer nach dem andern kamen, und sie bedauerten, daß sie von ihrer vorigen Aufrichtigkeit abgewichen wären, fiengen sie an, in sich zu gehen. Sie liessen mich daher eines Morgens um Gehör bitten. Ich gieng auch gleich zu ihnen, und sie thaten mir ein Bekänntniß ihrer Fehler, welches mit dem Bekänntniß der ersten beyden, die schon mit uns ausgesöhnet waren, übereinstimmte. Nur setzten sie hinzu, daß Letli den Anschlag gemacht hätte, mich, die andern 9. Spanier, den Pflanzer und den Engelländer, der neben Atkins plantage wohnte, umzubringen. Sie beyde aber,

die

die es erſt ganz zuletzt, und zwar zufälliger Weiſe erfahren, hätten ihm darinn beſtändig widerſprochen. Er hätte ſich daher hernach gegen ſie verſtellet, und vorgegeben; es könne wohl nicht gänzlich ohne Blutvergieſſen abgehen, wenn ſie ſich zu Herren der Inſel machen wollten; doch wolte er ſorgen, daß alles ohne Grauſamkeit abgienge, und wo möglich, die meiſten am Leben blieben. Ich fragte ſie ferner, ob die die beyden, die bereits längſt wieder bey uns wohnten, etwas davon gewußt hätten? ſie gaben zur Antwort, daß ſie nicht davon urtheilen könnten; denn ſie hätten nicht gehört, daß **Letli** in ihrer Gegenwart mit ihnen davon geredet hätte. Hingegen **Letli**, der andere Zimmermann und die beyden Engelländer aus der andern Pflanzſtadt hätten immer Heimlichkeiten unter einander gehabt. Ich fragte darauf weiter, wenn ſie ſich nun des Caſtells bemächtiget, und uns Spanier aus dem Wege geräumet hätten, was denn **Letli** und die andern hätten anfangen wollen? und ob ſie denn geglaubt hätten, die andern Einwohner würden ihren Befehlen Gehorſam geleiſtet haben? Sie ſagten, ſie glaubten **Letli** und die andern drey hätten die Abſicht gehabt, alsdann ein Schiff zu bauen, und Seeräuberey zu treiben; denn **Letli** hätte öfters geſagt: die Lage dieſer Inſel wäre ſehr bequem dazu, ſein Glück zu machen. Wenn man nur eine mäßige mit 20. Mann, die wohlbewafnet wären, verſehene, Chaluppe hätte, ſo könnte man ſich ſehr leicht hinter eine

der

der Inseln verbergen, die hier umher in dem Ausflusse des Stromes **Oroonoko** in grosser Anzahl wären, und alsdann das erste vorbeygehende Schiff überfallen. Und wenn man erst ein Schiff hätte: so könnte man sich gar bald in allen diesen Gewässern furchtbar machen. Man könnte dadurch in wenig Jahren so viel gewinnen, daß man hernach in Europa beständig bequem und als ein grosser Herr leben könnte. Man sollte sich also der Gelegenheit bedienen, und sein Glück nicht von sich stossen, das sich uns, gleichsam von sich selbst, anböte.

Diese Erzählung klärte mir das Betragen des **Letli** gänzlich auf, und man konnte daraus alle seine Unternehmungen beurtheilen. Er war überdieses ein beherzter Kerl; ihm waren diese Seegegenden wohlbekannt, und die Schiffarth verstund er sehr wohl, dabey war er unstät und flüchtig, und auf den höchsten Grad verwegen. Es war ein Glück vor uns alle, daß er seine Sachen nicht listiger und geheimer angefangen hatte. Inzwischen brachten mir diese Nachrichten einen Argwohn auf den verheyratheten Zimmermann und auf den Schlosser bey, und ich glaubte nicht, daß ihnen diese Umstände so gänzlich unbekannt sollten gewesen seyn. Gleichwol trug ich Bedenken, sie darum zu befragen. Nachdem ich nun den übrigen Colonisten, alles, was ich erfahren, erzählet hatte, und die beyden Spanier eine aufrichtige Reue bezeugten; so ward beschlossen, sie in unsere Gemeinschaft wieder aufzuneh-

zunehmen, und ihnen die Wohnung, in welcher sie waren, nebst der dazu gehörigen Plantage gemeinschaftlich einzuräumen; doch ihnen auf einige Zeit den Gebrauch alles Gewehres zu untersagen. Auf diese Art vereinigten wir auch diese Abtrünnigen wieder mit der Colonie.

Unter diesen Umständen verliefen über drey Monate, und Letli und seine Kameraden waren noch immer Gefangene. Binnen dieser Zeit brachten wir die Begräbnißstelle, wo die Pyramide stehet, in Ordnung. Der von den Rebellen erschossene Spanier war der erste, den wir daselbst begruben; den andern Spanier aber hatten wir als einen Aufrührer, an dem Ufer an einen Baum den andern zum Schrecken aufgehenkt, und die sämtlichen Einwohner drungen darauf, man sollte Letli und seinen vier Kameraden eine gleiche Ehre anthun. Ich aber konnte mich dazu unmöglich entschliessen. Ein neues Unglück aber, welches im Anfange der Regenzeit uns überfiel, brachte uns in eine ausserordentliche Unordnung, und entzog zu unsern gröſten Schaden diesen schlimmen Kerl und seine Kameraden der wohlverdienten Strafe.

Als die Regenzeit gegen das Ende des Augustmonats einfiel, entstund des Nachts ein grausamer Sturm. Der Himmel verfinsterte sich, und ward ganz mit Wolken bedeckt, ein heftiges Erdbeben erschütterte die ganze Insel, und das Castell am meisten, daß wir auch genöthi-

ge[illegible], mit Weibern und Kindern heraus zu flüchten. Wir waren auch kaum vom Berge herunter, und noch in der Höhe, als grosse Stücken vom obersten Theile des Felsens herab stürzten. Dieses Erdbeben [illegible] in der Pflanzstadt, in welcher [illegible] hatte, entsetzlichen Schaden, indem drey Häuser davon niedergeschlagen wurden. Die Luft auf der Insel ward von einem stinkenden Schwefeldampf angesteckt, und sie war so dicke, daß man kaum Athem hohlen konnte. Auf dieses Erdbeben folgte ein wütender Orkan, der Bäume, Umzäunungen [illegible] warf, und [illegible] verdarb [illegible] Einwohner [illegible] wusten nicht, wo [illegible] Endlich gegen Morgen [illegible] Sturm, das Wetter [illegible], nur ein gelinder Regen hielt [illegible] einige Stunden an. Diese Veränderung ermunterte uns wieder, und [illegible] einander auf, um zu hören, wie es überall in den Plantagen beschaffen, und was für Schaden geschehen wäre.

Unsere Gefangenen hatten diese Gelegenheit ergriffen, zu entwischen. Die Wache, die sie bewahren sollte, war seither bis auf vier Insulaner eingeschränkt worden, und diese armen Leute hatten das Erdbeben und der Orkan zerstreuet. [illegible] und die übrigen hatten dadurch Gelegenheit bekommen, sich los zu machen. Sie

hatten sie, wie wir die Insel hin und wieder durchstrichen, ohne daß wir es bemerkt hatten, und welches uns am meisten in Erstaunen setzte, die freygemachten Spanier, der verheyrathete Zimmermann nebst den Schlossern hatten sich zu ihnen geschlagen, und sie, als das übele Wetter aufhörte, bey sich in ihren Häusern verborgen. Da auch alles in Unordnung war, so dachte niemand an sie, ausgenommen des Nachmittags, als ich [illegible] die Gefangenen ent- [illegible] Zeit [illegible] Dieses nahm [illegible] Gelegenheit, sich einiger [illegible] nebst einem Fäßgen mit [illegible] und einem Vorrath mit Bley, zu bemächtigen. Ohne Zweifel musten sie sich auch [illegible] beträchtlichen Vorrath an [illegible] nun auch seit dem Krieg [illegible] Canoes vorräthig [illegible] ein- [illegible] Castell, wohl [illegible] hatten sie sich derselben bemächtiget, und waren in der Nacht, nach dem Sturme damit in die See gegangen. Des folgenden Tages [illegible] sie, und anfangs liessen wir sie [illegible], als wir aber von ungefehr gewahr wurden, daß die Canoes weg waren: so konnten wir leicht urtheilen, daß sie sich damit [illegible] Die Weiber der Entwichenen [illegible] daß ihre Männer [illegible] und

daß in der Nacht, da der Sturm geweſen, Letli und noch einer in ihren Häuſern geweſen wären. Sie hätten mit ihren Männern viel zu reden gehabt, und in der andern Nacht hätten ſie allerhand aus dem Hauſe getragen, die Weiber aber mit erſchrecklichen Drohungen zum Stillſchweigen bewogen.

Dieſe Begebenheit ſetzte uns faſt in gröſſere Verwirrung, als der Sturm und das Erdbeben. Gleichwol konnten wir es nicht ändern, und wir wuſten auch nicht, was wir diesfalls thun ſollten; vornehmlich da wir nur darauf denken muſten, die hin und wieder verwüſteten Gebäude und Felder wieder in vorigen Stand zu ſetzen. Das Caſteel hatte am meiſten gelitten, und wir waren nicht im Stande, ohne eine vorherige Hauptverbeſſerung darinn zu wohnen. Wir hatten unter dem Felſen ſo viel Steine und Erde wegzuräumen, um nur zu unſern benöthigten Sachen zu kommen, daß wir ſelbſt kaum wuſten, wo wir anfangen ſollten. Ueberdieſes war uns die Jahrszeit überaus unbequem zu dieſer Arbeit, denn die Regenzeit hatte ſich nur erſt angefangen, und wir konnten uns faſt in zween Monaten kein beſſer Wetter verſprechen. Gleichwol muſten wir arbeiten, es mogte auch ſeyn, wie es wollte. Weiber und Kinder und was nur eine Hand rühren konnte, alles muſte helfen. Die Coloniſten in den Pflanzſtädten wurden in vierzehn bis ſechzehn Tagen fertig, ausgenommen, daß ſie die Felder,

ſo

so wie sie waren, musten liegen lassen. Es war ein Glück vor sie, und vor uns alle, daß wir immer zweyjährigen Vorrath hatten, damit wir, wenn die Erndte etwa ein paar mal umschlagen sollte, nicht Mangel leiden mögten.

So bald nun die übrigen Colonisten fertig waren, so kamen sie ins Casteel, um uns zu helfen, und gewiß, wir hatten annoch ihre Hülfe nöthig, weil wir bisher nichts anders thun können, als nur den Schutt auszuräumen, und Platz zu machen. Dieses war eine ungemein beschwerliche Arbeit, weil wir nicht wusten, wohin wir mit dem Schutte und mit den Steinen sollten, und wir folglich theils der Hecken, die unser Casteel vom Hölzchen abschnitten, damit ausfüllen, theils auch einen besondern Weg auf der andern Seite gegen die Wohnungen der Spanier zu, zur Abführung derselben machen musten. Wir hatten also grosses Ungemach auszustehen; endlich als wir mehr Hülfe bekamen, so kamen wir doch so weit, daß wir mehr Luft erhielten, und nach und nach unsere Wohnungen unter dem Felsen gänzlich säuberten. Wir hatten dabey grossen Schaden gelitten, vieles Proviant war dadurch verdorben, und eine Menge nöthiger Hausrath, den wir erst durch mühsame Handarbeit wieder neu machen musten, war uns gänzlich unbrauchbar geworden. Und die ganze Regenzeit verlief in diesen Umständen, und kaum waren wir gegen das Ende derselben wieder hergestellet.

Allein, ein Unglück ist selten allein; dieses erfuhren wir leyder! doppelt. Denn durch die beständige Arbeit in einem unaufhörlichen Regen, der uns öfmals gänzlich durchnässete, und erkälten entstunden schlimme Krankheiten. Die beyden Frauen meiner Kameraden, die mit mir im Casteel wohneten waren die ersten, die wir begraben musten, und es war etwas besonders, daß wir in dem guten Wetter, das vor dem Erdbeben war, auf den Einfall kamen, uns eine Begräbnißstätte auszusuchen, und zu umzäunen. Diesen beyden Frauen folgten zween Spanier, von denen, die dicht hinter dem Casteel wohnten. Diese vier Leichen begruben wir in einer Woche etwa vierzehn Tage nach der Regenzeit im Anfange des Novembers. Dieses bekümmerte uns sehr, am meisten aber war uns bange, es mögte gar eine Seuche seyn, die uns alle verzehren würde; die meisten Einwohner waren krank, und zwar hatten sie einerley Zufälle, als Seitenstechen, Cattharalfieber und Reichen auf der Brust. Es starben auch in einigen Tagen noch die Frau des entflohenen Zimmermanns, welche eine Tochter des einen Pflanzers war. Ihr folgte Atkins Wittwe, und kurz darauf starb ein Engelländer in der andern Plantage, der aber unverheyrathet war. Einige drey- vier- und fünfjährige Kinder giengen auch darauf, und endlich starb noch ein Spanier, und mit ihm zugleich mein alter Insulaner, den wir alle als unsern Vater ehrten und liebten; denn er war ein alter ehrlicher und

recht-

rechtschaffener Mann. Wir begruben ihn und den Spanier zugleich und neben einander. Ausser den Kindern hatten wir also auf unsern Kirchhof schon 10. Personen begraben. Von den andern Insulanern starben auch 10. Personen, die aber gegen den Südöstlichen Theil der Insel ihren Kirchhof hatten. Ueberhaupt hatten wir nebst 9. Kindern 29. Leichen. Neun Personen waren geflüchtet, vierzehn waren in dem Treffen mit den Wilden geblieben, und drey Personen waren erschossen worden. Unsere Insel hatte also seit dem Jenner des 1697. Jahres bis ans Ende des Novembers des 1698. Jahres überhaupt an erwachsenen Europäern 17. an Insulanern 21. und an Sklaven 3. und also zusammen 41. alte Leute verloren, ohne die Weiber und Kinder zu rechnen. Gewiß ein Verlust, der uns in grosses Elend würde gestürzt haben, wenn uns damals die Wilden wieder überfallen hätten; denn es waren nur noch 13. alte Europäer, 17. Insulaner und fünf Sklaven übrig, zusammen 35. Personen. Nun waren zwar noch über 40. Kinder vorhanden, die aber erst heran wachsen musten, und von denen nur zween Theile Knaben waren, und es gehörte eine geraume Zeit dazu, bis sie ihr gehöriges Alter erreichen und uns bey einem Ueberfalle unterstützen konnten.

Unser Casteel war nun wohl wieder ausgebessert; allein wenn ich überlegte, was uns darinn noch begegnen könnte: so scheuete ich mich,

fast länger darinn zu wohnen. Wahr ist es, Herr Robinson hätte zu einer vollkommenen Sicherheit vor einem Ueberfalle, es sey nun von Wilden oder Europäern, keinen bessern Ort erwählen, und ihm auch keine bessere Verschanzung geben können, wie wir denn diese Verschanzung auch noch weit um die Hälfte vergrössert und verbessert hatten. Aber wenn ich das Erdbeben bedachte: so gerieth ich allemal in Furcht, wir mögten einmal alle mit einander unter den Felsen lebendig begraben werden. Doch wir wohnten nun aufs neue darinnen, und die Furcht verlor sich nach und nach; denn als wir die Insel hin und wieder nach dieser grossen Begebenheit untersuchten: so fanden wir, daß der Boden derselben an vielen Orten vom Erdbeben sehr viel gelitten hatte. Wir fanden sumpfichte Moräste, die einen schlimmen Geruch hatten; Hügel und Felsen, die niedergestüret waren; Höhlen an den Bergen auf der Südöstlichen Seite, die gänzlich verschüttet waren. So gar die Ufer an der See hatten hin und wieder ihre alte Gestalt verloren. An einigen Orten hatte die See etwas abgerissen, an andern Orten aber schien es, als ob das Wasser gewichen, und sich das Ufer erweitert hätte. Wir sahen also, daß wir an mehr als an einem Orte, einer gleichen Gefahr unterworfen wären, und daß uns das Erdbeben verderben könnte, wir mögten einen Wohnplatz haben, welchen wir wollten, und wenn wir auch noch so vorsichtig wären. Wenn die Kräfte

der Natur durch eine unsichtbare Hand beweget werden: so ist auch der Weiseste eben so wohl als der Thörigste dem Untergange unterworfen.

Nach dieser Begebenheit lebten wir wohl zween Monate wieder ruhig; wir waren alle wieder gesund, und das Sterben hatte aufgehöret. Weil aber die Zahl der Einwohner in den verschiedenen Pflanzstädten sich sehr verändert hatten: so waren wir genöthiget, um jede Pflanzstadt doch gleich zu vertheidigen, eine Veränderung vorzunehmen. In den Plantagen der Spanier waren nur noch drey übrig; wir richteten es daher so ein, daß noch sechs Insulaner bey ihnen wohneten; die Pflanzstadt, wo der Künstler war, ward auch mit sechs Insulanern versehen, und die letzte Pflanzstadt erhielt die letzten fünf Insulaner, in jeder waren drey Europäer und in dieser vier Europäer. Der Pflanzer behielt seine beyden Sklaven, die er aus Brasilien mitgebracht hatte, und auf's Casteel kamen meine drey Sklaven, die schon lange auf der Insel waren. Es waren nach dieser Eintheilung folglich im Casteel sechs, und in den drey Pflanzstädten in jeder neun Personen, ausser den zwey Sklaven des Pflanzers; diese machten zusammen fünf und dreißig Personen aus. Die Weiber und Kinder blieben in ihren Familien, ausser daß der Pflanzer die verwaiseten Kinder des entlaufenen Zimmermanns zu sich nahm, der Engelländer aber, der

ein Nachbar von **Atkins** war, für dessen Kinder sorgete.

Nach dieser Einrichtung lebten wir bis in den Maymonat des 1699. Jahres ganz ruhig, ausser das wir Gelegenheit hatten nach Brasilien einen Brief zu senden, in welchem wir an den dasigen Correspondenten des Herrn **Robinsons** einen andern an diesen selbst eingelegt hatten, worinnen wir ihn ersuchten, uns wo möglich aufs baldigste von dieser Insel nach Europa abholen zu lassen, weil wir wegen gehabter Unglücksfälle, dieser Lebensart müde wären, und gerne in unserm Vaterlande sterben wollten. Wir meldeten zugleich, daß einige Spanier weggegangen, und verschiedene von uns gestorben wären, wir auch in den Scharmützeln mit den Wilden Schaden gelitten hätten. Allein, wir haben keine Antwort erhalten, und auch nichts mehr von ihm gehöret, daher wir urtheilten, er müste gestorben seyn, bevor unser Brief bey ihm eingelaufen war.

Die Gelegenheit aber diesen Brief fort zubringen, war diese. Im December des 1698. Jahres kam eine mit 30. Personen besetzte Chaluppe an unsere Insel. Sie gehörte zu einem Portugiesischen Schiffe, welches in dasigen Gewässern in einem Sturme geblieben war. Das Volk hatte sich in die Chaluppe geworfen, und landete an der Insel an. Wir baten diese Leute, sich bey uns niederzulassen, allein, da sie unsern schlech-

schlechten Zustand sahen, und unsere Begebenheiten hörten: so hatten sie keine Lust dazu. Sie baten uns daher um etwas Proviant, und nachdem wir ihnen, so gut es uns möglich war, damit ausgeholfen, und sie ihre Chaluppe bestens ausgebessert hatten: so segelten sie fort, um Brasilien aufzusuchen. Und mit diesen Leuten übersendeten wir den erwehnten Brief. Wir haben nachher nichts weiter von ihnen gehöret.

Gegen das Ende des Maymonats 1699. wurden wir ganz unvermuthet in eine grosse Unruhe gesetzt. Ich war des Morgens nebst einem andern Spanier ausgegangen, um etwas Flügelwerk zu schiessen. Wir spazierten am Ufer des kleinen Meerbusens dicht an dem Hölzchen, welches sich bis dahin erstreckte. Auf einmal hörten wir in der See ein Geräusche, wir giengen daher am Ufer fort, und stiegen auf einen kleinen Hügel, von welchem wir in die See sehen konnten. Allein, wie erschracken wir über dasjenige, was wir erblickten? Eine Flotte von ungefehr 60. Canoes kam gerades Weges gegen uns angesegelt. Sie war etwa noch eine Viertelmeile von der Insel, und der Gegenwind, der von der Insel kam, ingleichen ein Strom der daselbst sehr heftig ist, hielten sie auf, daß wir glaubten, sie würden unter ein paar Stunden an der Insel nicht landen können. Wir eilten daher aufs schleunigste vom Ufer, um alle unsere Leute bewehrt zu machen, diesen heranahenden Wilden zu begegnen. In zwo Stunden waren

wir

wir auch alle fertig, und mit vierfachen Schieß-gewehr versehen. Auch die Insulaner waren, eben so wie wir selbst, bewaffnet, und wir hatten zu jedem Gewehr 20. Schüsse im Vorrathe. Die Kinder von neun bis zehn Jahren musten mit ins Feld, um unser Gewehr unter währenden Feuer aufs neue zu laden. Auf diese Art eilten wir ans Ufer, dem sich die Feinde nunmehr zu nähern anfiengen. Da sie von dieser Seite kamen, und sie keinen andern Landungsplatz fanden, als den Meerbusen: so hatten wir bequeme Gelegenheit, sie, ehe sie ihre Fahrzeuge verliessen, so zu bewillkommen, daß sie, wie wir hofften, nicht leicht ans Aussteigen gedenken sollten. Wir schlichen uns nämlich im Holze so nahe ans Ufer, wo sie herkamen, als es, ohne von ihnen gesehen zu werden, möglich war. Darauf legten wir uns auf den Bauch, und rutschten vollends ans Ufer, welches zu unserm Vortheil etwas mit Gesträuch bewachsen war, daß uns eben bedeckte, ohne unserm Gewehre hinderlich zu seyn. Als wir ganz vorne am Gesträuche waren, und die Feinde dem Ufer eben so nahe waren, daß wir sie mit unsern Gewehr erreichen konnten, so gaben wir alle zugleich eine Salve, die ihre Wirkung auf doppelte Art that: denn wir trafen sie sehr wohl, und dann so machten wir sie irre und furchtsam, vornemlich, weil sie nicht bemerkt hatten, von welcher Seite des Meerbusens das Feuer herkam. Sie waren daher zweifelhaft, welcher Seite sie sich nähern sollten. Indem sie nun in diesem Schrecken

waren,

waren, gaben wir ihnen die zweyte Salve, die von gleicher Wirkung war; und wir hatten durch diese beyden Feuer über sechzig Mann getroffen, die aus dem Canoes ins Meer stürzten. Da wir mit den Pistolen nichts ausrichten konnten, so hatten die Kinder inzwischen das Gewehr wieder geladen, und wir gaben ihnen darauf unsere Kugeln noch zweymal mit gleicher Wirkung zu kosten, ehe sie sich entschliessen konnten, an welchem Ufer sie aussteigen wollten. Endlich erwählten sie die andere Seite uns gegen über, der sie sich nunmehr auch näherten, aber indem kam die Ebbe, die sie denn verhinderte, auszusteigen, und sie zwang, sich unserer Seite zum Aussteigen zu nähern. Dieses war eine Sache, die wir wünschten, weil wir sie dadurch desto gewisser zum Ziele hatten. Hingegen wären sie auf der andern Seite ausgestiegen: so würden wir unmöglich die Zerstörung und Plünderung unserer Pflanzstädte haben verhindern können.

Wir hatten inzwischen unser Gewehr geladen, und da sie uns recht in Schuß kamen, feuerten wir wieder auf sie los, und zwar bekamen sie eine doppelte Lage. Und da wir nun auch unsere Pistolen lösen konnten: so begrüßten wir sie zweymal damit. Durch dieses beständig anhaltende Feuer waren bereits über 200. Feinde, allem Ansehen nach, todt, und wir zweifelten nunmehr, daß sie sich unterstehen würden, ans Land zu gehen. Allein, sie waren hartnäckig.

ckig, und wollten durchaus ans Land, um ihre Kameraden zu rächen. Wir wurden nämlich gewahr, daß sie im Meerbusen weiter hinauf gehen wollten, um einen sichern Landungsplatz zu suchen. Zugleich aber erblickten wir mit grosser Verwunderung, daß unsere entlaufene Rebellen die Anführer dieser Wilden waren. Da wir nun dieses, und die Absicht der Feinde sahen, so theilten wir uns, und die Hälfte unserer Leute unter dem Commando des Engelländers **Bollers** blieb auf dem ersten Platze; ich aber nebst der andern Hälfte schlichen uns im Holze weiter fort, um ihnen auch daselbst die Landung zu wehren. Eben als wir in das Gebüsche kamen, wo unsere Feinde aussteigen wollten, sahen wir, daß der Zimmermann nebst zween Spaniern am Ufer herauf kamen. Da wir aber den Weg besetzt hatten, welchen sie nehmen mußten, wenn sie in der Insel festen Fuß fassen wollten: so liessen wir diese beyden etwas näher kommen, und als sie uns nahe genung waren, überfielen wir sie ohne Geräusche, und machten sie ohne Mühe zu Gefangenen. Hierauf fiengen wir an, auf die aussteigenden Wilden zu feuern, und da unsere Kameraden auf dem ersten Platze auf die übrigen Wilden zugleich aufs heftigste schossen: so wurden sie dadurch so verwirrt, daß sie kein Herz mehr hatten, auszusteigen. Sie kehrten mit ihren Canoes um, und suchten die See. Wir liessen inzwischen nicht nach, sie mit einem beständigen Feuer aufs heftigste zu verfolgen. Zugleich

gleich erhub sich ein Landwind, der sie aufs schleunigste in die See trieb, und in einer Stunde waren sie bereits so weit von der Insel entfernt, daß wir sie nicht mehr erblicken konnten. Da aber unsern Gefangenen etwa zwölf Wilde gefolgt waren, wir aber verhinderten, daß sie nicht wieder zurück konnten: so machten wir auch diese zu Gefangenen, ohne daß wir einen einzigen Mann dabey verloren; denn ungeachtet die Feinde aus den Canoes tapfer mit Pfeilen ans Ufer hinauf schossen: so waren wir doch an dem erstern Orte durch das Gesträuche zur Gnüge bedeckt, und die Pfeile giengen entweder über uns weg, oder sie blieben, ohne uns zu beschädigen, im Gesträuche hängen; an dem andern Orte aber schützte uns das dicke Gehölze zur Genüge.

Als wir nun sahen, daß unsere Feinde fort waren: so führten wir unsere Gefangenen im Triumphe fort, und brachten sie anfangs in die Wohnungen der Spanier beym Casteel. Darauf theilten wir sie, und schickten die Wilden in die nächstgelegene Pflanzstadt, in welcher **Boller** Richter war. Die Europäer aber fiengen wir an, zu befragen, warum sie sich unterstanden hätten, eine solche Untreue an uns zu begehen? Sie entschuldigten sich darauf, daß sie an allem Unglück keine Schuld hätten; denn **Leeli** habe sie zuerst verführet, und sie wären in Furcht gestanden, wir würden, wenn sie länger auf der Insel blieben, doch noch heute oder morgen

morgen Rache an ihnen üben. Da sie nun auch durch **Letli** in diesem Argwohne wären verstärkt worden: so hätten sie sich durch ihn in der Nacht, da der Orkan war, überreden lassen, mit ihm fortzugehen. Als sie nun lange auf der See herum geschwärmet wären, hätte sie endlich der Wind in Nordosten an eine Insel getrieben, die von einer ganz andern Nation von Wilden, als die Wilden, die unsere Nachbarn sind, bewohnt gewesen. Diese hätten sie anfangs sehr freundlich aufgenommen; nachher aber hätten sie wohl gemerkt, daß sie ihnen nicht recht trauen dörften. Diesfalls hätten sie sich bemüht, mit List von ihnen weg zu kommen; solches aber hätte ihnen nicht glücken wollen. Endlich hätten sie den Wilden allerhand Dienste geleistet; sie wären gegen ihre Feinde mit zu Felde gezogen, und hätten durch ihr Schießgewehr, jederzeit den Sieg davon getragen, dadurch wären sie in Ansehen bey ihnen gekommen. Da aber endlich ihr Pulver meistens seine Endschaft erreichet: so wären sie sehr verlegen gewesen, und hätten nicht gewußt wie sie ihr Ansehen bey den Wilden behalten sollten. **Letli** hätte darauf vorgeschlagen, sie wollten die verlassene Insel aufsuchen, und ihre Landsleuten so viel Pulver entführen, als sie bekommen könnten. Sie wären über diesen Anschlag zwar sehr verdrießlich gewesen; aber es hätte nichts geholfen, **Letli** hätte den Wilden gleichwol den Vorschlag gethan, mit ihnen auf unsere Insel zu gehen, wo sie Pulver in

Menge antreffen würden. So bald nun die Flotte der Wilden beyſammen geweſen wäre: ſo hätten ſie mit fort gemußt. Allein, der Ausgang hätte bewieſen, daß **Letli** eine falſche Rechnung gemacht hätte. Doch, ſchloſſen ſie dieſe Erzählung, wären ſie vergnügt, daß ſie bey ihren lieben Landsleuten und bey Chriſten wären, die ſie viel lieber um Gnade und Erbarmung anflehen wollten, als die Wilden. Sie ſagten endlich noch, die Flotte der Wilden wäre 80. Canoes ſtark, in jedem Canoe aber wären acht Mann geweſen. Solchergeſtalt wären die Feinde juſt 640. Mann ſtark geweſen.

Nach dieſer Unterredung bemüheten wir uns, die gefangenen Wilden zahm zu machen, und mehrere Nachricht von ihrer Nation zu erhalten, und daraus zu ſehen, ob ihre Antwort mit der Ausſage unſerer gefangenen Rebellen einſtimmen würde. Allein unſere Mühe war vergebens; denn unſere Inſulaner waren nicht vermögend, ſie zu verſtehen, oder auch ſich ihnen verſtändlich zu machen. Daraus, und wenn wir denn obige Berichte dazu nahmen, konnten wir urtheilen, daß dieſen Wilden unſere Inſel ganz unbekannt ſeyn mußte, und ſie folglich noch niemals darauf geweſen waren. Sie gehörten alſo auch nicht zu den andern Wilden, mit denen wir bereits Scharmützel gehabt hatten, und die unſere Inſel annoch, um etwa eine Siegesmahlzeit darauf zu halten, beſuchten. Nach gerade machten wir dieſe Wilden doch zahm,

und sie lernten erst die Sprache unserer Insulaner und endlich auch uns selbst verstehen. Wir theilten sie in unsere Pflanzstädte ein, um den Europäern, als Sklaven, arbeiten zu helfen, in welches Schicksal sich diese Leute gar bald fanden, und auch, weil wir ihnen sonst keinen Mangel leiden liessen, und ihnen auch sehr gütig begegneten, zu allen willig waren, und aufs getreueste unsern Befehlen nachkamen. Unsere Europäer aber machten uns anfangs viel Sorge; da sie uns aber aufs feyerlichste und eydlich baten, sie wieder in unsere Gemeinschaft anzunehmen: so willigten wir endlich nochmals darein, und vertheilten sie in unsere drey Pflanzstädte, damit wenn sie ja unruhig seyn wollten, sie doch ohne daß wir es bemerkten, nicht so oft zusammen kommen könnten. Doch sie führten sich nach der Zeit ganz gut auf, und wir hatten keine Ursache, uns über sie zu beschweren.

Es verfloß in diesem ruhigen Zustande ein ganzes Jahr, ohne daß wir gestört wurden. Allein just das Jahr darauf, als uns diese fremde Wilden zugesprochen hatten, kam Letli aufs neue wieder mit ihnen zurück. Wir bemerkten sie aber früh genung, um ihnen gehörig zu begegnen. Sie hatten nicht das Herz, auf der Seite des Meerbusens zu landen, sondern sie fuhren um die Insel weiter hinum, und stiegen an dem Südöstlichen Theile ans Land, und zwar daselbst, wo unsere Rebellen sonst, von uns abgesondert, gelebt hatten. Als wir sie

um

um die Insel fahren sahen, setzten wir uns in solchen Vertheidigungsstand, daß uns vor ihnen nicht bange seyn dorfte. Da wir nun gewahr wurden, wo sie ausstiegen, so war uns dieses eine grosse Freude; denn wir konnten sie daselbst gänzlich von uns abschneiden, und wenn wir die drey oben gemeldten enaen Wege besetzt hatten: so war es eine Unmöglichkeit, daß sie uns überfallen, und sich der Insel bemächtigen konnten. Wir hatten auch diese Pässe so wohl eingenommen, bevor sie gänzlich ausgestiegen waren, daß sie, als sie in die Insel marschiren wollten, nicht wenig stutzten, daß ihnen überall das Knallen unsers Gewehres den Weg versperrte. Sie versuchten zwar auf die Berge hinan zu klettern; allein theils waren sie auf ihrer Seite gänzlich unersteiglich, theils waren sie auf unserer Seite so steil und jähe, daß sie sich nicht wagen dorften, herab zu klettern. Bey dieser Gelegenheit schossen wir eine gute Menge von ihnen von den Bergen herunter, ohne daß sie uns ihre Pfeile mittheilen konnten.

Der Tag verlief auf diese Art in einem beständigen Scharmützel, ohne daß wir den geringsten Schaden dabey litten. Des Nachts blieben die Feinde auf der Insel stille liegen. Wir aber hielten fleißig Wache. Gegen Morgen fiengen sie an, sich wieder zu bewegen, allein wir waren bereits mit unserm Gewehr fertig, und begegneten ihnen damit auf vorige Art und mit eben so guten Glück. Zuweilen thaten wir

auch einen Ausfall unter sie, insonderheit waren unsere Insulaner dazu sehr geschickt, denn sie machten mit ihren Springstöcken eine grosse Verwirrung unter ihnen. Dieser Tag und die folgende Nacht verlief auch, ohne daß sie die Insel verlassen wollten, ungeachtet wir bemerkten, daß es ihnen an Proviant mangelte. Den dritten Tag des Morgens sahen wir, daß sie unter sich selbst uneins seyn musten; denn sie theilten sich unter einem grossen Geschrey in zween Haufen. Bey dieser Gelegenheit wurden wir Letli zuerst wieder gewahr, und es kam uns vor, daß der eine Haufen ihm übel begegnen, der andere ihn aber beschützen wollte. Wir riefen daher einen von unsern Sklaven, der uns denn, nachdem er diesem Lermen zugehört hatte, berichtete, daß der eine Hause fort, und Rache an Letli und seinen Kameraden, wegen des Verlusts so vieler Menschen, ausüben wollte; hingegen die andere Parthey nähme ihn in Schutz, und verlangte, auf der Insel zu bleiben. Indem wir nun unschlüßig waren, was wir dabey thun wollten: so sahen wir einen Spanier und zween Engelländer nach dem einen Wege flüchten. So bald sie uns sahen, baten sie um Gnade, und gaben sich freywillig gefangen. Wir fragten, wo ihre Kameraden wären? worauf sie sagten: zween wären durch unser Geschüz geblieben, und auf Letli wären die Wilden erbittert. Indem wurden wir gewahr, daß beyde Haufen aufeinander losgiengen und eine Schlacht halten wollten. Letli führte seinen

Hau-

Haufen an, aber so bald sie aneinander kamen, fiel Lerli durch einen Pfeilschuß zu Boden, die Wilden aber wichen beyderseits zurück, und einen Augenblick darnach traten von beyden Theilen vier alte Männer hervor, und unterredeten sich mit einander. Alsdann erhuben beyde Partheyen ein grosses Geschrey, liefen untereinander, und gaben sich die Hände. Darauf nahmen sie den halbtodten Lerli und seine beyde todte Kameraden, schlugen ihnen mit ihren Schwerdtern die Köpfe entzwey, und hiengen sie alsdann bey den Beinen an die nächsten Bäume. So bald sie damit fertig waren, sprangen sie in ihre Canoes und verliessen die Insel. Wir gaben dabey nur aufmerksame Zuschauer ab, und liessen sie auch ungestört fort fahren, indem wir sehr froh waren, daß wir diese ungebetene Gäste mit so guter Art und ohne Schaden loß wurden.

Wir besahen darauf den Platz, wo sie gewesen waren, und fanden 100. Todte, die wir unverzüglich in die See schmissen. Unsere Gefangenen Europäer erzählten uns darauf, daß sie schon vor einem Jahre gerne entwischet wären, aber sie hätten keine Gelegenheit dazu gehabt. Anitzt aber, da Lerli todt wäre, der sie in dieses Unglück geführt hätte: so hofften sie, wir würden desto eher Mitleiden mit ihnen haben, und sie wieder bey uns auf und annehmen. Nachdem wir nun ihrer Reue deutlich genug versichert waren, und sie sich eidlich verpflichtet

hatten, künftig sich besser aufzuführen, wiesen wir ihnen wieder Plantagen an, und theilten sie in alle drey Pflanzstädte ein. Dieses war nun das Ende dieser Rebellion des **Letli**, die uns Verdrieslichkeiten genug zugezogen hatte. In dem letztern Treffen hatten wir aber doch zween Todte bekommen, nämlich zween Insulaner, die sich mit ihren Springstöcken zu weit unter die Wilden gewaget hatten. Von dieser Zeit an lebten wir einige Jahre ganz ruhig, ausgenommen, daß wir von den Erdbeben öfters sehr viel leiden musten, doch nicht so viel, als das erstere mal.

Etwa im Maymonat des 1708. Jahres wurden wir wieder von unsern andern Wilden überfallen; allein ohne daß wir sonderlich dabey litten. Sie musten vielmehr das Fest bezahlen, und wir verloren dabey nur vier von unsern jungen Leuten und sechs von unsern Sklaven. Sie überfielen uns zwar noch einige male nachher, aber, ohne daß wir dabey einbüsseten; und wir lebten nun ganz vergnügt, wir würden auch wohl unser Leben allhier beschlossen haben, wenn uns nicht andere Zufälle genöthiget hätten, diese Insel zu verlassen.

Unsere Colonie nahm an Einwohnern sehr zu, die jungen Leute erwuchsen, und heyratheten; und im Jahr 1712. richteten wir in dem Südöstlichen Theile eine ganz neue Pflanzstadt von zwölf Paar neuverehligten Leuten auf. Dieses

ses geschah im Maymonat, und wir feyerten dieses Fest mit ganz besondern Feyerlichkeiten; denn an diesem Tage waren zwanzig Paar mit einander verheyrathet worden. Unsere Freude aber dauerte nur eine sehr kurze Zeit. Im Ausgange des Augustmonats, da eben vierzehn Jahr seit dem grossen Erdbeben verflossen waren, überfiel uns ein neues Erdbeben, welches viel stärker war, als das ehmalige. Unser Castell ward dadurch gänzlich zerstöret, und viele Oerter in der Insel erlitten eine gleiche Zerstörung. Der darauf folgende Orkan war auch weit wütender, und er richtete eine entsetzliche Verwüstung an. Eine grosse Menge Bäume an Meerbusen, die wir selbst gepflanzet hatten, riß er aus der Erde; fast alle Wohnungen in der Insel, ausgenommen die gegen Südost waren, riß er nieder, und die Materialien wurden hin und wieder zerstreuet. Niemand war vermögend, diesen Sturm aufzuhalten; selbst in dem dicksten Gehölze war man dagegen nicht sicher. Dieses Ungewitter dauerte eine ganze Nacht, und gegen Morgen ließ es nach, und ein Regen, der die ganze Insel überschwemmte, und vier und zwanzig Stunden dauerte, folgte darauf. So bald nun der Orkan nachließ, eilten wir in den Südöstlichen Theil der Insel, zu den neuverheyratheten Leuten, um uns in ihren Wohnungen etwas zu erholen. Wir wurden von ihnen willig aufgenommen und bestens erqvickt. Nachdem der heftige Regen nachgelassen hatte: so eilten wir,

um unsere zerstörten Pflanzstädte zu besehen. Allein, welche Verwüstung? alles war übern Haufen geworfen, zerstreuet und verwüstet, und es schien, als wenn eine ganze Menge Feinde diese Zerstörung angerichtet hätten. Wir fiengen endlich an zu arbeiten, doch mit betrübten Herzen; zwar war in den Pflanzstädten noch einige Rettung vorhanden, und die Arbeit war das vornehmste; allein im Casteel sah es schlimmer aus. Es war unser Glück, daß wir seit dem ersten aressen Erdbeben unsere Magazine nicht mehr unter dem Felsen hatten, sondern so wohl Pulver, Gewehr als auch Werkzeuge und Proviant in der Pflanzstadt der Spanier verwahreten, wo wir eine Art einer kleinen Festung angeleget hatten, in welcher ich und ein Spanier nebst einem Sklaven unsere Wohnung hatten. Im Casteel wohnten nur noch zween Spanier und drey Sklaven. Sie hatten vor dem Felsen auf einem lustigen grünen Platze ein grosses Gezelt aufgeschlagen, unter welchem sie ihr Wesen hatten; denn wegen der oft wiederholten Erdbeben traueten sie dem Felsen nicht mehr. Anitzt aber war alles vollends zerstöret, alle Abtheilungen und Kammern darunter waren verschüttet; in der Mitte derselben war ein gräulicher Schwefelgestank, der, als wir um den Schutt auf die Seite zu räumen, mit solcher Heftigkeit heraus brach, daß sich seit dem niemand mehr hinein getrauete, und wir glaubten, es müsse sich ein Schlund darinn geöffnet haben, aus welchem diese stinkenden Dämpfe heraus

aus flössen; zumal die Sklaven, die darinnen gearbeitet hatten, halb todt heraus krochen, und sagten: die Erde wäre unter ihnen weggewichen, und sie wären beynahe versunken. Die Spanier liessen daher alles Geräthe das darinn war, ja selbst das Gezelt auf dem Felsen im Stiche, zumal dieses durch die herabgefallenen grossen Stücken Steine fast ganz zerschmettert, auch der Platz so voller Steine war, daß man fast keinen Fuß fortsetzen konnte. Das war also das Ende unsers Casteels, zu dessen Besestigung nicht nur wir, sondern schon vor uns der Herr Robinson eine so erstaunliche Mühe angewendet hatte, indem es ringsum mit einem undurchdringlichen Walde bepflanzet war, der seine Bewohner gegen alle Feinde beschützen konnte.

In der Insel selbst waren ganze Plätze und Felder versunken, und wir musten die Plantagen hin und wieder verändern, und andere Felder bebauen, und diese Arbeit machte uns gewaltige Mühe. Da wir auch in der Regenzeit immer in freyer Luft arbeiten musten, so entstunden daraus aufs neue Krankheiten, die verschiedene Einwohner hinrissen. Von den Spaniern starben vier, unter denen die beyden zurück gekommene waren, es waren deren also nebst mir nur noch vier übrig, und da von diesen auch noch drey sehr krank waren: so bestimmten wir den vom Casteel nicht weit entlegenen Kirchhof vor uns und unsere Familien. Die übrigen Plantagen begruben ihre Todten dicht hinter den

Pflanzſtädten. Es ſtarben auch ſechs Kinder der Spanier und von meinen eigenen auch zwey. Kurz wir verloren von Erwachſenen Europäern zehen, von Kindern zwanzig, von den Sklaven ſechs, und von den Inſulanern fünfe, ingleichen eine alte Wittwe, nebſt der Frau des Künſtlers, hiernächſt **Bollers** Frau und die Frau des Pflanzers, und alſo überhaupt fünf und vierzig Perſonen.

Hierauf hatten wir ein Jahr Ruhe, binnen welcher Zeit wir uns ziemlich wieder erholten. Allein im folgenden Jahre hatten wir im Auguſtmonat abermals ein Erdbeben, welches aber nicht ſo heftig war, als die vorhergehenden, doch wurden abermals einige Felder verwüſtet. Dieſes neue Unglück brachte uns auf den Schluß einige Chaluppen zu bauen, und dieſe Inſel zu verlaſſen, auf der wir kaum unſern Unterhalt mehr haben konnten. Allein wir wurden im Jenner des 1714. Jahres, als wir eben Anſtalt zu dieſer Arbeit machten, durch einen Zufall dieſer Mühe überhoben.

Es kamen an einem Morgen zween junge Leute aus Südoſt zu mir, mit der Nachricht, es wäre dieſe Nacht eine groſſe Maſchine ans Ufer getrieben worden, die wie ein groſſes Haus ausſähe. Sie wüſten nicht, was es wäre, und baten mich daher, eiligſt mit ihnen zu kommen, um dieſes Wunder zu beſehen. Ich merkte aus ihrer Erzählung, daß es ein geſtrandetes Schiff ſeyn müſte. Ich fragte ſie: ob ſie keine Menſchen darauf geſehen hätten, oder ob keine her-

aus

aus gestiegen wären? Sie sagten sie wüsten es nicht; denn sie hätten sich nicht so nahe daran wagen mögen. Ihre Nachbarn aber wären alle bewaffnet, um ihre Wohnungen zu beschützen. Hierauf ließ ich ihnen den Pflanzstädten ansagen, daß ein Schiff in Südost angekommen wäre, sie mögten sich daher alle wohl bewaffnet bey mir einfinden. In zwo Stunden waren sie auch alle beysammen, und weil wir noch verschiedene erwachsene junge Leute hatten: so marschirten wir vierzig Personen stark und wohl bewaffnet fort, nachdem wir die beyden Boten vorausgeschickt, um ihren Nachbarn zu melden, daß sie sich, so bald wir kamen, zu uns wohlbewehrt verfügen sollten. Wir machten alsdann ein Corpo von sechzig Personen aus. So bald wir dahin kamen: so nahmen zween Engelländer über sich, das Schiff auszukundschaften. Da sie aber, als sie sich dem Ufer näherten, keinen Menschen erblickten: so stiegen sie in ein Canoe, welches zum Fischen gebrauchet ward, fuhren ans Schiff, stiegen hinauf, und fanden es von Menschen ganz entblöset. Da wir dieses sahen, näherten wir uns dem Ufer, und ich und der Künstler liessen uns gleichfalls ans Schiff übersetzen. Als wir alles genau untersuchten, so fanden wir in der Cajüte zween todte Körper, und in dem Verdeck, wo das Volk zu schlafen pflegt, fanden wir sechzehn Todte. Alle diese Körper wären ganz ausgetrocknet, und verfallen. Als wir nach dem Proviant sahen, so war auch nicht so viel

viel vorhanden, daß eine Maus davon hätte ſpeiſen können. Dieſes alles überzeugte uns, daß das Volk aus Hunger geſtorben war. Es war übrigens ein Spaniſches Schiff von Mexico nach Cadix beſtimmt; es führte 36. Kanonen und hatte überaus reiche Schätze. Wie wir ferner aus den Schriften ſahen: ſo war es ſchon 19. Monate auf der See geweſen, und vermuthlich mogte es durch widrige Winde ſeyn herum getrieben worden; das Proviant war darüber aufgezehret worden, und folglich muſten die meiſten Menſchen nach und nach bis auf dieſe wenigen geſtorben ſeyn; denn das Schiff hatte 150. Mann gehabt. Es war mit Munition wohl verſehen, und ſonſt noch in ziemlichen Stande, blos daß die Seegel ſehr zerriſſen waren, und daß es, als es auf den Strand der Inſel geſtoſſen war, unten im Raume einen ziemlichen Leck bekommen hatte. Wir konnten aber allen dieſen Mängeln, weil wir Volck genug hatten, zur Genüge abhelfen, und es wieder in ſeegelfertigen Stand ſetzen. Wir machten auch unverzüglich Anſtalt das Loch im Raume zu ſtopfen, und das Schiff wieder flott zu machen. Unſere Zimmerleute, der Künſtler und die Engelländer wuſten mit dieſer Arbeit wohl umzugehen, und unſere Leute gut anzuführen. Wir waren geſonnen, es um die Inſel auf die Seite des Meerbuſens zu legen, weil es daſelbſt, wenn Sturm entſtehen ſollte, viel ſicherer lag. In acht Tagen hatten wir die ſchwerſten Sachen ausgeladen, und in zwölf

Ta-

Tagen war es so weit fertig, daß wir es beqvem auf die andere Seite an den Meerbusen bringen konnten. Die Fluth kam uns auch zu Hülfe, um es wieder flott zu machen, und da wir Canoes genug hatten, auch auf dem Schiffe eine gute Chaluppe fanden, so buxirten wir es endlich, wiewohl mit vieler Mühe, glücklich wieder in die See, worauf wir es vor Anker legten, und es wieder beluden. Alsdann buxirten wir es an den Ort, wo es liegen sollte; denn wegen Mangel der Seegel konnten wir nicht seegeln. Als wir es nun an gehörigen Ort gebracht und vor Anker gelegt hatten: so machten wir Anstalt zur Reise. Allein weil dazu sehr viel gehörte, das Schiff auch hin und wieder vorsichtig ausgebessert war, wir uns auch mit genugsamen Proviant versehen musten: so konnten wir nicht sobald abreisen, als wir wollten, und verliesen beynahe zwey Jahr, bevor wir mit allen Nothwendigkeiten versehen waren.

Einmal ward uns durch einen Orkan unsere Erndte gänzlich verdorben, und ein andermal litte unser Schiff durch einen heftigen Sturm grossen Schaden, und endlich fielen uns noch im Jenner 1716. die Wilden in die Insel, und kamen in unsere Plantagen, wo sie unsere Erndte aufs neue verdarben. Doch endlich hatten wir alle Schwierigkeiten gehoben. Zum Andenken unserer Zufälle habe ich und der Künstler diese Nachrichten doppelt in Papier gebracht, die wir aus meinem Tagebuche gezogen haben.

Wir

Wir richteten darauf noch diese Pyramide zur Verwahrung derselben auf, die wir in die Mitte unsers Kirchhofes gesetzt hatten, auf welchen wir vor unserer Abreise noch zween Spanier, und meine mir so liebgewesene Frau, begruben. Noch heute werden wir unter Seegel gehen, und diese Insel auf ewig verlassen. Wir sind an freyen Leuten, theils Europäer, theils allhier gebohrne, nebst Weibern und Kindern no. Personen stark, hierzu kommen noch sieben Sklaven. Unter den Kindern sind die jüngsten vierzehn Jahr alt, doch deren sind nur zehen, und diese sind meistens Mägdchen, die übrigen sind alle älter, und können uns folglich auf dem Schiffe schon Dienste thun.

Nunmehr beschliesse ich diese Nachrichten. Der Wind ist gut, in dieser Stunde verwahre ich diese Schriften, und sage der Insel gute Nacht; nachdem ich darauf fast dreißig Jahr gewesen bin, und das 76. Jahr erreichet habe.

Ein jeder, der dieses lieset, hüte sich vor dieser Insel!

Zwölftes Buch.

Ueber dem Leſen dieſer Nachrichten war der Mittag heran gekommen, und daher eilte der Koch, uns unſere Mahlzeit zurechte zu machen. Ich aber und der Leutenant nebſt einigen andern giengen hin und wieder auf der Inſel herum, und wir fanden noch Plantagen, Häuſer und Umzäunungen, aber Wind und Wetter hatte alles ruinirt. Die abgeleſene Schrift aber hatte uns dieſe Inſel zwar merkwürdig, doch auch verhaßt, gemacht, daher entſchloſſen wir uns, des folgenden Morgens bey guter Zeit fortzuſegeln, und unſer Schiff wieder zu ſuchen, zumal da wir ohnedieß ſchon länger, als unſere Abrede war, weg geweſen waren. So bald wir daher geſpeiſet hatten, ließ ich etwas an Ziegen und Vögeln ſchieſſen, wie auch ein paar Schildkröten ſuchen, und alles zurechte machen, und auf die Chaluppe bringen. Die Gezelte ließ ich noch des Abends wieder zuſammen packen, und wir ſchlieſen des Nachts in der Chaluppe, um früh deſto geſchwinder fort zu ſeegeln. Da uns aber der Wind etwas entgegen war: ſo befürchteten wir, einiger Gefahr unterworfen zu ſeyn; doch des Morgens hatte ſich der Wind gänzlich geleget, und wir muſten daher rudern. Wir nahmen diesfalls wieder den Weg, den wir gekommen waren,

um unser Schiff desto gewisser wieder zu finden; doch hielten wir uns etwas von den Inseln entfernt, wo wir auf unserer Ausreise gewesen waren, um von den Wilden nicht überfallen zu werden. Wir waren auch endlich so glücklich, daß wir gegen Abend unser Schiff erblickten, von dem wir aber noch wohl sechs englische Meilen entfernet waren. Unsere Leute waren müde und abgemattet, dieses verhinderte, daß wir diesen Abend nicht ans Schiff kommen konnten. Da es nun gutes Wetter war: so blieb ich die Nacht über vor Anker liegen, und des Morgens ganz früh segelten wir mit einer mäßigen Kühlung, die uns günstig war, und mit Hülfe der Ruder vollends ans Schiff, wo man uns mit Verlangen entgegen sahe, weil unser langes Wegbleiben alle und jede, insonderheit meinen lieben **Mentor**, in Furcht gesetzet hatte.

So bald wir auf dem Schiffe waren, erzählten wir unsere Begebenheiten, und ich gab insonderheit meinem Freunde die gefundene Schrift zu lesen. Er verwunderte sich über den Innhalt derselben nicht wenig, und ich hatte schon beym Lesen meine Betrachtungen gemacht, so bald ich den Namen **Robinson Crusoe** hörte, der mir aus der Schrift meines seel. Vaters nicht unbekannt seyn konnte. Doch ich will nun wieder zu meinen eigenen Begebenheiten schreiten, die ich durch diese Spazierfarth allzu lange unterbrochen habe.

Unſer Schiff lag noch an der oben beſchriebenen angenehmen Inſel, und wartete, weil nun alles in Ordnung war, auf guten Wind. Es ſchien auch, daß ſolcher ſich einfinden würde, und endlich glaubten wir, wir würden eine glückliche Reiſe erhalten; daher nahmen wir friſch Waſſer ein, lieſſen unſere Gezelte und alles übrige an Bord bringen, lichteten die Anker, und giengen mit einem guten Nordoſt unter Seegel. Wir erreichten dadurch Braſilien gar bald, und hofften dahero deſto gewiſſer und geſchwinder ins Südmeer zu kommen; allein umſonſt. Den zwanzigſten Tag unſerer Reiſe lief der Wind um und ward ganz weſtlich. Ein ſtarker Sturm der abermals acht Tage unaufhörlich anhielt, verſchlug uns gänzlich aus unſerer Farth, und da es auch nach dem Sturme immer noch einen halben Sturm aus Weſten wehete: ſo waren wir, ehe wir es uns verſahen, am Vorgebürge der guten Hoffnung, dieſes war acht Wochen darnach, als wir von dem Strome **Oroonoko** abgeſegelt waren. Wir hatten alſo zwar eine geſchwinde Reiſe, aber wieder Willen, gethan. Da unſer Volk abgemattet und zum Theil krank war: ſo warfen wir Anker, und baten den Stadthalter um Erlaubniß, ans Land zu gehen, und einige unſerer Kranken mit zu nehmen. Wir erhielten ſie auch, und wir lagen drey Wochen daſelbſt auf der Rhede, binnen der Zeit wir die Gegend des Landes beſahen, und unſer Volk ſich wieder erhohlete.

Als wir darauf Erfriſchungen und Waſſer eingenommen hatten, der Wind aber noch immer weſtlich war: ſo entſchloſſen wir uns, die Fahrt zu verändern, und durch Oſtindien ins Südmeer zu ſegeln. Wir lichteten nach dieſem Entſchluſſe den Anker, und fuhren mit gutem Winde immer nach Oſtindien. Die Winde blieben uns auch beſtändig günſtig, bis wir nach Sumatra kamen, wo wir in einen Hafen lieſen, um daſelbſt etwas auszuruhen, Erfriſchungen einzunehmen, und vielleicht einigen Handel zu treiben. Mein Freund verrichtete auch ſeine Sachen ſehr gut, und nachdem wir uns allhier ſechs Wochen aufgehalten hatten, ſegelten wir mit einen Südweſt weiter, und zwar war unſere Abſicht erſt nach China zu gehen, und hernach nach der Südſee zu ſegeln. Wir hatten ſchon eine gute Reiſe gethan, und waren bereits Borner vorbey, als es uns einfiel: wir hätten gleichwol in China nichts zu thun, und wenn wir den Seekarten des alten Commandeur Jenningtons folgten: ſo könnten wir wohl einen nähern Weg, und mit weniger Gefahr nehmen; vornehmlich da der Wind wieder weſtlich ward, und endlich etwas nach Norden herum lief, bis er zuletzt Nordweſt ward. Wir veränderten darauf unſern Lauf, und wollten die Philippiniſchen Inſeln zur rechten Hand liegen laſſen. Wir lieſen daher zwiſchen dieſen und den Molukkiſchen Inſeln durch, und paßirten den erſten März 1723. unter dem 180. Grad der Länge die Linie, worauf wir in zehn Tagen zur rechten

Hand

Hand Land sahen, welches wir für das in den Karten so genandte Neubrittannien hielten.

Nunmehr hatten wir Hoffnung, das Ziel unserer Reise bald erreichet zu haben; allein wieder Vermuthen erhielten wir einen heftigen Sturm aus Südost, der uns mit grosser Gefahr zu scheitern zurücke trieb, ohne daß wir wusten, wohin wir kommen würden, oder wo wir wären. Wir wurden zwischen verschiedenen kleinen und grossen Inseln durch getrieben, und es war uns unser Untergang alle Augenblicke vor Augen. Endlich dreheten sich die Winde wieder, und liefen gegen Nordost, worauf es in ein paar Tagen wieder besser Wetter ward. Inzwischen war unser Schiff sehr beschädiget, die Hälfte des Volkes war krank, von denen auch in einigen Tagen über zwanzig starben, und die übrigen waren gänzlich abgemattet. Dieses setzte uns in grosses Elend, und wir wünschten, ein Eyland anzutreffen, an dem wir landen könnten, um uns sämtlich zu erqvicken. Wir nahmen die Höhe, und fanden, daß wir in diesen vierzehn Tagen sehr weit waren verschlagen worden, denn wir befanden uns unter dem 160. Grad der Länge, und unter dem 11. Grad der Breite; wir waren also unter währenden Sturme die Linie wieder zurück paßiret. Unser Schiff lief gerade nach China, und zur rechten Hand sahen wir eine Menge kleiner Inseln. Da der Wind nur maßig, die See aber ziemlich geruhig war: so hätten wir gerne an eine dieser Inseln angelegt, wenn wir es nur

hätten wagen dörfen: denn uns war vor den Spaniern bange. Endlich aber da uns die Noth dazu trieb, und wir nur etwa sechs Meilen von einer Insel entfernt waren: so wagten wir es, und näherten uns selbiger mit dem Senkbley in der Hand bis auf eine halbe Meile. Worauf wir eine Kanone löseten, um zu sehen, ob wir Leute erblicken würden, allein nichts zeigte sich. Daher, weil der Grund noch gut war, näherten wir uns derselben besser, und warfen endlich hinter einem hohen Vorgebürge, das uns vor den Stürmen ziemlich schützte, unter dem zwölften Grade der Breite auf guten sandigten Grund, Anker. Wir setzten darauf ein Boot aus, um eine Stelle zu suchen, wo wir anlegen konnten. Unsere Leute waren auch so glücklich, eine bequeme Anfurth zwischen zween Bergen zu finden. Hierauf liessen wir unsere Chaluppe in die See, besetzten sie mit 20. wohlbewaffneten Männern unter Commando des Leutenants, und schickten sie ans Land. Sie fanden die Insel sehr angenehm, doch unbewohnt, ob sich schon Spuren zeigten, daß Menschen darauf müsten gewesen seyn. Unser Schifsarzt und der Barbier fanden eine Menge gesunder Kräuter, und da auch Vögel und etwas Wild, nemlich Rehe und kleine Hasen darauf waren, sie auch frisch Wasser entdeckten; so entschlossen wir uns, unsere Kranke ans Land unter ein Gezelt zu bringen. Wir wurden mit dieser Arbeit gar bald fertig, und die Gesunden giengen gröstentheils mit, und

wir

wir lieſſen nur eine mäßige Wache auf dem Schiffe.

Des andern Tages machten unſere Leute Anſtalt, das Schiff auszubeſſern. Und in dieſen Umſtänden blieben wir vierzehn Tage auf dieſer Inſel. Unſere Kranken waren wieder geſund, und wir alle hatten uns vollkommen erqvickt, das Schiff war auch wieder in gutem Stande, und wir hatten uns auch bereits mit friſchen Waſſer und andern auf der Inſel befindlichen Nothwendigkeiten verſehen; daher warteten wir nur auf guten Wind, um unſer Glück weiter zu ſuchen. Wir bekamen auch den dritten Tag darnach eine Kühlung aus Nordweſt, die uns ſehr angenehm war.

Als wir aber eben den Anker lichten wollten, fieng einer von unſern Leuten an, zu ſchreyen: Schiffe! Schiffe! Wir erſchracken darüber nicht wenig, und ich nahm das Perſpecktiv, um die Schiffe genauer zu betrachten; allein ich hatte nicht nöthig, darnach mich lange umzuſehen; denn ſie kamen bereits uns Vorgebürge herum, und waren nicht über zwey Kanonenſchüſſe von uns. Wir konnten ganz deutlich ſehen, daß es Spaniſche Schiffe waren, und es waren ihrer drey. So bald ſie uns erblickten, thaten ſie einen Kanonenſchuß uns zum Streichen zu nöthigen, und darauf ſchickten ſie eine Chaluppe an uns, um uns zu fragen, wer wir wären, und was wir allhier zu thun hätten? Wir waren zwar nicht geſonnen zu ſtreichen, weil wir Engliſche Päſſe hatten, in welchem

wir für ein engliſches Kriegsſchiff ausgegeben waren; gleichwol da wir ſahen, daß ein Schiff der Spanier den Admiral vorſtellte, wir auch von ihnen übermannet waren: ſo ſtrichen wir zwar die Seegel, doch zogen wir ſie gleich wieder auf, und auf die Fragen, welche ſie an uns thaten, gaben wir zur Antwort: wir wären Engelländer und führten ein Königliches Kriegsſchiff, welches beſtimmt wäre, die Seeräuber im Südmeere zu verfolgen, und neue Entdeckungen zu machen. Im übrigen hätten wir nicht nöthig, Rede und Antwort über etwas weiter zu geben. Sie kamen wieder, und verlangten, der Kapitän des Schiffes ſollte an Bord des Admirals kommen. Ich aber ſagte, ich wollte mich darauf bedenken, ob es mir gelegen ſeyn würde; denn der Admiral ſollte wiſſen, daß ich nicht unter ſeinem Befehl ſtünde. Hieraus ſahe ich wohl, worauf es angeſehen war, daher gab ich Befehl zum Gefechte, ungeachtet die Parthey ſehr ungleich war. Wir legten uns inzwiſchen weiter hinaus in die See, um nicht von den Spaniern an der Inſel bloqvirt zu werden. Sie merkten unſere Abſicht, und wollten ſich uns vor den Wind legen; allein da der Wind von der Inſel ab, gerade nach der freyen See und zwar gegen Südoſt, gieng: ſo hatten wir den Vortheil über ſie, und wir gewannen die See. Wir ſteckten darauf alle Seegel auf, und giengen mit vollem Winde in See, ohne daß ſie es uns verwehren konnten. Sie ſchickten uns zwar einige Kononenkugeln nach,

nach, die uns aber nicht trafen, weil wir zu weit von ihnen waren.

Nachdem wir dieser Gefahr entgangen waren, liefen wir einer andern gerades Weges entgegen. Wir nahmen eben den Weg, den wir zuvor gesegelt waren, und in vierzehn Tagen waren wir wieder an dem Orte, wo wir zur rechten Hand Land gesehen hatten. Es war solches unter dem 171. Grad der Länge, und unter dem 8. Grad der Breite. Da wir nun eben eine Windstille bekamen, so waren wir neugierig, dieses Land zu untersuchen. Wir liessen das Schiff daher, indem wir das Senkbley in der Hand hatten, dahin treiben, und als wir uns dem Lande ziemlich, und etwa eine Viertelmeile genähert hatten, warfen wir Anker, setzten unsere Chaluppe aus, und schickten zwanzig von unsern Leuten ans Land. Sie kamen in zwo Stunden wieder, und berichteten: das Land wäre bewohnt, doch hätten sie die Leute nur von ferne gesehen. Sie hätten es nicht wagen wollen, sich ihnen gänzlich zu nähern, weil sie sehr barbarisch ausgesehen hätten, und über dieses ihrer wohl hundert beysammen gewesen wären. Sie hätten auch von einem Hügel, der nicht weit vom Ufer war, bemerkt, daß das Land gut bebauet wäre, unter andern hätten sie hin und wieder eine Art von hohen Thürmen, wie Pyramiden, bemerkt. Sonst wäre das Land angenehm und lustig anzusehen.

Dieser Bericht machte mich begierig, dieses Land besser kennen zu lernen. Wir versuch-

ten, ob wir das Schiff nicht etwas näher ans Land legen könnten, damit wir das Ufer mit den Kanonen bestreichen könnten; und es gieng auch gut an; denn wir fanden einen schmalen Strich im Wasser von ungefehr einer Viertelmeile in der Breite, in welchem wir uns bis auf einen Büchsenschuß vom Lande auf zwölf Faden guten Ankergrund, legen konnten. Wir thaten dieses auch so fort, und ungeachtet mein Mentor mir es wiederrieth: so gieng ich darauf doch selbst mit ans Land. Ich nahm acht und vierzig wohl bewafnete Männer mit, und so bald wir ausgestiegen waren, sendete ich ein paar voraus, um zu sehen, wo die Einwohner, von denen uns gesagt war, sich befänden? Diese mogten uns schon bemerkt haben, daher hatten sie sich vor uns verborgen, und meine Kundschafter kamen mit der Nachricht zurück: sie hätten keinen Menschen gesehen. Ich hätte zwar daraus eine List, uns zu überfallen, muthmassen sollen; allein ich dachte, ich wäre stark genung, einige hundert Mann in Furcht zu setzen. Ich schickte daher ans Schiff mit Befehl: mir in dem kleinen Boote noch zehn Mann zur Bewachung der Chaluppe zu senden, und wenn sie sehen würden, daß wir uns an das Ufer retirirten: so sollten sie nur tapfer ins Land kanoniren. Als die verlangten zehn Mann angekommen waren: so marschirte ich mit den erstern acht und vierzig Mann gerade ins Land hinein. Ich ward von ferne eine Art eines Dorfes gewahr, welches ganz rund war; die

Häu-

Häuſer waren den runden Backöfen in Deutſchland ähnlich, nur viel höher und gröſſer; in der Mitte dieſes Dorfes ſahe man eine hohe Pyramide hervorragen. Wir marſchirten darauf zu, als wir aber ungefehr die Hälfte des Weges zurück gelegt hatten, kamen wir an ein dickes Gebüſche, durch welches wir muſten; doch war der Weg einen guten Büchſenſchuß breit. So bald wir darinn waren, wurden wir von beyden Seiten überfallen. Es kamen von jeder Seite wohl zwey hundert Mann heraus, die uns theils mit einer Art von Picken, die ſie ſehr weit werfen konnten, und theils mit Pfeilen anfielen. Ich bemerkte meine Unvorſichtigkeit, und daß ich mich muthwillig in dieſe Gefahr geſtürzt hatte. Daher zog ich mich, ſo gut als ich konnte, zurück, indem ich auf beyden Seiten ſo fort Feuer geben ließ. Unſer Feuergewehr, welches aus lauter gezogenen Röhren beſtund, die mit doppelten Kugeln geladen waren, machten eine groſſe Verwirrung unter den Feinden. Sie zogen ſich unverzüglich ins Holz zurück, wir aber haten inzwiſchen wieder geladen, und indem wir langſam zurück marſchirten, wurden wir gewahr, daß ſie aufs neue hinter uns anrückten. Wir machten daher Halte, und ſo bald ſie uns nahe genung waren, ließ ich abermal Feuer geben; dieſes that eine gute Wirkung, und wir bekamen dadurch aufs neue einige Zeit, zum marſchiren, und zum laden. Dieſes abwechſelnde Gefechte dauerte, bis wir an den Strand kamen, und ſo bald wir uns unten am

Wasser befanden, fiengen die Kanonen an zu feuern, welches denn die Feinde gänzlich zerstreuete, und, wie wir bemerkten, eine grosse Niederlage unter ihnen anrichtete.

Inzwischen hatten wir auch zehn von unsern Leuten verloren; denn die Indianer schossen mit ihren Pfeilen und Picken sehr gut. Dieser Verlust reizte uns zur Rache. Allein hier war die Frage, auf welche Art wir es anfangen sollten? denn unsere Feinde waren nicht so einfältig und wild, als wohl in diesen Gegenden andere Völker sind. Mein Mentor rieth mir zwar, ich sollte meinen Zorn fahren lassen, und, da wir nun, wie es schiene, aufs neue guten Wind bekämen, sollten wir lieber unsere Reise fortsetzen. Allein ich hatte dazu keine Ohren, vielmehr reizte ich unser Volk an, sie sollten ein Herz fassen, es würde uns ein leichtes seyn, unsere verlorne Kameraden zu rächen. Wir hatten noch hundert und zehn Mann an Bord; denn dreißig Mann hatten wir auf der Reise durch Krankheiten verloren, und zehn Mann waren im letzten Gefechte geblieben. Von diesen nahm ich achtzig Mann zu mir, und mit diesen wollte ich meine Rache ausführen. Allein mein Unternehmen hätte bald uns allen das Leben gekostet.

So bald wir auf dem Lande waren, ließ ich ausser diesen achtzig Leuten sechs in der Chaluppe, daß also im Schiffe nur noch vier und zwanzig Mann blieben. Mit diesen achtzig Leuten marschirte ich aufs neue gegen den Feind, der

der sich, wie ich gewahr ward, wieder zusammen gezogen, und sich verstärkt hatte. Wir giengen ihnen muthig entgegen, und so bald wir sie erreichen konnten, gaben wir Feuer auf sie. Ich hatte meine Leute in vier Linien in Schlachtordnung gestellt. Zwo Linien schossen allemal zugleich, und wenn die Hälfte meiner Leute feuerte: so konnte die andere Hälfte wieder laden. Auf diese Art marschirten wir eine ganze Viertelstunde unter beständigem Feuer, womit wir die Feinde immer vor uns hin trieben. Allein mitten in diesem Feuer, als wir dachten, wir würden den Sieg ohne Zweifel erhalten: dennoch hatten die Feinde ihre Pfeile auf uns nicht abschiessen können, kam ein Bote aus der Chaluppe, der uns bat, wir mögten uns eiligst zurück ziehen, sonst würde Schiff und alles verloren seyn; denn die See wäre von kleinen Fahrzeugen ganz bedeckt, und es schien, sie würden das Schiff überfallen. Diese Nachricht bewog mich, zurück zu marschiren, doch gebrauchte ich alle Behutsamkeit, damit uns die Feinde keinen Schaden zufügen mögten. Wir kamen auch ungehindert und glücklich an das Ufer, und sahen, daß alles auf der See von Fahrzeugen wimmelte. Da das Schiff so nahe am Lande war: so hatten sie es nicht wagen dörfen, unsere Chaluppe zu überfallen, über dieses hielt der alte Hassan mit den Kanonen sie in einer ziemlichen Entfernung vom Schiffe. Gleichwol würde dieses nichts geholfen haben, wenn ich länger auf dem Lande geblieben wäre. Ich ließ inzwischen

ſchen meine Leute aufs eiligſte überſetzen, indem die Kanonen uns gegen das Land beſchützten, und unſere Einſchiffung bedeckten. Man hatte inzwiſchen den Anker gehoben, und ſo bald wir völlig im Schiffe waren, ſegelten wir mit einem guten Landwinde in die freye See, ohne daß die feindlichen Fahrzeuge es verhindern konnten. Sie begleiteten uns zwar wohl drey Meilen in der See, aber wir hielten ſie durch unſere Kanonen von uns ab.

Wir ſegelten nunmehr mit einem guten Winde immer nach Süden, und wir entdeckten hin und wieder zur rechten Hand Land. Acht Tage nach dieſer itzt erzählten Begebenheit begegnete uns eine Chaluppe mit ſechzig Mann in der freyen See. Sie gaben Nothzeichen; und wir ſegelten ihnen darauf entgegen. Sie baten uns darauf aufs wehmüthigſte, ſie einzunehmen, weil ſie nun ſchon achtzehn Tage in der See herum irrten, und allen Proviant aufgezehret hätten. Wir nahmen ſie darauf an Bord, und erfuhren, daß ſie Franzoſen waren; ihr Schiff war in einem Sturme leck geworden, und ſie hätten es nicht ausbeſſern können. Daher, als ſie die Gefahr geſehen, hätten ſie ſich ſämtlich in die Chaluppe geworfen, und ſich vom Schiffe entfernet, welches darauf vor ihren Augen geſunken wär. Durch dieſe Leute ward unſer Verluſt gut erſetzet, und wir waren an Volk ſtärker, als bey unſerer Abreiſe aus Engelland. Allein dieſes hätte uns bald ſelbſt der Gefahr zu verhungern und zu verdurſten ausgeſetzet.

Die

Die Winde wurden nach und nach veränderlich. Bald hatten wir Gegenwinde, bald waren sie vortheilhaft, bald aber war eine Windstille von etlichen Tagen. In dieser beständigen Abwechselung verliefen wohl zween Monate. Wir zehrten binnen dieser Zeit unser süsses Wasser gänzlich auf. Unser Brodt gieng auch zum Ende, und ob wir schon Korn genung hatten: so konnten wir doch wegen Mangel an Wasser nicht backen. Dadurch entstund nun eine grosse Noth unter dem Volke, und ich und mein Freund wie auch **Käppel** besorgten, das Volk mögte rebelliren, weil es schien, daß es eines so langen Herumschwärmens ohnedieß müde war. Gleichwol besänftigten wir die Misvergnügten, und dabey that uns Herr **Robert** durch seine einnehmende Beredsamkeit gute Dienste.

Endlich, nachdem wir wieder einige Tage Nordwind gehabt hatten, sahen wir zur rechten Hand unter dem 180. Grad der Länge, und unter dem 21. Grad der Breite, Land. Es schien von ferne voller Berge zu seyn, daher war uns bange, wir würden an ein wüstes und unersteigliches Ufer kommen. Indem wir nun überlegten, ob wir es wagen sollten, darauf zu zu segeln, entstund ein heftiger Sturm aus Osten, der uns mit Gewalt fort riß, und gegen dieses uns so fürchterliche Land, gegen unsern Willen, trieb. Wir hatten alle Seegel abgenommen, aber die Wuth der Wellen war zu heftig. Wir wurden in einer stockfinstern Nacht ans Ufer geschmissen.

Zu unsern Glücke aber war das Gebürge, das uns in Furcht gesetzet, sehr weit vom Ufer entfernt. Die Wellen schmissen uns also bloß auf ein etwas schräge hinauf gehendes sandigtes Ufer, wo wir strandeten, doch ohne daß das Schiff scheiterte. So bald wir mit dem Schiffe fest sassen, ließ der Sturm nach, und der Wind legte sich, und die Luft klärte sich auf. Inzwischen erwarteten wir voller Angst den anbrechenden Tag, und dieser stellte sich auch gar bald ein, und brachte zugleich das angenehmste Wetter von der Welt mit sich.

Als es nun Tag war, fiengen wir an, uns umzusehen. Wir sahen ein weitläuftiges Land vor uns, in welchem in der Ferne hohe und unersteigliche Berge waren. An beyden Seiten war das Land, so weit wir sehen konnten, ganz angenehm; insbesondere erblickten wir vieles Gehölze, welches sich fast bis an das Ufer erstreckte. Sonst wurden wir keine Spuren, daß es bewohnt wäre, gewahr. So bald nun einige von unseren Leuten ans Land gesetzet waren: so war ihre erste Sorge, frisch Wasser zu suchen. Sie waren auch so glücklich, eine Viertelmeile davon eine Quelle zu entdecken, die im Holze aus einem niedrigen mit Gesträuchen bewachsenen Felsen rieselte, und sich, wie wir hernach sahen, einige Meilen davon in einen ziemlichen Fluß verwandelte, der, nachdem er sich mit einem in der Nähe befindlichen grossen Strome vereinigt hatte, nicht allzuweit von unserm Landungsplatze ins Meer floß. So bald

wir

wir dieſe Qvelle entdeckt hatten, wurden ſo fort unſere Tonnen damit gefüllt, und wir erqvickten uns dadurch ungemein. Wir machten auch ſo gleich Anſtalt, Brodt zu backen. Endlich giengen auch einige, unter denen ich ſelbſt war, auf die Jagd, und wir bekamen eine Art wilder Gänſe, wie auch einige Stücke Wild, die den Hirſchen ähnlich waren. Sie hatten aber keine Geweyhe, und waren auch etwas gröſſer. Ihr Fleiſch war geſund und nahrhaft, und unſern Ochſenfleiſche zu vergleichen. So fanden wir auch hin und wieder gute und wohlſchmeckende Kräuter. Alles dieſes erqvickte uns ungemein, und die erſten zween Tage brachten wir voll Vergnügen und voller Freude zu, ohne uns um unſern Zuſtand weiter zu bekümmern.

Endlich, als wir uns gelabet und geſättiget hatten, fiengen wir an, auf unſer Schiff zu denken. Wir beſahen und unterſuchten die Beſchaffenheit deſſelben, und fanden zwar, daß es vielleicht ohne ſonderlichen Schaden ſeyn könnte; denn gewiß konnten wir davon nicht urtheilen, weil es mit dem Vordertheile gröſtentheils, da das Waſſer zurück getreten war, nur etwa drey Fuß tief im Waſſer ſtund; allein hier war die Frage, wie wir es anfangen ſollten, es wieder flott zu machen? Dieſes bekümmerte uns ungemein, denn niemand wußte Rath zu ſchaffen; zumal da die höchſte Fluth, wie wir bemerkt hatten, nicht einmal unſere Chaluppe würde gehoben haben, wenn ſie ſo weit am Ufer geweſen wäre. Endlich entſchloſſen wir uns, das Schiff aus-

auszuladen; um zu versuchen, ob wir dessen mit unsern Chalupen, deren wir nun zwey von ziemlicher Grösse hatten, durch buxiren könnten mächtig werden.

Doch bevor wir anfiengen, auszuladen, waren wir besorgt, uns in Sicherheit zu setzen, wenn etwa das Land bewohnt wäre, welches wir nicht wissen konnten. Wir stachen daher eine Schanze ab, die wir gegen das Land mit einem zwölf Fuß breiten und acht Fuß tiefen Graben versahen, gegen die Wasserseite aber offen und ohne Graben war. Die ausgegrabene Erde gebrauchten wir zu einem Walle, und an allen vier Ecken der Schanze machten wir ein kleines Ravelin, worauf wir unsere Kanonen setzen wollten, die alle Seiten der Schanze bestreichen sollten. Mein Freund und ich mit Zuziehung Käppels und des alten Hassans hatten dazu den Riß gemacht, und wir führten auch zween und zween wechselsweise alle Tage die Aufsicht darüber. Wir hatten uns in Engelland mit Arbeitsgeräthe zur Genüge versehen, weil wir nicht wissen konnten, ob wir nicht im Südlande einen dergleichen Bau zu unternehmen nöthig hätten. Unser Volk ward in drey Partheyen getheilt, und funfzig mußten an dem Graben, funfzig aber an dem Walle arbeiten, funfzig Mann aber bedeckten gegen einen ungefehren Ueberfall die Arbeiter, die gleichwol ihr Gewehr immer zur Hand haben mußten. Auf diese Art kamen wir in vier Wochen so weit damit fort, daß wir die Kanonen ausladen, und sie auf die Ravelins brin-

bringen konnten. Die Beschaffenheit des Erdreichs gab unserer Schanze eine gute Festigkeit; denn es bestand wechselweise aus reinigten Sand und fester thoniater Erde. Wir entdeckten auch unter währender Arbeit in dem Umfange der Schanze eine Quelle von süssen Wasser, die uns ungemein freuete; weil sie ergiebig genug war, uns alle zur Genüge mit Wasser zu versehen. So bald die Kanonen auf die Ravelins geführet waren, wurden funfzig Mann ins Holz commandirt, um Holz zu fällen, welches wir in der Schanze zur Erbauung einiger Häuser, die wir wie Baraqven einrichteten, nöthig hatten. Unsere Arbeit glückte uns auch so wohl, daß wir in drey Monaten eine feste und dauerhafte Schanze fertig hatten, die inwendig mit beqvemen Wohnungen und mit einem gegen Regen und Sturm wohlverwahrten Packhause versehen war, gegen eine ziemliche Armee, die keine Kanonen führte, aber sich vollkommen beschützen konnte. Und wie die Folge zeigt, wir hatten auch daran sehr wohl gethan; denn das Land war, wie wir hernach erfuhren, allerdings bewohnt. Auf jedem Ravelin hatten wir sieben Kanonen auf beqvemen Lavetten gepflanzt, denn die übrigen acht Kanonen hatten wir zu etwas anders bestimmt. So bald nun alles in vollkommenen Stande war, luden wir das Schiff gänzlich aus, und bemüheten uns, solches wieder in brauchbaren Stand zu setzen.

Indem nun ein Theil unserer Leute an dem Schiffe arbeiteten, gieng ich mit einigen andern

zum öftern ins Holz auf die Jagd. Eines Tages hatten wir uns etwas zu weit gegen Nordwest gewaget, und waren dadurch an den Fuß eines, eine englische Meile von der Schanze gelegenen, Berges gekommen. Ich hatte zehn wohlbewehrte und herzhafte Leute bey mir, daher wagte ich es, auf den Berg zu steigen, um das Land von der Höhe desselben, besser zu betrachten. Allein kaum hatte ich die Hälfte des Berges erreichet, als ich bemerkte, daß das Land hinter dem Gebürge, ja so gar dicht am Ende des Holzes vollkommen bewohnt war; nur konnte ich noch nicht wissen, warum wir von den Einwohnern im Holze selbst noch keine Spuren bemerkt hatten. Diese Entdeckung hielt mich zurück, auf den Gipfel des Berges zu steigen, damit ich mich nicht etwa den Einwohnern zur unrechten Zeit entdeckte. Ich schlich mich vielmehr wieder herab, und kehrte aufs schleunigste in die Schanze zurück, vornemlich da mir der Anbau des Landes sehr ordentlich schien, und die nächstgelegene Stadt weitläuftig, groß und sehr prächtig war, ob sie schon eine ganz fremde Bauart zeigte. So bald ich zurück kam, begab ich mich zu meinem Mentor, und gab ihn von meiner Entdeckung Nachricht. Er verwunderte sich sehr darüber, und wir überlegten mit einander, was wir zu thun hätten, wenn wir sollten verrathen werden, da diese Völkerschaft keinesweges wild, sondern gesittet seyn müßte. Er gab mir den Rath, wir sollten uns so verborgen halten, als es möglich wäre,

wäre, uns aber in guten Vertheidigungsſtand ſetzen, damit, wenn wir ja überfallen würden, wir nicht unbereitet wären. Zugleich beſchloſſen wir, unſern Wall mit groſſen Bäumen feſter zu machen, und die Schanze beſtens zu verbeſſern, unſern Leuten aber bey hoher Strafe zu befehlen, nicht unter zwanzig Mann ſtark ins Holz zu gehen, und ſich nicht über eine halbe engliſche Meile von der Schanze zu entfernen, ingleichen kein Wild zu ſchieſſen, damit wir durch das Knallen des Gewehrs nicht verrathen würden. Hingegen verfügten wir die Anſtalt, ſo viel Wild und ſo viele Vögel, als wir nöthig hätten, mit Fallen und Schlingen zu fangen.

Wir lieſſen darauf unſer Volk zuſammen rufen, und nachdem wir ihnen die Nothwendigkeit, verborgen zu bleiben, vorgeſtellet hatten: ſo ertheilten wir ihnen unſere Befehle. Zugleich muſten funfzig Mann täglich an der Verbeſſerung der Schanze arbeiten. Wir lieſſen die, in der Nähe befindlichen, gröſten Bäume fällen, und nachdem wir ſie behauen hatten, rammelten wir ſie dicht vor und hinter den Wall vier Fuß breit von einander ein. Alſo, daß der Wall einer feſten und dauerhaften Mauer dadurch ähnlich ward. So machten wir auch den Graben breiter und tiefer, und durch die herausgegrabene Erde ward der Wall erhöhet. Unſere Kanonen bedeckten wir mit Schanzkörben, und verſahen ſie oben mit einem Dache, damit die Kanonirer gegen die Pfeile bedeckt ſtehen könnten.

Mit dieſer Arbeit kamen wir in einem Monat ſo weit, daß wir einem Anfalle getroſt und ohne Furcht entgegen ſehen konnten. Kaum waren wir aber damit fertig, welches gegen das Ende des Februars 1724. war, als wir ſtarke Regen bekamen, die wohl ſechs bis acht Wochen anhielten; unſer Graben ward dadurch mit Waſſer meiſt ſechs Fuß tief angefüllet; denn wir hatten, dieſes zu befördern, hin und wieder Rinnen ſowohl von der Landſeite als aus der Feſtung gegen den Graben gemacht, und da wir ringsum eine gleiche Höhe des Erdreichs bey der erſten Anlage beobachtet, ingleichen den Graben ringsum wohl planiret, und mit dicken Steingries, den wir auf dem Grunde wohl eingeſtampfet hatten, gleich einen aepflaſterten Boden verſehen hatten: ſo konnte ſich das Waſſer auch nicht leicht in die Erde ziehen, oder wieder verlaufen. Ueberdieſes hatten wir bey der neuen Erweiterung des Grabens eine Quelle im Graben ſelbſt gefunden, die denn endlich auch nach dem Regen in der gröſten Hitze, unſern Graben nicht austrocknen ließ. So ſtachen wir auch ringsum die Schanze, von den Graben an funfzig Schritte weit, noch einen Platz ab, den wir mit einem neuen, doch ſchmählern Graben umgaben, und mit dicken Palliſaden verſahen. Dieſen verpalliſadirten Platz beſäeten wir mit Getrayde, um den Abgang unſers Korns damit zu erſetzen, welches beynahe zu Ende gieng. Wir hatten auch in vier Monaten eine reiche Erndte,

und

und zwar so vortheilhaft, daß wir dadurch auf zwey ganze Jahre unser Brodt haben konnten.

Binnen der Zeit, daß unser Korn anwuchs, arbeiteten wir so fleißig an unserm Schiffe, daß wir es noch vor der Erndte in segelfertigen Stand setzten. Es war dieses ein wichtiger Bau; den wir fanden, daß es unten im Bauche so sehr beschädiget war, daß kein Stopfen etwas helfen konnte. Wir musten daher so damit verfahren, als wenn es ein blosses Gerippe wäre; und hätten wir nicht eine Art zum Schiffbau geschicktes Holzes in dem Walde gefunden: so würden wir es schwerlich haben ausbessern können, sondern wir würden genöthiget gewesen seyn, von den Trümmern des alten ein ganz neues und kleineres Schiff zu zimmern. So bald nun dieser Bau vollendet, und das Schiff flott gemacht war: so legten wir es so dicht unter den Wall, als es der Grund zuließ, und brachten die acht übrigen Kanonen darauf. Da wir auch noch sechs Steinstücken hatten: so pflanzten wir diese an die See, um die Seeseite desto besser damit zu bedecken. Die Ursache war diese: Wir hatten erst unsere Erndte zu besorgen. Hiernächst musten wir Fleisch, Fische und dergleichen Proviant zur Reise im Vorrath einnehmen. Diese Arbeiten erforderten einige Zeit, und wir waren besorgt, die Regenzeit mögte uns überfallen, bevor wir abreisen könnten. So waren wir auch gesonnen, noch einmal zu erndten, um damit unsern Proviant zu verstärken,

ungeachtet wir zwar Korn genug von der erſten Erndte bekamen.

So weit war nun alles glücklich von ſtatten gegangen, und wir hatten noch niemand von den Einwohnern des Landes geſehen. Allein etwa vierzehn Tage vor dem Regenwetter, als wir unſer Feld aufs neue beſtellet hatten, trug ſich eine Begebenheit zu, die uns in unſerer bisherigen Ruhe ſtörte. Sechs von unſern Leuten waren mit einem Bote zum Fiſchen ausgeſegelt. Zugleicher Zeit hatten wir zwanzig andere unter Commando des Leutenants ausgeſchickt, am Ufer nachzuſehen, ob ſie kein Salz finden könnten; weil wir anfiengen Mangel daran zu leiden. Als die erſten zurück kamen, berichteten ſie: ſie hätten, weil ſie in der Nähe nichts bekommen können, etwas weiter etwa eine halbe Meile hinaus ſegeln müſſen; als ſie nun daſelbſt gefiſchet hätten, ſo hätten ſie in der Ferne ein Seegel erblickt. In der Meynung nun, daß es ein Europäiſches Schiff wäre, welches ſich dem Ufer nicht nähern würde, wären ſie ſtille liegen geblieben, allein da ſie bemerkt hätten, daß noch einige Seegel nach und nach zum Vorſchein gekommen wären: ſo wären ſie aufmerkſamer geworden. Endlich hätten ſie deutlicher geſehen, daß dieſe Seegel vom Lande gekommen wären, und da ſie ſich ihnen bis auf eine halbe Meile genähert hätten, ſo hätten ſie deutlich geſehen, daß es einige Chineſiſche Jonken, oder doch auf dieſe Art gebaute Fahrzeuge, geweſen wären. Sie hätten darauf ſich ſo gleich wieder zurück ver-

verfüget, um uns dieſe Nachricht zu bringen.

Indem unſere Fiſcher dieſes noch erzählten, kam ein Matroſe in die Schanze, den **Käppel** voraus geſchickt hatte. Er meldete: da ſie am Ufer fortgegangen, und etwa eine kleine Meile von der Schanze geweſen wären, ſo hätten ſie in der See einige Fahrzeuge erblickt, die vom Lande gekommen wären. Sie hätten daher geglaubt, es müſſe nicht weit von ihnen ein Haſen oder ein Fluß ſeyn. Daher hätten ſie ſich in das, nur einen Flintenſchuß davon entfernte, Holz begeben, um nachzuforſchen, ob dieſes ſich würklich alſo befände? Als ſie nun im Holze etwa noch eine halbe Meile fortgegangen wären, hätten ſie das Rauſchen eines ſchnellen Stromes ganz deutlich gehört. Endlich hätten ſie Menſchenſtimmen vernommen, und es hätte ihnen geſchienen, ſie wären ganz in der Nähe. Einer wäre darauf auf einen hohen Baum geklettert, da er denn ganz deutlich geſehen, daß hinter dem Walde ein groſſer Fluß wäre, auf dem ſich viele Chineſiſche Jonken befänden. Auch konnte er ſehen, daß eine Anzahl von etlichen hundert Menſchen, die gekleidet, und mit Spieſſen, Schwerdtern, Bogen und Schilden bewafnet wären, auf kleinen Fahrzeugen auf dieſe Seite über geſetzt würden, die ſich dann zwiſchen dem Walde und dem Fluſſe auf einer Ebene verſammleten.

Indem dieſer Kerl uns dieſes berichtete, meldete ein anderer, der auf dem Ravelin nach dem

Waſſer auf dieſer Seite die Wache hatte, daß ſich eine Menge Fahrzeuge mit Segeln in der See vor der Schanze ſehen lieſſen. Dieſe gänzlich übereinſtimmenden Nachrichten ſetzten uns in groſſe Bewegung; denn wir waren daraus eines feindlichen Zuſpruchs ganz feſt verſichert. Das erſte, was wir thaten, war dieſes, daß wir das Schiff mit zwanzig Leuten verſahen, und wir gaben dem Oberbootsmann darüber das Commando. Pulver und Kugeln zu den Kanonen war bereits zur Genüge darauf. Sie hatten zugleich Befehl, nicht eher zu ſchieſſen, bis ſie ſähen, daß man uns feindlich begegnete. Hiernächſt muſten ſechzehn Mann auf jedes Ravelin. Haſſan und der alte Officier commandirten auf den Ravelins gegen das Waſſer; die beyden Ravelins gegen die Landſeite commandirten zween andere gute Officier, die beyde Franzoſen waren, und unter dieſe gehörten, welche wir, wie oben gemeldet worden, aus der See errettet hatten. Es waren dieſe ein paar herzhafte und erfahrne Leute. Meinem Freunde überließ ich das Oberkommando, weil ich ſeiner Mäßigung und Klugheit mehr, als mir ſelber, zutrauete, der ich oft allzuhitzig und übereilt war. Er und ich befanden uns in der Schanze überall, wo es nöthig war, und ich that ihm die Dienſte eines Generaladjutantens. Die Wälle hatte ich auf drey Seiten, und jede mit zwanzig Perſonen, beſetzt, die ſchwere Kugelbüchſen hatten, und hinter ihren Schanzkörben wohl verdeckt ſtunden. Sie wurden von drey

drey braven Leuten commandirt, auf die ich mich verlassen konnte, und die mir **Käppel** in Engelland zugeführet hatte. Ausser diesen waren noch zwölf bey den Steinstücken auf der Wasserseite. Mein Freund und ich hatten noch vier Personen als Adjutanten bey uns, um alle benöthigte Befehle auszutheilen; und unter diesen war mein alter **Heinrich** der Vornehmste. Hiernächst hatte **Käppel** das Commando über die zwölf Personen an der Wasserseite, und von ihm sollte zugleich alles abhängen, was auf dem Schiffe vorgehen mögte, und der Oberbootsmann hatte Befehl, sich nach ihm zu richten. In dieser Verfassung erwarteten wir die Feinde, ohne noch zu wissen, ob sie als Feinde oder Freunde kommen würden?

Wir hatten inzwischen wohl schon seit einer Stunde die Jonken auf dem Wasser eine halbe Englische Meile von uns gesehen; allein da sie in dieser Weite von uns blieben; so kehrten wir uns noch nicht an sie. So wie wir bemerkten, waren deren zwanzig alle wohl besetzt, und voll bekleideter Menschen. Endlich wurden wir auf dem Lande am Ufer einen grossen Staub gewahr; woraus wir urtheilten, daß die Feinde auch zu Lande anrückten. Als sie näher kamen, sahen wir eine ordentlich anmarschirende Armee, die wohl 4000. Mann an Infanterie allein stark war. Sie hatte eine Art von Cavallerie von ungefehr 1000. Mann zur Bedeckung auf beyden Flügeln, und sie marschirten ausgebreitet, und in Schlachtordnung. Die Pferde

der Cavallerie waren dergleichen Thiere die wir im Holze häufig gefangen hatten, und von denen ich bereits geredet habe. Diese Armee marschirte ganz langsam und gravitätisch heran, und in der Mitte derselben fuhr ein mit sechs oben bemeldten Thieren bespannter offener Wagen, in welchen der General saß. Uebrigens waren alle diese Truppen mit langen rothen Kleidern angethan, die von Wolle gemacht waren, sie hatten Himmelblaue Binden um den Leib und deralcichen Mützen auf den Köpfen. Ihr Gewehr war dem Berichte, den uns **Käppel** abstatten ließ, gemäß, nur daß alles von Golde glänzte. Die Schilde waren lang und von Thierhäuten gemacht, sie konnten sich fast ganz und gar damit bedecken, und waren den alten ägyptischen Schilden ähnlich, die uns die alten Geschichtschreiber beschreiben. Ihre Schwerdter waren ungemein lang und breit, und die Scheiden glänzten von Golde. Die Reuter hatten lange Wurfspiesse in der Hand, und im übrigen waren sie fast eben wie die Fußgänger bewaffnet und gekleidet, auf den Pferden aber lagen Decken von Tygerhäuten. Dieses alles gab dieser Armee ein ungemein prächtiges Ansehen, das uns in grosse Verwunderung setzte.

So wie sich nun diese Armee der Schanze näherte, so näherte sich auch die Flotte; doch schien es, als ob die Spitze eines auf der andern Seite der Schanze befindlichen Vorgebürges, an welches sich die Reyhe der hohen Berge schloß, die sich in der Ferne zeigte, besetzen wollte. Allein,

lein, als sie etwa eine Viertelmeile von der Schanze waren, machten sie zu Lande und zur See Halte. Die Flotte machte die Gestalt eines halben Mondes, dessen Spitze sich an das gemeldete Voraebürge schloß. Die Armee aber blieb in Schlachtordnung, so wie sie marschirte, stehen, und ein Trupp Reiter von dreißig Mann näherte sich des äussersten Grabens, der mit doppelten Pallisaden, die sehr hoch waren, versehen war. Sie betrachteten die Schanze sehr aufmerksam, indem einige von ihnen auf die Sättel in die Höhe stiegen, und über die Pallisaden guckten, da sie denn unsern andern Graben, die Wälle und alles genauer betrachten konnten. Inzwischen hatte mein Mentor, als General, Befehl ertheilt, daß sich niemand weder auf den Ravelins noch auf den Wällen dorfte sehen lassen. Indem dieses geschah, sahen wir, daß eine Jonke einen Umschweif nahm, und gegen das Ufer, wo die Armee stund, segelte. So bald sie sich genähert hatte, setzte sie ein Boot aus, in welchem zween Männer ans Land giengen, die dann an den Wagen des Generals geführt wurden. Sie beugten sich dreymal sehr tief, und traten mit grosser Ehrerbietigkeit an die Seite des Wagens. Etwa vier Minuten darauf, giengen sie wieder fort, stiegen in das Boot, und die Jonke segelte mit ihnen wieder zur Flotte. Alles dieses sahen wir als ein Schauspiel an, ohne zu wissen, wie es vor uns ausfallen würde.

So bald die Jonke wieder bey der Flotte war, segelte eine andere kleinere Jonke nach unserer Schanze zu. So bald sie etwa einen Bogenschuß von dem Schiffe war, ließ sie die Flaggen sinken, und die darauf befindlichen Männer riefen dem Schiffe zu. **Käppel** muste darauf ans Schiff gehen, um zu hören, was sie verlangten. Er nahm einen grünen Zweig in die Hand, zeigte sich damit auf dem obersten Verdeck, ließ das Boot aussetzen, und ihnen durch Geberden zu verstehen geben, sie mögten sich hinein setzen, und ans Schiff kommen. Worauf auch so fort drey prächtig gekleidete Männer hinein stiegen, und aufs Schiff kamen. **Käppel** trug ein rothes Kleid mit goldenen Tressen besetzt. Um seinen Hut war ebenfalls eine breite goldene Tresse. Er trug eine schwarze Perucke, und hatte übrigens ein recht martialisches Ansehen. Der Oberbootsmann stund zu seiner rechten Hand, und hatte ein grosses Schiffsschwerdt in der Hand. Auf beyden Seiten stunden zehn mit gezogenen Röhren bewaffnete Männer. Auf diese Art gab er in der Cajüte den Deputirten Audienz. Als sie hinein traten, neigten sie sich dreymal sehr tief vor ihm, legten eine Hand auf den Kopf die andere auf die Brust, und blieben drey Schritte von ihm stehen. Der Mittelste redete ihn darauf in einer ganz fremden Sprache an; als er aber merkte, daß **Käppel** nichts davon verstund, fieng er an, lateinisch zu reden, welches jener sehr wohl verstund. Die Rede des Deputirten war dieses Inhalts: Sie wä-

ren

ren Gesandte des tapfern **Nerubal** eines Generals des grossen Kayſers der **Setukiribanen**, und verlangten zu wissen, wer wir wären? was wir hier zu thun hätten? und wer uns die Macht gegeben hätte, uns hier in diesem Lande niederzulassen? Ihr General hätte Befehl, jene Völkerschaft, die hinter dem Gebürge wohnte, zu bekriegen, aber mit grosser Verwunderung habe er gesehen, daß diese Küste ohne Wissen und Willen seines Monarchen bewohnt wäre; er verlangte daher auf obige drey Fragen eine richtige Antwort.

Auf diese kühne Anrede antwortete **Käppel**: Die Deputirten sollten dem General melden: Wir wären freye Leute, und er ein Kriegsbedienter des Generals eines Europäischen Monarchen. Der General befände sich in der Festung. Im übrigen wären wir durch Sturm hieher verschlagen worden, und wir würden uns so lange in diesem Lande aufhalten, bis es uns gefiele, wegzureisen, ohne daß wir nöthig hätten, jemand Rede und Antwort darüber zu geben. Wir würden aber dem General, in seinem Feldzuge gegen die Feinde seines Kayſers gar nicht hinderlich seyn. Nur bäte er, sich weder mit der Flotte noch mit der Armee uns allzusehr zu nähern. Wir hätten feuerspeyende Drachen, die ihnen sonst einen grossen Schaden zufügen mögten. Der Gesandte sagte darauf, wir sollten nicht so kühn seyn; denn die Armee, die wir in der Ferne sähen, wäre nur der geringste Theil der Macht ihres Monarchens, die Hauptarmee

würde

würde sich in kurzen weit stärker zeigen. **Käppel** aber bat ihn, seine erste Antwort dem General zu überbringen, und zugleich zu melden, daß Krieg und Friede auf ihn selbst ankommen würde. Die Gesandten schienen sich darüber zu verwundern, und sie giengen darauf, auf eben die Art, wie sie gekommen waren, wieder fort, **Käppel** aber ließ sich so fort an der andern Seite des Schiffes wieder ans Land setzen, und erzählte uns alles dieses. Die Jonke segelte darauf am Ufer hinauf, und die Deputirten wurden ans Land gesetzt, worauf sie zu dem General geführt wurden, um ihn vermuthlich die erhaltene Antwort zu überbringen. Sie kamen bald zurück, und die Jonke segelte wieder zur Flotte.

Hierauf rückten Armee und Flotte näher an die Schanze. Da wir dieses sahen: so gab mein **Mentor** Befehl auf ein gegebenes Zeichen zugleich aus jedem Ravelin eine Kanone, von dem Schiffe aber zwo Kanonen, doch bloß in die Luft, abzufeuern. Dieses geschah auch, und zwar mit grosser Richtigkeit, und zum Erstaunen unserer Feinde. Ihre Pferde wurden dadurch wild, und ein grosser Theil derselben warfen die Reiter ab, und liefen ins Holz, ja einige sprangen nebst ihren Reitern vom Ufer in die See. Nachdem wir sie auf diese Art in Schrecken gesetzt hatten, hielten wir uns ganz stille, um zu sehen, was sie ferner machen würden. Allein, sie hatten keine Lust mehr, sich der Schanze zu nähern. Die Armee zog sich auf den vorigen

rigen Platz zurück, wo sie sich in guter Ordnung verschanzte, um, wie wir hernach erfuhren, die Hauptarmee zu erwarten, die sich auch des andern Morgens bereits sehen ließ.

Es war dieses, ein dem Ansehen nach, unzählbares Heer, und uns ward bey dessen Ankunft ungemein bange. So bald nun dieses Heer heranrückte, sahen wir auch noch funfzig Jonken in der See, die sich den ersten zwanzig Jonken näherten. Weil aber eine so grosse Armee an dem Orte, wo die Vortruppen waren, nicht Platz haben konnte: so waren diese genöthiget, fortzurücken, und entweder dicht vor der Schanze vorbey, oder durch den Wald zu marschiren. Beydes konnten sie nicht wohl thun, daher entschlossen sie sich, durch ihre Macht unterstützet, es zu wagen, unsere Schanze übern Haufen zu werfen. Ihre Truppen marschirten daher dicht an unsere äusserste Palisaden, und es schien, daß sie diese niederreissen wollten; doch blieben sie davor stehen, ohne Hand daran zu legen. Indem aber sahen wir, daß sich eine neue Gesandschaft dem Schiffe näherte. Die gestrigen Gesandten fanden sich wieder ein, und begehrten mit dem General selbst zu sprechen. Als nun dieses gemeldet ward, ließ mein **Mentor** diesen Leuten ankündigen, man könnte sie auf keine andere Art in die Schanze zum General führen, als mit verbundenen Augen. Sie liessen es sich gefallen, und darauf wurden sie durch zween Officiere und sechs Gemeine in unser Wohnhaus geführet. Mein **Mentor** ich und **Käppel** hatten

ten uns sehr prächtig gekleidet, und der erstere saß auf einem Lehnstuhl, welcher mit einer Tygerhaut bedeckt war. Ich aber und Käppel stunden auf beyden Seiten neben ihm. Unsere meisten Officiere waren in ihren besten Kleidern ebenfalls gegenwärtig, um diese Audienz desto ansehnlicher zu machen. So bald sie ins Zimmer traten, wurden ihnen die Binden abgenommen, und darauf wiederholte einer von ihnen, nach den gewöhnlichen Complimenten, in lateinischer Sprache den gestrigen Antrag. Der General sagte darauf: sie hätten bereits gestern diejenige Antwort erhalten, die man ihnen geben könnte, und wollte, wenn sie daher nichts anders vorzutragen hätten: so könnten sie sich nur wieder zurück begeben. Der eine Gesandte nahm darauf das Wort, und sagte: Der tapfere Nerubal hätte zwar die Drachen Feuer speyen sehen, auch mit Verwundern den Donner gehört; allein dieses würde uns dennoch nicht schützen, unsere Schanze der Erde gleich zu machen, und sich einen Weg zu den Feinden seines grossen Kayfers zu eröffnen; daher mögten wir ihn nicht reizen, sondern uns in drey Tagen auf unser Schiff begeben, und diese Gegend verlassen. Der General gab auf diese trotzige Rede zur Antwort: Er sollte seinem General sagen: Wenn er Krieg verlangte: so würde man ihm auf eine solche Art begegnen, wie es sich gebührte. Wollte er aber in der Stille bey der Schanze vorbey marschiren: so würde ihm niemand etwas in den Weg legen.

Er

Er könnte nunmehr dasjenige wählen, was ihm gefiele; denn sein zahlreiches Heer erschreckte solche Leute, wie wir wären, keinesweges. Wohl! sagte der eine Gesandte so muß ich euch Fremdlingen, die ihr den geheiligten Befehlen unsers grossen Kayserś widerstrebet, hiermit den Krieg ankündigen. Unter diesen Worten nahm jeder Gesandter einen kleinen Vogel aus dem Busen, drehete ihm den Hals um, und warf ihn zu den Füssen des Generals. Hierauf giengen sie fort.

Man führte sie alsdann mit verbundenen Augen zurück, und brachte sie auf ihre Jonke; die bey Ankunft derselben eine gelbe Fahne, auf welchem drey Vögel gemahlt waren, aufsteckte. Zu gleicher Zeit sahen wir auf allen Jonken dergleichen Fahnen wehen. Auch die Armee ließ, da sie das Zeichen der Jonke sahe, eben solche Fahnen sehen. So bald wir dieses erblickten, steckten wir auf jedes Ravelin eine rothe Fahne, und auf dem Schiffe liessen wir alle Wimpel wehen, und steckten zugleich eine rothe Fahne aus. Hierauf gab mein Mentor Befehl, daß jeder auf seinen ihm angewiesenen Posten eilen mußte; und so fort fiengen auch die beyden Ravelins, die auf der Seiten waren, wo die Feinde stunden, an, mit ihren Kanonen zu spielen. Unsere Kanonierer auf dem Schiffe und an der Wasserseite mit den Steinstücken thaten dergleichen gegen die, sich nähernden, Jonken; von denen sie auch zwo so fort in den Grund bohrten. Die Armee gerieth durch unsere Kanonen in grosse Unordnung, und insonderheit gieng ihre ganze

Cavallerie durch. Da wir auch in jedem Ravelin einen Feuermörser auf der Wasserseite aber zween hatten; so fiengen wir an zugleich Bomben zu werfen; von denen denn so fort eine, eine Jonke, anzündete, die andern aber in den Ravelins in der Mitte der Armee, wo sie am dicksten zwischen dem Holze und Ufer stund, eine grosse Niederlage anrichteten. Wir hielten mit diesem Feuer drey völlige Stunden an, währender Zeit, die Armee sich gänzlich, und aus unserm Gesichte, zurück zog, die Flotte that desgleichen; nachdem von dieser acht Jonken durch unsere Kanonen und Mörser geblieben waren. Die Armee aber hatte vielmehr gelitten; weil sie unsern Feuerwerkern gewisser war.

Des andern Tages nach dieser Action, fanden sich wieder Gesandten ein; die prächtiger gekleidet waren, als die vorigen, und auch ein ansehnliches Gefolge bey sich hatten. Es waren ihrer sechse. Sie wurden auf vorige Art zur Audienz geführet, und ein alter ansehnlicher Mann that die Anrede an den General, die zum Innhalte hatte: Ihr General wüßte nicht, ob wir Menschen oder Götter wären? Wären wir das erste: so wollte er uns um Friede bitten, und uns ersuchen, ihm unsern Donner gegen die Feinde seines Kayſers zu lehnen; wären wir aber Götter, so wollte er kommen, und sich vor unsern Füssen demüthigen, damit wir unsern Zorn wegen seiner Verwegenheit nicht über das ganze Volk der Setukiribanen, sondern über ihn allein, ausschütten mög-

mögten. Unter dieſen Worten fielen ſie alle zugleich mit ihren Geſichtern zur Erden. Der General gab auf dieſen Vortrag folgende Worte, indem er die Geſandten von der Erde aufheben ließ, zur Antwort: Geſandten! wir ſind, ſo wohl als ihr, ſterbliche Menſchen. Wir ſind Unterthanen eines groſſen und mächtigen Königes, und dazu verordnet, ſeine Befehle auszurichten; keinesweges aber Götter. Daher ſaget euren General: wir wären bereit, mit ihm einen Frieden zu ſchlieſſen, und unſern Donner zurück zu halten. Doch, da wir nicht wiſſen, wie lange wir noch allhier verweilen können, ſo ſind wir nicht im Stande, dem groſſen Kayſer der Senkiribanen gegen ſeine Feinde Dienſte zu leiſten. Wir werden aber ſeinem Heere nicht hinderlich ſeyn, vor unſere Schanze vorbey zu ziehen, wenn ſolches nur ſtille, ordentlich und ohne unſern Schaden geſchiehet. Im übrigen erwarten wir von dem Kayſer Gevollmächtigte, dieſen Frieden von beyden Theilen gehörig zu Stande zu bringen. Die Geſandten neigten ſich darauf dreymal ſehr tief, und wir lieſſen ſie mit verbundenen Augen wieder zurück bringen. So bald ſie in ihre Jonke geſtiegen waren, lieſſen ſie eine grüne Fahne ſtatt der gelben aufſtecken, und als die, in der Ferne liegenden Jonken, dieſes erblickten, ſteckten ſie gleichfalls grüne Fahnen auf. Wir aber nahmen die rothen Fahnen ab, und lieſſen ſtatt deren weiſſe wehen.

Den dritten Tag darnach kamen tausend Cavallerisien, die sechs sechsspännige Wagen umgaben, vor unsere Schanze, zugleich meldete eine Jonke, dem Volke auf dem Schiffe, die Kayserlichen Gesandten rückten heran, und erwarteten, von uns aufgenommen zu werden. Wir gaben zur Antwort, es wäre bey uns nicht gebräuchlich, ein so zahlreiches Gefolge in eine Festung zu lassen; daher mögten sie sich gefallen lassen, die Friedenshandlung vor der Festung zu Stande zu bringen, wohin unser General selbst kommen würde. Darauf liessen wir zwey Gezelte vor die Schanze auf dem Platze gegen das Gehölze aufschlagen, und Stühle und Tische hinein setzen. Hierauf ward **Käppel** in Begleitung zwanzig wohlgekleideter und bewehrter Leute denen Gesandten entgegen geschickt, um sie in das eine Gezelt, daß für sie aufgeschlagen war, zu führen; zugleich muste er sie ersuchen, nur funfzig von ihrem Gefolge mit zubringen, weil wir ebenfalls nicht mehr würden bey uns haben. Sie willigten in sein Begehren, und näherten sich mit ihren Wagen, die den alten Triumphwagen sehr ähnlich waren, dem Gezelte, worauf sie ausstiegen und in Begleitung **Käppels** ins Gezelt traten. Der erste dieser Gesandten war der General selbst, ihm begleiteten fünf Reichsräthe. Mein Freund als General, ich, **Käppel** und einige unserer Officiere, die wir alle sehr prächtig gekleidet waren, wie auch Herr **Robert** in seinem geistlichen Habite, waren in dem andern Gezelte. So

bald

bald die Gesandten ins Gezelt getreten waren, wurden die Flügel beyder Gezelte in die Höhe gezogen, daß wir also ganz frey waren; worauf wir den Gesandten entgegen traten, und nach einer kurzen Unterredung und ohne Weitläuftigkeiten den Frieden auf folgende wenige Punkte in Richtigkeit brachten:

I. Sollte ein ewiger Friede zwischen den **Setukiribanen** und **Europäern** zu Wasser und zu Lande seyn.

II. Die **Europäer** sollten die Freyheit haben, ohne Hinderniß auf dieser Küste vom Gebürge an bis an den Strom **Kiri** zu wohnen, so lange es ihnen gefällig wäre.

III. Es sollte von nun an eine Gemeinschaft unter beyden Völkern seyn, also daß die **Europäer** die Städte und Wohnungen der **Setukiribanen**, und diese die Städte und Wohnungen jener ungehindert besuchen könnten, doch ohne Nachtheil der Gerichtsbarkeit, welche die Obrigkeit eines jeden Volks über die Unterthanen auszuüben Macht hätte.

IV. Und wenn auch die **Europäer** diese Küste verliessen: so behielten sie doch das Recht und die Freyheit, sich darauf aufs neue niederzulassen.

V. Und wenn Schiffe oder Volk der **Europäer** in andere, dem Kayser der **Setukiribanen** gehörige, Länder verschlagen würden: so sollten sie überall wohl aufgenommen, und als Bundesgenossen seiner Ma-

jestät angesehen, und ihnen alle Beqvemlichkeit verstattet werden.

VI. Endlich sollten die **Europäer** den Feinden der **Setukiribanen** keinen Beystand leisten, und gehalten seyn, den Truppen seiner **Setukiribanischen** Majestät einen freyen Durchmarsch durch diese, ihnen eingeräumte, Küste zu verstatten; doch sollten diese Truppen in aller Stille und jedesmal in einer Entfernung von zwey hundert Schritten von den Schanzen, Städten und Feldern der **Europäer** vorbey marschiren; und sollte diesen dadurch aus Versehen ein Schade zugefüget werden: so sollte er ihnen doppelt ersetzt, die Verbrecher aber am Leben gestraft, oder der Willkühr der **Europäer** überliefert werden.

VII. Diese Artikel sollten von Seiten der **Setukiribanen** von seiner **Setukiribanischen** Majestät und von dero Gesandten selbst unterzeichnet, und von Seiten der **Europäer** von dem General und von vier der vornehmsten Kriegsbedienten desselben zu mehrerer Gewißheit unterzeichnet, und mit dem **Setukiribanischen** grossen Reichssiegel, von Seiten der Europäer aber mit Pitschaften des Generals und vier hohen Kriegsbedienten besiegelt werden.

So bald nun diese Punkte doppelt aufgeschrieben und unterschrieben waren, ward ein reitender Bote damit nach der Hauptstadt an den Kayser geschickt; der alle vier hundert Schritte

durch

durch einen andern Reiter abgelöset ward. Wir erhielten dadurch in vier Stunden beyde Exemplar unterschrieben und besiegelt wieder zurück, und eines ward uns eingehändiget, das andere aber erhielten die **Serukiribanischen** Gesandten.

Nachdem nun also diese Handlung vollbracht war, frigten wir die Gesandten, ob sie in unserer Schanze mit einer vor sie zubereiteten Mahlzeit au Europäische Art vorlieb nehmen, und hernach unsere feuerspeyende Drachen in Augenschein nehmen wollten? Sie waren damit zufrieden, doch musten sie sich gefallen lassen, nur unter Begleitung von zwölf ihrer vornehmsten Bedienten n die Schanze zu gehen. Wir hatten ihnen zgleich gesagt: sie mögten ihre Pferde nur vonder Schanze entfernen, und dafür eine Anzahl Infanterie zu ihrer Abholung anrücken lassen; denn wir würden dieses Friedensfest mit unsern Donner feyern, und ihn, so wie wir ihn erst zum Kriege gebraucht hätten, nunmehr zur Lust uni Bestätigung des Friedens anwenden. Sie woen auch dieses zufrieden, und nachdem sie die zhörigen Befehle ausgetheilet hatten, folgten si uns in die Schanze. Binnen der Zeit, daß man Anstalt zur Mahlzeit machte, führten wir sie überall herum. Sie bewunderten die Einrichtung der Schanze, und als wir sie auf di Wälle und Ravelins führten, und ihnen dieKanonen zeigten, und sagten: dieses wären di feuerspeyenden Drachen, aus denen unser Donner entstünde, kam ihnen solches als

Märchen für. Allein, als wir versprachen, ihnen solches zu beweisen: so ward ihnen ganz bange; denn sie glaubten, wenn sie so nahe dabey wären, so würden sie sich einer grossen Gefahr unterwerfen. Da wir nun eben auf den Ravelin auf der Seite des Gebürges waren: so ließ ich vor ihren Augen eine Kanone laden, und nachdem ich sie in eine gewisse Entfernung gestellt hatte, daß sie das Anzünden bemerken kunten: so ließ ich Feuer geben. Sie zitterten über dem Knalle, und erstaunten ungemein. Bey dieser Gelegenheit zog der **Serukiribanische** General unsern General auf die Seite, und sagte zu ihm: Mein Bruder! wie glücklich könntest du mich machen, wenn du mir einige dieser Maschinen zum Gebrauche in meinem bevorstehenden Feldzuge mit geben wolltest. Fodere dafür alles, was du willst, es soll dir werden. Dieß, mein Bruder! sagte unser General, würde dir gar nichts helfen; denn diese Machinen kinen dir keine Dienste thun, wenn du nicht diejenige zündende Materie hast, welche dazu gehöret, und wenn es dir an der Kunst mangelt, den Ausfluß des Feuers zu bewirken. Wie aber? sagte jener, wenn du mich diese Kunst lehrest? So würde dir doch die Materie dazu mangeln, war die Antwort. Ey, mein Bruder! versetzte der erste: so laß mich durch einige deiner Leute, die Wissenschaft davon haben, begleiten, und gieb ihnen so viel Materie mit, als sie gebrauchen werden, die Feinde meines Monarchen zu zersomettern. Dieses, sagte mein Freund, ist eine Sahe, welche

che nicht in meiner Gewalt ſtehet. Unſere Reiſe hat einen ganz andern Entzweck, als uns allhier lange aufzuhalten, und wenn wir allzuverſchwenderiſch mit dieſer Materie umgehen würden; ſo würden wir bey der Ausführung unſerer bevorſtehenden Unternehmungen, und auf unſerer Rückreiſe Mangel daran leiden, und uns ſo ſehr entblöſſen, daß wir unſern Feinden ſelbſt nicht begegnen könnten. Da nun jener endlich ſahe, daß ſeine Vorſtellungen keinen Platz fanden; ſo hörte er auf, meinen Freund länger zu bitten. Hierauf führten wir unſere Gäſte auf unſer Schif; welches ſie mit groſſer Verwunderung betrachteten; zumal als wir ihnen die Beſchaffenheit der Seegel zeigten, und ſagten, daß alle die feuerſpeyenden Drachen, womit unſere Schanze beſetzt war, darauf gehörten.

Es war durch dieſe Geſpräche, und indem ſie alles langſam und mit Aufmerkſamkeit betrachteten, die Zeit verfloſſen, und es ward uns gemeldet, die Mahlzeit wäre bereit. Wir führten ſie alſo ins Tafelgemach, wo wir gewiß eine ſehr wohl eingerichtete Tafel vor uns fanden. Wir wieſen unſern Gäſten ihren Platz an, und nachdem unſer Schifsprediger in lateiniſcher Sprache ein kurzes Gebeth gethan, welches wir mit gefaltenen Händen anhörten: ſo wunderten ſich unſere Gäſte über dieſe Ceremonie, die wir ihnen aber beſtens erklärten. Sie fanden darauf die Speiſen ſehr beſonders, doch ſpeiſeten ſie von keinen Gerichte, bevor wir ihnen deſſen Zubereitung erkläret, und zuerſt ſelbſt

davon gespeiset hatten. Da wir auch noch sehr gute Weine vorräthig hatten: so nöthigten wir sie, zu trinken, und sie befanden dieses Getränke vortreflich. Nachdem wir etwas gespeiset hatten, ward ein Pokal gebracht, und der General brachte darauf die Gesundheit des Kaysers der **Setukiribanen** aus, die er stehend, und unter Lösung von sieben Kanonen trank. Zugleich ließ sich unsere Musik in einem Nebenzimmer aufs munterste hören. Die Gesandten stutzten, als sie das Donnern des Geschützes und die Musik hörten, und fragten bestürzt, was dieses alles zu bedeuten hätte? Wir erklärten es ihnen, und auch daß sie sich wegen der ausgebrachten Gesundheit bedanken müßten. So fremd und wunderlich ihnen dieses auch vorkam, so fanden sie sich doch gar bald darein, und da wir ihnen zu verstehen gaben: es geziemte sich, daß sie nun auch die Gesundheit unsers Käysers ausbrächten: so folgten sie auch dieser Vorschrift, und wir machten sie bald so erfahren, daß wir ihnen darinn keine weitern Lehren geben dorften.

Inzwischen ward das Gespräch nach und nach lustiger, und endlich fragte ich sie auch: woher es käme, daß die lateinische Sprache allhier so fertig geredet würde? welche doch eine alte Europäische Sprache wäre. Die Gesandten sagten: sie wüsten diese Frage nicht eigentlich zu beantworten, sie wollten uns aber einen ihrer Gelehrten, der ein, in der alten Geschichte des Landes und in vielen andern Sachen erfahr-

erfahrner Mann, und erſter Käyſerlicher Policeyrath wäre, zuſenden, dieſer ſollte uns in der Käntniß des Landes und ihrer Sitten und in allen, was wir zu wiſſen verlangen mögten, unterrichten. Wir nahmen dieſes Erbiethen an, und freuten uns recht darauf, eine beſſere Känntniß eines Volkes zu erlangen, welches uns ſo ganz ſonderbar vorkam, je unbekanter es bisher allen Reiſenden geweſen war.

Die Tafel ward endlich aufgehoben, nachdem wir zuvor noch auf einen dauerhaften Frieden, ingleichen auf einen glücklichen Feldzug des Generals und der **Serukiribaniſchen** Armee unter Abfeurung aller unſerer Kanonen rings um unſerer Schanze und auf dem Schiffe getrunken hatten. Hierauf nahmen die Geſandten wohlvergnügt Abſchied, und wir ſagten ihnen, indem wir ſie bis vor die Schanze begleiteten, ſie ſollten nicht erſchrecken; denn man würde ihnen zu Ehren, bey ihrer Zurückreiſe noch einmal alle unſere Kanonen abfeuren. Als ſie vor die Feſtung kamen, wurden ſie von ihren Leuten mit Freuden empfangen, denen das oftere Schieſſen ſehr wunderlich und fürchterlich vorgekommen war. Es wurden ihnen darauf ihre Wagen vorgeführt, die bisher der Pferde wegen eine halbe engliſche Meile von der Schanze im Holze geſtanden hatten. So bald ſie nun ſo weit waren, daß wir keine Gefahr vor ſie mehr zu befürchten hatten, feuerten wir unſere Kanonen nochmals ab, und beſchloſſen dieſes Friedensfeſt damit.

Die

Die vier folgenden Tage waren, wie uns die Geſandten geſagt hatten, ein allgemeines Feſt, welches, des Friedens wegen, im ganzen Lande gefeyert werden ſollte, und daher bekamen wir weder von der Armee, noch von der Flotte, etwas zu ſehen. Nach Endigung dieſes Feſtes erblickten wir des Morgens einen zahlreichen Haufen zu Pferde. Sie begleiteten einen prächtigen Triumphwagen, auf welchem ein alter ehrwürdiger Mann mit einem groſſen weiſſen Barte ſaß. Vor ihm wurden vier und zwanzig prächtig ausgezierte und mit Tygerhäuten bedeckte Pferde geführt, hinter ihm giengen vier und zwanzig Weibesperſonen, mit bedeckten Geſichtern; ſie hatten ſauber geflochten und mit Blumen oben bedeckte Körbchen in den Händen, und an beyden Seiten des Wagens giengen zwölf wohlgeputzte Jünglinge die allerhand Gefäſſe mit Koſtbarkeiten des Landes trugen. Den ganzen Trupp führte ein anſehnlicher Mann, deſſen Kleidung himmelblau und Gold war, er trug eine rothe Binde um den Leib, und hatte einen groſſen ſchwarzen mit Gold oben und unten beſchlagenen Stab in der Hand. Auf dem Kopfe hatte er eine rothe Mütze, die mit Gold beſetzt war. Die Decke ſeines Pferdes war eine Tygerhaut. Hinter den Frauensperſonen kamen ſechs mit vier Pferden beſpannte Packwagen, auf welchem ſich viele Kiſten von Ebenholtz befanden. Vor und hinter dem ganzen Zuge giengen 12. Muſikanten die theils auf ſilbernen Hörnern, die den Kühhörnern ähnlich waren, welche

che in Deutschland die Nachtwächter gebrauchen, theils aber auf längtichten, den Zinken ähnlichen, Pfeifen bliesen.

Dieser uns ganz fremde Aufzug näherte sich der Schanze, und als sie vor die Pforte kamen, stellten sich die Reuter in drey Linien hinter die geputzten Pferde, und hinter das übrige Gefolge, welche sich alle unter Anführung des Führers des Trupps gegen die Pforte stellten. Die Musikanten aber stellten sich auf beyden Seiten der Pforte, damit die andern zwischen ihnen durch marschiren sollten. Da wir dieses sahen, liessen wir die Pforte öffnen, und **Käppel** gieng dem Führer entgegen, der dann meldete: sie kämen vom Käyser, und solten dem General einige Geschenke überliefern. Da uns nun dieses gemeldet war, liessen wir die Pferde, den Triumphwagen, die Jünglinae, die Weibespersonen und die Packwagen in den Hof der Schanze fahren, wo sie unser General nebst allen unsern Officierern und unsern in Parade stehenden Leuten empfiengen. Die Musikanten und Reuter aber blieben vor der Schanze. Der Führer redete darauf den General an, und sagte: Er käme auf Käyserlichen Befehl, dem General, wegen der seinen Gesandten erzeigten Ehre, und zur Versicherung einer beständigen Freundschaft, gegenwärtige Geschenke zu überliefern. Zugleich erschiene allhier der Gelehrte, von welchem der General **Nerubal** uns gesagt hätte, um uns in der Geschichte und in den Gebräuchen des Landes zu

unter-

unterrichten. Er wird ſo lange allhier bleiben, bis er ſeine ihm aufgetragene Verrichtung vollführet hat, ſetzte er hinzu. Dieſe Jünglinge und dieſe Jungfrauen aber ſind zur Bedienung des Generals und ſeiner vornehmſten Kriegsbedienden. Auf den vier erſten Packwagen ſind einige Koſtbarkeiten des Landes, und auf den beyden letztern iſt das Geräthe dieſer Jungfrauen. Zugleich lieſſen dieſe ihre Schleyer fallen, und wir erblickten an ihnen nicht gemeine Schönheiten. Ihr Schmuck war köſtlich, und ihre Tracht, vor wollüſtige Gemüther, ſehr reitzend.

Da wir nun verlegen waren, was wir für eine Antwort ertheilen ſollten: ſo baten wir den Führer, der, wie wir erfuhren, der Hauptmann der Kayſerlichen Leibgarde war, und den Gelehrten, in unſere Wohnung zu treten. Dieſe ſtiegen auch ab, und wir führten ſie in einen Saal Mein Freund nahm darauf mit mir und den andern Officierern die Abrede, was er auf den Vortrag des Hauptmanns ſagen wollte; denn wir waren nicht geſonnen, die Jünglinge und die Jungfrauen anzunehmen. Herr! ſagte alsdann mein Freund zu dem Hauptmann: Die Geſchenke deines Kayſers werden von mir mit Ehrfurcht und Dankbarkeit angenommen. Doch vergönne, daß wir einen Theil derſelben, nämlich die Jünglinge und die Jungfrauen ausſchlagen. Die Religion und die Sitten unſers Landes erlauben uns nicht, dergleichen Geſchenke anzunehmen. Wohl! ſagte der Hauptmann: ſo kanſt du dieſen Sklaven des Kayſers, die

nun

nun deine Sklaven sind, die Freyheit ertheilen; denn sie sind einmal dein Gut, und du kanst über sie beschliessen was dir gefällig ist. Du kanst sie also bey dir behalten, oder ihnen die Ketten abnehmen. Ich werde in drey Tagen wieder kommen, und diesen Weisen, entweder wieder abholen, oder nach deinem Willen noch länger bey dir lassen. Herr! sagte darauf der General. Ich werde binnen dieser Zeit auf etwas denken, meine Erkenntlichkeit deinem Kayser zu bezeugen. Hierauf neigte sich der Hauptmann, und gieng in meiner und Käppels Begleitung in den Hof, wo er sich auf sein Pferd schwang, und mit Hinterlassung aller Geschenke, vor die Schanze ritte, und alsdann mit seiner Begleitung wieder zurück kehrte.

So bald er fort war, setzten die Jünglinge ihre Gefässe und die Jungfrauen ihre Körbchen vor die Füsse des Generals. Die erstern waren mit köstlichen Leibbinden, Mützen, seltnen Steinen, Golddrat und allerhand andern Sachen, die in unsern Augen aber von keiner Bedeutung waren, angefüllet. Die Körbchen der Jungfrauen waren mit allerhand frischen, und auf besondere Art eingemachten Früchten, und mit Gewürze versehen. Die Kisten der drey ersten Packwagen enthielten ganze vollkommene Kleidungen nach der Landesart von Wolle von allerhand Farben und mit Gold durchwürkt, allerhand Waffen, kleine von einer fremden Art von Holz verfertigte und mit Gold ausgelegte Schränke, an denen die Schlösser so gar von Gold waren;

Ver-

Verschiedene Stücken von feiner Leinwand, dem Nesseltuch sehr ähnlich, die, wie man uns berichtete, von einem gewissen Steine gemacht war, und welche niemand, ohne Bewilligung des Kayſers, tragen dorfte; Halbstiefeln mit goldenen Häckchens; zwölf Bogen, die ungemein schön gearbeitet waren, und zu jedem ein Köcher von puren Golde mit zwölf hölzernen Pfeilen, die aber so schwer als Bley waren, und allerhand andere Sachen mehr. Der vierte Wagen hatte sechs viereckigte und eine halbe Elle lange Käſtchen, die voll Geld waren, das uns aber nur allein in diesem Lande nützlich seyn konnte; denn dieſes Geld bestund aus einer Art ganz kleiner Muſcheln, und aus einer Gattung kleiner blauer Steinchen, die von Natur dreyeckigt waren, und nur in einer einzigen Gegend des Landes gefunden wurden. Diese waren von höhern Werthe, als die Muſcheln. Alle diese Sachen, ausser den Früchten, lieſſen wir in unsere Packhäuſer setzen, und darauf wollten wir die Wagen wieder fahren lassen; allein die dabey befindlichen Leute sagten, daß diese, und sie selbst, uns zugehörten. Da nun dieſes vier und zwanzig Personen waren, sich auch bey den einzeln oben gemeldten Pferden eben so viel Stallbediente befanden: so würden uns so viele Leute allerdings zur Last geworden seyn, wenn wir sie hätten behalten wollen. Wir sagten daher, daß wir ihnen die Freyheit ertheilten, und ihnen die leeren Wagen nebst den Pferden verehrten; hierzu fügten wir eine Kiſte voll Muſcheln, mit Befehl: alle dieſe Sa-

Sachen unter sich zu theilen. Sie waren mit dieser Freygebigkeit sehr wohl zufrieden, und bedankten sich dafür aufs demüthigste.

Nun kam die Reyhe an die Jünglinge und Jungfrauen, die wir besonders in ein Zimmer hatten treten lassen; daher fertigten wir jene zuerst ab. Wir hatten uns zwar entschlossen, nur die Hälfte zurück zu schicken, die andere Hälfte aber mit nach Europa zu nehmen; allein wir besonnen uns anders, und ertheilten ihnen allen die Freyheit, indem wir ihnen die kleinen goldenen Ketten, die sie an den Händen trugen, abnehmen liessen; die wir ihnen aber nebst dem andern Kästchen mit Muscheln verehrten, um sie unter sich zu theilen. Diese Leute waren eben so froh, wie die vorigen, und entfernten sich von uns unter den aufrichtigsten Danksagungen. Als wir nun darauf zu den Jungfrauen ins Zimmer traten, warfen sich diese schöne Personen vor uns nieder, indem sie sagten: sie erwarteten unsere Befehle. Sie sagten uns darauf, daß zwölfe von ihnen die Dienerinnen der andern zwölfe wären, und sie stellten sich auch alsdann zwo und zwo zusammen. Indem wir nun diese Schönheiten betrachteten, wurden wir zwo darunter gewahr, die ein viel schöneres Ansehen, als die andern hatten. Sie waren zwar alle vorzüglich weiß, doch da die Farbe der Einwohner durchaus etwas bräunlich war, so war dieses auch an diesen Jungfrauen zu bemerken, doch ohne Nachtheil ihrer Schönheit. Allein zwo, wie gesagt, waren ganz ausnehmend weiß, und es war kein

Merkmal der eingebohrnen Landesart an ihnen zu ſehen. Ich ward von einer dieſer beyden ganz verblendet, daß ich auch zu meinem Freunde auf engliſch ſagte: Wahrhaftig! wenn dieſe eine Chriſtin wäre, ſo würde ich ſie mit nach Europa nehmen, und ſie heyrathen. Endlich, machten wir dieſer Augenweide ein Ende, und wir nahmen ihnen ſelbſt die Ketten ab, mein Freund gieng zu rechter Hand herum, und ich zur linken Hand. Die ſchöne weiſſe war die letzte, der ich ihre Kette abnahm, und ich konnte mich kaum enthalten, ſie von mir zu laſſen. Als ich ihr nun darauf die Kette wieder gab, ſagte ſie mir heimlich, auf engliſch, ins Ohr: Mein Herr! wir ſind, wie ich höre, Landsleute. Verbergen ſie mich vor meinen Geſpielinnen heimlich, ſonſt bin ich des Todes; dieſes bitte ich auch wegen meiner Dienerinn. Man kan leicht denken, daß mir dieſes ungemein beſonders vorkam, dieſe ſchöne Perſon in einer ſolchen Sprache und zwar ſolche Worte reden zu hören. Ich gab ihr einen Wink, indem ich ihr die Hand liebreich drückte, und darauf kehrte ich mich zu den übrigen, und ſahe, daß mein Freund bereits auch fertig war. Wir ſchenkten ihnen allen darauf die Freyheit nebſt allem Schmucke den ſie trugen, und der von groſſem Werthe war; hierzu fügten wir noch eine Kiſte mit Geld, oder vielmehr mit kleinen Steinchen, die ſo viel enthielt, daß ſie alle davon leben konnten. Sie traten darauf alle wieder in den Hof. Die beyden weiſſen aber hielt ich in der

Thüre

Thüre etwas zurück, indem ich zu ihnen sagte: sie sollten nur ihren Antheil am Gelde den übrigen schenken, und vorgeben: sie wollten übers Gebürge reisen; so wollte ich das übrige schon machen, ohne daß die andern wissen sollten, wohin sie gekommen wären. Dieses gieng alles glücklich von Statten. Die indianischen Jungfrauen waren damit sehr wohl zufrieden, und ohne sich um die andern weiter zu bekümmern, baten sie mich die beyden Wagen ihnen zu lassen, daß sie darauf mit ihrem Geräthe und Gelde wegfahren könnten. Sie theilten sich darauf in vier Haufen, und auf diese Art fuhren die Wagen einem Theil nach dem andern bis an den Strom. Inzwischen brachten wir die beyden Europäerinnen heimlicher Weise in eine abgelegene Kammer, wohin wir auch ein kleines Schmuckkästchen trugen, welches ihnen zugehörte. In 6. Stunden waren wir endlich alle diese Leute los, und in diesem Geräusche, hatten wir den alten Weisen ganz vergessen, ausser daß wir ihm das beste Zimmer zu seinem Aufenthalte eingeräumet, ihn ab und zu besucht, und für seinen Wagen gesorget hatten. Mein alter Heinrich bekam Befehl, für das Frauenzimmer zu sorgen, und darauf fanden wir uns bey unserm indianischen Gelehrten ein, und führten ihn ins Tafelzimmer. Unter der Mahlzeit kamen wir endlich besser ins Gespräch mit ihm, und auf unsere Frage: Wie es käme, daß die lateinische Sprache allhier so wohl geredet würde? gab er zur Antwort. Diese Sprache ist uns gleichsam angebohren;

denn dieſes groſſe Land iſt ſchon vor mehr als zwey tauſend Jahren, die Jahre nach dem Umlaufe der Sonne zu rechnen, von einem Volke bevölkert worden, welches dieſe Sprache geredet hat. Zwar fanden ſich ſchon zuvor Einwohner allhier; allein, alle unſere itzige Sitten und Gebräuche ſind doch von dieſer fremden Nation, mit der ſich die Eingebohrnen des Landes vermiſchet haben, eigentlich und gröſtentheils entſtanden. Die Sprachen beyder aber haben ſich erhalten. Die alte Landesſprache iſt die gemeine Sprache geblieben, die lateiniſche Sprache aber iſt unter den Groſſen, und Gelehrten aufbehalten worden, und wir werden auch von Jugend auf darinn unterwieſen. Die Art und Weiſe aber, wie dieſe unſere Vorfahren in dieſes Land gekommen, iſt dieſe. Es ſoll in **Europa** ein Land ſeyn, welches **Rom** heiſſet. Die Bewohner dieſes Landes hatten Schiffe mit Ruderbänken ausgerüſtet, einem andern Volke auf einer Reiſe, die ſie in entfernte Länder zu thun pflegten, und woher ſie Gold, Ebenholz und Helfenbein hohlten, nachzufolgen, um auch dieſe entfernte Länder auszuſpüren. Die Schiffe kamen in einer, uns unbekannten, Gegend von der Spur derjenigen ab, die ſie verfolgen ſollten. Ein heftiger Sturm zertrümmerte die Schiffe, das Volk aber ward in den Gegenden, die über dem Strome **Kiri** ſind, ans Land geworfen. Es waren über 400. Perſonen, die auf dieſe Art das Leben retteten. Die Einwohner des Landes waren wilde, ungeſittete und unerfahrne

ne Leute, und da sie zugleich sehr einfältig waren: so war es diesen Fremdlingen ein leichtes, sie unters Joch zu bringen. Sie nahmen sich darauf Weiber von den Einwohnern, richteten ein Reich auf, in welchem der Oberste oder der General der Fremden das Regiment führte. Sie gaben dem Lande Gesetze, Sitten, Gebräuche, Waffen und Religion. Dieses Reich nahm von Jahr zu Jahren zu, es brachte andere angränzende Länder unters Joch. Allein vor tausend Jahren ward dieses Land auf eine neue Art in gegenwärtige Gestalt vollends verändert.

Ein angränzender Prinz ließ seinen Sohn in unserer Hauptstadt und an dem Hofe des damaligen Königes erziehen. Dadurch aber lernte er nicht nur unsere Sitten und Religion, sondern er lernte auch unsere Kräfte und unsere Schwäche kennen. Als er nun nach einigen Jahren in seinem Lande zur Regierung kam, führte er daselbst gute Sitten ein, er verbesserte sein Volk, und machte es gesittet und kriegerisch. Als er sich nun im Stande befand, ein entworfenes grosses Unternehmen auszuführen, überfiel er uns, die wir damals keinen Feind vermutheten, und in einer faulen Ruhe lebten. Er bemächtigte sich gar bald des ganzen Landes, machte sich aber auch beliebt unter dem Volke, und darauf belagerte er die Hauptstadt. Unser alter Kayser starb darauf aus Kummer, und hinterließ eine Tochter, die der Ueberwinder zur Kayserinn ausrufen ließ, und sich bald darauf mit ihr vermählte. Und von diesem Prinzen stammt die

annoch regierende kayſerliche Familie her. Beyde Staaten wurden dadurch mit einander vereiniget, und von der Zeit an ſind unſere Sitten einiger maſſen verändert worden.

Ueber jenem Gebürge wohnet ein anderes Volk, mit welchem wir ſeit undenklichen Jahren beſtändige Kriege geführet haben, und da es grauſam, räuberiſch, ungetreu, und ohne Götter iſt; ſo haben wir auch nimer einen dauerhaften Frieden mit ihm ſchlieſſen können. Unſer Kayſer hat daher beſchloſſen, ſeine ganze Macht gegen dieſes Volk zu ſchicken, um es gänzlich auszurotten; damit wir einmal eines Nachbars entlediget werden, der unſere Städte und Felder ſtets verwüſtet, die Einwohner aber ermordet hat. Sehet! dieſes iſt eine kurze Antwort auf die Frage, die ihr mir zu beantworten vorgeleget habt.

Aber, mein Vater! frug ich darauf, worin beſteht die Religion dieſes Landes? Wir verehren, ſagte er, einen oberſten Gott, den wir in lateiniſcher Sprache Jupiter nennen. Ihm ſind noch andere untere Götter oder Kräfte zugeordnet, die unter ſeiner Aufſicht die Welt regieren. Es würde unnöthig ſeyn, euch die Namen dieſer himmliſchen Weſen zu nennen, da ich wohl ſehe, daß ihr eine Religion habt, die von ganz anderer Beſchaffenheit iſt. Doch dieſes muß ich noch ſagen, daß wir Merkmale und Vorzeichen zukünftiger Dinge haben. Theils lehren uns die Vögel und andere gefiederte Thiere, nicht weniger auch vierfüßige Thiere, was uns begegnen wird, theils lehret uns die Beſchaffenheit der Opfer,

die

die wir den Göttern bringen, das zukünftige Glück oder Unglück; ob es schon unter den Weisen dieses Landes eine Sache ist, über welche öfters gestritten wird, indem viele der Meynung sind, daß die Wahrsagungen und Zeichendeutereyen nichts gewisses bestimmten. Gleichwol ist dieses ein Theil unserer Religion, dem wir nicht öffentlich widersprechen dörfen. Endlich ist auch unser Gottesdienst durch verschiedene Gebräuche und andere, von andern Völkern dazu gekommene, Götter, wie auch durch allerhand Meynungen und Sagen, die alle in gewissen geheimen Büchern aufgeschrieben sind, erweitert, und fast zu einer solchen Grösse und Weitläuftigkeit getrieben worden, daß es nicht mehr in unsern endlichen Kräften stehet, alles zu fassen und behalten. Diese geheimen Bücher aber dörfen nur die Oberpriester des obersten Gottes **Jupiters**, ingleichen die Priester der Schutzgötter des Landes lesen, die man dann bey zweifelhaften Dingen um Rath fragt, um aus ihren Antworten, weil ihnen die Bücher der Geheimnisse offen sind, unterrichtet zu werden. Dieses ist dasjenige, was ich euch kürzlich von unserer Religion entdecken kann.

Aber mich wundert, sagte mein **Mentor**, daß nicht zuweilen fremde Schiffe an diese Küste kommen? Dieses ist fast nicht möglich, war die Antwort. Denn die Lage unsers Landes ist so beschaffen, daß sie nur an dieser Seite das Meer hat. Zwar fließt der Strom **Kirl**, an welchem die Hauptstadt liegt, und der bis an die

die See bewohnt iſt, allhier in die See, allein, da er an ſeinem Ausfluſſe durch gefährliche Untiefen, Sandbänke, verborgene Klippen unfahrbar gemacht wird, alſo daß nur leichte und kleine Fahrzeuge, denen doch noch die Farth muß bekannt ſeyn, herauf kommen können, die See auch viele Meilen weit gefährlich und voller Sandbänke iſt: ſo ſind wir nicht leicht dem Zufalle unterworfen, daß fremde Schiffe an unſer Ufer kommen ſollten. Die übrigen Gegenden des Landes gränzen zwar hin und wieder auch an die See; da aber dieſe Ufer zinsbare Völker, die ungemein barbariſch ſind, und die wir nur mit der größten Strenge im Zaume halten müſſen, bewohnen: ſo ſind wir auch von der Gemeinſchaft anländender Schiffe ausgeſchloſſen; denn ſo bald ſich nur ein Schiff oder Fahrzeug dieſen Küſten nähert: ſo wenden die barbariſchen Einwohner alle Mühe an, ſolches zu überfallen, und die Menſchen zu Sklaven zu machen, oder zu ermorden. Es ſind auch auf einigen Oertern dieſer Küſten Seeräuber, die den vorbey ſegelnden Fahrzeugen auflauren, und ſie plündern. Es werden nur erſt ſechs Monat ſeyn, daß einige dieſer Räuber ein Schiff geraubet, die Menſchen, die darauf geweſen waren, aber alle erſchlagen hatten, ausgenommen zwo Jungfrauen, deren auſſerordentliche Schönheit die wilden Räuber zu Mitleiden bewog, daß ſie ihrer ſchoneten, und ſie hernach als einen Tribut unſerm Kayſer überlieferten, der ſie in ſein Frauenzimmer nahm, und man glaubet, er werde eine von

ihnen

ihnen auf den Thron setzen, indem er noch keine rechtmäßige Gemahlin, aber viele Kebsweiber hat; die er aber fast nicht berühret. Diese Frauenzimmer werden in gewissen Behältnissen verwahret, die so eingerichtet sind, daß sich selbst die Nachbarinnen von Person nicht kennen. Ueberdieses ist es eine unerlaubte Sache, ihr Gesicht, wenn sie auch ungefehr in den Gärten sollten zusammen kommen; gegen einander zu entblössen. Die Freyheit, einander mit entblößtem Gesichte zu sehen, und zu sprechen, kommt nur denen zu, welche der Kayser seiner Umarmung gewürdiget hat. Doch, was rede ich von einer Sache, um welche ihr mich nicht gefragt habt?

Unter diesen Gesprächen verstrich die Mahlzeit, und diese letzte Erzählung hatte mich besonders gerührt, indem ich daraus erkannte, daß meine schöne Engelländerinn aus dem Frauenzimmer des Käysers entflohen war. So bald wir nun vom Tische aufgestanden waren, und mein Freund mit unserm Gaste in der Schanze herum gehen wollte: verfügte ich mich zu meinem Frauenzimmer. So bald ich in ihre Kammer trat, empfieng mich die Vornehmste, welche auch die schönste war, ungemein zärtlich, und bedankte sich bey mir wegen des Schutzes, den ich ihr vergönnte. Ich bat sie darauf, mir ihren Namen zu sagen, und ihre Zufälle zu erzählen.

Sie gab zur Antwort: sie wäre die Tochter eines englischen Kaufmanns, der mit allem seinen Gute nach Indien gehen wollen. Sie wä-

ten durch Sturm in eine, von dieser Küste nicht weit entfernte, Gegend getrieben worden, wo sie eine Menge räuberischer Fahrzeuge überfallen hätte, die ihre Aeltern und alle lebendige Personen auf dem Schiffe ermordet, und sich darauf aller Güter bemächtiget hätte. Man hätte sie darauf nebst gegenwärtiger ihrer Nichte an den Käyser geschickt, der sich in sie verliebt, und sich erkläret: er wolle sie für seine Gemahlin erkennen, und ihr zu gefallen, alle Kebsweiber abschaffen. Sie habe sich aber allen seinen Vorschlägen beständig widersetzt, und nur auf Gelegenheit gesonnen, zu entwischen. Als sie nun vor einigen Tagen gehört, daß Europäer auf dieser Küste wären, mit denen der Käyser einen Frieden geschlossen; so habe sie zugleich erfahren, man würde zwölf unberührte Jungfrauen aus dem Kayserlichen Frauenzimmer aussondern, und sie dem General der Europäer zum Geschenke übersenden. Diese Nachricht hätte sie sehr erfreuet; da sie aber erfahren, das Loos würde sie nicht treffen, indem die Liebe des Kayſers immer heftiger geworden: so wäre sie darüber sehr bekümmert gewesen. Als sie aber gestern Abend die kühle Abendluft zu geniessen, in eine, an ihr Zimmer stossende, Allee spazieret wäre, hätte sie neben an gehört, daß sich eine Person sehr beklaget hätte, daß sie unter die Zahl der Sklavinnen wäre, die man dem fremden General schenken würde. Diese Person habe gebrochen französisch gesprochen, welches sie vermuthlich von ihrer Aufwärterinn, die vollkom-

men

men gut französisch geredet, gelernet hätte. Sie habe darauf in eben dieser Sprache der andern zugerufen: sie sollte ihr nur Gelegenheit geben, daß sie ihr Zimmer mit dem ihrigen verwechseln könnte, so wollte sie mit ihr tauschen. Sie hätten sich darauf beyde bemühet, durch die dicken Hecken eine Oeffnung zu finden. Endlich sey es ihnen geglückt. Jene wäre also in ihr Zimmer gekommen, sie aber in das Zimmer der andern. Weil nun die Kleider aller Frauenzimmer des Pallasts einerley wäre, man sie auch ganz früh heraus geführet: so wäre sie dadurch nebst den andern, in Begleitung ihrer Nichte, die man als eine Aufwärterinn bey ihr gelassen, aus dem Pallast und in die Schanze gebracht worden. Nunmehr aber beschloß sie diese Erzählung, würde es auf mich ankommen, ob ich sie des ertheilten Schutzes für würdig erkennte, und sie mit nach Europa nehmen wollte?

Ich bezeigte ihr darauf mein Vergnügen, im Stande zu seyn, ihr zu dienen, und nachdem ich ihr die Würkung, die ihre Annehmlichkeit in meinem Gemüthe gethan, einigermassen merken lassen, entfernte ich mich von ihr, um meinem Freunde von dieser wichtigen Begebenheit Nachricht zu ertheilen, und mit ihm zu überlegen, auf welche Art wir diese Dame, bey einer so besorgenden Nachforschung verbergen könnten. Als ich nun alles entdeckt hatte, so war er würklich sehr verlegen, und befürchtete einen neuen gewaltsamen Ueberfall der Serukiribanen. Nun hatte ich zwar diese Dame so heimlich in ihr

Zim-

Zimmer gebracht, daß niemand, ausser meinem Heinrich, etwas von ihr wuste, und alle unsere Leute glaubten, sie wäre nebst den übrigen fortgegangen; gleichwol waren wir nicht versichert, daß sie allen unsern Leuten beständig verborgen bleiben würde. Nachdem wir nun allerhand Mittel ausgesonnen hatten, sie und uns in Sicherheit zu setzen, keines aber uns recht gut und sicher zu seyn schien, wir aber den Ausmarsch des Heeres nun alle Tage vermutheten: so entschlossen wir uns Käppeln dieses Geheimniß anzuvertrauen, ihm das Commando auf dem Schiffe zu geben, und unser Frauenzimmer des Nachts unvermerkt mit einem Boote über zu setzen, und dann unsere Einrichtung so zu machen, daß wir je eher je lieber abreisen könnten. Da es aber schon zu spät war, diesen Entwurf annoch auszuführen, so mußten wir es biß auf den folgenden Abend verschieben.

Des folgenden Tages unterhielten wir uns meistens mit unserm Setukiribanischen Gelehrten, in dessen Umgang wir viel Vergnügen fanden. Endlich gegen Abend, überliessen wir ihn unserm Schifsprediger, der ihm einen Abriß der christlichen Religion machen sollte; denn darum hatte ihn jener selbst ersuchet. Dieses gab uns Gelegenheit, mit Käppeln wegen unsers Geheimnisses Abrede zu nehmen. Als wir ihn nun zur Genüge unterrichtet hatten, gieng er aufs Schiff, um die benöthigten Anstalten zu machen, und insonderheit diesen Damen eine bequeme Kammer dicht an der Cajüte auszusu-

chen

chen. Mein Freund verfügte sich darauf wieder zu unserm Gaste, ich aber begab mich zu meiner Geliebten, der ich nunmehr keinen andern Namen beylegen werde. Ich fand so wohl bey ihr, als bey ihrer Nichte, so viel Verstand und Tugend, daß ich ganz davon bezaubert ward; und diesen Abend brachte sie ihren Sieg zur Vollkommenheit. So bald nun alle unsere Leute im Schlafe lagen, begleitete ich beyde aufs Schiff, und überließ sie, nachdem ich ihr meinen Heinrich zugegeben hatte, der Fürsorge des Leutenants und einiger wenigen getreuen Leuten, auf deren Redlichkeit und Verschwiegenheit ich mich verlassen konnte.

Beym Anbruche des folgenden Tages kam ein reitender Bothe von dem General Nerubal mit einem Briefe an meinen Freund, in welchen er berichtete: "daß der Kayser gar sehr erschrocken wäre, als er gefunden hätte, daß" eine Dame, die er innigst liebte, sich unter" die ihm zum Geschenke übersendeten Sklavinnen müsse gemischet haben; doch da er erfahren, daß ich allen diesen Personen ihre Freyheit ertheilet: so habe er Hoffnung, sie wieder zu finden, daher habe er überall im ganzen" Reiche und in die angränzenden zinsbaren" Länder Boten ausgesendet, sie wieder aufzusuchen. Zugleich meldete er, daß der Feldzug" anitzt nicht würde vor sich gehen, weil die Regenzeit heran rückte, in welcher nichts könnte" vorgenommen werden, nachdem durch den, durch" uns verursachten, Aufenthalt die Zeit verstri-"

"chen

"chen wäre, die Feinde zu überfallen." Diese Nachricht war uns sehr angenehm, weil wir glaubten, wegen einer Nachfrage bey uns sicher zu seyn, und auch von den **Setukiribanen** nicht so bald einen Besuch zu erhalten. Wir entschlossen uns daher, alles zu veranstalten, daß wir kurz nach dem Regenwetter fortreisen konnten. Die erhaltenen sogenandten Pferde waren uns, unsern Proviant zu verstärken, sehr nützlich, und um nicht auf unsere Erndte zu warten, sendeten wir nach erhaltener Erlaubniß, die uns der alte Gelehrte auswirkte, der an diesen Tagen wieder abreisete, eine Chaluppe auf den Strom, um für die eine Kiste mit Geld, Proviant, vornemlich aber Reis, einzukaufen, und wir erhielten auch dafür so viel von allerhand nöthigen Lebensmitteln, daß wir unsere beyden Chaluppen einige male ganz beladen ans Schiff kommen sahen; welches uns denn sehr erfreuete.

Das Regenwetter fiel endlich ein, und diese Zeit wendeten wir dazu an, alles einzuschiffen, und uns in solchen Stand zu setzen, daß wir mit dem ersten guten Wetter unvermerkt, und bevor sich die Setukiribanische Armee uns nähern könnte, abreisen könnten. Es füate sich auch so wohl und nach unsern Wunsche, daß die Regenzeit diesesmal eher aufhörte, und wir nach sechs Wochen schon wieder gutes Wetter bekamen. Da wir nun mit allen unsern Verrichtungen in Ordnung waren: so liessen wir alle unsere Leute zu Schiffe gehen, und wir behiel-

hielten nur einige wenige zu unserer Bedienung bey uns, um noch so lange in der leeren Schanze zu bleiben, bis wir guten Wind bekämen. Inzwischen liessen wir durch unsere Chaluppen die Abfahrt in der See untersuchen, um nicht Gefahr zu laufen, zu scheitern, weil uns der alte Gelehrte gesagt hatte, daß diese Küsten sehr gefährlich wären.

Als wir nun auf die Rückkunft unserer Chaluppen warteten, kam ein Bote von dem General Nerubal, mit der Nachricht: die Armee würde in drey Tagen aufbrechen, und der Kayser würde ihr bis an unsere Schanze selbst folgen, um unsern General bey dieser Gelegenheit zu besuchen. Dieses war uns nun eine sehr unangenehme Nachricht; mein Mentor aber faßte den Schluß: wir sollten diesen Besuch nicht erwarten, sondern unverzüglich in See gehen, unsere Chaluppen aber durch ein paar Kanonenschüsse zurück rufen. Und dieses thaten wir auch noch an diesem Tage, so bald der Bote wieder fort war. Wir riefen daher unsere Leute zusammen, und gaben an Käppeln Befehl, durch ein paar Losungsschüsse unsere Chaluppen ans Schiff zu rufen. Als wir nun in das Boot steigen wollten, um ins Schiff zu gehen, vermißten wir einen Matrosen, und wir suchten ihn überall vergebens. Dieses machte uns sehr bestürzt, und wir wußten nicht, was wir dabey thun sollten, vornemlich, da wir argwöhnten, es müsse nicht richtig mit ihm seyn.

Indem

Indem wir nun diesfalls in grosser Sorge waren, kamen unsere Chaluppen fast zugleich wieder zurück. Ein französischer Schiffer, der mit der einen Chaluppe zur rechten Hand hinauf nach dem Strome **Kiri** gewesen war, verlangte, mich darauf unverzüglich zu sprechen. Ich ließ ihn daher zu mir kommen. Er sagte darauf: Herr! die ganze Flotte der **Setukiribanen** ist bereits am Ausflusse des Stromes, und morgen wird sie unfehlbar allhier vorbey gehen, wo sie uns nicht gar überfällt. Ich war am Strome aus der Chaluppe ans Land getreten, um mir noch etwas zu kaufen, und ich bemerkte nicht nur dieses, sondern auch, daß man von einem Europäer redete, der in der Residenz angekommen wäre, und dem Kayser ein grosses Geheimniß entdeckt hätte. Ich ließ mich aber nicht merken, daß ich über dieser Nachricht bestürzt war, sondern so bald ich meine Sachen ungehindert verrichtet hatte, gieng ich mit der Chaluppe zurück, eben als wir die Losung hörten.

Nunmehr war guter Rath theuer; denn so fort in die See zu gehen, war wegen des schlechten Windes nicht wohl möglich; über dieses würden wir doch nicht eher als am anbrechenden Morgen haben hinaus legen können. Gleichwol musten wir fort. Es war uns nur lieb, daß die Chaluppen berichteten, daß wir, wenn wir in gerader Linie vom Ufer in die See liefen, auf eine halbe Meile breit keine Gefahr zu besorgen hätten; nur müßten wir uns alsdann

vor

vor einem heftigen Strome hüten, der eine Meile vom Ufer vom Gebürge käme, und vermögend wäre, die gröſten Schiffe fort zu reiſſen, wenn man ſich nicht wohl vorſähe. Doch wir konnten dieſen Abend gleichwol nicht aufs Schiff kommen. Ein heftiger Wind aus der See fieng an, zu wehen, und zwar ſo gefährlich, daß wir um unſer Schiff beſorgt ſeyn, und ſo gar den Nothanker auswerfen muſten. Dieſes Wetter hielt bis an den Morgen an, worauf es etwas nachließ, ſich aber zugleich in einem Nordweſt verwandelte, der uns zur Reiſe ganz bequem war. Wir eilten daher mit Gewalt, vom Ufer weg zu kommen, und die hohe See zu erreichen, wo uns die Jonken gewiß nichts thun konnten, indem dieſe nur von der Beſchaffenheit waren, daß ſie ſich nicht wohl über eine Meile vom Lande entfernen dorften. Wir hatten es auch würklich getroffen; denn ſo bald wir die Seegel aufgezogen, um mit vollem Winde fortzugehen, ſahen wir auch bereits die Flotte, die, vermittelſt des Stromes, früher in die See hatte gehen können, als es uns möglich geweſen war. Als wir auch beym Abſegeln noch einmal nach dem Lande ſahen, bemerkten wir bereits in der Ferne den Anmarſch des Heeres. Wir waren daher, aller Eil ungeachtet, beynahe gefangen; denn wir mußten dicht bey den Jonken vorbey ſegeln. Mein **Mentor** aber faßte einen kurzen Endſchluß. Er gab Befehl, daß zum Abſchiede vom Lande ſechzehn Kanonen, acht gegen das Land und acht gegen

die See ſollten gelöſet werden. Dieſes Kanoniren ſetzte die feindliche Flotte in Furcht, und wir ſegelten daher, eben als ſie Mine machte, an unſer Schiff zu kommen, etwa eine Viertelmeile bey ihr vorbey, indem wir noch acht Kanonen löſeten. Da der Wind gut war: ſo erreichten wir die hohe See gar bald, und die feindliche Flotte konnte uns nicht folgen.

Auf dieſe Art verlieſſen wir dieſes unbekannte Volk, welches ich gern hätte mögen beſſer kennen lernen, wenn nicht die Begebenheit mit meiner geliebten Engelländerinn einen längern Aufenthalt und eine fleißigere Unterſuchung verhindert hätte. Dieſe angenehme Dame aber erſetzte mir durch ihren reizenden und vernünftigen Umgang alles Vergnügen reichlich, welches mir vielleicht die nähere Entdeckung eines ſo merkwürdigen Landes hätte verurſachen können. Wir waren übrigens faſt dreyzehn Monate allhier geweſen, und im Ausgange des Novembers 1724. verlieſſen wir das Land der **Setukiribanen**, und zwar mit allen Nothwendigkeiten zur Genüge und ſo reichlich verſehen; daß wir nicht befürchten dorften, einigen Mangel zu leiden; unſer Volk war auch geſund, und es war uns auf dem Lande keine einzige Perſon geſtorben: ſo daß wir glaubten, wir würden nun auch bald das Glück haben, unſer gewünſchtes Südland zu finden; und in dieſer Hoffnung theilte ich alle von den **Setukiribanen** erhaltene Koſtbarkeiten unter das Volk aus, ausgenommen etwa zwölf Tygerhäute und einige andere Kleinigkeiten, die wir vor uns behielten.

Drey-

Dreyzehntes Buch.

Unſer Lauf war nunmehr ganz glücklich. Der Wind und das Wetter waren ziemlich beqvem, und wir erblickten auch den dreyßigſten Tag darauf eine Inſel, die derjenigen ähnlich war, die ich in den Papieren meines ſeel. Vaters beſchrieben fand. Ich zog dabey die Nachrichten des Commandeur **Jenningtons** zu Rathe, und alles ſtimmte damit überein. Sie lag uns ſeitwerts zur linken Hand, daher, weil der Wind noch immer Nordweſt war, wollte ich mich daſelbſt nicht aufhalten, ſondern ich ſetzte meinen Weg immer nach Süden zu fort, und des andern Morgens erblickte ich vor mir zur rechten Seite auch Land. Dieſes machte uns ſehr aufmerkſam, denn da wir aus unſeren Nachrichten erſahen, daß wir uns dieſem Lande mit groſſer Behutſamkeit nähern müßten, damit wir des rechten Ortes nicht verfehlten, und etwa an bewohnte Küſten kämen; ſo waren wir in unſern Beobachtungen ſehr vorſichtig. Wir nahmen die Höhe, und fanden ſie unſern Nachrichten gemäß; daß wir alſo vollkommen überzeugt waren, wir wären auf dem rechten Wege. Gleichwol, da der Wind allzu weſtlich war, war es uns nicht wohl möglich, das Land beqvem zu erreichen. Wir waren auch noch nicht ſo nahe, daß wir die Beſchaffenheit der Küſte, die wir

ſuchten, ſo genau unterſuchen konnten. Endlich, da der Wind ſich nicht ändern wollte: ſo nahmen wir alle Seegel ab, und lieſſen das Schiff nur ganz langſam treiben. Wir ſchwebten auf dieſe Art wohl drey Tage auf dem Waſſer, ohne daß wir uns einem Lande, welches uns doch ziemlich nahe war, gänzlich nähern konnten.

Endlich fieng der Wind an, aus Norden zu wehen, aber, zu unſerm Unglücke, bekamen wir einen heftigen Sturm, der uns mit aller Gewalt ans Land führen wollte, welches wir aber nunmehr aufs äuſſerſte fürchteten; vornemlich da wir bemerkten, daß wir allzuweit nach Oſten gekommen waren, und folglich einen ganz unrechten Weg ſegelten, der uns weit von dem Vorgebürge, welches wir ſuchten, entfernet hatte. So war uns auch bange, dieſe Gegenden der See mögten unſicher ſeyn, wie ſie es denn auch würklich waren; denn unſer Schiff bekam einige male ſolche heftige Stöſſe unter dem Waſſer, daß wir, alle Augenblicke zu ſcheitern glaubten. Es war eine ſolche Verwirrung unter uns, daß wir nicht wuſten, was wir anfangen ſollten. Mein Freund war der einzigſte unter uns allen, der den Muth nicht ſinken ließ, und uns alle mit Troſt unterſtützte. Endlich bekam das Schiff noch einen Stoß von welchem das ganze Gebäude krachte, und wir meynten würklich, es wäre geborſten. Wir ſetzten daher unſere Chaluppen unverzüglich aus, und das Volk fieng an, vom Schiffe gleichſam zu fliegen. Es war zugleich alles in ſolcher Unordnung, daß

über

über sechs Personen darüber ins Wasser stürzten, und ohne Hülfe ertrunken. Mein Freund aber verlor weder sein gesetztes Gemüth, noch seine Geschicklichkeit, uns zu erretten, und ihm hatten wir es zu danken, daß wir nicht umkamen. Er hatte selbst im Raume nachgesehen, ob das Schiff leck war, oder nicht? Da er nun gefunden, daß zwar etwas Wasser vorhanden, der Schaden aber gleichwol von keiner Erheblichkeit war: so rief er dem, bereits größtentheils geflüchteten, Volke zu, wieder ans Schiff zu kommen, indem gar keine Noth vorhanden wäre. Er versicherte dieses mit einer so heitern und gelassenen Mine, daß sich ein jeder schämte, so furchtsam gewesen zu seyn. Sie kamen auch alle wieder ans Schiff, und die Officiere machten Anstalt, theils zu pumpen, theils auch einige in den Raum zu schicken, um zu stopfen. Da auch der Sturm nachließ, und wir des Schiffes wieder mächtig werden konnten: so kam nun alles wieder in Ordnung, und in zwo Stunden, war der Schade größtentheils gehoben, ob wir schon wegen der Untiefen nicht ganz ausser Gefahr waren. Dieses verursachte inzwischen, daß alle und jede darauf drangen, an der Küste, von der wir etwa nur eine Meile entfernet waren, ans Land zu gehen. Da wir nun eben eine mäßige Bucht hinter einem mäßigen Gebürge vor uns sahen: so liefen wir, indem wir das Senkbley immer in der Hand hatten, darauf zu, und wir warfen darauf etwa eine halbe Meile vom Ufer hinter dem Gebürge Anker. Weil es aber fast Abend war:

so blieben wir bis an den Morgen stille liegen, indem wir uns von dem ausgestandenen Schrecken wieder erhohlten, und darauf etwas zu gute thaten. Alle Leute aber, so wohl Officiere, als Gemeine, wußten es meinem Freunde nicht genung zu verdanken, daß er sie aus einer so grossen Verwirrung gerissen hatte.

So bald es nun Tag war, bemerkten wir aus unsern Beobachtungen, daß wir wohl funfzig Meilen zu weit nach Südost gekommen, und daß wir folglich noch sehr weit von dem Zwecke unserer Reise waren. Gleichwol, da das Volk darauf drang, diese Küste zu besuchen: so musten wir die Chaluppe aussetzen, und ich und **Käppel** giengen nebst dreißig Personen wohlbewafnet ans Land. Wir stiegen in der Bucht an einem bequemen Landungsplatze ans Land, und fanden so fort Spuren, daß diese Gegend bewohnet war. Dieses machte uns vorsichtig; dennoch aber wollten wir näher unterrichtet seyn, was für Beschaffenheit es mit diesem Lande hätte. Ein etwa zweyhundert Schritte vom Ufer befindlicher hoher Hügel reizte uns, hinauf zu steigen, um zu sehen, ob ganz in der Nähe Einwohner seyn mögten? Wir wurden auch davon gar bald überzeugt; denn wir sahen, daß hin und wieder, und zwar schon etwa eine halbe Meile vom Ufer, bewohnte Plätze waren. Alle Städte, Dörfer, Felder, Wiesen, Gebüsche und Teiche waren in lauter Vierecke abgetheilt, die alle von einerley Grösse zu seyn schienen, und ein sehr neues und lustiges Ansehen verursachten.

ten. Diese Beobachtung überzeugte uns zugleich, daß die Einwohner des Landes kein ungesittetes und wildes Volk seyn müßten, und unsere Neugierde ward dadurch gereitzet, diese Leute, näher kennen zu lernen. Doch hielten wir dafür, wir müßten unsern Leuten im Schiffe erst davon Nachricht geben, und sämtlich überlegen, auf was für Art wir diese Erkundigungen vorsichtig einzurichten hätten.

Ich gieng darauf nebst **Käppeln** und einigen unserer Leute zurück ans Schiff, wo wir Rath hielten, was wir thun sollten? Mein Freund war ganz dagegen, daß wir das Land ausforschen sollten, weil uns gar leicht dadurch ein grosses Unglück begegnen könnte. Allein, ich und einige andere glaubten, wir könnten uns schon in Sicherheit setzen, daß uns die Einwohner nichts thun könnten; und diese Meynung behielt die Oberhand, und mein Freund wollte mir denn auch nicht länger entgegen seyn. Wir setzten darauf 100. Mann ans Land, und die übrigen mußten zur Vertheidigung des Schiffes zurück bleiben, über welche mein Freund das Commando führte. Ich aber und **Käppel** nebst 80. Mann wollten ins Land marschiren, indem wir bey unsern Chaluppen 20. Mann unter Commando des alten Officiers zurück liessen, die aber Befehl erhielten, wenn sie schiessen hörten, uns noch 12. Mann zu Hülfe zu senden. Auf diese Art gieng ich mit meiner kleinen Armee auf die nächstgelegenen Ländereyen zu. Wir waren etwa vier oder fünf hundert Schritte vom

Hügel, als wir schon Einwohner erblickten, und wir bemerkten, daß sie gleichfalls uns gesehen hatten. Gleichwol setzten wir den Marsch fort, und erreichten ein vor uns liegendes Gebüsche, hinter welchen Felder und Wiesen waren, in deren Mitte wir eine Stadt entdeckten. Als wir nun an dieses Gebüsche kamen, wollten wir durchmarschiren, allein, es war rings um mit einem vier Fuß breiten Graben umgeben, hingegen gieng ein gebähnter Weg an der Seite gegen das Feld, und alsdann gerade auf die Stadt zu. Wir hielten daher inne, um uns zu besinnen, ob es rathsam wäre, den Marsch fortzusetzen. Endlich aber beschlossen wir, fortzugehen, das Feld aber unberührt zu lassen, und beständig auf dem gebähnten Wege zu bleiben, der breit genug war, daß ganz 4 poem 8. Mann in einem Gliede marschiren konnten.

Als wir nun um das Gebüsche herum kamen, sahen wir, daß uns aus der Stadt eine Anzahl Menschen entgegen kamen, die gerade auf uns los marschirten. Wir machten daher Halte, um sie zu erwarten. Als sie sich bis auf 100. Schritte genähert hatten, kamen uns zweene ganz allein entgegen, und redeten uns in einer ganz fremden Sprache an. Da sie nun sahen, daß wir sie nicht verstunden, gaben sie uns durch Zeichen zu verstehen, wir sollten zurück bleiben, oder wieder umkehren. Wir gaben ihnen darauf wieder zu erkennen, daß wir als Freunde kämen, und uns nur bey ihnen umsehen wollten. Darauf schüttelten sie aber die Köpfe, und wiesen

sen

ſen auf unſer Gewehr. Da wir aber auf unſerer Meynung blieben, zeigten ſie endlich auf 10. Perſonen von uns, und gaben zu erkennen, ſo viel könnten wohl zu ihnen kommen, aber nicht mehr. Wir wollten dieſes aber nicht eingehen, weil wir ſahen, daß noch viele Leute aus der Stadt kamen, und ſich uns ein Corpo, das wohl 500. Mann ſtark war, entgegen ſtellte. Es konnten uns zwar alle dieſe Leute keine Furcht einjagen, wir wuſten aber nicht, ob nicht noch vielmehr zum Hinterhalte zurück wären. Endlich überwand die Neugierde alle Gefahr. Wir gaben den Abgeſchickten zu verſtehen, es ſollten 10. von uns mitgehen, aber 10. von ihnen ſollten dafür bey uns bleiben. Dieſes geſchah auch. Ich und noch 9. Perſonen, unter denen ſich der alte Haſſan befand, giengen alſo mit dieſen Leuten fort, nachdem ſie uns 10. von ihnen übergeben hatten. Hundert Mann nahmen uns darauf zwiſchen ſich und führten uns in ihre Stadt, wo ſie uns in ein viereckigtes Haus führten, welches aber gröſſer, als andere Häuſer war, und mitten in der Stadt ſtund. Die Häuſer waren ſonſt alle auch viereckigt gebaut, auch ſo gar die Dächer ſtellten vierecke vor. Die Thüren, die Fenſter, die mit einer Art feiner Leinwand, die von Baumwolle gemacht war, ſtatt des Glaſes, zugemacht waren, die Kammern und Zimmern, alles war viereckigt. Auch ſo gar die Kleider der Leute hatten einen viereckigten Schnitt; alſo daß ſie eben ſo lang als breit waren. Sonſt ſahe ich, daß die meiſten Leute grün, nur wenige

aber roth, die wenigsten aber blau gekleidet waren. Auf dem Kopfe trugen sie viereckigte Mützen, von einer, der Farbe des Kleides ganz entgegen gesetzten Farbe. Doch ich will die Beschreibung dieses wunderlichen Volckes voritzt unterlassen, und in meiner Geschichte fortfahren.

Man führte uns in ein grosses Haus, und stellte uns darinn einem alten ansehnlichen Greise vor, der ganz weiß gekleidet war, und nichts viereckigtes, als seine Mütze, hatte. Er redete uns, wie es schien, in allerhand Sprachen an; allein wir verstunden keine einzige. Endlich hörte ihn unser alter Hassan in einer andern Sprache reden, von welcher er etwas verstund. Er antwortete ihm daher, in derselben Sprache, die er aber nur gebrochen reden konnte; doch konnte er so viel reden, daß sie sich alle beyde ganz wohl verstehen konnten. Nachdem sie nun einige Zeit mit einander geredet hatten, sagte Hassan zu mir: wir sind in einem Lande, in welchem wir einer grossen Gefahr unterworfen sind. Dieser alte Mann ist der Oberpriester des Feuers, welches diese Völker anbeten, und er hat mich gefragt: aus welchem Lande wir kämen? als ich nun sagte: aus Europa oder dem Lande der Christen. Wie? gab er zur Antwort, ihr seyd Christen? Ich bedaure also euer Unglück; denn wir haben längst gewünschet solche Leute zu finden, um sie unserm Gotte, dem Feuer, zu opfern. Herr! sagte ich darauf, wir sind nicht gekommen in diesem Lande zu wohnen, noch eure Ruhe zu stöhren; wir sind nur auf unserer Reise, die einen

nen andern Zweck hat, auf diese Küste verschlagen worden. Daher würdet ihr unrecht thun, wenn ihr uns an der Fortsetzung unserer Reise hinderlich wäret. Ueberdieses führen wir euren Gott, das Feuer, und seinen Gefährten den Donner, bey uns, der euch so fort zerschmettern würde, wo ihr uns einige Gewalt anthun würdet.

Indem uns Hassan dieses Gespräch erzählte, und wir darüber sehr erschracken, hörten wir in der Ferne schiessen. Dieses machte uns aufmerksam; vornehmlich, da es schien, als ob die Kanonen auf dem Schiffe gelöset würden. Wir wollten daher aus dem Zimmer entweichen, aber so fort überfielen uns einige weiß gekleidete Männer, die uns mit weissen Binden Hände und Füsse binden wollten. Wir aber hielten ihnen unser Gewehr entgegen, und Hassan drohete ihnen: das Feuer, dessen Donner sie in der Ferne brausen hörten, sollte sie so fort verzehren, wenn sie uns nicht in Ruhe fortgehen liessen. Da sie nun dennoch nicht von uns lassen wollten, und wir hörten, daß unsere Leute vor der Stadt im Gefechte seyn müßten, weil wir ihre gezogenen Röhre ganz deutlich knallen hörten: so brauchten wir Gewalt, und schossen auf diese Schelme, von denen auch sechs so fort todt zu Boden fielen. Hierauf bemächtigten wir uns der Thüre, und drungen auf die Strasse hinaus, die voll Menschen war, welche alle in gröster Unordnung durcheinander liefen. Wir machten uns mit unserm Gewehr Platz, gebrauchten unsere

ſere Piſtolen, die wir im Gurte ſtecken hatten, und erlegten eine ziemliche Menge unſerer Feinde. Endlich aber mußten wir der Menge weichen. Sie riſſen uns nieder, banden uns Hände und Füſſe, und ſchmiſſen uns in das nächſt gelegene Haus.

Inzwiſchen aber dauerte das Schieſſen vor der Stadt immer fort, und es kam immer näher und näher. Wir hörten auf der Straſſe ein wüſtes Geſchrey, und endlich auch das Gewehr unſerer Leute ſo gar auf der Straſſe. Dieſes gab uns Hoffnung, den Händen dieſer Barbaren zu entkommen. Wir fiengen daher an, aus Leibeskräften zu ſchreyen, um uns unſern Leuten zu erkennen zu geben. Sie hörten uns auch, brachen ins Haus, löſeten unſere Bande auf, und wir vereinigten uns mit ihnen, und lieſſen unſere Rache ihren Lauf. Die Einwohner waren endlich entweder todt oder durch ein anderes Thor unſerer Wuth entgangen. Da wir nun keinen Widerſtand fanden, durchſtreiften wir die Stadt, und fiengen an, zu plündern. Allein Käppel war nicht damit zufrieden. Er ſagte zu mir, er hielte fürs beſte, wir marſchirten aufs eiligſte zurück; denn die Feinde könnten uns weit ſtärker überfallen, und uns wohl gar in ihrer eigenen Stadt einſchlieſſen, da wir alsdann in gröſſerer Gefahr ſeyn würden. Ich fand ſeine Gründe richtig, und wir bemüheten uns, unſere zerſtreueten Leute zuſammen zu bringen; allein es dauerte wohl eine halbe Stunde, bevor wir ihrer mächtig wurden; denn ſie waren allzuſehr erbit-

bittert. Darauf legten wir Feuer an, um die Stadt einzuäschern, und marschirten wieder zurück.

Als wir das Holz erreichet hatten, kamen uns seitwärts über tausend Einwohner entgegen, zugleich aber kamen uns noch 40. unserer Leute zu Hülfe, und dieses machte uns Muth. Wir luden unser Gewehr, vereinigten uns, ehe uns die Feinde erreichen konnten, mit unsern Kameraden, und setzten unsern Marsch eiligst fort, um die Bucht zu erreichen, deren Ufer das Schiff mit den Kanonen bestreichen konnte. Die Feinde kamen uns aber doch übern Hals, und sendeten uns eine ganze Wolke von Pfeilen entgegen, die uns aber keinen Schaden thaten, weil sie uns nicht nahe genug waren. Wir liessen sie darauf etwas näher kommen, und alsdann löseten wir unser Gewehr mit so guter Wirkung, daß sie sich hin und wieder zerstreueten, und eine grosse Menge auf dem Platze blieben. Wir luden ungesäumt wieder und marschirten zugleich. Inzwischen hatten sie sich wieder gesetzt, und verfolgten uns aufs neue, aber ohne uns zu schaden; denn so bald wir der Bucht nur einigermassen nahe waren, zogen wir uns auf die Seite, und die Kanonen fiengen an, auf unsere Verfolger zu spielen. So bald wir nun am Ufer waren, sprangen wir in die Chaluppen, und begaben uns aufs Schiff. Mein Freund, dem ich, wie ich hernach melden will, unsere Rettung zu danken hatte, empfieng mich mit aufgesperrten Armen, und so fort lichteten wir

die

die Anker, und bemühten uns, die hohe See zu erreichen. Da nun der Wind inzwischen Südost geworden war, so kamen wir bald vom Lande, und erhielten das Glück, diejenige Farth zu erreichen, die wir suchten. Wir segelten mit gutem, doch gelindem Winde und mit Vorsichtigkeit, und in zween Tagen sahen wir bereits das Gebürge; worauf wir uns gegen Abend der Gegend näherten, wo mein Vater ehmals mit seinem Fahrzeuge angekommen war. Wir erkannten sie an dem Vorgebürge, welches aus einer Reyhe von Bergen bestund, unter denen insbesondere sieben herfür ragten. Kurz wir befanden sie in der Beschreibung gemäß, die im sechsten Buche davon gemacht worden. So bald wir nun versichert waren, daß dieses der Ort war, den wir suchten, liefen wir in die Krümme ein, welche das Vorgebürge machte, und in der wir gegen alle Sturmwinde gesichert lagen. Wir warfen darauf rechter Hand im Eingange so dicht unter dem Walle Anker, als es möglich war, und blieben darauf des Nachts ruhig liegen, und erwarteten den Morgen, um weitere Erkundigung einzuziehen.

Doch muß ich zur Erläuterung obiger Begebenheit mit den Südländern noch folgende Umstände anführen. Ich war mit dem Volke kaum ins Land marschirt, als mein Freund in der Ferne eine Menge kleiner Fahrzeuge, die viereckigt waren, und fast wie Brahmen aussahen, entdeckte. Sie näherten sich dem Schiffe, und in etwa zwo Stunden kamen sie so

nahe,

nahe, daß mein Freund nicht für nöthig hielt, sie näher kommen zu lassen. Er hatte inzwischen schon vor einer Stunde einen Boten fortgeschickt, um uns dieses zu berichten, der Bote aber war zu unsern Leuten erst gekommen, als ich eben in die Stadt gegangen war, und unsere Leute dorften es also nicht wagen, ohne mich zurück zu kehren. Der Bote eilte also allein zurück, und inzwischen war mein Freund mit den Fahrzeugen bereits ins Gefechte gekommen. Er hatte ihnen nämlich gewinkt, zurück zu bleiben, gleichwol aber hatten sie sich nicht daran gekehrt, und waren endlich so nahe gekommen, daß sie an dem Schiffe hinauf klettern wollten. Als sie aber unsere Chaluppen gesehen, waren sie darauf zugerudert, und hatten sie wegnehmen wollen. Da sie nun der alte Officier nicht mit Güte abweisen können, und sie ihm mit ihren Pfeilen zuerst angegriffen hatten, hatte er endlich Feuer auf sie geben lassen. Die Feinde waren zwar darüber erschrocken, und hatten auch von den Chaluppen abgelassen, hingegen aber hatten sie das Schiff überfallen wollen. Unsere Leute, unter den Commando des alten Officiers, waren darauf in einer Chaluppe ihnen nachgefolgt, und hatten mit ihren Röhren tapfer auf sie losgefeuert. Doch dieses wollte nichts helfen, er mußte sich zurück ziehen, weil die feindlichen Fahrzeuge immer zahlreicher wurden, und deren über vier hundert beysammen waren. Darauf ließ mein Freund, der inzwischen den Anker lichten lassen, ihnen eine ganze Lage

aus

aus unsern Kanonen geben, die über vierzig Fahrzeuge durchbohrte, und die Feinde zum zurückweichen zwang, dadurch aber bekam mein Freund sie desto besser preiß, und er hörte auch nicht auf, aufs heftigste und so lange auf sie feuern zu lassen, bis sie ihm alle aus dem Gesichte waren. Die Hälfte dieser Flotte und über zweytausend Südländer waren dadurch umgekommen, ungeachtet sich eben so viel mit der Flucht und mit Schwimmen gerettet hatten. So bald er aber sahe, daß die Feinde zurück wichen, ließ er dem Officier in der Chaluppe befehlen, ins Land zu marschiren, und mir zu Hülfe zu kommen, und er kam auch mit seinen zwanzig Mann zu recht gelegener Zeit bey meinen Leuten am Gebüsche an.

Es hatten nämlich die Feinde, so bald ich in die Stadt war, allerhand Gelegenheit gesucht, mit meinen auf dem Felde stehenden Leuten Handgemein zu werden. Endlich, da sie die Kanonen hörten, wurden sie stutzig, die Geiseln aber schlichen sich heimlich ins Holz, und entkamen. So bald die Feinde dieses merkten, fielen sie mit ihren Pfeilen meine Leute an, und es kam zu einem heftigen Gefechte, in welchem die Kugelbüchsen die Feinde übel zurichteten. Das Kanoniren hatte inzwischen aufgehört, und unsern Leuten war bange, was am Schiffe müsse vorgefallen seyn; gleichwol hielten sie sich noch immer tapfer, und da sie endlich das Hölzchen, das ihnen im Rücken war, gewonnen hatten, indem sie auf dieser Seite einen offenen breiten

Weg

Weg hinein funden: so konnten ihnen die Pfeile der Feinde keinen Schaden mehr thun, sie konnten aber mit ihrem Schiesgewehr desto besser zurechte kommen. Endlich aber, da die Feinde immer zahlreicher wurden, und sie sich ziemlich ermüdet hatten, kamen ihnen die übersendeten zwanzig Mann zu Hülfe. Dadurch bekamen sie Luft. Die Feinde wurden auch erschrocken, und wichen zurück; denn, ohne Zweifel, hatten sie die Niederlage ihrer Leute auf der See erfahren. Unsere Leute hatten auch in dem Gefechte zu Lande über tausend Feinde erschossen; und als diese zurück wichen, entschlossen sich meine Leute, mit in die Stadt zu dringen. Dieses gelang ihnen, sie schlugen und schossen alles todt, was sich ihnen widersetzte, und jagten ihre Feinde wie eine Heerde Vieh vor sich her in die Stadt, und ohne ihnen Zeit zu lassen, sich in der Stadt zu setzen, waren sie zugleich mit hinein gedrungen, und das erste war dieses, daß sie mich suchten. Als wir nun zusammen zurücke kehrten, so hatte mein Freund aus dem langen und unaufhörlichen Schiessen geurtheilet: es müsse nicht zum besten mit uns stehen. Daher, ob er schon das Volk auf dem Schiffe selbst nöthig hatte, zumal wenn die Feinde wieder gekommen wären, sendete er uns noch vierzig Mann zu Hülfe; und diese begegneten uns auf dem Rückwege und zwar noch zu rechter Zeit. Denn da unsere Leute sehr ermüdet waren: so gab ihnen eine so starke Unterstützung Muth und Kräfte, und wir wa-

ren deſto eher im Stande, die Feinde aufs neue zurück zu ſchlagen.

Ich hatte alſo den guten und wohleingerichteten Anſtalten meines Freundes alles zu danken, ja ſeine Klugheit hatte alle Unfälle, die mir meine Unbedachtſamkeit und meine unbeſonnene Neugierde zugezogen, glücklich abgewendet. Der Tapferkeit meiner Leute war ich nicht weniger Dank ſchuldig, und es ſchmerzte mich folglich ungemein, daß in dem Gefechte vor der Stadt und auf dem Wege zwölf von ihnen geblieben, eben ſo viel aber verwundet waren, dieſe letztern wurden aber wieder hergeſtellet. Die Todten waren meiſt Franzoſen und es waren von meinen Engelländern nur zwey unter den Todten. Dieſes war nun der Zuſammenhang der Begebenheit mit dieſen Südländern, die das Feuer verehrten, ſonſt aber ſehr geſittet lieſſen.

Der alte Haſſan ſagte: ſie müßten eine Colonie der alten Feueranbeter aus Perſien ſeyn; denn die Sprache, die ſie geredet hätten, und die er noch etwas verſtanden, wäre die Sprache der Gauren in Perſien, oder ihr doch ſehr ähnlich. Dieſes iſt es alles, was mir von dieſen beſondern Südländern bekannt iſt, und ich kann nicht läugnen, daß ich dieſe Völkerſchaft gerne hätte beſſer kennen mögen, wenn es nur einiger maſſen möglich geweſen wäre, mit ihnen auf andere, als auf feindliche, Art mit ihnen umzugehen. So aber fehlte mir der Nachdruck, und es war alſo eine pure Unmöglichkeit, beſſere

Nach-

Nachricht von dieſen Ländern einzuziehen. Ich fahre nunmehr mit meiner Erzählung fort.

So bald es Tag war, ſetzten wir unſere Chaluppen aus, theils um den Platz zu ſuchen, wo mein ſeel. Vater ſeine Hütte gehabt, theils auch den Berg zu ſuchen, der die reichen Steine enthielt, die voller Gold ſeyn ſollten. Ich fuhr mit der einen, meiner Nachricht gemäß, in dieſem Meerbuſen gerade fort, und ich entdeckte auch gar bald die Anfurth, die ich ſuchte; allein, da die Chaluppe zu groß war, damit ans Land zu gehen: ſo war meine erſte Mühe vergebens, und ich mußte unverrichteter Sache wieder ans Schiff zurück kehren, und das kleine Boot nehmen, welches dazu bequemer war. Inzwiſchen war **Käppel** mit ſeiner Chaluppe glücklicher geweſen; denn er hatte auf der Seite des Gebürges ganz bequem anlegen können, und auch bereits den Berg und die Höhle entdeckt. Dieſes machte mich begierig, bevor ich meinen Weg fortſetzte, dieſes alles ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Ich gieng alſo zu **Köppeln** ans Land, und fand alles ſo beſchaffen, wie mein ſeel. Vater mir in ſeinen Nachrichten gemeldet hatte. Ich fand die Ueberbleibſel des Brandes, und zwar in ſolchem Stande, die deutlich genug zeigten, es müſſe binnen dieſer Zeit kein Schiff in dieſe Gegenden gekommen ſeyn. Die Höhle war zwar wieder verwachſen, allein, der Eingang war gar leicht wieder zu eröffnen geweſen, weil man nur das Geſträuche weg hauen dorfte. Und nun hatten wir keines weitern Be-

weises nöthig, daß wir auf der rechten Küste wären.

Nach dieser Untersuchung gieng ich mit meinem Boote weiter, und ich war auch in einer halben Stunde an dem Ufer, wo ich aussteigen wollte. Ich fand auch allhier alles mit meinen Nachrichten übereinstimmend. Wir stiegen durch einen beqvemen Weg das etwas steile Ufer hinauf, wo wir so fort die Bäume erblickten, welche ehmals die Hütte meines Vaters gewesen waren. Sie war itzt in ungemein schönen Stande. Die Pfähle und Aeste, womit sie selbige umzäunet und dichte gemacht hatten, waren zu grossen Bäumen geworden, und da sie wegen ihrer Dichtigkeit oben zusammen gewachsen waren: so hatten wir dadurch eine gegen Regen, Wind und wilde Thiere durchaus wohlverwahrte Hütte. Nur den Eingang musten wir uns mit unsern Beilen und Aexten öffnen, weil er zugleich mit verwachsen war. Da nun dieses ein sehr angenehmer, und vor wilde Thiere, sicherer Ort war: so entschloß ich mich, allhier meine Wohnung so lange aufzuschlagen, bis unsere Leute mit ihrer Bergwerksarbeit fertig wären. Ich ließ daher sechse von meinen Leuten in der Hütte, um den Boden zu säubern, und das darinnen überhand genommene Gesträuche abzuhauen. Darauf gieng ich wieder ans Schiff, um meinem Freunde meine Entdeckung zu berichten. Wir hatten zugleich auf dieser Fahrt den Grund des Meerbusens untersuchet, und da wir fanden, daß er tief und sicher genung

nung war, so legten wir das Schiff weiter hinein, daß es recht zwischen dem Orte, wo die Hütte war, und zwischen dem Bergwerke lag. Mein Freund gieng darauf mit mir an dem ersten Orte ans Land, und wir nahmen so viel Leute mit, als wir nöthig hatten, unsern Wohnplatz bequemer zu machen, und dann auf die Jagd zu gehen, um einiges Wild vor unsere Küche zu schiessen, und darauf blieben wir die Nacht auf dem Lande.

Des folgenden Tages schickten wir unsere Chaluppe auf die andere Seite des Vorgebürges um frisches Wasser und Salz zu suchen. Da ich ihnen nun alle nöthige Anleitung aus meinen Nachrichten gegeben hatte: so war es ihnen ein leichtes gewesen, den Strom zu vermeiden, und doch alles gehörig auszurichten. Wir liessen auch an dem Ufer, wo das Bergwerk war, ein paar dichte und geraume Hütten vor unsere Arbeiter zurechte machen, auch eine Schmelzhütte aufrichten; denn wir hatten geschickte Leute genung zu dieser Arbeit bey uns, damit wir nicht nöthig hätten, unser Schiff mit den Goldsteinen zu beläßigen. Wir wurden in vier Tagen mit aller dieser Arbeit fertig, und darauf gieng die Arbeit in dem Bergwerke an, die wir auch im Regenwetter, welches sich eben damals einstellte, ungehindert fortsetzen konnten. Da nun meine Leute ihren Vortheil zugleich dabey hatten; denn ich hatte ihnen versprochen, die Gemeinen sollten einen Theil, die Officiere den andern Theil, ich aber und mein

Freund den dritten Theil des Gewinſtes haben: ſo gieng alles treflich von ſtatten, und in ſechs Wochen hatten wir unſere völlige Ladung.

Als nun darauf wieder gutes Wetter ward, machten wir Anſtalt zur Abreiſe, nachdem wir uns wieder mit friſchem Waſſer, mit Salz und friſchem Fleiſche zur Genüge verſehen hatten. Endlich lichteten wir im Ausgange des Märzmonats 1725. den Anker, und ſegelten mit einem Südwinde von dieſer Küſte wieder fort. Des folgenden Tages kamen wir der Inſel, die mein Vater entdeckt hatte, ſo nahe, daß uns die Luſt ankam, ſie zu beſehen. Wir hatten ſie zur rechten Hand; und da wir vermutheten, wir müſten nicht weit von der Bucht ſeyn; ſo ſetzten wir die Chaluppe aus, um wegen der Felſen und Untiefen deſto geſicherter zu ſeyn. Unſere Leute fanden auch die Einfahrt in die Bucht und wir kamen glücklich hinein.

Das erſte was uns ins Geſichte fiel, waren an der rechten Seite der Bucht einige verfallene Häuſer und Hütten. Ich erinnerte mich dadurch der darauf zurück gebliebenen Seeräuber, von denen ich aber keinen mehr am Leben anzutreffen hoffte. So bald wir nun unſer Boot, um deſto beqvemer ans Land zu kommen, ausgeſetzt hatten, gieng ich nebſt einigen meiner Leute ans Ufer, und darauf trieb mich die Neugier an, auch die Häuſer zu beſehen. Sie waren ganz verfallen, ein einziges ausgenommen, welches noch in gutem Stande war. Ich näherte mich der Thüre, die offen war. Als ich

nun

nun hinein trat, fand ich darinn alles in guter Ordnung, und so beschaffen, daß ich Einwohner vermuthete. Ich machte endlich die Thüre einer Kammer auf; und auch in dieser war alles aufgeräumt und ordentlich. Das Hausgeräthe war reinlich und im brauchbaren Stande. Indem ich nun alles genau betrachtete, hörte ich einen tiefen Seufzer und diese gebrochene Worte: "Heinrich! nun wird meine Stunde" da seyn, bitte GOtt vor mich, ich fühle, daß ich" sterbe." Da ich nun ein paar Hangematten gewahr ward, urtheilte ich, diese Worte müßten aus einer derselben kommen. Meine Leute mußten darauf nachsehen, und sie fanden auch einen alten mit dem Tode ringenden Greiß darinn, der aber so fort unter ihren Händen vollends verschied.

Indem ich nun in diesem Hause war, waren ein paar meiner Leute nach einem in der Nähe gelegenen Hölzchen gegangen. Allein unterweges wurden sie ein ordentlich umzäuntes Feld, mit meist reifen Korne, ingleichen einen andern umzäunten Platz mit zahmen Ziegen gewahr. Sie giengen auf das erstere zu, und da sie eine Thüre fanden, die offen war, so traten sie hinein, und giengen auf eine in der Mitte des Feldes befindliche Hütte zu. Da sie nun hinein treten wollten, erblickten sie einen alten, doch noch muntern Greis, der darinn auf einer Bank saß. Dieser Mann erschrack anfangs, als er meine Leute sahe. Sie redeten ihn aber freundlich an, und da er Englisch reden hörte, ward er munter,

ter, und antwortete ihnen in eben derselben Sprache. Er folgte darauf meinen Leuten, die ihn zu mir ins Haus brachten. Ich freute mich, diesen alten Mann zu sehen, weil ich wohl denken konnte, daß er der Letzte von den, von meinem Vater allhier zurück gelassenen Einwohnern wäre. Und es befand sich auch wirklich alſo. Da ich mich ihm darauf zu erkennen gab, wir er voller Freuden, und er bedankte sich noch tausendfältig bey mir, wegen der von meinem Vater ihm, und seinen verstorbenen Kameraden erzeigten Gütigkeit. Ich liesse diese Neuigkeit meinem Freunde so fort wissen, der sich dem auch ohne Anstand bey mir einfand, und diesen alten Greis mit Bewunderung betrachtete. Wir thaten ihm darauf aufs beste gütlich, und nachdem wir uns eine gute Mahlzeit zurechte machen lassen, muste er mit uns in seinem Hause speisen, nachdem wir zuvor seinen verstorbenen Kameraden durch unsere Leute hatten begraben lassen.

Ueber der Mahlzeit erzählte uns dieser gute Alte die Begebenheiten, die ihm auf dieser Insel zugestossen waren. Da sie aber von keiner Wichtigkeit sind, so habe ich auch nicht für nöthig erachtet, sie aufzuzeichnen. Nur so viel muß ich anführen, daß sie die ganze Zeit in Friede und Ruhe gelebt hatten, bis endlich alle nach und nach durch den Tod waren hingerissen worden. Der alte Heinrich und sein letztverstorbener Kamerade hatten nebst noch zween andere sie alle viele Jahre überlebet; und diese zween wa-

waren erſt vor vierzehn Tagen geſtorben, da ſie bereits neunzig Jahre alt waren. Der alte noch lebende Greis war, wie er ſagte, vier und neunzig Jahre alt, und auf der Inſel meiſt zwey und vierzig Jahre geweſen. Ich that ihm den Vorſchlag, ihn mit nach Europa zu nehmen, und für ihn daſelbſt zu ſorgen, daß er ſein Leben in Ruhe beſchlieſſen könnte; allein er ſagte: ja wenn meine Inſel mit reiſen könnte; denn ich bin es darauf ſo gewohnt, daß ich mir es auch nach dem Tode meiner Kameraden nicht beſſer wünſche. Reiſen ſie glücklich, und überlaſſen ſie mich der auf dieſer Inſel mir ſo angenehmen und natürlichen Ruhe. Ich bin zu alt, eine ſo weite Reiſe zu thun, die mir zu nichts helfen würde wenn ich ſie auch überſtünde, als daß ich mein Leben unter einem beſtändigen Geräuſche der Neugierigen, und in einer ſteten Unruhe beſchlieſſen müſte. GOtt hat mir auf dieſer abgelegenen Erde alles reichlich beſcheret, was mir nöthig geweſen. Ich habe nimmer Mangel gelitten. Meine Tage ſind ins Gebet und in die Arbeit gleich getheilet geweſen. Das erſte erforderte meine Pflicht gegen GOtt, und die Menge meiner Laſter, die ich GOtt nicht genung abbitten kann, das andere, nemlich die Arbeit, hat meinen Körper Geſundheit und Kräfte gegeben. Freylich, nun bin ich allhier ganz einſam und ohne Geſellſchaft. Aber was ſchadets? Muß ich in Geſellſchaft nicht eben ſo wohl ſterben, als ohne Geſellſchaft? Meine Kräfte können abnehmen, und ich kann in den Stand

kommen, mir nicht mehr zu helfen, daß ich mein Brodt bauen kann. Aber was schadets? Ich werde darum nicht verhungern; denn ich habe in meiner Hütte einen Vorrath, der mich lange erhalten kann, und sterbe ich aus Schwachheit: so fühle ich die Bitterkeit des Todes noch weniger. Und übersteiget meine Schwachheit die Kräfte so sehr, daß ich meine Nahrung nicht mehr holen oder langen kann: so ist mir ja der Tod am nöthigsten, und ich kann mich alsdann meinem Schicksaale desto geduldiger unterwerfen, weil ich weiß, daß das Ziel meiner Tage vorhanden ist.

Ich muß gestehen, diese nachdrückliche Rede verwunderte mich und meinen Freund gar sehr, und wir erstaunten ein so gesetztes Gemüth bey diesem alten Mann anzutreffen. Indem wir nun seine Tugend und seine Gelassenheit bewunderten, kam mein alter Heinrich zu mir, und sagte, es wären sechs Franzosen vor dem Hause, die mich und meinen Freund zu sprechen verlangten. Ich ließ sie herein kommen. Herr! sagte der eine von ihnen, ich und meine Kameraden finden diese Insel so angenehm, daß wir wohl Lust haben, unsere Wohnung darauf aufzuschlagen; zumal da wir sehen, daß sie bereits sehr gut angebauet ist, und bisher bewohnt gewesen. Viere von uns sind verheyrathet, und wir haben unsere Weiber bey uns; wir haben sie in Mannskleidern versteckt, damit sie keiner Gefahr auf dem Schiffe sollten unterworfen seyn. Wir sind übrigens noch in unsern besten

Jah-

Jahren; denn als wir vor drey Jahren in Frankreich zu Schiffe giengen, waren wir erſt in unſerm dreißigſten Jahre. Unſere Weiber ſind einige Jahre jünger. Und vielleicht können wir dieſe Inſel durch unſere Nachkommen bevölkern. Sie brachten dieſes mit ſolchem Ernſte vor, daß wir daraus wohl ſahen, wir würden ſie in ihrem Vorſatze ſchwerlich wankend machen; daher ſagte mein Freund zu ihnen: Wir wollten ſie, weil es ihr Ernſt wäre, nicht zurück halten, inſonderheit wenn es dieſem alten Manne nicht entgegen wäre. Sie mögten alſo nur ihre Weiber und ihr Geräthe hohlen. Sie bedankten ſich, und giengen fort. Wir ſagten dem alten Greiſe darauf das Verlangen dieſer Leute; und er freute ſich darüber nicht wenig, weil er alſo doch bis an ſeinen Tod in Geſellſchaft leben würde. Uns bewunderte es aber, wie dieſe Leute ihre Weiber vor den andern Schifsvolke hatten verbergen können?

Wir ſprachen noch von ihnen, als ſie ſchon kamen. Wir riefen die vier Frauen allein, und fragten ſie, ob es würklich wahr wäre, daß ſie und ihre Männer ſich ſo lange verbergen können, ohne von jemand entdeckt zu werden? Sie ſagten: Es hätten ſolches weder die Rheder des Schiffs noch der Schifskapitän noch auch irgend einer der Leute nicht einmal gemuthmaſſet; denn ſie hätten ſich in Frankreich, da ihre Männer wären aus Noth gezwungen worden, Schifsleute zu werden, als Matroſen ohne Argwohn annehmen laſſen. Wir wünſchten ihnen Glück

zu ihrem Unternehmen, nachdem wir ihre Keuſchheit und ihre Treue gegen ihre Männer gelobet hatten, und verſprachen ihnen, mit allerhand bequemlichkeiten an die Hand zu gehen. Wir viſitirten darauf das in den Häuſern befindliche und noch brauchbare Geräthe, und nachdem wir den Ueberſchlag gemacht hatten, was ihnen etwa noch nöthig wäre, und was wir vorräthig hätten: ſo verſahen wir ſie damit vollkommen. Wir gaben ihnen, Keſſel, ſteinerne Schüſſeln, Töpfe, Teller, wie auch zinnerne Schüſſel und Teller, ingleichen Theezeug nebſt einer ganze Kiſte mit Thee und Kaffee, ingleichen eine Menge Schaufeln, Spaten und allerhand zum Landbau gehöriges Geräthe, nicht weniger auch allerhand Eiſenwerk. Auch verſahen wir ſie mit allerhand Tauen, die uns nichts mehr nütze waren; dazu thaten wir ein Fäßchen Maderawein, ein Fäßchen Brandtewein und einige andere Nothwendigkeiten an Leinwand, Kleidern, Schuhen, Strümpfen, Hüten und Mützen. Kurz, wir verſahen ſie auf viele Jahre mit allen zum menſchlichen Leben gehörigen Sachen. Vorrath an Korn hatten ſie nicht nöthig, weil dergleichen im Ueberfluß auf der Inſel war; doch gaben wir ihnen noch einen kleinen Vorrath zum Säen von dem Reiße, den wir in dem Lande der Serukiribanen gekauft hatten. Unſere Leute mußten ihnen auch noch das eine Haus, welches allzuſehr verfallen, ihnen aber am bequemſten war, wieder ausbeſſern helfen, alſo daß wir ſie in acht Tagen, ganz gut einge-

richt-

richtet, verlieſſen. Vor der Abreiſe aber muſterten wir unſer Volk, welches ziemlich abgenommen hatte, und, ohne die Officier, nur noch aus hundert fünf und vierzig Mann beſtund.

Weil uns der Wind, der nicht weſtlich werden wollte, ſondern immer aus Südoſt wehete, nicht günſtig war, unſere Reiſe durch die Magellaniſche Meerenge fortzuſetzen, ſo waren wir genöthiget, durch Aſien unſere Rückreiſe anzutreten; denn auf andern Wind zu warten, hätte uns vielleicht allzulange aufhalten können; daher ſegelten wir immer nach Aſien zu, in Hoffnung durch den guten Wind, den wir hatten, die Weite des Weges einzuhohlen. Allein, als wir etwa ſechs Wochen mit allerley Winde geſegelt waren, veränderte ſich das bisher erträglich geweſene Wetter. Wir bekamen dicke Nebel und zuweilen häufigen Regen, nebſt einer wohl ſechs Wochen anhaltenden Windſtille. Dieſes zog uns häufige Krankheiten zu, inſonderheit den Scharbock, und es ſtarben dadurch über vierzig von unſern Leuten, und unter andern auch mein Schiffarzt nebſt den alten Haſſan, und meinem guten alten Heinrich, welche letztern beyde wir gar ſehr bedauerten. Endlich änderte ſich das Wetter, und wir bekamen wieder einen guten Oſtwind, mit deſſen Hülfe wir die Linie paßirten, und gerade auf die Philippiniſchen Inſeln zuliefen; welches uns aber ſehr unangenehm war. Wir leaten daher auf einer Inſel, an die wir unvermuthet kamen, an,

theils

theils um bessern Wind zu erwarten, theils auch unser krankes Volk zu erfrischen, und frisches Wasser einzunehmen. Wir hielten uns daselbst drey Wochen auf, und unser Volk erhohlte sich völlig, ausgenommen einige, welche wir allhier begraben mußten; daß wir also, als wir mit einem guten Südost absegelten, nur noch fünf und neunzig Mann stark waren.

Wir nahmen unsern Lauf gerade nach China. Wir mußten aber unterweges noch schwere Stürme aushalten, die uns öfters in Lebensgefahr setzten, und uns ungemein abmatteten, unser Schiff aber sehr übel zurichteten. Endlich kamen wir in sehr schlechten Umständen vor Macao an. Wir schickten so fort nach unserer Ankunft an den Stadthalter, um Erlaubniß zu bitten, unser Schiff kalfatern zu lassen. Da wir nun dieses Gesuch mit einem ansehnlichen Geschenke begleiteten, erhielten wir Bedingungsweise, was wir verlangten. Wir mußten nemlich vor die Chineser ein noch einmal so ansehnliches Geschenke anwenden; um auch von diesen eine gleiche Erlaubniß zu erhalten, indem allhier die Portugiesen von den Chinesern ganz eingeschränkt gehalten werden. Wir wurden endlich des Handels einig, und darauf kamen uns einige Chineser zu Hülfe, um uns in den Hafen zu helfen. Wir hatten grosse Mühe, Lebensmittel zu bekommen, und unsere Kranke dorften wir nur einzeln ans Land setzen, um sie zu erfrischen. Daher, weil wir allhier so viel Verdrieslichkeiten auszustehen hatten, hielten wir uns nur so we-

wenige Zeit auf, als es möglich war; denn in drey Wochen verliessen wir Macao, und waren gesonnen nach Sumatra zu segeln.

Allein auf dieser Reise begegnete uns ein neues Unglück; denn unser Schiff bekam unten im Raume ein grosses Loch, welches unsere Zimmerleute unmöglich stopfen konnten. Wir waren damals zu allem Glücke in der Nähe von Camboya. Da wir nun nicht wusten, was wir anfangen sollten: so musten wir uns entschliessen, in einen Strom zu laufen, der nach der Hauptstadt dieses Landes führet. Wir brauchten die Vorsicht, uns hinter ein Gebürge zu legen, welches diesen Strom theilet, um wegen der Vorbeyfahrenden desto sicherer zu seyn; zumal, da wir nicht in dem Arme des Flusses lagen, der am meisten befahren wird. So bald wir sicher zu seyn glaubten, liessen wir das Schiff ausladen, und vor uns Gezelte aufschlagen, um welche wir fleißig Wache hielten. Darauf legten wir das Schiff auf die Seite, und verbesserten unsern Schaden, so gut es möglich war. Da aber unsere Zimmerleute uns meldeten, daß sie zweifelten, das Schiff würde die Reise bis nach Engelland aushalten: so entschlossen wir uns, auf einer der Englischen oder Portugiesischen Colonien unser Schiff zu verkaufen und dafür ein anderes einzuhandeln. Und in dieser Absicht setzten wir unsern Weg bis nach Sumatra fort.

Da nun aber unser Volk, aus Unvorsichtigkeit des Bootsmanns den schlechten Zustand des

Schif-

Schiffes erfahren, und zugleich gehört hatte: wir würden es in dem erſten Hafen verlaſſen, wurden ſie ſtutzig, und eines Morgens, da wir es uns am wenigſten verſahen, kam der Oberbootsmann zu uns in die Cajüte, und ſagte: Er hätte eine groſſe Unruhe auf dem Schiffe bemerkt. Ein Theil des Volks ſchien keine Luſt zu haben, weiter, als bis nach Sumatra, zu reiſen; daher warnete er uns, auf unſerer Hut zu ſtehen, um allen üblen Folgen dieſer Unruhe vorzubeugen. Wir erſchracken darüber nicht wenig; denn da wir ſo wichtige Schätze bey uns hatten, unſer Volk ſelbſt ſo reich war: ſo war uns bange, wenn wir in einen Hafen kämen, würden wir diesfalls groſſen Gefährlichkeiten unterworfen ſeyn, und zumal, wenn uns das Volk verlieſſe, ſo würden wir nicht vermögend ſeyn, mit einem eigenen Schiffe nach Europa zu kommen, und folglich wegen unſerer Rückreiſe gänzlich verlegen ſeyn. Mein Freund gab ſich darauf alle Mühe, die unruhigen Köpfe zu beſänftigen, und da er einen jeden nach ſeinem Sinne zu begegnen wuſte, war endlich in ein paar Tagen die Ruhe ziemlich hergeſtellt; doch trauten wir diesfalls dem Landfrieden noch nicht. Als wir nun darauf in Sumatra einlieſen, gebrauchten wir nun alle Vorſicht, um alle Bewegungen unſerer Leute genau zu beobachten, vornemlich als wir unſer Schiff ausluden, um es auszubeſſern. Allein unſere Zimmerleute, als ſie alles genau unterſuchten, riethen uns, das Schiff zu verkaufen; denn es wäre faſt unmög-

lich,

lich, eine ſo weite Reiſe damit auszuhalten. Und es war wahr, der Kiel und das ganze Untertheil des Schiffes war ganz und gar theils verfaulet, theils voller Ritzen, die ſich unmöglich auf dauerhafte Art verſtopfen lieſſen. Alle Fütterungen waren ſchadhaft, und kurz, das ganze Schiff war ſo beſchaffen, daß es ein einziger mäßiger Sturm würde zu Grunde gerichtet haben. Wir waren alſo ungemein verlegen, zumal da auch unſer Volk aufs neue ſchwierig ward. Sie verlangten faſt alle den Abſchied, und ihr, von der Ladung ihnen verſprochenes, Antheil, nur etwa zwanzig blieben uns getreu. Es war alſo guter Rath theuer; denn wenn wir auch ein bequemes Schiff finden ſollten, ſo fehlte es uns doch an genugſamen Leuten, ſolches zu regieren. Wir wünſchten nur, auf der Koromandelſchen Küſte oder in Suratte zu ſeyn, weil wir daſelbſt eher ein bequemes Schiff bekommen konnten, als in Sumatra.

Indem wir nun über dieſer Sache bekümmert waren, und uns nicht daraus zu helfen wuſten, erfuhren wir, daß ein Portugieſe, der ein Schiff führte, welches aber nicht völlig ſo groß, als das unſrige, war, im Hafen angekommen war. Er hatte das Unglück gehabt, daß ſein Volk meiſtens geſtorben war, und daher war er um Seeleute verlegen. Wir kamen daher auf den Einfall, uns zu bemühen, daß er uns nebſt unſern uns noch getreuen Leuten und unſern Officiern an Bord nähme, und uns nach Liſſabon führte, wo wir gar leicht Gelegenheit fin-

den würden, unsere Reise weiter fortzusetzen. Wir waren mit einem Engelländer bekannt worden, der lange in Achem gewohnt hatte, (denn in dem Hafen vor Achem laden wir,) und der in solchen Fällen bessern Bescheid, als wir, wuste. Wir thaten ihm daher den Vorschlag, mit diesem Portugiesen zu sprechen, doch ohne uns zu nennen, und zu hören, ob wir mit ihm um die Fracht einig werden könnten. Wir wollten ihm nemlich die völlige Fracht bezahlen, und unsere Leute sollten gleichwol unsern Sold geniessen, und die Arbeit verrichten. Der Engelländer nahm diese Verrichtung auf sich, und des folgenden Tages kam er zu uns, und brachte uns die Antwort: der Portugiese sollte zwar allhier Gewürz einnehmen, und nach Goa bringen; allein, weil er zur Zeit nicht im Stande wäre, die Reise zu thun: so wäre er gesonnen, den Handel einzugehen, wenn wir ihm ausser der Fracht nach Lissabon annoch die Fracht, die er bis Goa verdienen könnte, gut thun wollten. Ob nun schon diese Forderung sehr unbillig war; so sahen wir doch kein ander Mittel, aus der Verlegenheit zu kommen, in der wir uns befanden: wir giengen also auch diesen Punkt ein. Darauf brachte der Engelländer den Portugiesen zu uns, und wir schlossen unsern Contract mit ihm. Wir sollten ihm nemlich überhaupt zwey tausend Reichsthaler bezahlen, und unser Volk sollte unter unsern Befehle stehen, gleichwol aber alle Dienste auf dem Schiffe thun; der Portugiese aber sollte mir das Com-

mands

mando auf dem Schiffe überlaſſen, und ſeine Leute ſollten alſo auch unter mir ſtehen. Ich ſollte daher die Freyheit haben, meine Reiſe einzurichten, wie ich wollte. Hingegen aber ſollte ich ihm für allen Schaden ſtehen, den das Schiff auf der Reiſe leiden könnte. Proviant und Munition müßte ich auch ſelbſt beſorgen. Nachdem wir nun ſo weit richtig mit einander waren, fragte ich ihm: wie viel er annoch Leute auf ſeinem Schiffe hätte? Er ſagte: es wären annoch zwanzig vorhanden, die aber völlig geſund wären; hingegen würden wohl ſechzig erfordert, das Schiff gehörig zu beſtreiten. So fragte ich ihm auch, ob er Kanonen hätte? Er ſagte, er hätte keine, das Schiff wäre aber dazu angelegt, daß er deren gemächlich vier und zwanzig führen könnte. Darauf machte ich Anſtalt, meine Kanonen auszuleſen, die beſten aufs Schiff bringen zu laſſen, die übrigen aber zu verkaufen. Mit Pulver und Bley war ich noch zur Genüge verſehen, aber friſches Proviant hatten wir zur Reiſe nöthig; und dieſes zu beſorgen, trug ich ein paar unſerer getreuen Leute nebſt dem Portugieſen und dem Engelländer auf.

So bald nun unſere Reiſe beſtellt war, ließ ich alle meine Leute zuſammen fordern, und alsdann alles Gold, daß wir in Südland bekommen hatten, als auch was unter den Geſchenken der **Setukiribanen** geweſen war, in drey gleiche Theile theilen, von denen ich einen dem gemeinen Volke, unter ſich zu theilen, und einen den Officieren übergab, den dritten Theil aber

ſſir uns behielt. Ueber dieſes ihr Antheil ſchenkte ich einem jeden ein gezogenes Rohr und einen Säbel und einen Monat Sold. Darauf ſagte ich: diejenigen welche mit mir nach Europa wollten, mögten ſich auf die eine Seite ſtellen, die andern aber auf die andere Seite. Wieder Vermuthen aber ſtellten ſich vierzig zu mir, die übrigen aber verlangten ihren Abſchied, und unter dieſen war ſo gar der Oberbootsmann nebſt einigen andern Officieren. Von den Officieren blieb niemand bey mir, als **Käppel**, der alte Officier, der Unterſteuermañ und ein paar kleinere Officier. Alle Cajütenbediente hielten ſich auch zu mir. Die Leute aber, von denen ich oben im zehnten Buche geredet habe, und von denen zwo auf der Inſel des **Robinſon Cruſoe** umkamen, entfernten ſich alle von mir, auſſer dem alten Officier. Der alte **Haſſan** und der Arzt aber waren in der Südſee geſtorben. Ich hatte alſo noch vierzig Schifsleute und fünf Officier, nebſt vier Cajütenbediente. Meinen Mundkoch, der zugleich mein Kammerdiener war, nachdem **Heinrich** todt war, behielt ich auch. Wir waren alſo in allen noch zwey und funfzig Perſonen; und folglich hatten wir zu Beſetzung des Schiffes, Leute genung.

Nach dieſen Anſtalten bemühten wir uns, unſer altes Schiff, die zwölf übrigen metallenen Kanonen nebſt einigen Steinſtücken und Feuermörſern zu verkaufen. Wir bekamen auch zu den Kanonen gar bald Liebhaber, die ſie uns auch, nicht ohne unſern Vortheil, abkauften.

Das

Das Schiff aber wollte Anfangs niemand haben. Endlich aber fand ſich ein alter holländiſcher Steuermann, der ſich in unſer Seegelwerk, in die Anker und Taue, die alle noch vollkommen gut waren, und von denen wir noch verſchiedenes ungebrauchtes vorräthig hatten, verliebte, und daher Luſt bekam, alles zuſammen zu kaufen. Wir überlieſſen ihn darauf alles für zwey tauſend Reichsthaler, welches gerade zur Bezahlung unſerer Fracht zulänglich war. Binnen der Zeit, daß wir damit in Ordnung kamen, ward auch unſer Proviant beſorgt, und an Bord gebracht. Ich verkaufte auch alles, was ich an Europäiſchen Waaren noch hatte, und dieſes mußte mir den Proviant und die übrigen Koſten der Reiſe ſtopfen; wiewohl noch einige tauſend Thaler übrig blieben. Ich war alſo mit keinen Waaren beläſtiget, und unſer Gut beſtund in nichts als in Goldſtangen, die wir zu Liſſabon in baares Geld und in Wechſelbriefe verwandeln wollten.

Wir waren nunmehr drey Monate zu Achem geweſen, und da nun alles zur Reiſe fertig war, ſegelten wir den 24. Februar 1726. ab, und unſere Reiſe war auch bis auf die Heleneninſel ganz glücklich, an welcher wir im Ausgange des Junius Anker warfen, um uns mit etwas friſchen Proviant zu verſehen. Wir hielten uns aber daſelbſt nur vierzehn Tage auf, worauf wir unſern Lauf nach Liſſabon richteten, und wir kamen auch den zwölften October an dem Ausfluſſe des Tagus, glücklich an.

Eben als wir in den Strom hinein legten, trafen wir ein englisches Schiff an, welches daselbst auf guten Wind wartete, um nach Holland zu segeln. Wieder Vermuthen fanden wir einen Bekannten darauf, und dieser war der Kapitän selbst. Wir hatten ihn in London im Hause des Herrn **Berlingtons** gar oft gesehen, und wir freueten uns beyderseits, einander so unvermuthet allhier anzutreffen. Wir erkundigten uns bey ihm, wie lange er sich allhier aufhalten würde? Er sagte: er wartete nur auf guten Wind; denn er hätte seine Sachen bereits in Lissabon abgethan. Wir thaten ihm darauf den Vorschlag, auf unsere Unkosten, seine Reise noch vierzehn Tage aufzuschieben, binnen welcher Zeit wir glaubten, mit ihm nach Holland gehen zu können. Er ließ sich dazu bereden, und wir liessen darauf unser Reisegeräthe, das wir in Lissabon nicht nöthig hatten, so fort in sein Schiff bringen. Als wir ihm darauf sagten: wir wollten unser Gold in Lissabon umsetzen, und unsere Kanonen und übrige Munition verkaufen: so bat er uns ihm die Munition zu überlassen, zu den Kanonen aber wieß er uns so fort einen Käufer an. Dieser war ein Englischer Schifskapitän, dessen Schiff in der Nähe lag. Wir schickten zu ihm, und wurden auch so fort mit ihm über den Preiß einig. Ueber dieses nahm er uns auch für 10000. Pfund Goldbarren ab, die er uns, wie auch die Kanonen, mit guten Wechselbriefen auf London und Amsterdam bezahlte. Unser Volk dankten wir darauf sämtlich ab,

und

und niemand als Käppel und ein paar nöthige Bediente nebst dem Schifsprediger blieben bey uns. Von unsern Portugiesen, den wir bereits bezahlt hatten, nahmen wir nunmehr Abschied und liessen ihn allein hinauf nach Lissabon reisen. Unser guter Freund aber, schickte darauf seinen Chalüype mit einigen seiner Leute nach der Stadt, und liess ein paar ihm bekannte ansehnliche Kaufleute ersuchen, ans Schiff zu kommen. Sie fanden sich auch des folgenden Tages bey uns ein, und nachdem sie unser übriges Gold empfangen hatten, überlieferten sie uns dafür richtige und zahlbare Wechselbriefe und etwas baares Geld. Auf diese Art hatten wir in acht Tagen unsere Geschäfte richtig und portheilhaft abgethan.

Nachdem wir nun einigen nöthigen Proviant zu unserer Bequemlichkeit eingenommen hatten, verliessen wir den 22. October den Tagus, und segelten mit gutem Winde nach Holland. Wind und Wetter waren uns günstig, daher trafen wir bereits in sechs Wochen in Holland ein, und kamen darauf zu Amsterdam glücklich an, nachdem wir überhaupt seit unserer Abreise aus Engelland fünf Jahre und drey Monate auf unserer Reise zugebracht hatten. Wir hielten uns zu Amsterdam nicht länger auf, als wir zur Verrichtung unserer Sachen nöthig hatten, und nachdem wir unsere Gelder empfangen, und bey einem sichern Kaufmanne niedergesetzt hatten, giengen wir mit dem Paketboote nach Engelland,

wo wir den 12. Jenner 1727. glücklich ankamen.

Das erſte, was wir daſelbſt thaten, war dieſes, das wir die Wittwe des ſeel. **Berlingtons** beſuchten. Wir überfielen ſie ganz unvermuthet, und wurden mit groſſen Freuden empfangen. Wir fanden ſie alle geſund und wohl, und **Amalie**, die Liebſte meines Freundes, war vor Vergnügen auſſer ſich ſelbſt, und ſie ſtarb faſt in den Umarmungen ihres Gemahls. Sie ſtellte ihm ſeinen Sohn vor, der nun ſchon ins ſechſte Jahr gieng, und ſeinen Vater mit einer unſchuldigen Freude und auſſerordentlichen Zärtlichkeit küßte. Ich empfand nicht wenig Ergetzen an dieſem gemeinſchaftlichen Vergnügen. Aber wie verwunderte ſich dieſe liebenswürdige Familie, als ich ihr meine Geliebte nebſt ihrer Muhme vorſtellte. Doch iſt es nunmehr Zeit von dieſen Damen ausführlicher zu reden. Ich habe dieſes bisher darinn anſtehen laſſen, um meine Reiſebeſchreibung mit den Begebenheiten meines Herzens nicht zu unterbrechen.

Es iſt bereits bemerkt worden, wie und auf was für Art ich dieſe Perſonen habe kennen lernen. Ich habe auch ſchon damals der Bewegungen gedacht, die ich bey dem Anblicke der liebenswürdigen **Maria**, ſo hieß meine Geliebte, empfand. Um ihrentwillen verlieſſen wir das Land der **Serukiribanen**, und ich ſtillte in ihrem ſanften Umgange alle meine Neugierde, dieſes Land beſſer kennen zu lernen. Ich ſetzte mir ſchon damals vor, wo es möglich wäre, mich mit

ihr

ihr auf ewig zu verbinden. Auf meiner Reise hatte ich mir alle Mühe gegeben, ihr meine aufrichtige Neigung aufs zärtlichste vorzutragen, und ihr Herz zu gewinnen. Allein, lange Zeit schien es, als ob ich vergebens seufzete. Endlich erklärte sie sich in Achem: wenn wir nach Engelland kämen, würde sie vielleicht meinen Neigungen eine gefälligere Antwort ertheilen. Dieses machte mir Muth, und beschleunigte auch meine Reise. Ihre Tante nahm sich meiner an, und mein Schifsprediger, der von der Tante gefesselt war, und nicht ungeneigt aufgenommen ward, kam mir zu Hülfe. Kurz, ich erhielt annoch auf der Reise zwischen Sumatra und der Heleneninsel das Jawort, doch mit der Bedingung: wenn eine alte Muhme, welche die Schwester ihrer Mutter war, und in London wohnte, diesem Bündnisse nicht entgegen wäre. Ich kam also voller Hoffnung, mich mit ihr zu vermählen, in Engelland an. Mein Schifsprediger, der ein ansehnlicher und beredter Mann war, nahm darauf über sich, nach London zu gehen, und die alte Muhme aufzusuchen. Er kam aber in einigen Tagen mit der Nachricht zurück, daß sie schon seit zwey Jahren todt wäre, und ihre Verlassenschaft war an weit entfernte und weitläuftige Verwandten gekommen. Die Tante hatte auch keine andere Verwandten mehr; daher kam es auf diese Damen selbst an, unser Glück vollkommen zu machen.

Meine Geliebte hatte ein Kästchen mit ausserordentlichen Kostbarkeiten mitgebracht, dieses über-

überließ sie mir als ihren Brautschatz; allein, ich entschuldigte mich, solches anzunehmen, und bat sie, damit ihrer armen Tante ein Geschenke zu machen, weil ich so viel gewonnen hätte, daß mir grössere Reichthümer überflüßig wären. Diese Vorstellung fand bey ihr Platz. Sie folgte meinem Rathe, und an dem Tage, da unsere beyden Verbindungen sollten vollzogen werden, welches mit dem Gute der Frau Berlington geschah, verehrte sie dieses Käßchen ihrer Tante, zu einer Aussteuer. Ihr Bräutigam, der auch ein ansehnliches auf der Reise gewonnen hatte, ward dadurch ein wohlhabender und reicher Mann, und er entschloß sich darauf, auf dem Lande sich Güter zu kaufen, und als ein Landmann in einer stillen Ruhe, und in dem Umgange mit seiner geliebten Frau und mit den Todten, das ist, mit den Büchern, sein Leben zuzubringen. Unsere Vermählung ward nun am 12. Februar 1727. in der Stille vollzogen. Und dieser Tag stellte die Ruhe meiner künftigen Tage vollkommen her. Ich liebte, und ward wieder geliebt. Meine Frau, die ein zärtliches, ein getreues und redliches Herz, und einen scharfen, durchdringenden Verstand besaß, machte mich zum vergnügtesten Ehemann, und nichts konnte dieses süsse Vergnügen, so lange sie lebte, stören. Mein Freund nebst seiner geliebten Amalie wurden über diese Vereinigung und über das Vergnügen, das aus allen meinen Handlungen hervor blickte, nicht wenig entzückt, und wir schlossen mit dem Gemahle der Tante, der warlich

lich ein liebenswürdiger Mann war, und das beſte Herz und eine vortrefliche Gelehrſamkeit beſaß, eine brüderliche Freundſchaft, die auch unzertrennt viele Jahre gedauret hat.

Mein Freund und ich hatten ſchon auf dem Schiffe einen Entſchluß gefaſſet, zu deſſen Ausführung wir nunmehr Anſtalt machen wollten. Man wird ſich aus dem erſten Theile und aus dem Anfange dieſes Theils meiner Begebenheiten der Verfolgungen erinnern, denen wir aus Frankreich unterworfen geweſen. Unſere Abſicht war nun dieſe. Wir wollten unſere rechten Namen wieder annehmen, und uns darauf in unſerm Vaterlande Güter kaufen, und uns daſelbſt auf beſtändig niederlaſſen. Daher waren wir beſorgt, zu erfahren, wie es wegen unſerer Sicherheit in Frankreich ausſehen mögte. Hierzu war nun kein ander Mittel vorhanden, als durch eine dritte Perſon ſich nach dem Kaufmanne, mit dem wir in Paris Umgang gehabt, und der uns den, im Anfange des ſiebenten Buches befindlichen, Brief geſchrieben, zu erkundigen. Wir ſuchten daher unter unſern Briefſchaften ſeine Addreſſe. So bald wir ſie nun gefunden hatten, trugen wir unſerm Freunde, dem Geiſtlichen, dem Herrn **Robert** auf, weil er eben in London zu thun hatte, ſich bey einigen Kaufleuten zu erkundigen, ob niemand unmittelbar mit ihm correſpondirte? Allein, wir erhielten keine gefällige Antwort. Einigen war er ganz unbekannt, andere aber hatten gegenwärtig nichts mit ihm zu thun. Endlich erkundigte

digte ich mich durch einen Bekandten der Frau **Berlington** nach dem Kaufmanne, der mir den schon angeführten Brief, aus Hamburg nach Kopenhagen, übersendet hatte. Und diese Erkundigung war nicht vergebens. Wir machten uns darauf die Reise, eines Vettern des Herrn **Roberts**, zu Nutze, der in einigen Geschäften nach Hamburg reisete. Wir gaben ihn daher einen Brief an den Pariser Kaufmann mit, und unterrichteten ihn, diesen Brief an den Hamburger zu geben, und ihn zu ersuchen, ihn an den Pariser durch seinen Einschluß zu übersenden. Den Pariser aber hatten wir gebeten, die Antwort unter der Addresse an den Herrn **Robert** aus London an den Hamburger zu überschicken. Der Hauptinnhalt des Briefes aber bestund darinnen: "Daß wir ihn baten, uns aufs eilig-
"ste zu melden, wie es mit der Begebenheit mit
"dem Marquis stünde. Wir hätten der Ver-
"folgung der Freunde desselben ausweichen müs-
"sen, und uns einige Jahre in verschiedenen Län-
"dern und unter veränderten Namen aufgehalten,
"in der Hoffnung, man werde endlich müde wer-
"den, uns zu verfolgen, oder es würden die Häup-
"ter einer Familie, die uns so aufsätzig wären, bin-
"nen der Zeit mit Tode abgehen. Da wir nun
"gesonnen wären, unter unsern Namen wieder
"in unser Vaterland zurück zu kehren: so bäten
"wir ihn, uns diesfalls aufrichtig alles zu berich-
"ten, was uns zu wissen nöthig seyn mögte. Er
"dörfte sich auch nicht wundern, daß wir ihm un-
"sere eigentliche Addresse und den Ort unsers Auf-

enthalts

enthalts nicht berichteten, und daß wir ihn bäten," seiner Antwort eine erdichtete Aufschrift zu er-" theilen, weil wir von demjenigen, was binnen der" Zeit unsertwegen vorgefallen wäre, noch nicht" unterrichtet wären. Künftig aber würden wir" ihm uns näher entdecken." Um auch dieses unser Ansuchen nachdrücklicher zu machen, legten wir einen Wechsel von 2000. Livres, den wir in London an uns gekauft hatten, als ein kleines Geschenk für seine Töchter bey, mit dem Versprechen, alle Unkosten die ihm etwa, wegen genugsamer und richtiger Erkundigung in der aufgetragenen Sache, auflaufen mögten, gehörig und mit Erkenntlichkeit zu ersetzen.

Der Vetter des Herrn **Roberts** richtete sein Geschäfte sehr wohl aus, und in vier Wochen nach seiner Abreise erhielten wir die Nachricht: er habe den Hamburger Kaufmann richtig gefunden, und dieser sey auch gleich willig gewesen, den mitgegebenen Brief zu übersenden, zumal da er mit dem Pariser annoch in einer starken Handlung stünde. Nach drey Wochen erhielten wir endlich durch den Vetter unsers Freundes die verlangte Antwort des Pariser Kaufmanns. Sie war eigentlich an mich gestellt, und folgendes Inhalts:

Mein Herr!

"Es freuet mich nicht wenig, endlich einmal" zu hören, daß Sie und Ihr Freund noch am" Leben, und wie ich aus Dero Schreiben schlies-" se,

"ſey, vergnügt ſind. Zugleich aber habe ich die "Ehre, Ihnen für das überſendete Geſchenke "ergebenſt zu danken. Meine Töchter, denen "es beſtimmt war, ſind aber beyde ſchon ſeit vier "Jahren geſtorben, da ſie aber verheyrathet wa"ren, und Kinder hinterlaſſen haben: ſo habe "ich es dieſen Kindern übergeben, doch in keiner "andern Abſicht, als Dero Geſchenke nicht un"ter dem Argwohne einer Verachtung zurück zu "ſchicken, und dann mich bey Ihnen, ſo bald ich "Dero Umſtände und Aufenthalt erfahre, durch "Uebermachung einiger hieſiger Galanterien für "Ihre Frauen (denn ich glaube doch, Sie wer"den beyde verheyrathet ſeyn,) gehörig und ſchul"digſt abzufinden. Nunmehr aber folget die ver"langte Nachricht, die, wie ich glaube, Ihnen nicht "unangenehm ſeyn wird.

"Der Herzog von * * als das Haupt "der Familie des bewußten Marqvis iſt todt. "Er ſtarb ſchon vor ſieben Jahren, nachdem "zwey Jahre zuvor die Nachricht allhier eingelau"fen war, daß ſie nebſt einer andern Perſon wären "ermordet worden. Man berichtete zugleich, "daß diejenigen, welche ſie ermordet hätten, ihre "gebührende Strafe für ihre Miſſethat erhal"ten hätten. Dieſes verurſachte unter der Fa"milie ihrer Feinde eine groſſe Beſtürzung, weil "man glaubte, daß die Namen derſelben wür"den in die Hände der Richter gekommen ſeyn. "Nach dem Abſterben des Herzogs giengen noch "einige andere aus dieſer Familie mit Tode ab, "und itzt ſind nur noch zwo alte Damen daraus

vor-

vorhanden, deren Töchter verheyrathet, aber„ unbeerbt, gestorben sind. Man redet auch von„ dieser Familie fast nichts mehr, und folglich„ weiß sich auch fast niemand mehr Ihrer Bege„benheit mit dem Marqvis zu erinnern. Der„ Kerl, durch den die Sache allhier bekannt ward,„ starb kurze Zeit darnach, als ich im Jahr 1716.„ an Sie geschrieben hatte. Sie haben also„ nunmehr keine Gefahr und keine Spione mehr„ zu befürchten; denn alle ihre Feinde sind aus„ der Welt.„

„Allein noch eins, der alte Parlamentsad„vokat, der nächste Erbe Ihrer ehmaligen Lieb„ste, ist vor zwey Jahren in seinen zwey und sie„benzigsten Jahre gestorben. Er heyrathete bald„ nach dem Tode der Frau Rentmeisterinn und„ zwar vier Wochen nach ihrer Abreise aus Pa„ris das ehmalige Kammermägdchen dieser sei„ner Verwandtinn, die, wie man sagt, ihm ei„nen Sohn und eine Tochter, durch Vermit„telung seines Schreibers, gebohren hat. Die„se beyde Kinder sind nun die Erben seines gros„sen und weitläuftigen Vermögens, daß also„ an ganz entlegene und unschuldige Freunde ge„kommen ist. Im übrigen bitte ich, mir mit ehe„sten Dero Aufenthalt und Addresse zu melden.„ Ich verharre allstets

Mein Herr!

Dero ergebenster Diener

Man kann leicht denken, daß uns dieses Schreiben sehr angenehm war, und ich antwortete auch diesem Kaufmanne darauf in den verbindlichsten Ausdrückungen, und meldete ihm zugleich, daß so wohl mein Freund, als ich, in Engelland verheyrathet wären, und vor kurzen aus Asien und Amerika glücklich und wohlbemittelt zurück gekommen wären, und daß wir uns in ein paar Monaten in Hamburg einfinden, worauf wir uns in unserm Vaterlande häuslich niederlassen würden u. s. f.

Nachdem wir nun also keine Gefahr mehr zu befürchten hatten, so war unserer Absicht nichts mehr hinderlich, als so wohl die Frau **Berlington** als unsere Frauen zu überreden, Engelland zu verlassen. Wir entdeckten dem Herrn **Roberts**, der sich bewegen lassen, sich noch einige Zeit bey uns aufzuhalten, unsern Vorsatz, mit Bitte, alle seine Beredtsamkeit zusammen zu nehmen, und die Frau **Berlington** zu bewegen zu suchen, in unsere Veränderung zu willigen, und ihre Tage bey uns zu zubringen. Wir aber redeten unter uns ab, zu gleicher Zeit unsern Frauen die Sache zu offenbaren, und sie zu ersuchen, uns bey der Frau **Berlington** zu Hülfe zu kommen.

Als wir nun den Tag nach dieser Abrede den Mittag sehr vergnügt mit einander zugebracht hatten, und die Frau **Berlington** uns nach Tische verließ, folgte ihr Herr **Roberts**, unter einem gewissen andern Vorwande, wir aber blieben bey unsern Frauen, denen wir so fort unter den stärksten Versicherungen unserer Zärtlich-

keit

keit unſere Meynung eröfneten. Sie liebten uns aber viel zu ſtark, als daß ſie etwas dagegen einzuwenden gehabt hätten, und unſer Wille war ohne Wiederſpruch auch ihr Wille. Sie zweifelten auch nicht, die Frau **Berlington** zum Mitreiſen zu bewegen. Wir ſagten darauf, daß wir dem Herrn **Roberts** aufgetragen hätten, ihr dieſes alles beſtens vorzutragen, und vermuthlich würde er annoch mit ihr diesfalls im Geſpräche ſeyn. Indem wir dieſes ſagten, kam Herr **Robert** mit dieſer alten Dame ins Zimmer. Sie nahm ſo gleich das Wort und ſagte zu uns: Wie? meine Söhne, (denn ſo pflegte ſie uns beſtändig zu nennen,) ſie wollen mein Vaterland verlaſſen? Ach! ſoll ich in meinem Alter noch eine ſo weite Reiſe thun? Unmöglich können ſie dieſes verlangen. Unſere Frauen fielen ihr darauf ins Wort, und nahmen unſere Parthey aufs angenehmſte, und ihr Zureden half endlich ſo viel, daß ſie ſich ergab, und verſprach, mit uns zu reiſen, und bey uns, bis an ihren Tod, zu bleiben.

Nachdem nun dieſe Schwierigkeit leichter, als wir geglaubt hatten, überwunden war, ward beſchloſſen, das Gut, auf welchem wir waren, unter der Hand zu verkaufen, und unſere Gelder durch Wechſel nach Amſterdam und Hamburg zu übermachen. Herr **Robert** bot ſich ſo fort zum Käufer des Gutes an, und wir überlieſſen es ihm auch für eine ſehr billige Summe. Hierauf reiſete ich nach London, caßirte meine Portugieſiſchen Wechſel ein, und nahm dafür neue Wech-

sel auf die itzt gemeldeten Plätze. Herr **Robert** bezahlte uns auch das Gut durch Wechselbriefe auf Amsterdam, die er in London an sich kaufte. Alles dieses nahm uns nur einige Tage weg, und da wir dem Herrn **Robert** auch alles Hausgeräthe überliessen: so hatten wir mit Einpacken nicht viel zu thun. Kleider, Silberzeug und Jubeelen und andere dergleichen Kostbarkeiten machen wenig Umstände. Wir waren also bereits im Anfange des Junius reisefertig, nachdem wir noch nicht fünf Monate in Engelland gewesen waren. Wir mietheten zu Gravesand ein beqvemes Fahrzeug und segelten den sechsten Junius mit gutem Winde nach Holland.

Unsere Begleitung bestund aus wenig Personen. Der ehrliche **Käppel**, der wohl tausendmal bey seiner Seele schwur, uns nimmer zu verlassen, reisete mit. Hiernächst hatte ich meinen Kammerdiener nebst zwey alten Bedienten bey mir, welche drey Personen mir gänzlich ergeben waren; und da sie mir auf meiner weitläuftigen Reise beständig gefolget waren: so wollten sie auch nunmehr ihr Leben bey uns beschliessen. Die Frau **Berlington**, **Amalie** und **Maria** hatten jede ein Mägdchen zu ihrer Beqvemlichkeit bey sich; alle Damen aber hatten auf den kleinen Sohn meines Freundes ein wachsames Auge. Ferner begleiteten uns bis nach Holland ein paar uns sehr angenehme Personen. Man wird nicht lange rathen dörfen, wer diese waren? denn wer konnten sie anders seyn, als

Herr

Herr Robert und ſeine Liebſte? Sie hatten einen Diener und ein Mädchen bey ſich. Wir waren übrigens mit allerhand Nothwendigkeiten und Proviant, ſo wohl zur Nothdurft, als zur Ergetzlichkeit, verſehen; denn wir wollten recht luſtig und angenehm reiſen; weil wir dieſe kleine Reiſe nur als eine Spazierfarth anzuſehen hatten. Mein Kammerdiener war Koch und Mundſchenke, und Bediente waren genung vorhanden, die ihm zur Hand gehen konnten. Wir hatten uns auch ſo verproviantirt, als wenn wir eine Reiſe von vier Wochen vor uns hätten, und dieſe Vorſicht war wieder Vermuthen unſer groſſes Glück geweſen.

Anfangs hatten wir guten Wind und gutes Wetter, allein, da wir bereits die Küſten von Holland ganz deutlich ſehen konnten, veränderte ſich der Wind, und wir waren nicht vermögend, das Ufer zu erreichen. Wir ſchwebten auf dieſe Art vier Tage herum, und ungeachtet wir die Küſten immer im Geſichte hatten: ſo konnten wir doch nicht ans Land kommen. Wir wären gerne wieder umgekehrt; allein auch dieſes wollte uns nicht glücken. Es war uns nur bange, wir mögten einen Sturm bekommen, der uns in die Spaniſche See oder nach Island verſchlagen mögte. Endlich, den fünften Tag ſchien es, das Wetter wollte ſich ändern; der Wind war gut, und wir waren ungemein frölich, das Ende unſerer Reiſe erreicht zu haben. Aber dieſe Freude war vergebens. Der Wind drehete ſich abermals; er fieng an, einen ſtarken

Sturm zu wehen, der uns durch den **Kanal** hindurch jagte, und wir waren des dritten Tages und des achten unserer Reise etwa dreißig Meilen von **St. Pol de Leon**, als dem äussersten Ende des Kanals. Und gewiß, wäre unser Fahrzeug nicht so dicht und gut gewesen, wir würden diesen heftigen Sturm nimmer ausgehalten haben. Man mag urtheilen, wie bekümmert, wie betrübt unser Frauenzimmer war, ausgenommen meine Frau und die Frau **Roberts**; denn diese waren schon in dergleichen Umständen öfters gewesen. Herr **Robert**, ich und mein Freund hatten daher genug zu thun, sie zu besänftigen, und der ehrliche **Käppel** schwur alle Augenblicke bey seiner Seele, es hätte nichts zu bedeuten, sie sollten nur lustig seyn. Auf der See wäre es nun so. Bald gut Wetter, bald schlecht Wetter. Wer auf der See wäre, müsse alles nicht achten, u. d. g. Aber alle diese Trostgründe, die oft sehr lächerlich waren, und noch lächerlicher vorgetragen wurden, wollten nichts verfangen, so lange es stürmete; allein, so bald das Wetter sich aufklärete, der Himmel heiter ward, und der Wind nur gelinde wehete: so wurden sie alle wieder lustig. Diese Trostgründe thaten eine bessere Würkung, als alle Vorstellungen. Gleichwol waren wir noch nicht ausser Gefahr. Der Wind war immer östlich, und damit konnten wir nicht nach Amsterdam kommen. Wir schwummen also zween Tage zwischen Frankreich, Irrland und Spanien herum, ohne daß der Wind

sich

ſich ändern wollte. Meinem Freunde und mir war nur bange, es mögte etwa ein Barbariſcher Kaper uns überfallen, weil dieſe ſich oft gelüſten laſſen, bis in den Kanal zu gehen. Da ſich nun der Wind nicht ändern wollte, auſſer daß er anfieng, etwas ſüdlich zu werden: ſo waren wir willens auf der nächſten franzöſiſchen Küſte anzulegen, und lieber die Reiſe zu Lande zu vollführen, als in ſolcher Gefahr auf der See herum zu ſchwimmen. Allein, auch dieſes gieng uns nicht an. Wir wurden vom Winde, der endlich ganz ſüdlich ward, nach Irrland getrieben, und zwar auf die Weſtſeite dieſer Inſel. Da wir nun daſelbſt eine kleine Inſel nicht allzuweit vom irrländiſchen Ufer fanden: ſo entſchloſſen wir uns, allhier anzulegen, ein paar Gezelte aufzuſchlagen, und, weil es das ſchönſte Sommerwetter war, unſere Damen von der Seeluft wieder zu erqvicken. Wir lieſſen darauf alles ans Land bringen, was wir zu unſerer Haushaltung nöthig hatten, und da unſere Leute auch mit Angeln Fiſche fiengen: ſo fehlte uns nichts, was zur Beqvemlichkeit gehörte. Allhier lagen wir acht Tage, darauf ſchien es, als ob der Wind beſſer werden wollte, und wir lieſſen daher alles wieder an Bord bringen, und da der Wind Nordweſtlich ward: ſo verlieſſen wir dieſe Inſel, und giengen wieder in See. In ſechs Tagen kamen wir endlich auf die Rhede von Amſterdam, und liefen darauf nach einer Reiſe von ſechs und zwanzig Tagen in den Hafen glücklich ein. Wor-

auf wir mit nicht geringer Freude das Schiff verlieſſen, und hiermit allen Seereiſen gute Nacht ſagten.

Wir blieben etwa drey Wochen in Amſterdam, binnen welcher Zeit wir unſere Geldſachen in Richtigkeit brachten, und nachdem wir alle Gelder durch ſichere Wechſelbriefe auf Hamburg eincaßiret hatten, reiſeten wir zu Lande ohne Anſtoß bis Hamburg. Mein Freund nahm darauf über ſich, eine Reiſe in unſer Vaterland zu thun, um wo möglich bequeme Güter zu kaufen. Ich aber blieb bey dem Frauenzimmer zurück, und caßirte inzwiſchen in Hamburg unſere Gelder glücklich ein. In vier Wochen erhielten wir Briefe vom Herrn **Slegaard**, die uns berichteten: er wäre in ſeinen Vorhaben ganz glücklich geweſen, und er hoffte, in drey Wochen bey uns einzutreffen, und uns nähere Nachrichten zu überbringen. Dieſes geſchah auch. Er hatte ſeine Geſchäfte recht gut verrichtet; weil aber die Güter nicht eher, als im Frühjahr konnten übernommen werden: ſo blieben wir dieſes Jahr und den darauf folgenden Winter in Hamburg, wo wir unſere Zeit ſehr angenehm zubrachten.

Doch ich habe vergeſſen, zu erinnern, daß wir in Amſterdam vor unſerer Abreiſe beweglichen Abſchied von Herrn **Robert** und ſeiner Frau nahmen. Gewiß dieſer Abſchied war auf beyden Seiten ſehr rührend, und unſer Frauenzimmer vergoß die häufigſten Thränen. Wir riſſen uns endlich von einander loß, nachdem wir

unſere

unſere Freundſchaft aufs kräftigſte beſchworen hatten, und unſer Freund gieng wieder nach Engelland zurück, wo er, wie wir hernach erfuhren, ſchon des andern Tages in Graveſand nach einer glücklichen Reiſe angekommen war.

Im December dieſes 1727. Jahres, als wir noch in Hamburg waren, berichtete mir meine liebe **Maria** ihre Schwangerſchaft. Dieſes ſetzte uns ſämtlich in groſſe Freude, und die Frau **Berlington** nahm daran eben ſo groſſen Theil, als wenn wir ihre eigenen Kinder geweſen wären. Endlich im Anfange des Frühjahrs ſetzten wir unſere Reiſe zu Lande auf die, vom Herrn **Slegaard** erkauften, Güter, glücklich fort. **Käppel** blieb bey uns. Dieſer ehrliche Mann bat uns aufs wehmüthigſte, ihm zu erlauben, ſeine alten Tage bey uns zu beſchlieſſen; denn er war bereits 76. Jahr alt. Wir waren damit zufrieden, und er folgte uns mit groſſen Freuden. Wir hatten einen geſchickten Menſchen als Hofmeiſter des kleinen **Slegaards** angenommen, der uns alſo gleichfalls begleitete. Meine alte Bedienten verlieſſen uns auch nicht. Und in dieſem Gefolge erreichten wir den Wohnplatz unſerer Ruhe.

Zwey Güter, die dichte aneinander lagen, wurden inſonderheit zu unſern Aufenthalt erwählt, nachdem Herr **Slegaard** und ich, unſerer Nachkommen wegen, unſer ſämtliches Vermögen in zween gleiche Theile getheilt hatten. Auf einem Gute wohnte dieſer Freund mit ſeiner Familie, und bey ihn blieb die Frau

Berlington; auf dem andern Gute aber wohnte ich. Käppel blieb bey mir, wie auch mein Kammerdiener und der eine Bediente, den andern aber überließ ich meinem Freunde.

Sechs Wochen darnach kam meine Maria mit einer Tochter in die Wochen, auf deren Erziehung ich hernach alle meine Sorge richtete. Doch unſere Ruhe blieb nicht gänzlich ungeſtört. Im Jahr 1730. erlitten wir in einer anſehnlichen Stadt einen groſſen Verluſt. Da wir nicht alle unſere Gelder auf liegende Gründe verwenden konnten: ſo hatten wir 100000. Thaler einigen Kaufleuten gegen übliche Zinſen ausgeliehen. Dieſe Herren ſpielten einer nach dem andern Bankerott, und wir verloren den gröſten Theil dieſer Summe, indem wir kaum zwanzig fürs hundert wieder bekamen. Doch dieſen Verluſt konnten wir ertragen. Unſer Vermögen war dennoch groß und beträchtlich genung. Allein ein anderer Verluſt ſetzte uns in gröſſern Kummer. Meine liebſte Maria die mich und ich ſie mit ſo groſſer Zärtlichkeit liebte, ſtarb im Jahr 1731. an einem Frieſel und nach einer ſchweren Geburth, da ſie einen todten Sohn zur Welt gebracht hatte. Gewiß alle Unglücksfälle, die mir jemals zugeſtoſſen waren, waren nichts gegen dieſen Verluſt. Ich war ganz untröſtlich, und hätte ich nicht den nachdrücklichen Zuſpruch meines wertheſten Freundes genoſſen; ich wäre ohne Zweifel vor Kummer geſtorben. Allein ſeine kräftigen Tröſtungen erhielten mich. Ich erhohlte mich

endlich, nach Verlauf eines Jahres, wieder vollkommen; doch konnte ich niemals an meine verlohrne Frau ohne Thränen gedenken, insonderheit wenn mich meine liebe Tochter mit ihren zarten Armen umfaſſete. Die tugendhafte **Amalie** bat ſich darauf dieſes liebe Kind von mir aus, und nahm deſſen Erziehung auf ſich. So gerne ich es auch bey mir behalten hätte: ſo ſahe ich doch wohl ein, daß eine Tochter unter der Aufſicht einer vernünftigen Frau beſſer aufgehoben iſt, als in den Händen eines einſamen Vaters. Ich überließ alſo dieſes Kind dieſer klugen Freundinn, und ich brachte darauf beſtändig wöchentlich drey Tage auf dem Gute meines Freundes zu.

Die Frau **Berlington** ſtarb im folgenden Jahre gleichfalls, und wir begruben dieſe liebe Mutter nicht ohne Thränen. **Käppel** lebte noch am längſten; denn er ſtarb erſt in ſeinem vier und achzigſten Jahre, nachdem er ſolche Merkmaale einer wahren Gottesfurcht gezeiget hatte, die uns alle ſehr erbaueten. Wir lebten nun bis ins 1740ſte Jahr ganz glücklich und zufrieden. Allein in dieſem Jahre ward unſere gemeinſchaftliche Zufriedenheit auf eine ſehr betrübte Art unterbrochen. **Amalie**, die geliebte Gemahlin meines Freundes, die tugendhafte und vernünftige Pflegemutter meiner kleinen **Amalia** ward uns durch den Tod entriſſen. Sie ſtarb an einer Bruſtkrankheit. Und dieſer Todesfall erſchütterte die Gelaſſenheit meines Freundes nicht wenig, und mir war er ſo empfindlich, als ob

ob ich meine geliebte **Maria** noch einmal verloren hätte. Doch mein Freund erhohlte sich zuerst wieder. Die Vernunft und die Religion brachten ihn gar bald wieder aus dieser Zerstreuung, und sein großmüthiges Beyspiel goß einen solchen Trost in meine Seele, daß nachher meine Gemüthsruhe ungeändert geblieben ist, ungeachtet wir im folgenden Jahre die betrübte Nachricht aus Engelland erhielten, daß unser gemeinschaftlicher Freund, Herr **Robert**, an einem Schlaagflusse plötzlich gestorben, seine Liebste ihm aber vor Betrübniß zween Monate darauf nachgefolget war. Sie hinterliessen ein paar unerzogene Kinder, derer sich aber ein naher Vetter des Herrn **Roberts**, der ein sehr vernünftiger Mann und ein exemplarischer Geistlicher war, mit wahrer Vatertreue annahm.

In diesem Jahre verabredeten wir die Vereinigung unserer Kinder. Der Sohn meines Freundes, der sich gegenwärtig in seinem zwanzigsten Jahre befand, war unter der Aufsicht eines vernünftigen Hofmeisters auf Akademien, alsdann sollte er ein paar Jahre auf Reisen zubringen. Meine **Amalia** war nunmehr vierzehn Jahr alt, und zeigte keine gemeine Schönheit. Ihr Gemüth war angenehm, leutselig und zur Tugend geneigt: so wie der Sohn meines Freundes uns die beste Hofnung machte. Diese beyde Kinder waren, so lange sie beysammen erzogen wurden, einander sehr ergeben; die Liebe erfüllte schon ihre jungen Seelen. Wir bemerkten dieses nicht ohne Vergnügen; weil

dieſe ihre beyderſeitige Neigung unſern Wünſchen gemäß war. Kurz, wir nahmen nunmehr die feſtgeſetzte Abrede, daß dieſe unſere Kinder, ſo bald es ihr Alter zulaſſen würde, durch das unzertrennliche Band der Ehe mit einander ſollten verbunden werden. Und wir entdeckten auch darauf unverzüglich beyden dieſen unſern Vorſatz; doch ſchrenkten wir die Entdeckung dieſes Vorſatzes in dieſe Regel ein: wenn ſie ſich vernünftig und tugendhaft aufführen würden. Und gewiß, ſo wohl der junge Herr **Slegaard**, als **Amalia** folgten dieſer Regel aufs genaueſte. Jener ſtudirte mit allem Fleiſſe, und auf den darauf folgenden Reiſen führte er ſich ſo vernünftig, beſcheiden und geſittet auf, daß wir davon ganz bezaubert worden. **Amalia** bemühete ſich ihren Verſtand auszubeſſern, und alles mit einem beſondern Eifer zu lernen, was nur einem geſchickten und tugendhaften Frauenzimmer nöthig iſt. Wir hatten alſo an dieſen Kindern unſere gemeinſchaftliche Freude, die ſich durch die guten und hoffnungsvollen Eigenſchaften derſelben immer vermehrte.

Als endlich der junge Herr **Slegaard** ſein ſechs und zwanzigſtes Jahr, meine Tochter aber ihr achtzehntes Jahr erreichet hatte, riefen wir den erſtern von ſeinen Reiſen zurück, um die verabredete Verbindung zu vollziehen. Er nahm darauf meinen Geſchlechtsnamen an, und im Ausgange des 1747ſten Jahres ward ihre Hochzeit vollzogen. Gleich nach dieſer Hochzeit machten wir Väter unſere letzte Verordnung, vermöge der-

derſelben unſere Kinder alles unſer Vermögen erben ſollten, ausgenommen einige tauſend Thaler, die theils einem armen Verwandten meines Freundes, theils auch einigen andern Stiftungen ausgeſetzet wurden.

Itzt, da ich dieſe meine Begebenheiten beſchlieſſe, habe ich mich von allen weltlichen Sachen losgeriſſen. Ich ſpüre aus meiner kränklichen Leibesbeſchaffenheit, daß ich dieſes Irrdiſche bald verlaſſen werde. Meine Tage ſind vermuthlich zu Ende, und ich lege die Feder in meinem ſechzigſten Jahre nieder, indem ich meinem Grabe entgegen ſehe, und die Hoffnung habe, in kurzen dieſes Vergängliche mit dem Ewigen zu verwechſeln.

Erſter Anhang
des
Herrn Slegaards.

Mein liebſter Freund, der Herr von N. hatte vorſtehende ſeine Begebenheiten im Märzmonate des 1748. Jahres beſchloſſen. Er befand ſich darauf nach und nach immer ſchlechter. Seine Kräfte nahmen ab. Und er ſpürte das herannahende Ende ſeines Lebens mit einer groſſen Gelaſſenheit. Der Himmel, der ihn aus ſo vielen Unglücksfällen, an denen ſeine verliebte und ſeine, zuweilen hitzige und ungeſtüme, Neigungen Schuld waren, herausgeriſſen, hatte ihn endlich in den letzten Jahren ſeines Lebens, die würkliche Tage der Ruhe waren, ein geſetztes, ein zufriedenes und vergnügtes Gemüth geſchenkt. Er war gar nicht mehr der junge Herr von N. der in Paris von den Leidenſchaften fortgeriſſen ward. Er kam zu einer wahren Erkanntniß ſeiner Ausſchweifungen. Er bereute ſie täglich; und wie oft

oft hat er mich in diesen ruhigen Jahren mit thränenden Augen umarmet, und mir die, mit ihm ausgestandenen, Unglücksfälle abgebeten? Wahr ists: Sein Herz, so ausschweifend er auch in Paris war, blieb doch allezeit gut. Es ward doch niemals ganz verderbt. Mitten in den Ausschweifungen strafte er sich selbst. Und da es endlich die Jugendhitze und die Jünglingsjahre überstanden hatte, durch so viele Gefährlichkeiten geprüfet, und von den schlüpfrigen Wegen der Wollust auf die Wege der Tugend durch die Vernunft und Religion war gelenket worden, war auch nichts vermögend, es wankend zu machen.

Inzwischen ist auch gewiß, daß dieser mir so werthe Freund, dem ich mich anfangs aus Schuldigkeit überließ, nachher aber aus wahrer Freundschaft überall begleitete, solche liebenswürdige Eigenschaften besaß, daß man ihn, auch in seinen Ausschweifungen, lieben mußte. Sein Gemüth war edel, großmüthig, und bis in sein Alter lehrbegierig. Er war weder eigensinnig noch allzu nachgebend. Er war fähig, mit leichter Mühe alles zu fassen, und alles, was er unternahm, führte er ohne Zwang, und mit der besten Art von der Welt, aus. Wenn er sich auch durch seine Hitze fort reissen ließ, so war er doch mit Vernunft zu lenken, und so bald er einsahe, daß er sich vergangen hatte, so war niemand williger den Fehler zu ersetzen, und zu verbessern. Wie er denn endlich so willig

willig ward, sich lenken zu lassen, daß er nichts unternahm, ohne den Rath seiner Freunde oder anderer verständigen Leute zu hören. Eine seiner größten Ausschweifungen war die Reise nach den Südländern. Doch gewisser massen war sie zu entschuldigen. Ein Mensch, der im Glücke gebohren und erzogen ist, und der die Früchte des Glückes und des Reichthums lange genossen hat, ist fast unvermögend, sich einzuschränken. Er denket allezeit an die vergangene Herrlichkeit zurück, und hält sie gegen seine gegenwärtige Niedrigkeit. Diese Betrachtung macht ihn tiefsinnig. Sie unterdrücket alle seine Lebhaftigkeit. Und wenn endlich alle seine Unternehmungen krebsgängig laufen, mit denen er gedenket, sich wieder aufzuhelfen: so wird, wenn er zumal ehrgeitzig ist, und eine hohe Seele besitzet, kein anderer Schluß erfolgen, als sich durch eine grosse und sonderbare Handlung aufzuhelfen, die, wenn sie gelinget, ihn auf einmal wieder erheben kan, mißlingt sie aber, ihn wenigstens mit Ruhm stürzet. Dieses muß man auch bey der Beurtheilung seiner Reise nach den Südländern bemerken.

Zwar könnte man sagen, er habe es nicht nöthig gehabt, sich so weit zu wagen, und sein Glück in einem entfernten Lande zu suchen, da er es vielleicht in der Nähe erreichen konnte. Ich hoff aber, dieser Einwurf, ob er schon nicht ganz ungegründet ist, wird nicht vermögend seyn, seine Reise gänzlich zu verwerfen. Erstlich, war die Nachricht seines Vaters, die sich

nicht

nicht wiederlegen ließ, eine Anreitzung, die auch die ſtandhafteſte Seele von der Welt mitten in dem gröſsten Glücke dazu hätte verleiten können. Zweytens, war kein Glück in ſeinem Vaterlande vor ihn vorhanden, insbeſondere da er wegen der Verfolgungen aus Frankreich nicht einmal ſeinen Namen führen dorfte, ſondern ihn, der Sicherheit ſeines Lebens wegen, verändern muſste. Drittens, war die Bekanntſchaft des alten Commandeur **Jenningtons** in London von ſolcher Beſchaffenheit, daſs ſie ihn zu der bereits vorgeſetzten Reiſe durch neue und unzuwiderlegende Gründe nur mehr anreitzen muſste. Er ſahe dadurch ſolche Beweisgründe vor ſich, die ſeine väterlichen Nachrichten ſo bekräftigten, daſs niemand mit Recht etwas dagegen einwenden konnte. Vierdtens, da er die Seereiſe mit gutem Glücke angefangen hatte: ſo gab ihm ſolches allerdings Muth und Hoffnung, auch den Weg eben ſo glücklich zu finden, an welchem ihm ſo viel gelegen war, weil er ihm einen ſo wichtigen Reichthum verſprach. Endlich, ob er ſchon in der erſten Reiſe ein ziemliches gewonnen hatte: ſo war dieſes doch nicht eben ſonderlich zureichend, ſein Glück gänzlich herzuſtellen, zumal da die Umſtände des ehrlichen **Berlingtons** ſich ſo ſehr veränderten, und der Herr von R. ſeine Braut und endlich ein ſo anſehnliches Erbgut verlor.

Doch ich will dieſen meinen Freund nicht gänzlich rechtfertigen; vornehmlich da er hernach auf der Reiſe ſelbſt verſchiedene wichtige

Fehler

Fehler begiena, die vielleicht Volk und Schiff gar leicht hätten verderben können.

Zu den guten Eigenſchaften dieſes Freundes gehöret auch gewiß ſeine Dankbarkeit. Und ich kan davon am beſten ein Zeugniß ablegen, weil ich die Proben davon ſo oft empfunden habe. Gewiß, man wird nicht leicht jemand finden, der dieſe Tugend in einem ſo hohen Grade beſitzt, als dieſer Freund ſie beſaß und ausübte. Und was ſoll ich von ſeinem, zu einer wahren Freundſchaft ſo fähigen Herzen ſagen? Ja! ich glaube, daß er damit den größten Theil des menſchlichen Geſchlechts übertroffen hat. Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Zärtlichkeit, Verſchwiegenheit, Mitleid, Großmuth alles vereinigte ſich in dieſer Tugend. Kurz, er war ein Muſter eines vollkommenen Freundes, und er war zur Ausübung dieſer Tugend, dieſer erhabenſten Freundſchaft gebohren, die ſich nur in den Seelen der edelſten und vollkommenſten Perſonen befindet. Doch ich will aufhören, ſeinen Charakter zu ſchildern; denn aufmerkſame Leſer, wenn ſie ſeine Begebenheiten mit Nachdenken leſen, werden mehr edles darinn finden, als meine Feder, zu entwerfen, geſchickt iſt. Ich eile vielmehr, zum Schluſſe ſeiner Begebenheiten einen Zufall zu erzählen, der mir dieſen treuen, dieſen edlen, dieſen groſſen Freund auf eine beſonders klägliche Art entriß.

Im Anfange des Sept. des 1748. Jahres kam ein Bauerkerl aus ſeinem Gute des Morgens zu ihm, und meldete, es wären ein Mannsperſon und ei-

ne Frauensperſon, von ziemlichen Alter ins Wirthshauß des Dorfes des vorigen Abends gekommen. Sie hätten ſich ſo fort nach dem Herrn von R. erkundiget, und da ſie gehört, daß er allhier auf ſeinem Gute wäre: ſo hätten ſie ihn heute früh gebeten, zu ihm zu gehen, und ihn ihretwegen um ein geheimes Gehör zu bitten. Doch gnädiger Herr! ſetzte dieſer Bauer dazu, ich weiß nicht, was ich von ihnen denken ſoll, ſie ſehen zwar reitlich genung in Kleidern aus, allein es ſind ihre Minen ſo unruhig, als wenn ſie voller Furcht wären, oder eine böſe That begangen hätten. Die Landesſprache verſtehen ſie nicht; ſie müſſen alſo wohl Ausländer ſeyn. Will der gnädige Herr ſie nun ſprechen: ſo will ich ſie herbringen. Der Herr von R. ſtutzte zwar anfangs bey dieſem Berichte; allein da ſein Herz niemals zu einiger Furchtſamkeit geneigt war: ſo befahl er dem Bauer, er ſollte dieſe Fremden nur aufs Schloß und zwar unten in den groſſen Saal führen. In einer Viertelſtunde waren ſie da. Nun war der Saal ſo beſchaffen, daß man von der Treppe, die zu den Zimmern des Herrn von R. führte, alles, was in dem Saale war, überſehen, und auch, wenn man nicht allzu ſachte ſprach, alles hören konnte. Da man ſie nun durch eine andere Thür in den Saal führte: ſo bemerkte der Herr von R. auf ſeiner Treppe, wer ſie waren. Und mit Erſtaunen ſahe er den leibhaftigen **Liſimon**, nebſt ſeiner Frau der **Iſabella**. So unerwartet ihm nun dieſer Beſuch

ſich war, und ſo wenig er urtheilen konnte, was ſie ihm zu ſagen hätten: ſo trug er doch kein Bedenken, ſich ihnen zu zeigen. Doch brauchte er die Vorſicht, ſeinen Schwiegerſohn, der eben gegenwärtig war, rufen zu laſſen, daß er ihm in den Saal folgen ſollte. Sie traten darauf beyde zugleich in den Saal zu den Fremden, die denn ſtutzig wurden, da ſie zwo Perſonen zugleich erblickten.

Mein Herr! redete darauf mein Freund den **Liſimon** an, ſie dörfen nicht ſtutzig werden, daß ſie mich nicht allein finden. Ich will hoffen, daß ſie mir nichts zu ſagen haben, was meinem Schwiegerſohne verborgen ſeyn darf. Nein! Mein Herr! antwortete **Liſimon**, warum ſollte ich darüber ſtutzig werden? Doch wenn ich bitten darf, nur ein ganz geheimes Gehör zu verſtatten: ſo würde dieſe Gefälligkeit alles ſeyn, was ich wünſche. Wenn es die kränklichen Zufällen, denen ich unterworfen bin, erlaubten, allein zu ſeyn, verſetzte der Herr von R. ſo wollte ich ihnen gerne willfährig ſeyn; allein es wäre doch unnöthig, weil ich kein Geheimniß habe, noch eines zu wiſſen verlange, wenn es von der Beſchaffenheit iſt, daß es meinem Schwiegerſohn verborgen ſeyn muß. Daher dörfen ſie mir nur ſagen, was ſie mir zu ſagen haben. Allein werde ich niemand ſprechen. So ſey es denn, war **Liſimons** Antwort, weil ſie itzt ſo vornehm ſind, nicht anders, als ohne Beyſeyn einer andern Perſon, Audienz zu ertheilen. Wiſſen ſie demnach, daß gegenwärti-

ges Frauenzimmer eine Forderung an sie hat, welche von solcher Wichtigkeit ist, daß sie sich so fort erklären müssen, was man von ihnen zu gewarten hat. Nichts! fiel ihm der Herr von R. ins Wort. Nichts haben sie von mir zugewarten. Wollen sie mir allhier auf meinem Schlosse Gesetze vorschreiben? Ja! mein Herr! sagte **Lisimon**, solche Gesetze, die ein ehrlicher Cavalier zu halten schuldig ist. Hier ist eine Verschreibung von 20000. Reichsthaler unter ihrer Hand und Siegel. Ich will daher bitten, solche so fort, weil sie zahlbar ist, zu bezahlen, widrigenfalls muß ich den Weg Rechtens gehen. Nun das gestehe ich, versetzte mein Freund, eine Verschreibung? Seit welcher Zeit habe ich sie denn ausgestellet? und wer hat sie denn von mir erhalten? Es ist dieses gleichviel, sagte **Lisimon**, wenn wir sie nur haben. Kurz! mein Herr! wollen sie bezahlen oder nicht? Gleich soll es geschehen, war die Antwort. Und darauf trat mein Freund zurück, seine Leute zu ruffen. Da nun **Lisimon** vielleicht seine Absicht merkte, zog er unvermerkt ein Terzerol heraus, ergriff meinen Freund beym Arme, hielt es ihm auf die Brust, unter diesen Worten: Geld! oder ich schiesse. Der Herr von R. war aber geschwind, er schlug es mit der andern Hand weg, da es aber indem loß gieng, verwundete es seinen Schwiegersohn in die Seite. So bald der Schuß geschah, liessen die Bedienten in den Saal, und fielen auf die Meuchelmörder loß, und würden sie übel zu-

zugerichtet haben, wenn mein Freund ſie nicht abgehalten hätte. Inzwiſchen ließ er ſie gefangen nehmen, und ſchickte mir eiligſt einen Boten zu Pferde, mit Bitte, ihn ohne Verzug zu beſuchen.

Da aber dieſer brave Herr ſahe, daß ſein Schwiegerſohn verwundet war, erſchrack er ſo ſehr darüber, daß er einen Anfall vom Schlage bekam. Mein Sohn, deſſen Wunde nur leicht war, redete ihm zwar aufs beſte zu, es hätte nichts zu bedeuten, allein alle Vorſtellungen waren vergebens; er war der Meynung, man wollte ihm nur umſonſt Muth machen, und die Wunde wäre gefährlich. Da man nun auch eiligſt einen Wagen in die nächſte Stadt geſchickt hatte, um einen geſchickten Doktor und Wundarzt zu hohlen: ſo fügte es ſich, daß dieſe beyde eben ins Schloß gefahren kamen, als ich in dem Schloßhofe aus meinem Wagen ſtieg. Ich erſchrack bey deren Anblicke nicht wenig, zumal da ich nicht wuſte, was vorgegangen war. Der Herr von R. ſo unpäßlich er auch war, wollte doch keine Hülfe haben, bevor man meinen Sohn verbunden hatte. Inzwiſchen da der Verband geſchahe, erzählte mir der Kammerdiener meines kranken Freundes die ganze Begebenheit. So bald nun mein Sohn verbunden war, und der Herr von R. überzeugt ward, daß die Wunde von keiner Bedeutung wäre, ward er ungemein vergnügt. Er reichte mir die Hand, indem er ſagte: Mein lieber Freund! nun will ich vergnügt ſterben, da

ich weiß, daß unſer Sohn auſſer Gefahr iſt. Darauf ließ er ſich bewegen, ſich eine Ader ſchlagen zu laſſen, und etwas Arzney zu nehmen. Die Aerzte aber waren nicht eben allzu aufgeräumt, als ſie alle Umſtände der Krankheit höreten. Mein Freund, der dieſes merkte, behielt doch ſeine Gelaſſenheit, und bat mich darauf, zu beſorgen, daß er mit mir und meinem Sohne etwas allein ſeyn könnte. Ich ließ ſo fort alle Anweſende abtreten. Darauf bat er mich ferner, die Gefangenen holen zu laſſen. Man brachte ſie, und mein Freund ſagte gar ſanftmüthig zu **Liſimon**: Mein Herr! ob ich ſchon nicht unrecht thäte, wenn ich ſie und ihre Frau, als Meuchelmörder, den Händen der ſtrengſten Gerechtigkeit überlieferte: ſo will ich es doch nicht thun, weil es beſſer iſt, daß ich mein Leben beſchlieſſe, indem ich meinen Feinden verzeyhe. Mein Kammerdiener ſoll ihnen 100. Reichsthaler zur Reiſe auszahlen, nehmet dieſes Geld, und entfernet euch ohne Verzug aus dieſer Provinz. Doch zuvor ſagt mir, was ihr mit der vorgegebenen Forderung haben wollt, und woher ihr dieſe habt, weil ſie doch mir Betrügerey ſeyn kann? Die Gefangenen, auf die ich warlich ſo erbittert war, als ich niemals auf jemand geweſen bin, erſtaunten über ſeiner Großmuth, fielen vor ihm auf die Knie, und **Liſimon** langte einen Zeddel aus der Taſche, überreichte ihn dem Herrn von R. und ſagte: Hier iſt dieſes Papier. Das Erſtaunen über eine Großmuth, die ich nicht verdie-

dienet habe, hemmet mir die Sprache. Ich gehe, indem ich ſolche Empfindungen fühle, die mir ſonſt jederzeit unbekannt geweſen ſind. Mein Freund beſahe das empfangene Papier, und ſagte, indem er es mir überreichte: der Betrug iſt warlich ſo gut ausgeſonnen, daß ich meine Hand würde ſelbſt verkannt haben. Aber, redete er dieſe Böſewichter an, die eben fortgehen wollten: Wartet, damit euch mein Bedienter das Geld bezahle, und euch ſicher aus dieſer Gegend bringen laſſe. Doch ſagt mir erſt, wer dieſe Hand geſchrieben hat? Ich, gnädiger Herr! ſagte **Liſimon**. Ich habe ehmals, ſo wohl in Deutſchland, als in Engelland, ihre Hand gar oft geſehen, und da ich mit leichter Mühe alle Hände nachmalen kann: ſo habe ich gedacht, ich wollte mich mit dieſer Erfindung aus der Armuth retten, in die ich durch meine unordentliche Lebensart gerathen bin. Als ich in Engelland durch den Commandeur **Jennington** auf ein ander Schiff kam, that ich zwar eine glückliche Reiſe, nach meiner Zurückkunft aber überwarf ich mich mit meinem Kapitän, den ich darauf im Zweykampfe erſtach. Ich entkam glücklich, und ſeit der Zeit bin ich als ein Flüchtling überall herumgeirrt, und habe mich mit Spielen ernähret. Da ich aber alt bin, und dieſes Handwerk nicht mehr treiben kann, habe ich dieſes Mittel ergriffen, nachdem ich ſie ausgefragt hatte, um mich dadurch reich zu machen. Leben ſie wohl! Der Kammerdiener kam darauf und gab dieſem Schelme auf neuen

Befehl seines Herrn statt 100. Thaler 100. Dukaten, und brachte sie alsdann in den Schloßhof, worauf sie ein Reitknecht bis über die Gränze bringen mußte.

Mein lieber Freund ward nunmehr immer schlechter. Die Stunde seines Todes näherte sich alle Augenblicke. Er ließ daher seinen Prediger rufen, der sich denn auch so fort einfand. Wir hielten nunmehr eine erbauliche und geistliche Unterredung, und der Patiente bezeigte sich dabey so munter, so gelassen, und so willig zum Tode; daß sowohl der Prediger als ich, uns der Thränen nicht enthalten konnten. Als ich darauf abgetreten war, beichtete er, empfieng das heilige Abendmal, und der Prediger segnete ihn ein. Ich, mein Sohn, und seine Tochter wurden darauf ins Zimmer gerufen. Er reichte uns die Hände, nahm aufs beweglichste Abschied von uns, ließ seine Bedienten vor sich fordern, die sich dann um sein Bette stellen mußten, damit er auch von ihnen Abschied nehmen konnte. Nachdem er sie nun gesegnet, und seinen Kindern bestens empfohlen hatte, ließ er sie abtreten, und nahm darauf nochmals von seinem Schwiegersohne und von seiner Tochter Abschied, und segnete sie. Hierauf verlangte er, mit dem Prediger und mit mir allein zu seyn. Bey dieser Gelegenheit fragte ich den Arzt, was er von der Krankheit hielte? Allein, er zückte die Achseln und gab mir zu verstehen, er glaubte, er werde noch vor Abend sterben.

Als ich nun wieder zu ihm kam, unterredete er ſich mit uns aufs freundſchaftlichſte. Er bat mich wegen ſeiner ehmaligen Fehler tauſendmal um Vergebung, bereuete ſeine Sünden mit Thränen, und da wir ihm nun mit dem gegründeſten Troſte unterhielten, ließ er aufs neue eine auſſerordentliche Freudigkeit blicken, bat den Prediger und mich, mit ihm zu beten, ergriff mich bey der Hand, indem wir zuſammen beteten, und unter dieſem Gebete nahte ſich ſein Tod, ohne daß wir es ſo gleich bemerkten. Da wir ihn aber nicht mehr beten hörten, ſah ich ſeine Augen gebrochen, und in demſelben Augenblicke ſtarb er, ohne daß man die geringſten Schmerzen des Todes an ihm verſpürte. Ich drückte ihm darauf mit groſſer Wehmuth die Augen zu. Rief ſeine Kinder, meldete ihnen den Tod ihres Vaters und meines beſten Freundes. Alsdann ließ ich den Arzt rufen, nahm etwas Arzeney zu mir, verſchloß mich mit dem Prediger in ein Kabinet, wo ich mich mit ihm ſo lange unterhielt, bis ich mich von der groſſen Wehmuth, die mir dieſer Todesfall verurſachte, einigermaſſen wieder erhohlet hatte. Doch was ſage ich, erhohlet? Nimmer werde ich mich davon wieder erhohlen. Das bewegliche Abſterben dieſes innigſt geliebten Mannes ſchwebet mir alle Augenblick vor Augen: und ohngeachtet ich von ihm am liebſten reden mag, ſo kan ich doch niemals ohne Thränen von ihm reden.

Dieſes ſind nun die Umſtände ſeines Todes. Die mir gewiß ſo merkwürdig ſcheinen, daß ich ſie, ſeinen Begebenheiten beyzufügen, für nöthig befunden habe. Man wird daraus dasjenige, was ich an dem Einwurfe ſeines Charakters noch unausgebildet gelaſſen habe, einigermaſſen ergänzen können. Sein Tod iſt mit einer ſolchen Handlung verbunden, die ihn uns als einem wahrhaftig groſſen Mann, als einen wahren Chriſten, und als einen zärtlichen Freund, vorſtellet.

Nunmehro, da ich dieſe Zeilen ſchlieſſe, ſehe ich alle Augenblicke meinem Tode entgegen. Ein Mann von ein und ſiebenzig Jahren, deſſen gröſter Theil ſeiner Jahre eine beſtändige Unruhe geweſen iſt, was hat der anders als den Tod zugewarten? Mögte nur mein Tod auch ſo ſanft und ſo erbaulich, wie der Tod meines Freundes, ſeyn!

Zweyter Anhang
des
Herausgebers.

Es würde unnöthig seyn, den Charakter des Herrn von R. zu entwerfen, da ihn sein **Mentor** der Herr **Siegaard** bereits so wohl geschildert hat; aber dieses wird billiger seyn, wenn ich zur Erläuterung dieser Begebenheiten einige Anmerkungen mache, doch nicht einige dunkele Stellen darinn zu erklären, denn diese finden sich eben nicht darinn, sondern die moralische Absicht dieses Werks in ein besseres Licht zu setzen, als uns bey einem flüchtigen Durchlesen etwa in die Augen fallen mögte. Ferner will ich den alten Herrn **Siegaard**, einigermassen abzuschildern, suchen. Hiernächst will ich erzählen, wie erbaulich dieser alte Herr diese Welt verlassen hat. Ich will aber von diesem letztern Umstande anfangen.

Ich

Ich habe bereits in der Vorrede zum erſten Theile dieſer Begebenheiten geſagt, daß dieſer ehrliche Greis zu der Zeit krank war geworden, als ſeine Schwiegertochter mit einem jungen Sohne in die Wochen gekommen wär, und daß wir ihn, als ich damals nebſt der Familie meines Untergebenen auf ſein Gut kam, bettlägerig antrafen. Die Urſache dieſer Krankheit war die gröſſte Freude über die glückliche Niederkunft ſeiner Schwiegertochter. Ueberdieſes war er ſeit dem Tode ſeines Freundes des Herrn von R. niemals recht friſch geweſen. Dieſer Verluſt hatte dieſen bereits entkräfteten Alten allzuſehr angegriffen, und ihm allerhand bedenkliche Schwachheiten zugezogen, die durch alle angewandte Mittel und durch ſeine, ſich ſelbſt vorgeſchriebene, ordentliche Lebensart nicht zu heben waren, ob er ſchon einige Wochen vor ſeiner letzten Krankheit, vor ſein Alter und vor ſeine Umſtände, ziemlich friſch war. Damals hatte er auch vorſtehenden Anhang, der den Charakter und den Tod ſeines geliebten Freundes betrift, aufgeſetzt. Endlich warf ihn die heftige Freude, über die Vermehrung ſeiner Familie, wieder aufs Bette, und die Kunſt aller Aerzte war unvermögend, ihm wieder aufzuhelfen. Sein Gemüth und ſein Verſtand aber zeigten alle Stärke einer ruhigen Seele, eines vernünftigen Weltweiſen und eines wahren Chriſten. Er unterwarf ſich dem Willen der Schickung auf eine ſo erbauliche Art, daß ſein Beyſpiel uns allen eine Lehre war, wie man recht und wohl ſterben ſoll. Da er

schon lange sich zu seinem letzten Abschiede vorbereitet hatte; ja, da er durch sein ganzes Leben sich bemühet hatte, die Kunst, wohl zu sterben, zu erlernen: so war es ihm auch ein leichtes, sich nunmehr in die unvermeidliche Nothwendigkeit zu finden, der alle Menschen unterworfen sind. Sein Herr Sohn, wie auch der Prediger des Gutes und ich kamen die ganze Zeit nicht von seinem Bette, doch leisteten wir ihm Gesellschaft, nicht darum, um ihn zu trösten, und aufzumuntern, sondern um von ihm selbst getröstet und erbauet zu werden.

Endlich nahete sich des andern Morgens seine letzte Stunde. Zuvor bat er seinen Sohn, ihm seinen Enkel zu bringen, den er noch einmal sehen wollte. Dieses geschah auch, und der alte Herr umfaßte dieses Kind zärtlich, segnete es, und empfahl es der väterlichen Vorsorge seines Vaters. Darauf reichte er uns allen so wohl, als den herbey gerufenen Bedienten, die Hand, wünschte uns alles Gutes, nahm Abschied, und bat uns, ihn zu verlassen. Wir giengen unter häufigen Thränen aus seinem Zimmer, und liessen, auf sein Verlangen, den Prediger bey ihm. Etwa eine halbe Stunde darnach erhielten wir die Nachricht, daß er todt war. Er war mitten unter einer andächtigen Unterredung von der seligen Ewigkeit, die er sich als den sichern Wohnplatz der Ruhe vorstellte, mehr eingeschlafen als gestorben. Man kan sich leicht vorstellen, wie gerührt wir alle waren, insonderheit wie betrübt sein

Sohn

Sohn und dessen Gemahlin darüber wurden, und wie viele Mühe es uns allen kostete, wieder zu uns selbst zu kommen. So war der Todt dieses vortreflichen Mannes beschaffen, der von allen seinen Unterthanen aufs zärtlichste, gleich einem Vater von seinen Kindern, betrauert ward.

Wenn ich nun seinen Charakter schilderen soll, so darf ich nur sagen, daß er der ehrlichste Mann, der zärtlichste Freund, der tugendhafteste Philosoph, ein wahrer Gelehrter und ein vernünftiger und gottsfürchtiger Christ war. Alle diese Eigenschaften flossen in ihm zusammen, und bildeten eine Seele, die nur alle Jahrhunderte einmal gebohren wird. Seine Kenntniß der Welt und seine Klugheit, alles zu begreifen, alles zu beurtheilen, alle Gemüther zu lenken, allen Recht zu thun, ohne jemand oder sich selbst zu beleidigen, sind nicht genug zu bewundern. Dieses sind Eigenschaften, die nur grossen Seelen eigen sind, die aber erst durch die erst bemerkten Eigenschaften ihr rechtes Licht, ihr wahres Leben, erhalten. Ueberdieses war er nachgebend, in keinem Stücke eigensinnig, auch nicht einmal in seinem Alter und in seiner Krankheit. Wahre Beweisgründe, daß er die Herrschaft über sich selbst, und über alle seine Leidenschaften besaß, und jederzeit auszuüben wuste. Niemand konnte sich über ihn beklagen, auch selbst der Lasterhafte nicht; denn auch diesen wuste er in den Bestrafungen mit Liebe, mit Sanftmuth, mit Freundschaft, mit

Groß-

Großmuth und mit lebhafter Ueberzeugung so zu lenken, daß er in sich selbst zurücke kehrte, ihm dankte, und sich besserte. Daher hat man in seinen Gütern niemals von Zank, Streit, Processen, öffentlichen Lastern und Aergernissen und von Missethätern, so lange er lebte, gehört. Alles war sanftmüthig, liebreich, und eine allgemeine Freundschaft und Liebe des Nächsten hatte die Herzen seiner Unterthanen eingenommen. Alle sahen ihn an, als ihren Vater, als ihren Rathgeber, und als ihren lieben Nachbar, dem sie nicht aus Schuldigkeit, sondern aus freyem Willen, unterthänig waren. Daher war auch der Schmerz über seinen Tod allgemein, und darum bedauerten ihn Greise, Männer, Jünglinge, Kinder, Frauen, Jungfrauen, Herren, Knechte und Mägde, einmüthig.

Man wird in diesen Begebenheiten hin und wieder Stellen finden, die seine Klugheit aufs Deutlichste bezeigen. Wie weise führte er sich nicht in seiner Hofmeisterstelle auf! Doch man möchte ihm vielleicht zur Last legen wollen, daß er der unvorsichtigen Heyrath seines Untergebenen in Paris nicht vorgebeuget hat. Allein, man muß bedenken, daß der Herr von R. nicht mehr unter seiner Bothmäßigkeit stand, denn er war bereits mündig, und sie lebten nur als Freunde mit einander, obschon der junge Herr ihn als seinen Mentor beständig ehrte, und betrachtete. Ueber dieses bekam er die Sache nicht eher zu wissen, als biß es vergebens war, ihr Einhalt zu thun.

In-

Inzwischen versuchte er doch alles, was möglich war, ihn davon abzuziehen; allein er richtete nichts aus: alle Vorstellungen, so nachdrücklich sie auch waren, waren nicht vermögend, das von der Liebe eingenommene Gemüth, zurück zu bringen. Er mußte ihm nachgeben, so ungern er auch wollte. Und es war kein geringes Zeichen seiner Mäßigung, daß er das ausschweifende Gemüth, zu einer Zeit, da man ihm so übel begegnete, nicht verließ, und es, da es sich einigermassen besann, aufs neue mit seinem Rathe unterstützte. Und gewiß, hätte der Herr von R. seine Warnungen in Obacht genommen, es würden ihm nicht so viele Unglücksfälle zugestossen seyn. Und ohne die beständige Begleitung dieses vortreflichen Freundes würde es ihn vielleicht endlich sehr schlecht ergangen seyn.

Hiernächst könnte jemand auftreten und sagen; Herr **Slegaard** hätte in die letztere Reise ins Südmeer nicht willigen sollen; zumal da er verheyrathet war, und Familie hatte. Allein, man erwäge die Verbindung, in der er mit seinem Freunde stand, und die älter war, als seine Heyrath, die gewisser massen eine Frucht derselben war, ingleichen, daß ihr Vermögen und ihre Güter ohne Einwilligung beyder nicht zu trennen waren. Folglich war sein Vortheil und der Vortheil seines Freundes unzertrennlich. Ueberdieß war es eine längst unter ihnen ab- und ausgemachte Sache, diese Reise mit einander zu thun. Man urtheile ferner aus dem oft sehr übereilten Betragen des Herrn von R,

ob

ob Herr Slegaard nicht klüglich handelte, daß er mit ihm reiſete; denn, wie vielmal hat er jenen nicht aus der Gefahr geriſſen, und Mann und Volk erhalten? Z. B. auf der Küſte, an welcher ſie, ehe ſie zu den Serukiribanen kamen, landeten; ferner an der Küſte der Südländer, im Sturme, und dann bey dem unvorſichtigen Marſche, den der Kapitän ins Land unternahm, und in den dabey vorgefallenen verſchiedenen Gefechten. Mit einem Worte, der gute Ausgang der ganzen Reiſe war ein Werk, welches durch die Klugheit, Standhaftigkeit und Einſicht des Herrn Slegaards bewirket ward; wie denn ſolches der Herr von R. im Ausgange des neunten Buches ſelbſt bekennet. Kurz, es iſt zu zweifeln, daß der Herr von R. jemals in ſeinen verwegenen Unternehmungen würde glücklich geweſen ſeyn, wenn er von dem Herrn Slegaard nicht wäre begleitet und unterſtützet worden; denn dieſer mußte die Fehler immer wieder gut machen; und ſeine tiefe Einſicht und ſeltenen Gaben waren auch nur allein dazu geſchickt. Doch dieſes wird genug ſeyn, den Charakter dieſes ehrlichen und ehrliebenden Mannes zu erläutern. Ich gehe nun weiter, um in Anſehung der Sittenlehre, noch etwas zu bemerken.

Wer dieſe Begebenheiten nur mit halber Aufmerkſamkeit lieſet, der wird gar bald ſehen, daß überall die Tugend belohnet, das Laſter aber beſtraft wird. Wir ſehen dieſes an der Hauptperſon ſelbſt. Der Herr von R. ſo lange er auf unrechten Wegen gieng, aus einer Ausſchweifung

in die andere verfiel, war immer unglücklich. Ein betrübter Zufall folgte dem andern. So lange ihn die Wolluſt verblendete, ward er auch durch die Wolluſt beſtraft. Weil aber ſein Herz nicht ganz verderbt war, ſondern nur zuweilen von dem Strome der Leidenſchaften hingeriſſen ward: ſo gieng er auch nicht ganz zu Grunde. Er entriß ſich immer durch ſeine innerliche Tugend dem Verderben. Sein Führer, der ihm mitleidig die Hand both, zog ihn verſchiedene male aus dem Abgrunde, der ihn ſchon halb verſchlungen hatte. Unter allen dieſen Ausſchweifungen, bemerkte man inſonderheit denjenigen, in welche er auf der Akademie verfiel. Man wird den laſterhaften **Liſimon** ſehen, wie er im Begriffe iſt, ihn zu beſtrafen; aber er wird errettet. **Liſimon** erſcheinet aufs neue in Engelland; er würde ihn ohnfehlbar ins Verderben geſtürtzet haben, wo ihn nicht die Tugend und die Klugheit ſeines Freundes geſchützet hätte. Endlich muß dieſer **Liſimon** zuletzt noch einmal in einer fürchterlichen Geſtalt auftreten. Aber der Himmel, der das Laſter durch das Laſter zwar öfters verfolget, wird ein reuendes Herz doch niemals verderben. Glücklich iſt derjenige, der endlich, ſo wie der Herr von R. zu einer wahren Erkenntniß ſeiner Laſter und zu einer wahren Reue gelangt, daß er, der in ihm zuweilen hervorglänzenden Tugend, zuletzt den Sieg überläßt, ſeine aufrühriſchen Neigungen, mit denen ſie längſt mit wankelbaren Glücke geſtritten hat, gänzlich zu überwältigen und auszurotten.

Was

Was die Begebenheit mit der Rentmeisterinn betrift: so kan man sagen: daß, weil sie auf unerlaubte Art angefangen war, sie auch unmöglich glücklich ablaufen konnte, ob sie schon beyde, kurz vor ihrer Bestrafung, auf den Weg der Tugend zurück kehrten. Es ward aber zur Bestrafung ein unnützes und lasterhaftes Werkzeug gebraucht, welches bereits zur Strafe reif war, und auch auf diejenige Art umkam, durch welche es seinen Feind stürzen wollte, welcher aber auch dafür genung leiden mußte. Der Verführer, der Frau, unsers Helden, gehet so wie diese auch nicht leer aus. Er findet seine Strafe und die Rache verfolgte ihn auf allen seinen Schritten. Man sehe ferner verschiedene andere lasterhafte Personen als Johannsen und Nerdemi an, welche beyde für ihre vielfältige und erschrecklichen Laster auf eine fürchterliche und erschreckliche Art bestrafet wurden, indem sie durch ein besonders Verhängniß, an einem Orte, wo sie sich dergleichen am wenigsten vermutheten, in einem unterirrdischen Pfuhle ihr Leben beschliessen mußten. Doch ich will aufhören dieses ferner zu erläutern; und diese Beyspiele werden auch genung seyn, die Belohnung der Tugendhaften zu unterscheiden; von denen es überflüßig seyn würde, ausführlicher zu reden. Ich will vielmehr noch ein paar andere Anmerkungen aus dieser Geschichte ziehen, die mir sehr wichtig zu seyn, scheinen.

Die erste betrift die Stelle eines Hofmeisters bey jungen Leuten, die auf Akademien und

auf Reisen gehen sollen. Wie wichtig ist nicht eine solche Stelle, und wie viele Vorsicht haben Aeltern und Vormünder in der Wahl eines solchen Führers anzuwenden. Ein junger Herr, der im Reichthume, im Wohlstande und in einem, seiner Familie gemässen, Range erzogen ist, ist insgemein von der Vortreflichkeit seiner werthen Person so eingenommen, daß er alle andere verachtet, und seinen Hofmeister aufs Höchste, für seinen vornehmsten Bedienten, ansiehet. Aeltern vom Stande gehen ihren Söhnen in dieser schönen Meynung gar oft vor. Kan wohl daraus etwas anders entstehen, als daß der junge Herr, wann er in die Fremde kommt, nach eigenen Gefallen handelt, die Vorstellungen seines Führers verlacht, und ein Leben führet, durch welches er sich seinen künftigen Untergang aufs gewisseste bestimmt? Der Hofmeister, der insgemein arm ist, nur aus Eigennutz ein solches Amt über sich nimmt, ist gezwungen, seinem Junker in allen seinen Ausschweifungen durch die Finger zu sehen, damit er nur einen gnädigen Herrn behält, durch dessen Vermittelung er mit der Zeit ein beständiges Stücke Brod erhalten kann, um das er sich aber gewiß bringen würde, wenn er sein Amt getreu verwalten, und den Ausschweifungen hinderlich seyn, wollte. Es sind also dabey auf allen Seiten so viel Leidenschaften vorhanden, die alle gleichwohl unterdrückt werden sollen, wo der junge Herr ein Verehrer der Tugend und ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden soll; denn auf einer

Sei-

Seite finden sich Hochmuth, Eigenliebe, Wollust u. d. g. auf der andern aber Eigennutz, zeitlicher Vortheil, Bequemlichkeit u. d. g.

Aber was ist in solchen Fällen zu thun? Gewiß nichts anders, als was der Vater unsers Herrn von R. that, als er den Herrn **Slegaard** zum Hofmeister dieses seines Sohnes erwählte. Er sahe nämlich auf wirkliche Verdienste; er suchte folglich einen Mann aus, der die Welt kannte, gelehrt war, Vernunft und Religion besaß, seine Leidenschaften gebändiget hatte, und bey dem die Lebensart die Gründlichkeit seiner Gemüths- und Verstandkräfte und aller seiner Gesinnungen bekräftigte. Sehet! so vorsichtig muß ein Vater oder Vormund in der Wahl eines Hofmeisters handeln. Er sahe zugleich kein Geld an, denn der Eigennutz oder der Geitz würde nur seine Wahl verdorben haben. Ferner muß auch ein Hofmeister vor allen Dingen darnach streben, daß er das Gemüth seines Untergebenen an sich ziehet, daß er sein Herz gewinnt, damit er von ihm geliebet und geehret wird. Dadurch wird er allen seinen Lehren, seinen Unterweisungen und seinen Vermahnungen, ja auch seinen Bestrafungen den Weg bähnen, daß sie nicht auf einen steinigten Acker fallen; sondern, daß sie ihn zur Annehmung und Ausübung der Tugend, zur Ausbesserung des Verstandes und zur Ausübung einer edlen Ehrbegierde anreitzen, von allen Lastern, von aller Faulheit und von aller Niederträchtigkeit aber entfernen.

Die Undankbarkeit der Aeltern und Vormünder verhindert auch oft, daß sie mit aller ihrer Vorsicht eine würdige Person zum Führer ihres jungen Herrn vergebens suchen. Es geschiehet oft, daß ein geschickter Mann als Hofmeister mit einem jungen Herrn in die Welt geschicket wird, wenn er nun einige Jahre mit dieser Verrichtung zugebracht, und Verdruß, Sorge, Unruhe, und allerhand Widerwärtigkeiten mit den unbändigen Gemüthern ausgestanden hat, die er mit der größten Mühe von den Ausschweifungen zurück gehalten, und bey seiner Zurückkunft die Belohnung, die er so wohl verdienet, erwartet: so kehret man ihm den Rücken zu, man lässet es aufs höchste bey leeren Complimenten bewenden, oder man schiebet ihn in eine mäßige Bedienung, die er, um nicht die Gnade seiner Gönner zu verscherzen, nicht ausschlagen kann. Zuweilen muß er wohl gar die Schulden, die sein Untergebener durch unrichtiges Einlaufen der Wechsel, oder durch andere Vorfälle gemacht hat, und für welche er sich verbürgen müssen, bezahlen, und wenn er dann seine Noth vorstellet, so schlägt man ihm die Thüre vor der Nase zu, ohne sich darum zu bekümmern, auf welche Art der ehrliche Mann sich aus seiner Noth retten könnte. Man ist ihm vielmehr nichts geständig, und statt daß er eine Belohnung erhalten sollte, muß er die Schulden seines Untergebenen noch dazu bezahlen. Dergleichen Beyspiele schrecken dann verdiente und geschickte Männer ab, ihre besten Jahre einem so ver-

verdrieslichen Geschäfte zu widmen. Verdiente Belohnungen muntern brave Leute auf, hingegen Verachtung und Undank schrecken sie ab. Und daher geschiehet es, daß oft der Hofmeister eines jungen Herrn sich sehr wenig darum bekümmert, wie er seinen Untergebenen lenken möge. Dieser aber gehet seinen Weg, thut was er will, wird lasterhaft, faul, bleibt unwissend, und kommt zur Schande seiner Familie ins Vaterland zurück, und geräth wohl gar in ein solches Verderben, aus welchem er sich nimmer wieder retten kann.

Hätte der Herr von R. keinen vernünftigen, tugendhaften und weisen Hofmeister gehabt, welchen Unglücke würde er nicht ausgesetzt gewesen seyn? Da er alle seine Güter verlor, wer würde ihn unterstützet haben? Doch ich brauche dieses nicht weiter zu erklären, weil obige Begebenheiten Beweisgründe genug an die Hand geben, wie nöthig ein solcher Hofmeister, als der Herr Slegaard war, einem jungen Herrn ist; denn man siehet durchaus, daß der Herr von R. der Klugheit und der Tugend seines Hofmeisters lediglich sein geruhiges Alter zu danken gehabt.

Die andere Anmerkung betrift eine Wahrheit, die allenthalben aus diesen Begebenheiten hervor leuchtet. Die Menschen sind der Führung eines höhern Wesens als sie selbst sind, unterworfen. Unsere Einsicht ist zu schwach, allemal einzusehen, auf welche Art, wir unser Glück machen können. Eine höhere Hand führt uns oft zu einem Ziele, an welches zuvor niemals gedacht wor-

worden, und worauf unſere Kurzſichtigkeit am wenigſten denken können. Man betrachte dieſe Begebenheiten. Siehet man nicht überall unerwartete Vorfälle, und eine Lenkung der Dinge, die einen ganz andern Zweck zu haben ſcheinen, als hernach der Ausgang zeiget? Wer ſollte gedacht haben, daß der Herr von R. und ſein Hofmeiſter ſolchen Wiederwärtigkeiten würden ausgeſetzt ſeyn, als ſie würklich erfahren? und hätten ſie ſelbſt wohl ehmals gedacht, daß ſie würden in entfernten Meeren dereinſt herumirren müſſen? Wie oft gerathen ſie in ſolche Gefährlichkeiten, daß ſie nur einen Schritt von ihrem gänzlichen Untergange entfernet ſind? gleichwol führet ſie eine höhere Hand daraus. Sie erfahren eine Hülfe, der ſie nicht gewärtig waren. Sie werden gerettet und glücklich. Ich könnte dieſe Anmerkung ſehr erweitern, wenn ich einige Begebenheiten durchgehen wollte. Doch ich will abbrechen, und die Erweiterung derſelben dem Verſtande und dem Nachdenken der Leſer überlaſſen. Ich ſchlieſſe mit dieſer Erklärung, daß ich gegenwärtige Betrachtungen inſonderheit dem Umgange des ſeel. Herrn Stegaards zu danken habe, deſſen Worte ich ſo gar allhier nur wiederhohlet, und einigermaſſen erweitert habe.

E N D E.